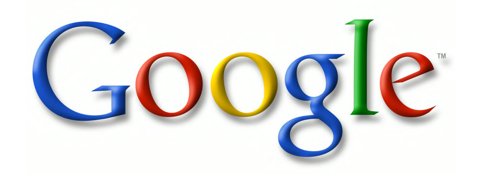
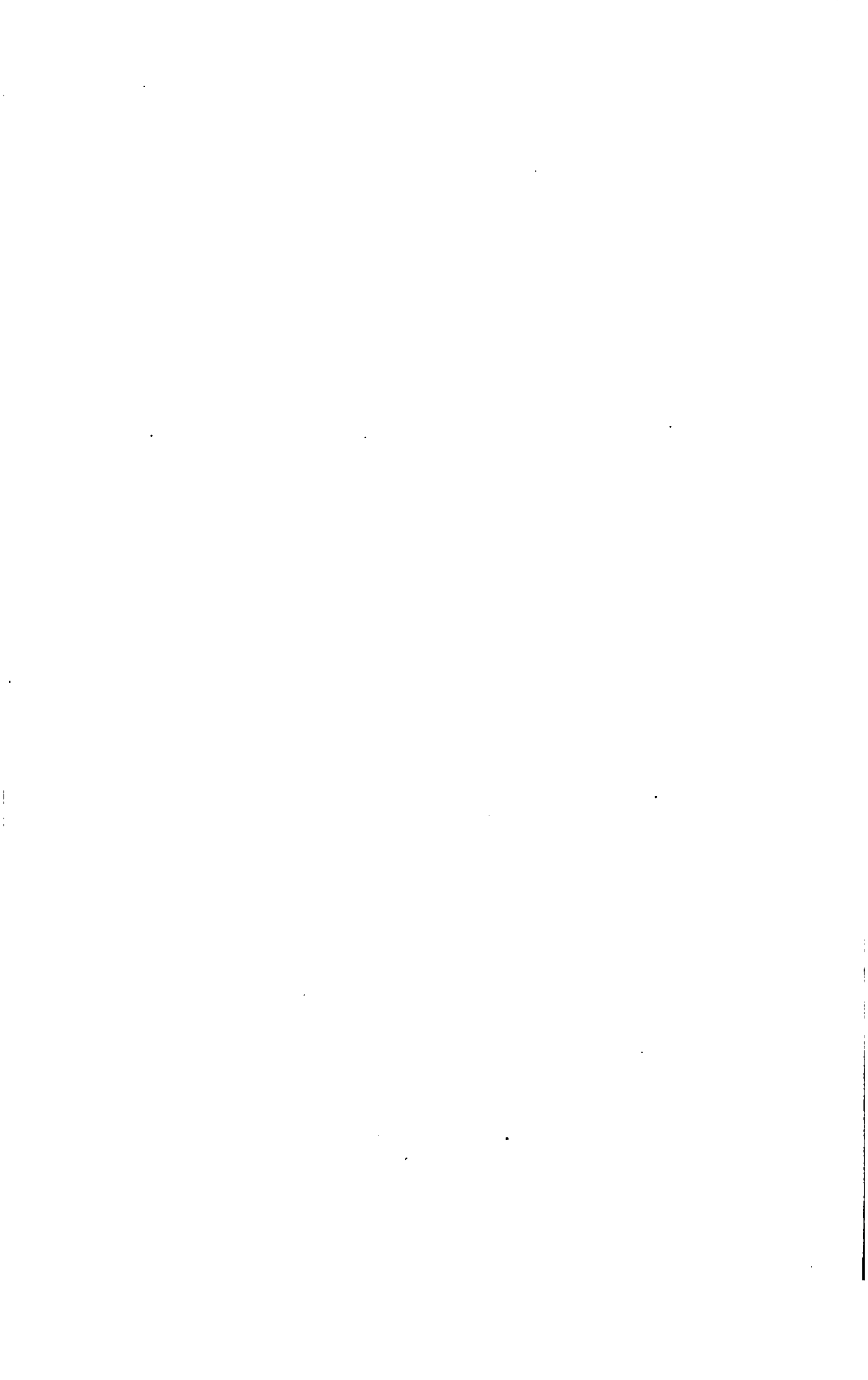





DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.





# Tilly

im

# dreißigjährigen Kriege

von

**Onno Klopp.**

Ne virtutes sileantur.
Tac.

Zweiter Band.

2.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung vor.




Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

# Inhalt.

## Vierzehnter Abschnitt.



## Fünfzehnter Abschnitt.

## Sechzehnter Abschnitt.

## Siebzehnter Abschnitt.

## Achtzehnter Abschnitt.

## Neunzehnter Abschnitt.

## Zwanzigster Abschnitt.



## Einundzwanzigster Abschnitt.

## Zweiundzwanzigster Abschnitt.



## Dreiundzwanzigster Abschnitt.

## Vierundzwanzigster Abschnitt.

## Fünfundzwanzigster Abschnitt.



## Beilagen.



## Vierzehnter Abschnitt.

Schon vor dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark war von der Seite des Kaisers ein Schlag gefallen, den seit Jahren die Gemüther je nach den Umständen mit Furcht und Bangen, oder mit Hoffnung und Freude erwartet hatten. Der Kaiser Ferdinand II. hatte am 6. März das Restitutionsedict erlassen, das Gebot der Rückgabe aller Kirchengüter, die nach dem Passauer Vertrage und wider denselben von protestantischen Fürsten und Obrigkeiten eingezogen waren. Es waren zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, und zwölf Bisthümer, von denen ebenfalls wie jene, viele dem niedersächsischen Kreise angehörten, dazu eine Reihe von Collegiatstiften, Abteien und Klöstern.

Gleich damals haben verschiedene Staatsmänner den Ursprung des Edictes nicht in Wien, sondern jenseit des Rheines bei dem Cardinal Richelieu gesucht. Die Erfahrung lehrt, also lassen sie diesen Cardinal seine Schlüsse aufbauen,[1] daß das Haus Oestreich eine Bestie mit vielen Köpfen ist. Je mehr man es drängt, desto mehr wächst es, und an der Stelle eines abgehauenen Kopfes sprießt sogleich ein neuer hervor. Deshalb muß man des Kaisers Frömmigkeit zu seinem Falle gebrauchen. Man muß die Geistlichen dahin treiben, daß sie die kirchlichen Güter zurückfordern. Ferner muß man das Mitleid des Kaisers erwecken, daß das Kriegsvolk überall so übel hause, daß Wallenstein so absolut dominire, so viel Geld erpresse. Man muß ihn bewegen das Heer ganz oder zum Theile zu entlassen. Alsdann muß bei solcher Schwächung der kaiserlichen Macht der König von Frankreich auftreten, mit Gewalt und Geld je nach den Umständen wirken, bis zu seiner Zeit Religionsfrieden versprechen. Auf solche Weise werden die Protestanten den französischen König lieben und ihm trauen, auch die katholischen Kurfürsten durch den von Trier geneigt gemacht werden. Denn wenn sie nur bei ihren Würden und Einkünften bleiben: so ist es ihnen einerlei, ob sie unter dem Kaiser oder unter dem Könige von Frankreich die Messe lesen. Bayern kann die Kur behalten und das Land ob der Enns. Wenn man es also angreift, die Unzufriedenen an sich zieht: so kann Frankreich zur römischen Königswahl

[1] Khevenhiller XI. 412.

gelangen. Der Kaiser mag den Titel behalten. Die gehorsamen Niederlande müssen sich mit den Holländern vereinigen, und dem Könige von Spanien beide Indien wegnehmen. Damit wäre das Haus Oestreich hin.

Es ist kein innerer Grund vorhanden, der uns nöthigte die Annahme, daß dieser oder ein sehr ähnlicher Gedankengang dem französischen Cardinal Richelieu angehöre, in Zweifel zu ziehen. Daß der Cardinal hier einen andern Maßstab für Wallenstein anlegt, als wir bei dem Schwedenkönige Gustav Adolf bereits kennen gelernt, gibt nur ein Zeugnis ab für den schärfer durchdringenden Blick des Schwedenkönigs. Das Wesentliche der Sache ändert sich dadurch nicht. Es ist nicht bloß möglich, sondern wahrscheinlich, daß Richelieu in dieser Weise mittelbar für das Edict der Herstellung der geistlichen Güter gewirkt und, wie er es nennt, die Frömmigkeit des Kaisers zum Falle desselben zu benutzen gesucht habe. Wenn Richelieu in dieser Weise gewirkt: so hatte er nur nöthig das bereits vorhandene Streben der Fürsten der Liga anzufeuern; denn für diese hing das Restitutionsedict wie eine reife Frucht an der langen Kette der Ereignisse vorher.

Dasselbe wurzelte in dem Religionsfrieden von Augsburg. Es sind hauptsächlich zwei Sätze desselben, die hier geltend gemacht werden: der Satz des geistlichen Vorbehaltes, und der Satz des cujus regio, ejus religio. Der dritte, daß nur die katholischen und lutherischen Reichsstände, nicht die calvinischen des Religionsfriedens fähig seien, tritt zurück. Die Durchführung desselben wird nicht gefordert,[1] nur diejenige der beiden anderen.

Daß man von Seiten der katholischen Fürsten auf diese Sätze zu halten gedenke, lag längst vor Augen. Kursachsen hatte aus diesem Grunde oft und eindringlich die calvinische Partei gewarnt, daß sie nicht durch ungerechtfertigtes Vorgehen die katholischen Fürsten allzustark in die Waffen bringe. Friedrich von der Pfalz und die Anderen hatten in ihrer Gier nach fremdem Eigenthume dieser Warnungen nicht geachtet. Der Erfolg hatte dem entsprochen. Der Kaiser Ferdinand hatte nach dem Siege über Friedrich, über die böhmischen Feudalherren mit ihren Söldnern seine Erblande zur katholischen Kirche zurückgeführt. Er hatte dies gethan vermöge des Rechtes des cujus regio, ejus religio. Ferdinand hielt fest an diesem Rechte. Er hatte eins seiner mit Böhmen vereinigten Erblande, die Lausitz, dem Kurfürsten von Sachsen für die Hülfe im böhmischen Kriege verpfändet. Demgemaß fand Ferdinand es in der Ordnung, daß Johann Georg in der Lausitz das Lutherthum hegte und befestigte. Johann Georg war dort einstweilen der Landesherr: deshalb mußte dort sein kirchliches Bekenntnis gelten. Ja selbst in dem kaiserlichen Erblande Schlesien ging Ferdinand nicht an die Grenze seiner Befugnisse.[2] Die protestantischen Herzöge von Liegnitz, Brieg, Oels und Bernstadt waren nicht unmittelbare Reichsfürsten. Sie erkannten Ferdinand als König von Böhmen für ihren Lehensherrn.

[1] Vergleiche weiter unten Beilage LXI.

[2] K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen VII. S. 140.

Mithin waren sie nicht Reichsstände: nach dem Religionsfrieden von Augsburg stand das Reformationsrecht ihnen nicht zu. Dessenungeachtet beließ Ferdinand sie in demselben. Nach demselben Rechte des Religionsfriedens von Augsburg war Maximilian von Bayern bemüht die Pfalz katholisch zu machen. Er suchte die Universität Heidelberg zu heben im Interesse der katholischen Kirche.[1]

Es ist leicht im Sinne unserer Zeit über dies Bestreben abzuurtheilen. Aber der etwaige Tadel darf weniger den Personen zur Last fallen, als dem Buchstaben, oder wenn man lieber will, dem Geiste des Religionsfriedens von Augsburg. Eher ist der Tadel berechtigt, wenn die Durchführung des schrecklichen Satzes in einer solchen Weise geschah, wie von dem Bischof Franz Wilhelm in Osnabrück, wo eben der feste Druck den Widerstand hervorrief. Andere fingen die Sache milder an, und darum begünstigte sie der Erfolg. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar begab sich nach Wien. Dort verwickelte er sich in Disputationen mit dem kaiserlichen Beichtvater Lammermann. Das Ende derselben war die Katholisirung Johann Ludwigs.[2] Nach seiner Heimkehr eröffnete er seinen Unterthanen, daß er seiner Landespflicht gemäß sie alle zu ihrem wahren und ewigen Heile zu bringen gesonnen sei, weil, wem das Land, auch die Religion zugehöre. Er sagte den reformirten Geistlichen, daß sie nicht bleiben könnten, wie sie seien; doch erbot er sich sie alle mit bürgerlichen Aemtern, folglich mit hinreichendem Unterhalte für Weib und Kinder zu versorgen. Die Akten ergeben,[3] daß der Katholizismus in der Grafschaft Hadamar rasch und nachhaltig angenommen wurde. Der Hauptgrund lag in der Persönlichkeit des Grafen Johann Ludwig, der im wahren Sinne ein Vater seiner Unterthanen war. So klein der Umfang seines Wirkens, so umfassend war sein väterliches Walten. Die Jesuiten, die er berief, wußten sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Sie suchten einen jeden heim in seiner Wohnung, standen ihm zur Seite in Noth und Krankheit, trösteten und mahnten, söhnten langjährige Feinde aus. Sie wurden Allen Alles. Dazu kam der Glanz des katholischen Cultus. Nach wenigen Jahren war Hadamar katholisch geworden ohne Zwang und Drang.

Wir sehen, es ist der Satz des cujus regio, ejus religio, der diesen deutschen katholischen Fürsten nicht bloß als ein Recht, der ihnen nach ihrer Auffassung nach dem Geiste ihres Zeitalters zugleich als eine Pflicht erscheint. Dieser Satz galt für sie, er galt aber zugleich auch in ihren Augen für die Fürsten, die sich zu der Confession von Augsburg bekannten.

Demgemäß hat weder der Kaiser, noch der Kurfürst Max von Bayern in irgend einem protestantischen Lande, das seine eigene Fürsten hatte, die Wiedereinführung der katholischen Religion gefordert. Wir haben gesehen, wie Tilly in Niedersachsen sich bemüht der Lüge des Religionskrieges entgegenzutreten

[1] Beilage LII.
[2] Keller, Drangsale des nassauischen Volkes S. 117 ff.
[3] a. a. O. S. 122.

wie ihm die Landstände dort ihre Anerkennung seines Bestrebens darbrachten. Weder der Kaiser, noch die Fürsten der Liga haben jemals verlangt, daß die Pommern, die Brandenburger, die Meckenburger, die Würtemberger, die Sachsen, wieder katholisch würden. Vielmehr hat der Kaiser das lutherische Bekenntnis, wo es mit Berufung auf den Religionsfrieden von Augsburg zu Rechte bestand, überall geschützt. In denselben Tagen, als schon das Religionsedict ausgearbeitet wurde, reichte die fränkische Ritterschaft eine Klage ein, daß der Bischof von Würzburg sie wider den Religionsfrieden bedränge. Der Kaiser fand die Klage gegründet. Er gebot dem Bischofe die fränkische Ritterschaft bei der Confession von Augsburg ungehindert zu belassen.[1]

Weiter indessen als der Satz des cujus regio, ejus religio griff derjenige des kirchlichen Vorbehaltes, namentlich dann, wenn er in Verbindung trat mit jenem.

Die Fürsten der katholischen Liga, fast sämmtlich Bischöfe und geistliche Würdenträger, hatten sich in den Thatbestand der Aneignung von Bisthümern durch protestantische Fürsten nach dem Passauer Vertrage gefügt; aber niemals hatten sie diesen Thatbestand als rechtmäßig anerkannt. Sie hatten sich gefügt, so lange sie machtlos oder schwächer waren. Nun da sie durch Tillys Schwert stärker waren, als jene, forderten sie Ausgleichung des Thatbestandes mit dem positiven Rechte des Reiches.

Auch das begann nicht erst mit dem Restitutionsedicte. Tilly war im besonderen Auftrage des Kaisers schon 1624 in Halberstadt zu Gunsten einiger katholischen Domherren eingeschritten. Er hatte ferner im besonderen Auftrage des Kaisers 1628 zu Stade den Prämonstratensern das Kloster St. Georg zurückgegeben.[2] Derartige Thatsachen, deren wir auch in anderen Gegenden, in süddeutschen Reichsstädten verschiedene antreffen, waren indessen in Betreff des Ganzen vereinzelt. Erst auf dem Tage zu Mühlhausen sehen wir die Häupter der Liga in geschlossener Einheit mit dieser Forderung vor den Kaiser treten. Wir haben dort sie kennen gelernt mit dem Nachweise ihres positiven Rechtes dazu. Der Kaiser war im Prinzipe der Rückforderung mit der Liga ganz derselben Ansicht, aber nicht über die Verwendung des Wiedergewonnenen. Hier durchkreuzten sich die Ansichten. Wir haben dies an einem Beispiele näher darzulegen.

Sofort nach dem Tage von Mühlhausen im Herbste 1627 erhebt sich eine rege Correspondenz der Brüder von Bayern und Köln über das Erzstift Bremen.[3] Es erhellt daraus, daß der lutherische Erzbischof Johann Friedrich aus dem Hause Holstein zu Mühlhausen Winke fallen lassen, daß er nicht sehr abgeneigt sei sich einen Coadjutor erwählen zu lassen. Das kanonische Recht macht die Möglichkeit einer solchen Wahl abhängig von der freien Entschließung des Inhabers. Die kurfürstlichen Brüder Maximilian von Bayern und Ferdinand von

[1] Khevenhiller XI. S. 476.

[2] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[3] Die Correspondenz größtentheils in Ziffern im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

Köln stimmen überein, daß die geeignete Person zum Coadjutor ihr Vetter, der Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm sein würde. Es kommt nur darauf an, ob auch Tilly geneigt sein werde zur Mitwirkung. Denn Tilly ist in allen solchen Dingen im nordwestlichen Deutschland die wesentliche Person.[1]

Es ist merkwürdig in dieß Verhältnis hineinzublicken. Eben damals beginnt Franz Wilhelm die gewaltsame Reformation in der Stadt Osnabrück. Zur selben Zeit meldet er an Tilly, wie die Brüder von Bayern und Köln auf ihn für Bremen ihr Augenmerk gerichtet. Franz Wilhelm betheuert dem Feldherrn, seine Absicht werde dahin gerichtet sein, daß die uralte katholische Religion, die seit vielen Jahren im Erzstifte Bremen unterdrückt und verächtlich geworden sei, wieder emporgerichtet werde, damit die verführten armen Seelen wieder auf den rechten Weg kommen. Er bittet, daß der Feldherr seinen ganzen Einfluß auf den Administrator Johann Friedrich und das Capitel verwende, um diese Wahl zu ermöglichen.

Wir sehen wie Franz Wilhelm bei Tilly die Absicht der Katholisirung des Erzstiftes Bremen als Grund für seine Wahl geltend macht. Da er Tilly genau kannte, so setzt er voraus, daß dieß Motiv bei dem General wirksam sein werde. Wir haben hier die Grenzlinie zu ziehen, wo Franz Wilhelm und Tilly, die über den Zweck gleichdenkend sind, in Betreff der Mittel sich trennen. Die Bitte wird ausgesprochen im März 1628. Fünf Monate später stellt sich Tilly in Osnabrück den Mitteln Franz Wilhelms entgegen, und benimmt ihnen dort einen guten Theil ihrer bereits erlangten Kraft. Denn diese Mittel dort sind Gewalt, und diese Gewalt will Tilly nicht. Aber der Zweck sagt ihm zu. Er arbeitet für denselben, wenn die Mittel legal sind. Wenn der Erzbischof Johann Friedrich einen Coadjutor wünscht, wenn in Folge dessen das Domcapitel einen solchen erwählt: so ist dieß Verfahren ein gesetzliches und rechtmäßiges.

Tilly unternimmt die Sache. Johann Friedrich ist nicht abgeneigt. Allein ein sehr störendes Hindernis tritt dazwischen. Der Kaiser läßt an Johann Friedrich dasselbe Ansuchen gelangen für seinen Sohn, den jungen Erzherzog Leopold.

Die Angelegenheit spinnt sich noch länger in dieser Weise fort. Der Erzbischof Johann Friedrich, das Domcapitel zu Bremen sind der Wahl Franz Wilhelms geneigt.[2] Denn auch unter dem Capitel sind reichsfürstliche Personen. Sie alle fürchten die überschwellende Macht des Hauses Oestreich; denn gleichzeitig ist der Kaiser auch in anderen Bisthümern für die Wahl seines Sohnes thätig. Wir sehen hier das reichsfürstliche Interesse in Conflict treten mit dem kaiserlichen: es ist der Punkt, wo in dem gemeinschaftlichen Streben für die Wiederbefestigung der katholischen Kirche dennoch die Interessen des Kaisers und der Liga feindlich sich durchschneiden. Tilly steht auf der Seite der Reichsfürsten, und zwar hauptsächlich in seinem Streben für die katholische Kirche. Er wünscht, daß der Papst sich ins Mittel lege. Der Papst möge bei dem Kaiser mit Nachdruck

[1] Beilage LIII.
[2] a. a. O.

geltend machen, daß die Häupter, welche man den Stiftern vorzusetzen gedenke, in denselben anwesend sein müssen.[1]

Die gegenseitigen Bemühungen führten zu keinem Ziele. Max von Bayern stand um des Respektes willen gegen den Kaiser von seinem Plane der Wahl des Bischofs Franz Wilhelm, oder auch eines Prinzen seines Hauses ab. Dagegen erlangte auch der Kaiser nicht sein Ziel. Sein Sohn ward in Bremen nicht, wie er wünschte, zum Coadjutor erwählt. Der Kaiser hoffte für die Erlangung seiner Wünsche hier und an anderen Orten auf den Papst. Aber lag es im Interesse des Papstes eine Reihe von Bisthümern auf den Sohn des Kaisers zu häufen? Hatte Urban VIII. eine Neigung die Kaisermacht, die auch für ihn und seine Stellung in Italien gefahrdrohend werden konnte, noch mehr erstarken zu sehen? Auch er wünschte ein Edict der Restitution. Auch er rieth und trieb dazu. Aber keineswegs war er eifrig die Früchte desselben dem Kaiser zufallen zu lassen.

Das positive Recht der Liga zu der Forderung eines solchen Edictes erscheint unzweifelhaft. Es war gegründet auf den Augsburger Religionsfrieden. Diesem gemäß hätte jede richterliche Behörde im Sinne der Kläger entscheiden müssen.

Allein, wenn auch die Forderungen der katholischen Fürsten noch so sehr dem positiven Gesetze des Reiches entsprachen, hatte darum der Kaiser formell das Recht sie in solcher Weise zu den seinigen zu machen, allein und ohne Beirath der Fürsten und eines Reichstages eine solche tief einschneidende Maßregel zu verkünden? Man hat auf diese formelle Seite oft viel Gewicht gelegt, man hat darin ein großes Unrecht finden wollen. Verhält sich das wirklich so? Der Kaiser sucht im Eingange des Edictes darzuthun, daß er allerdings formell dazu berechtigt sei. Schon 1559 hatte der Kaiser Ferdinand I. eine Klage dieser Art an das Reichskammergericht verwiesen. Die protestantischen Fürsten von damals verlangten die Entscheidung von ihm selbst. Sie hoben hervor, daß die Klage allein aus den schlichten Worten des Religionsfriedens von Augsburg erledigt werden könne. Abermals hatte man 1594 eine solche Entscheidung nur vom Kaiser gefordert, abermals 1613, und zwar jedesmal die protestirende Partei, die damals sich mächtiger fühlte, die eine Entscheidung in ihrem Sinne erwartete. Sollte den katholischen Reichsfürsten nun, da sie mächtiger waren, nicht auch dasselbe verstattet sein, sollten nun nicht ihrerseits auch sie die Erledigung ihrer Beschwerden nur durch das kaiserliche Wort fordern dürfen? — Also erschien es der Liga, also auch dem Kaiser. Und wenn man durchaus die Zustimmung eines Fürstenrathes für nöthig hielt: so war ja eine solche durch die Forderung des Conventes von Mühlhausen bereits gegeben. Dort hatten, wenn man den Kaiser hinzurechnen will, fünf von den sieben Kurfürsten das Edict der Restitution gefordert. Und wenn auch diejenigen von Sachsen und Brandenburg der Forderung nicht beigetreten waren: so hatte man doch auch von einem Proteste ihrerseits damals gegen diese Forderung nichts

[1] Beilage LIV.

vernommen. Wir erinnern uns daran, daß selbst in jener Zeit Johann Georg von Kursachsen dem Herzoge von Würtemberg auf eine Klage solcher Art geantwortet: er könne dem Kaiser das Recht der Entscheidung in solchen Fällen nicht streitig machen. Der Religionsfriede sei klar.

Weder der Inhalt des Friedens von Augsburg, noch das formelle Recht des Kaisers darf, wie uns scheint, in dieser Sache angezweifelt werden. Aber es gab andere höhere Rücksichten, welche dennoch gegen das Edict sprechen: das Gesetz der Geschichte, der Entwickelung der menschlichen Dinge, die Rücksicht auf den Zustand des Reiches und hauptsächlich die Gefahren desselben von außen her.

Ferdinand verlangte nicht bloß das Gutachten der katholischen Kurfürsten von Mühlhausen: er befragte in gleicher Weise auch die Kriegeshäupter. Als das bekannteste dieser Gutächten liegt dasjenige von Collalto vor.[1] Er entgegnete, daß seines Erachtens das Edict zwar gut sei; aber der Ausführung desselben stehe das Bedenken entgegen, ob dadurch nicht große Widerwärtigkeiten, ja gar ein Religionskrieg entstehen könne.

Ein solches Wort Collaltos kann nur diejenigen befremden, welche sich der leider noch so häufigen Vorstellung hingeben, als sei der Krieg damals von den Deutschen als ein Religionskrieg betrachtet worden. Wir haben gesehen, daß dieß nicht geschah. Johann Georg hatte im Beginne des Jahres 1626 entschieden den Religionskrieg verneint; aber er hatte für einen solchen Fall einer allgemeinen Rückforderung der geistlichen Güter allerdings dieselbe Besorgnis ausgesprochen, die wir hier von Collalto vernehmen. Wir haben ferner gesehen, daß je länger, desto entschiedener solche Behauptungen des Dänenkönigs über den Religionskrieg, den er führe, von den lutherischen Corporationen der Landstände und Magistrate Niedersachsens zurückgewiesen wurden. Von dem Edicte dagegen befürchtet nun Collalto die Gefahr, daß es solchen Reden einen wahren oder vermeinten Grund geben könne.

Denn man wird viele Einreden machen, meint er, und Niemand wird anerkennen, daß die Einziehung von ihm so geschehen sei, wie das Edict sagt. Wenn man nun aber sofort die Execution vornimmt, so wird Jedermann klagen: er werde ohne Urtheil dessen entsetzt, was er vor dem Passauischen Vertrage schon gehabt, und es werde ihm mit Gewalt genommen. In solchen Fällen wird er sich darauf berufen, daß er allezeit erbötig gewesen sei das wieder zu erstatten, was er gegen den Religionsfrieden von Augsburg inne habe.

Wir sehen, Collalto nimmt in seinem Gutachten nur Rücksicht auf die Besitzer und Inhaber von kirchlichen Gütern, auf Fürsten und Obrigkeiten. Die weiteren Folgen des Edictes tiefer hinab erörtert er nicht. Und doch sind auch diese gewichtig und schwer.

Die Aneignung der Kirchengüter, der Stifter, der Abteien, der Klöster durch die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten nach dem Religionsfrieden von

[1] Khevenhiller XI. S. 184.

Augsburg war offenbar wider den Wortlaut dieses Friedens. Aber diese Aneignung war geschehen in einem langen Zeitraume von mehr als siebzig Jahren, nicht auf einmal, sondern allmählig und durch die Allmähligkeit fast unvermerkt. Weil sie straflos geschehen war: so hatte sich durch die Gewöhnung in den Gemüthern Vieler die Meinung festgesetzt: es sei also recht. Im Laufe dieser langen Zeit hatte sich mit dem Besitze dieser ehemaligen Kirchengüter nicht bloß ein fürstliches Interesse verknüpft, sondern eine Reihe anderer Existenzen war damit zusammen gewachsen. Der Gedanke, daß dieser Zustand ein unrechtmäßiger sei, wollte den betheiligten Personen nicht mehr in den Sinn. Immerhin mochte man ihnen sagen, daß die Ansprüche der katholischen Kirche rechtlich nicht verjährt seien: in der Volksmeinung waren sie es doch. Die lange Gewöhnung galt ihr für ein Recht. Die Kirchengüter waren, wenn auch zu einem äußerst geringen, kaum nennenswerthen Theile für gemeinnützige Anstalten der Wissenschaft, für Schulen und dergleichen verwendet. Diese liefen Gefahr, wenigstens die Gefahr einer Aenderung. Noch wichtiger war der Religionspunkt. Wo ein Fürst, eine Obrigkeit ein Kloster, eine Abtei sich angeeignet hatte, da war Sorge dafür getragen die etwa abhängigen Menschen dem neuen Glaubensbekenntnisse zuzuführen. Man hat sich oft und leicht der Meinung hingegeben, daß die Aufforderung dazu von Anfang an bereitwillige Folge gefunden. Wir lassen diese Meinung auf sich beruhen; aber gewis und unzweifelhaft war es, daß die Gewöhnung eines Menschenalters in den neu herangewachsenen Geschlechtern die Angehörigen solcher Stifter und Abteien mit den protestantischen Kircheneinrichtungen an vielen Orten fest verbunden hatte, daß um dieser Gewöhnung willen nach der üblichen Weise der Menschen die Anhänglichkeit als eine Ueberzeugung von der Wahrheit derselben erschien.

Diese lange Gewöhnung, dieser lange Besitz sollte nun mit einem Streiche durchhauen werden. Denn also dachte es sich die Furcht und das Mistrauen, das schlimmer war als die Wirklichkeit. Das Restitutionsedict hob so viele Dinge und Beziehungen, welche in siebenzig Jahren langsam und allmählig geworden waren, mit einem Schlage auf. Nicht bloß nannte es dieß in einer langen Frist Gewordene unberechtigt und ungesetzlich: es drohte zu beginnen mit der Execution. An diesem Punkte wurde die Ausführung des positiven Rechtes, welches die Liga von ihrem Standpunkte aus fordern durfte, von dem Standpunkte aus des Oberhauptes im Reiche zu einer Härte, zu einem politischen Fehler.

Und höher noch schwoll von dem Standpunkte des Kaisers aus dieser politische Fehler an durch das Verkennen der Richtung der Zeit, der neuen Entwickelung, die seit der Reformation sich kund gegeben. Es war einer der wesentlichen Grundzüge dieser Zeit die kirchlichen Gewalten aller weltlichen Macht und aller weltlichen Hoheitsrechte zu entkleiden. Einst hatte diese Vereinigung kirchlicher und weltlicher Gewalt sichtbarlich segensreich gewirkt. Nirgends in Europa war eine solche Fülle weltlicher Macht geistlichen Händen anvertraut, wie im deutschen Reiche: nirgends in Europa hatte die allgemeine Cultur, vor

allem des Bürgerstandes sich zu einer solchen Höhe entwickelt, wie in Deutschland. Unter dem Schatten des Krummstabes waren die deutschen Städte emporgewachsen, bis sie reif waren zum selbständigen Leben. Deutschland war reich und blühend durch seine Städte; aber die meisten dieser Städte waren in ihrem Ursprunge bischöfliche, verdankten die Anfänge ihres Wachsens und Gedeihens dem Einflusse der Kirche. Diese Zeit war mit der Reformation dahin. Neue Gestaltungen in Staat und Kirche rangen sich empor. So verzerrt auch oft dieselben ins Leben traten: so geht doch als ein Grundzug das Bestreben hindurch die Kirche zurückzudrängen auf das ihr eigene und zu allen Zeiten unantastbare Gebiet: auf die Sorge für den inneren Menschen. Der Erfolg in vielen europäischen Ländern lehrte, daß dieses Zurückdrängen, mochten auch die Urheber und Thäter desselben moralisch noch so verwerflich, noch so sehr von unedlen Beweggründen geleitet sein, dennoch durch den Erfolg ein gewisses Recht der Geschichte für sich hatte. Der Entwickelungsgang der nördlichen Länder Europas lehrte schon damals zur Genüge, daß mit der Zeit die weltliche Herrschaft geistlicher Fürsten fallen müsse, und zwar fallen müsse zu Gunsten des Königthumes, der staatlichen Einheit. Die Erfahrung unserer Zeit thut zur Genüge dar, daß die intensive Kraft der katholischen Kirche durch den Verzicht ihrer Würdenträger auf weltliche Macht um nichts verloren hat. Damals lag diese Erfahrung nicht in solcher Weise offen. Das positive Recht der Jahrhunderte sprach für die Erhaltung dieser weltlichen Macht geistlicher Fürsten. Allein war es klug, war es dem Gange der Geschichte angemessen das positive Recht, welches frühere Culturzustände mit sich gebracht, nicht bloß erhalten, sondern auch dasjenige davon, was schon der neuen Anschauung zum Opfer gefallen war, noch wieder herstellen zu wollen? Die Herstellung vergangener Culturzustände ist noch nie gelungen.

Dieser andere Gesichtspunkt regte sich in der Partei der Wallensteiner, und trat dort einmal auf eine sehr plumpe und verletzende Weise zu Tage. Ein Commissar Wallensteins, Namens Mezger, warf dem Bischofe von Würzburg und anderen Mitgliedern der Liga ins Gesicht: es werde nicht eher gut, bis man einmal einem Kurfürsten den Kopf vor die Füße lege, den Geistlichen alle weltliche Obrigkeit abnehme, und sie nur geistliche Dinge verwalten lasse gleich den Bischöfen Italiens.[1] Wallenstein gebot sofort dem Collalto diesen Mezger beim Kopfe zu nehmen. Dessen ungeachtet vergaßen die Fürsten der Liga das Wort nicht. „Es steckt ihnen sehr im Kopfe," meldet Pappenheim an Wallenstein.

In Wahrheit hatte Mezger in roher Weise ausgesprochen, was Andere dachten, was namentlich dem Gedankengange Wallensteins selber entsprach. Sein Rath in Betreff des Erzstiftes Magdeburg war sehr ähnlich gewesen. Erwägen wir denselben.

Dort erklärte das Domcapitel den Administrator Christian Wilhelm, den der Kaiser nie bestätigt, im Beginne des Jahres 1628 wegen Felonie gegen

[1] Chlumecky, S. 196.

Kaiser und Reich seiner Würde verlustig. Dieß ging nicht, wie man vielleicht denken könnte, aus einem Streben nach Gunst bei dem Kaiser, oder gar aus dem Drucke der kaiserlichen Waffen hervor; denn das Domcapitel wählte sehr eilig den Prinzen August von Sachsen, den Sohn des Kurfürsten Johann Georg. Der Kaiser versagte dieser Wahl, die nach politischen Rücksichten und nicht den kanonischen Erfordernissen gemäß vorgenommen sei, die Bestätigung und Belehnung. Er dachte auch an Magdeburg für seinen Sohn, den jungen Erzherzog Leopold.

Der Kaiser befragte Wallenstein um ein Gutachten. Wallenstein rieth[1] dem Kaiser die beiden Stifter, Magdeburg und Halberstadt, nach Kriegesrecht zu ergreifen, sie dem Erzherzoge Leopold zu übertragen und für denselben die Huldigung einfordern zu lassen. Wallenstein redet indessen nur von dem weltlichen Besitze. Ueber die kirchliche Verwaltung, und wem dieselbe anzuvertrauen sei, möge der Kaiser selbst entscheiden.

Diese Worte Wallensteins enthalten offenbar das Princip der Säcularisation der beiden Stifter, die Trennung der weltlich fürstlichen von der geistlichen Gewalt.

Hier doch, könnte es scheinen, habe Wallenstein seinen Rath ertheilt nicht im eigenen Interesse, sondern in demjenigen des Kaisers, habe er Sorge getragen für die Kräftigung der Hausmacht desselben. Wir möchten es bezweifeln. Denn Wallenstein fügt sofort hinzu, daß zur Zeit noch, wenn der Kaiser auf diesen Vorschlag eingehe, ein Statthalter in die Stifter nicht gesendet werden könne. Er werde sich mit einem solchen nicht vertragen. Das ist der Gedanke; aber Wallenstein kleidet ihn schmackhafter ein. Wenn der kaiserliche Statthalter und der General, sagt er, Sohn und Vater wären: so würden sie doch nicht zusammen stimmen; denn der General hat den öffentlichen Nutzen, denjenigen des Reiches im Auge, der Statthalter würde nur das Privatinteresse verfolgen. Zur Zeit noch müssen die Einkünfte der Stifter bleiben für das Heer. Wir sehen, der Vorschlag Wallensteins bezweckt nur die Stifter auch ferner für sich und seine Officiere auszunutzen.

Dennoch hätte dieß Gutachten von Wallenstein über Magdeburg der Strömung des Zeitgeistes zugleich, und dem kaiserlichen Interesse entsprochen. Auch hätte sich für ein solches Verfahren eine Rechtfertigung im politisch-nationalen Sinne finden lassen. Die einstigen Vorgänger Ferdinands, namentlich die sächsischen Kaiser, hatten die Lehen des Reiches an geistliche Fürsten vergabt, um an diesen ein Gegengewicht zu haben wider die weltlichen Fürsten. Also lag es im Interesse der kaiserlichen Macht, im Interesse der Einheit der Nation. Nun waren in den bereits protestantischen Stiftern die Grundbedingungen gefallen, unter welchen sie ehemals kirchliche Wahlfürsten gehabt: sie waren nicht mehr katholisch. Sie waren in die Hände der umwohnenden Fürstengeschlechter gekommen: sie dienten diesen zur Stärkung der weltlichen Fürsten und Territorial-

[1] Chlumecky, S. 91. CLXIII. 26. Januar 1629.

herren gegen den Kaiser und die Einheit des Reiches. Wenn mithin die weltliche Macht geistlicher Wahlfürsten zur Stütze des Kaiserthumes sich dort nicht erhalten, oder vielmehr nicht leicht wieder aufbauen ließ: so gebührten im Interesse der kaiserlichen Macht und der Nationaleinheit die bereits erledigten Reichslehen nicht den Territorialherren und Fürstengeschlechtern: sie mußten dem Kaiser und dem Reiche zufallen.

Der Kaiser hegte diese Gedanken nur in so weit, daß er diese Fürstenthümer allerdings seinem Hause zuwenden wollte, aber als kirchliche Fürstenthümer, nicht als weltliche, als säcularisirte. Er wollte den Fortbestand geistlicher Fürsten mit weltlicher Herrschaft, wie die Liga. Er wich darin von der Liga ab, daß diese auf katholischem Boden wieder das reichsfürstliche Interesse vertrat, daß sie die geistlichen Fürsten aus ihren Familien wollte, und nicht aus dem Kaiserhause, viel weniger denn eine Häufung vieler kirchlichen Herrschaften auf das Haupt eines Erzherzoges.

Der Plan einer Säcularisirung auch von katholischer Seite aus, wie die Wallensteiner ihn bei sich verarbeiteten, lag dem Kaiser Ferdinand zu fern. Er war zu solchen Dingen viel zu sehr conservativen Sinnes. Und auch, wenn er es gewollt hätte, er hätte es der Liga gegenüber nicht vermocht. Diese forderte das Restitutionsedict gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg. Ferdinand wollte den Religionsfrieden von Augsburg. Indem der Kaiser gewissenhaft diesen Buchstaben halten wollte, erließ er das Edict nach der Forderung der Liga. Das Bestreben war dasjenige des ehrlichen Mannes, dessen Frömmigkeit, wie Richelieu es nannte, zu seinem Sturze ausgenutzt wird. Denn politisch klug war es nicht. Auch war man sich darüber in Wien völlig klar. Im Januar 1632 hielten die Räthe des Kaisers dem Kurfürsten von Bayern vor: der Kaiser habe durch den Erlaß des Edictes der Forderung der Liga gemäß gehandelt, und nicht nach eigenem Vortheil.[1]

Wie konnte auch das lange verborgen bleiben? Eilf lange Jahre des schauerlichen Krieges hatten die Fürsten des Protestantismus nicht daran gedacht sich als einige Macht zusammen zu schließen, und eine besondere Partei im Reiche zu bilden. Sie hatten mit den Ausnahmen derer, die durch eigene Habgier, oder durch den Einfluß fremder Mächte, durch bestochene Räthe sich hatten verleiten und bethören lassen, treu zu Kaiser und Reich gehalten. Das Restitutionsedict bedrohte sie fast alle, rief in ihnen ein gemeinschaftliches Interesse wach. Der Unmuth über dasselbe war der Same eines Bundes gegen den Kaiser, eines Bundes, dem dann voraussichtlich der Name der Religion nicht fehlen würde. So lange hatten der Kaiser und die Liga mit sorglichem Ernste sich bemüht die Lüge eines Religionskrieges zu entkräften: schienen sie nicht jetzt die Fahne desselben darbieten zu wollen? Denn was doch wußte der große Haufe von der rechtlichen Forderung des Religionsfriedens von Augsburg? Es schlich sich die Meinung ein, das Edict besage, daß fortan Jedermann

[1] Hurter, französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich S. 24.

katholisch werden müsse. Und dieser Glaube fand ja eifrige Prediger, wenn nicht unter den Deutschen selbst, so von jenseit der Ostsee, von wo zwei Augen gierig lauerten, bis für sie die günstige Stunde schlage.

Denn das vor allen Dingen war die eigentliche und wesentliche Gefahr, welche das Restitutionsedict heraufbeschwor, nicht einer eigenen Erhebung der deutschen Fürsten gegen dasselbe, sondern einer Verbindung mit dem Fremden. Es war zu erwarten, daß einer oder mehrere der deutschen Fürsten in dem Hasse, in der Erbitterung darüber, daß man ihnen nehmen wolle, was sie bislang besessen, dieselbe Bahn einschlagen würden, auf welcher in den Tagen des Beginnes der Kirchenspaltung der hessische Landgraf Philipp der Vorgänger gewesen war, daß sie auf die Lockungen der Fremden, der Feinde des Reiches begierig lauschen, daß sie ein Bündnis suchen würden mit dem Auslande. Wie damals Franz I. von Frankreich eifrig die Anträge jenes Verräthers Philipp von Hessen vernommen, für den eine undeutsche Geschichtschreibung den Namen des Großmüthigen misbraucht hat, wie überhaupt die katholischen Könige von Frankreich dem Streben der protestantischen Fürsten von Deutschland nach der Lockerung der Reichsbande den Rückhalt geboten: so durften auch 1629 die hessischen Landgrafen, und wer immer sonst um der Kirchengüter willen, die er bereits hatte oder noch zu haben wünschte, den Weg nach Frankreich einschlagen mochte, einer gleichen Bereitwilligkeit bei dem Cardinale Richelieu gewärtig sein. Und gefährlicher noch als Richelieu drohte der energische, kriegesdurstige König im Norden. Gustav Adolf hatte wiederholt schon verkündet, daß auch er das Banner des Religionskrieges zu erheben Willens sei. Seit dem Jahre 1627 ließ er seine Flugschriften durch das deutsche Reich ausstreuen, daß er der Schützer sein wolle aller derer, die um ihres Glaubens willen verfolgt würden. Er hatte im selben Sinne geredet zu den Bürgern von Stralsund, die von einer Bedrohung ihres Glaubens durch Arnim nichts wußten. Wie aber war es, wenn die Forderung des Restitutionsedictes diesem Vorgeben des Schwedenkönigs einen Schein der Wahrheit lieh?

Das war die wesentliche und eigentliche Gefahr des Restitutionsedictes, daß sie den deutschen Boden abermals lockerte für die Aufnahme der fremden Saat, der Lüge des Religionskrieges. Weder der Kaiser, noch die Fürsten der Liga hatten die Absicht einen solchen Krieg anzuregen. Sie handelten in dem guten Glauben, daß sie nichts forderten als ihr Recht, welches sich gründete auf den Religionsfrieden von Augsburg. Sie hofften die Lage der Dinge so zu finden, daß dieses ihr Recht sich durchsetzen ließe ohne ferneren Krieg und Blutvergießen. In Wahrheit berechtigen die Umstände zu der Annahme, daß ohne fremde Dazwischenkunft ihnen damals dieses gelungen wäre. Eine direkte und unmittelbare Gefahr eines sogenannten Religionskrieges ist aus dem Edicte nicht entsprungen, weder von Seiten der deutschen Unterthanen, noch von denen ihrer Fürsten.

Wir haben dieses näher darzuthun:

Vor allen Dingen ist zunächst wichtig, daß man die Begeisterung, die Opferwilligkeit und Freudigkeit der Menschen jener Zeit nicht höher anschlage,

als wie die Thatsachen dieselbe ergeben. Es sind aus jener Zeit uns der Worte genug und viel erhalten, welche hoch daher fahrend Kunde zu geben scheinen von einer lebenswarmen Begeisterung. Der Maßstab solcher Worte ist ein trüglicher. Wir haben nur nach Thatsachen uns zu richten. Die Zeiten, in denen das Söldnerthum blüht, sind nackt und kalt und arm an aller wahren Kraft.

Die Ausführung des Edictes in Nieder- und Obersachsen links der Elbe ward dem Hoch- und Deutschmeister Hans Caspar von Stadion, dem Bischofe Franz Wilhelm von Osnabrück, und dem Hofrathe Johann von Hyen übertragen.[1] Stadion betheiligte sich nicht. Dafür stand den beiden Anderen der General Tilly, an den sie gewiesen waren, getreulich zur Seite.

Also entsprach es dem Sinne dieses Mannes. Denn Tilly ist eine durchaus conservative Natur. Sein Streben ist immerdar gerichtet auf die Erhaltung, selbst auf die Herstellung des alten deutschen Reiches in seiner Kraft und Herrlichkeit. Er will die Zustände im Reiche erhalten wissen, wie sie sich entwickelt, wie sie die deutsche Nation zur ersten Europas und der damaligen Welt gemacht haben: den Kaiser als das Oberhaupt der Nation nicht bloß dem Namen, sondern auch der That nach, die Fürsten in ihren Rechten, nicht unterdrückt von dem Kaiser, aber ihrerseits mit schuldiger Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser, wiederum die Landstände der einzelnen fürstlichen Territorien, die Magistrate der Städte ungebrochen in ihrer corporativen Kraft. Vor allen Dingen aber die Kirche, unter deren Obhut, unter deren Fürsorge das empor gewachsen war, was Deutschland an geistiger Cultur und Gesittung besaß, möchte Tilly hergestellt sehen in ihrer vollen Bedeutung, nicht durch Gewalt, sondern kraft des vereinbarten Rechtes, das auch gegen den geänderten Thatbestand zur Geltung kommen muß. Tilly tritt den Uebergriffen jeglicher Art entgegen, mögen sie kommen, von wem sie wollen. Indem der Kaiser Ferdinand durch die Häufung von kirchlichen Fürstenthümern auf das Haupt seines Sohnes der Kaisermacht eine neue Stütze geben will, welche sie vorher nicht gehabt, arbeitet Tilly ihm entgegen. Sein Grundsatz in solchen Dingen ist einfach und klar: es ist derselbe Satz, den er dem Bischofe Franz Wilhelm mahnend ans Herz gelegt: der Bischof muß in seinem Sprengel residiren. Wir haben gesehen, wie Tilly in Bremen dem Plane des Kaisers für die Macht seines Sohnes entgegen arbeitet. Es war damals, im Jahre 1628, unter den geistlichen Fürsten das Gerücht, daß der Kaiser für seinen Sohn die Erzstifter Magdeburg und Bremen, die Stifter Halberstadt und Verden bestimmt habe. Ueber Hildesheim, hieß es, wolle er mit Ferdinand von Köln unterhandeln.[2]

Wir haben gesehen, welchen Rath dagegen Tilly an den Papst gelangen läßt. Der Rath fiel auf einen guten Boden. Tilly selbst erhielt zur Anerkennung für seine Dienste von Rom aus im Sommer 1629 den Auftrag einen Bischof

[1] Das Folgende nach den Acten und Protocollen der betr. Commission im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

[2] a. a. O. Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln Februar 1628.

für Verden vorzuschlagen.[1] Tilly wußte, wie auch Verden unter den Bisthümern war, die der Kaiser für seinen Sohn bestimmte. Nicht also dachte Tilly. Seine Wahl fiel auf Franz Wilhelm von Osnabrück. Dieser sträubte sich. Erst nach wiederholter Aufforderung des Feldherrn gab er nach. „Es ist dem guten Alten ja nur um die Kirche und das Gemeinwohl ohne eigenes Interesse zu thun," äußerte sich Franz Wilhelm. Die Bestätigung des Kaisers und des Papstes erfolgte im Januar 1630. Wird man uns entgegen halten, daß diese Handlungsweise Tillys ebenfalls nicht in Einklang zu bringen war mit der Strömung und dem Geiste der Zeit? Immerhin mag es ein Fehler der Einsicht sein; allein es war nicht ein Fehler des Willens.

Tilly stand in dieser Partei, die das Restitutionsedict wollte und betrieb. Von ihrem Standpunkte aus hatte diese Partei, abgesehen von unwürdigen Motiven der Einzelnen, im Großen und Ganzen ein subjectives Recht. Sie hatte es nicht im objectiven Sinne, nicht vor der Geschichte, der Entwicklung der Menschheit. Deshalb drang sie nicht durch mit ihrem Bestreben. Der Fehler der Partei war auch Tillys Fehler. Allein abermals dann erhebt sich die Frage, ob bei der Durchführung dieses Bestrebens auf Tilly ein Tadel fiel, der dem Willen zur Last gereicht, mit einem Worte: ob er unduldsam war.

Auf die Anfrage der Commission um seinen Beistand erwiederte er: er sei schuldig und willig nach äußerstem Vermögen zu helfen, damit dieses Gott wohlgefällige Werk ausgeführt werde.[2] Man wolle vor allen Dingen hier festhalten, daß von einer gewaltsamen Wiederkatholisirung, von einer Forderung dessen an Einzelne oder Viele auch nicht entfernt die Rede sein kann. Die Wirksamkeit Tillys mit den Commissarien beschränkt sich auf die Rückforderung von Gütern, welche gemäß dem Restitutionsedicte, gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg der katholischen Kirche rechtlich zukommen. Die Anwendung dieser Güter jedoch entspricht den Zwecken der Mission, der Wiederbegründung der katholischen Kirche durch Unterricht, Lehre und Beispiel.

Nach dem Rathe Tillys begann die Commission mit dem Erzbisthume oder Herzogthume Bremen. Die Commissarien begaben sich nach Verden und luden dahin die Inhaber der Pfründen und Stifter vor, damit dieselben über die Ansprüche ihres Besitzes sich verantworten. Weder dort, noch anderswo wird den Commissarien der principielle Einwurf entgegen gehalten, daß der Kaiser allein zum Erlasse eines solchen Edictes nicht berechtigt sei. Von protestantischer Seite sucht man darzuthun, daß die Umwandlung des Stiftes, des Klosters bereits vor dem Passauer Vertrage geschehen sei. Der Bischof Franz Wilhelm läßt sich damit nicht abweisen. Er verlangt nach dem üblichen Ausdrucke jener

[1] a. a. O. Der Bischof Franz Wilhelm an den Fürsten von Zollern 25. October 1629. Tilly hat aus sich ihm zweimal den Antrag gemacht. „Sintemal ich dan nit weitter gekont vnd der gute alte allain alles pro Ecclesia et bono publico ohne particular Interesse maint, hab ichs Ihme haimgestelt" u. s. w.

[2] a. a. O. Hyen an Franz Wilhelm 10. August 1629.

Zeit die Accommodation, oder den Verzicht auf die Pfründe, die nur nach den kanonischen Gesetzen der Kirche erlangt und behalten werden könne.

Wir finden merkwürdige Gegensätze neben einander. Es gibt Stifter wie dasjenige St. Ansgarii in Bremen, die äußerlich völlig nach der alten Weise fortbestehen mit derselben Anzahl der Personen, siebzehn Pfründnern und vierundzwanzig Vicarien, mit derselben Vertheilung der Güter, denselben Namen, die von den einstigen katholischen Officien hergenommen sind. Nur das Wesentliche, die Uebung des katholischen Cultus ist gefallen. In gleicher Weise finden wir Klöster. In dem Kloster der adeligen Nonnen zu Osterholz werden die Kinder aufgenommen vom vierten Jahre des Alters an. Sie wachsen dort auf, nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre oder später werden sie an den Altar geführt. Dort spricht man über sie einige Gebete. Das dient zur Einkleidung. Alles Andere, was früher galt, ist vergessen.

Das merkwürdigste Beispeil der Vergessenheit finden wir in Stade. Dort fordern die Franziskaner ihr Kloster zurück. Der Rath der Stadt weiß nichts von einem Franziskanerkloster. Er meint, es sei dort ein solches nie gewesen. Es ist nicht etwa Widersetzlichkeit, die so ihn sprechen läßt. Als die Franziskaner einige Gebäude, die der Rath benutzt, als Theile ihres ehemaligen Klosters bezeichnen, als sie die Lage derselben genau angeben, beantragt der Rath selbst die Nachgrabung nach Fundamenten. Man findet sie, und in gleicher Weise wird der Klostergarten ausgemittelt zum Erstaunen des Rathes und der Bürger, bei denen alle und jede Tradition solcher Dinge untergegangen ist.

Es sind Wenige, die entschieden auftreten. Der Rath von Bremen will sich auf nichts einlassen. Er behauptet, er habe alles zu frommen Zwecken verwendet. Beim Reichskammergerichte werde er Rede stehen, wenn man dort ihn suche. Die Mitglieder des Domcapitels zu Bremen verlangen für sich eine kaiserliche Entscheidung. Sie meinen, es stehe doch dem Bischofe Franz Wilhelm nicht zu sie ohne Weiteres zu entfernen. Das Domcapitel zu Verden erklärt sich bereit zur Accommodation, wenn man es nur gegen den Pöbel schütze. Die Mitglieder des Stiftes Ansgarii in Bremen erheben die Klage, daß ihre Vorgänger nicht freiwillig zum Protestantismus übergegangen seien, daß sie bei der Haltung der Bürger gegen sie nicht anders haben thun können. Andere wieder erklären: sie seien nicht so unterrichtet in Religionssachen, um Rechenschaft zu geben für oder wider; aber sie wollen bei der Augsburgischen Confession leben und sterben, und bitten, daß man sie nicht ins Elend stoße.

Die Stadt Stade mußte ihre sämmtlichen Pfarrkirchen abtreten, weil dieselben ursprünglich geistlichen Orden angehörten. Die Benediktiner hatten dort ihre Abtei mit der Liebfrauenkirche. Sie erlangten sie wieder. Die Prämonstratenser waren bereits im Besitze der zerstörten Kirche St. Georg. Sie verwalteten auch, wie vor Alters den Gottesdienst in den Kirchen Cosmae und Damiani und St. Pancraz. Die Willehadikirche treten sie auf Tillys Vermittelung den Jesuiten ab. Unter dem Geläute aller Glocken, mit dem Ambrosianischen Lobgesange zogen die Jesuiten am letzten Sonntage nach Trinitatis 1629, am

25. November, dort ein. Tilly hielt in feierlicher Parade auf dem Markte. Nur die kleine Kirche St. Nicolai verblieb in der zweiten, oder, wenn man will, der ersten Stadt des Erzstiftes dem Protestantismus. Die Bürger sahen es an und staunten. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß viele unter ihnen die Sache auch mit anderen Gefühlen als denjenigen des Staunens und der Verwunderung betrachtet haben. Erkennbar ist aus den Berichten auch nicht die leiseste Widersetzlichkeit. Den Jesuiten ward zu ihrer Fundation das adelige Nonnenkloster Neuenwalde angewiesen.[1]

Die Vorgänge in den verschiedenen Ländern, in welchen diese Commission waltet, sind einander so durchaus ähnlich, daß die Geschichte des einen Landes auch diejenige des anderen wiederspiegelt. Von einer Gewalt ist selten eine Spur. Man könnte dieß dadurch erklären wollen, daß die Anwesenheit der Truppen der Liga jede Bewegung des Widerstandes von vorn herein niederhielt. Wir wissen nicht, ob das zur Erklärung genügt. Die Berichte melden in jedem einzelnen Falle, daß die Einweisung geschehen sei ohne Lärm und Wirrwarr.

Wir wiederholen es, daß von einem Versuche eines gewaltsamen Eingreifens oder gar einer gewaltsamen Katholisirung keine Rede ist. Nicht dazu war Tilly der Mann. Der Rath von Stade hatte die Kirchen gegeben, jedoch die Einkünfte, die Dokumente darüber hielt er zurück. Die Orden wenden sich klagend und bittend an den General, der sein Hauptquartier in Stade hat, der dort und in der Nähe steht mit ansehnlicher Macht. Tilly erkennt das Recht auf der Seite der Klagenden. Aber wie handelt nun dieser Feldherr in Stade an der Spitze seiner Macht? Er verwendet sich bei dem kaiserlichen Commissar, dem Osnabrücker Bischofe Franz Wilhelm mit einer Fürbitte für die Orden. Franz Wilhelm möge dem Rathe zu Stade befehlen, daß derselbe auch darin seiner Pflicht nachkomme. Franz Wilhelm erließ den Befehl. Der Rath schob die Ausführung hinaus. Tilly griff nicht ein, weil er nach seiner Rechtsanschauung dazu nicht befugt war. Also dauerte es hin, bis die Dinge sich wandten.

Obwohl die Forderung der Conversion an die Anderen nicht erhoben ward, so war es dennoch klar, wohin die Dinge zielten. Jede wieder gewonnene Kirche, jedes Kloster war eine Station der Mission. Und dabei zog man vor allen anderen Orden die Jesuiten heran. Es geschah nach dem ausdrücklichen Willen des Kaisers. Hier mußte sich die Frage erheben, ob der Kaiser dazu berechtigt war. Denn die Rückforderung der Güter konnte dem Rechte nach nicht für die Kirche im Allgemeinen, sondern mußte zunächst für die Orden der Kirche geschehen, welchen früher diese Güter angehört hatten. Der Jesuitenorden hatte in Norddeutschland niemals Güter besessen. Deshalb half man sich damit, daß diese Einräumung nur einstweilen geschehen solle, bis die anderen Orden selbst die Güter forderten.[2] Allein wir sehen die anderen Orden schwere Klagen erheben gegen

[1] Das notarielle Dokument der Einweisung wolle man sehen in der Zeitschrift des historischen Vereines für Niedersachsen. Hannover 1859.

[2] In der Instruction für die Commissare heißt es: biß sich die Orden zu denen solche Clöster gestifftet, selbst darumb anmelden würden.

das Vordrängen der Jesuiten. Man stritt in Schrift und Druck heftig wider einander. Die Jesuiten hatten dabei einen großen Vortheil voraus in der günstigen Meinung des Kaisers und der Häupter der Liga von ihrer Befähigung zum Unterrichte der Jugend, von ihrem Eifer, ihrem Fleiße für den Gottesdienst, der in den Gemüthern der Nichtkatholiken Frucht schaffen werde.[1] Es ist leicht zu erkennen, daß die Jesuiten auf Kosten der anderen Orden unverhältnismäßig begünstigt wurden. Namentlich fand der Antrag zu Ueberweisung dieses oder jenes ehemaligen Frauenklosters an die Jesuiten als Grundlage zu einem Collegium bei dem Kaiser immer bereitwillige Gewährung.

Denn die Entwürfe des eifrigen, rastlosen Bischofs Franz Wilhelm von Osnabrück haben in dieser Beziehung eine außerordentliche Tragweite. Kaum ist er ein Jahr als Executor des Edictes beschäftigt, und schon sind Jesuiten-Collegien in Verden, Stade, Goslar und an anderen Orten in Thätigkeit. Franz Wilhelm weist ihnen der Regel nach zur Fundation ehemalige Frauenklöster an. Seine Plane gehen weiter. Er bemüht sich um das kaiserliche Diplom für seine neue Universität Osnabrück. Er erhält es. Als Mittelpunkt des neu zu begründenden Katholizismus in Niedersachsen ersieht er die Stadt Goslar. Auch Goslar soll eine katholische Universität werden.

Die Berichte des Bischofs über diese Stadt melden den günstigen Anfang des Wirkens der Jesuiten. Man könnte fragen, ob nicht sein eigener Eifer ihm die Sache allzu rosig male. Allein in Goslar liegt die Thatsache einer ganz erheblichen Schenkung des Rathes und der Bürgerschaft zum Zwecke der neuen katholischen Universität vor.[2]

Wir ziehen aus dem ganzen Verhältnisse den Schluß: so unwillig immerhin auch viele Deutsche das kaiserliche Edict der Restitution aufnehmen mochten: so war doch von den Bewohnern der Länder selbst, welche zunächst und hauptsächlich durch dasselbe betroffen wurden, ein Widerstand, eine Erhebung der Unterthanen gegen das Edict, irgend eine Manifestation, die den Namen eines Religionskrieges beanspruchen dürfte, nicht zu erwarten. Wir haben hier hauptsächlich das Erzbisthum Bremen ins Auge gefaßt, wo der Bischof Franz Wilhelm zuerst und am entschiedensten durchgriff. Wir werden später die Frage zu beantworten haben, ob die Bewohner dieses Landes auch selbst nach dem Einbruche des Schwedenkönigs, wo sich ihnen die Möglichkeit einer Erhebung mit Erfolg geboten hätte, den Gedanken eines Widerstandes gegen den Kaiser oder gegen Tilly faßten. Fürerst genügt die Thatsache, daß sie im Jahre 1629 bei der Wiederaufrichtung von Klöstern und Einführung der Jesuiten solche Gedanken nicht hatten. Wenn aber bei den Bewohnern dieser Länder, welche am Restitutionsedicte unmittelbar betheiligt waren, solche Gedanken einer Erhebung, einer gewaltsamen Abwehr der neuen Einrichtungen sich nicht regten, so konnten die-

[1] Beilage LV.

[2] Das Actenstück in der Zeitschrift des historischen Vereines für Niedersachsen. Hannover 1859.

selben um so weniger vorhanden sein bei den Bewohnern der anderen Länder, die nicht unmittelbar betheiligt wurden, in den Ländern derjenigen Fürsten, welche anerkannter Weise vor dem Passauer Vertrage von 1552 den Protestantismus angenommen und demgemäß sofort die Güter der alten Kirche mehr oder minder entschieden säcularisirt hatten. Von einer Gemeinsamkeit der Interessen des Protestantismus bei der Bevölkerung zeigt sich keine Spur.

Also stand die Sache bei den Deutschen, die nicht Fürsten oder in anderer Weise Reichsstände waren. Bei diesen lagen die Dinge etwas anders. Der Stimmführer derselben ist Johann Georg von Kursachsen. Wir haben gesehen, wie er im Beginne des Jahres 1626 öffentlich seine Ansicht durch die deutschen Länder ergehen ließ, daß der Kaiser in Niedersachsen Kirchengüter zurückfordern werde. Mittelbar lag darin eine Anerkennung des Prinzips. Wenn Johann Georg für einzelne Fälle das Recht des Kaisers zugestand: so hatte der Kaiser prinzipiell es in allen. Auch verneinte der Kurfürst damals nicht das Prinzip. Er machte gegen die allgemeine Durchführung nur die politische Unzweckmäßigkeit geltend, weil das einen Religionskrieg nach sich ziehen könne. Ebenso hatte Johann Georg abermals in einer einzelnen Frage dem Herzoge von Würtemberg geantwortet: man könne dem Kaiser die Auslegung des Religionsfriedens nicht streitig machen. Damals noch war Johann Georg für seine Person auf alle Fälle sicher. Seitdem hatten die Umstände sich geändert. Der Kurprinz August war im Anfange des Jahres 1628 von dem Domcapitel in Magdeburg erwählt. Der Kaiser versagte die Bestätigung der Wahl, und ließ seinen eigenen Sohn vom Papste designiren.

Von da an begann Johann Georg zu klagen und zu murren, auch noch vor dem Restitutionsedicte. Sein Hoftheologe Hoe von Hoenegg verfaßte im Namen seines Herrn eine lange Schrift. Er nannte dieselbe die Vertheidigung des evangelischen Augapfels, und schickte sie unter diesem Namen durch die deutschen Länder. Die Schrift verdiente Aufmerksamkeit nicht wegen ihres Inhaltes von Controversen der verschiedenen Lehren, von Gründen und Gegengründen, sondern wegen der geflissentlichen Art und Weise, wie sie ausgesandt wurde. Es geschah auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten von Sachsen, des Hauptes der Lutheraner in Deutschland. Die Schrift war mit Absicht datirt vom Tage Martini 1618. Sie enthielt in sehr starken Ausdrücken das Glaubensbekenntnis des Kurfürsten, in dessen Leibe keine Ader, noch ein Blutstropfen sei, der Liebe und Lust zur sogenannten katholischen oder päpstlichen Lehre trage. Demnach mußte die Schrift betrachtet werden als das Symptom einer Wandlung, die sich bei Johann Georg zu vollziehen begann.

Ein neues Symptom war seine Erwiderung[1] an den Kaiser auf das Restitutionsedict. Er hielt dem Kaiser mahnend vor, daß die Durchführung desselben dem Kaiser größeren Schaden, als den Geistlichen Nutzen bringen werde. Er bestritt das formelle Recht des Kaisers zum Erlasse eines solchen Edictes.

[1] Theatrum Europ. II. 19. Khevenhiller XI. 450. 28. April 1629.

Er erkannte den guten Willen des Kaisers zum Frieden an; aber er meinte, das Mittel, durch welches Ferdinand dem Reiche helfen wolle, sei schädlicher und gefährlicher als die Krankheit, an welcher Deutschland leide. Der Kurfürst für sich bittet um Schutz gegen Gewalt und erklärt, daß er sich dem Edicte nicht fügen werde.

Es war ein merkwürdiger Protest, gerichtet gegen eine Forderung, die der Kaiser nicht erhoben hatte. Ferdinand sicherte vielmehr dem Kurfürsten abermals zu, daß auf ihn das Edict eine Anwendung nicht erleiden solle. Dieselbe Zusicherung machte ihm der Kurfürst von Bayern. [1]

Allein Johann Georg war einmal mürrisch geworden und ließ sich nicht beschwichtigen. Wenn nun in Wahrheit Johann Georg wegen des Edictes der Restitution solchen Kummer empfand, wenn er wirklich meinte, dasselbe müsse zu einem Religionskriege führen, warum denn stellte nicht er selber sich gleich von Anfang an kräftig entgegen, warum nicht führte er, das Haupt der protestantischen Reichsfürsten, diesen Religionskrieg, den er in Aussicht stellte? Er wartete beinahe zwei volle Jahre nach demselben, bis er anfing zu rüsten, nachdem schon der Schwedenkönig ein halbes Jahr auf deutschem Boden stand.

Abermals berechtigt uns das zu dem Schlusse, daß nicht das Restitutionsedict an sich die treibende Wurzel der Verlängerung des Krieges war. Wenn nicht der Schwedenkönig gekommen wäre, so wäre das Restitutionsedict durchgeführt und zwar ohne die sächsischen, oder diejenigen anderen deutschen Länder zu berühren, in denen der Protestantismus durch den Religionsfrieden von Augsburg gesichert war. Dagegen ist bei Johann Georg allerdings das Streben unverkennbar eine Partei der protestantischen Fürsten im Reiche unter seiner Führung zu bilden.

Denn mehr als durch das Restitutionsedict war Johann Georg empört durch Wallensteins maßloses Walten. Mit der katholischen Liga konnte Johann Georg gegen den übergewaltigen Feldherrn nicht zusammenstehen, weil diese ein Heer besaß, das ihrem Worte Nachdruck gab. Johann Georg war wehrlos. Er hätte bei einem Bunde mit den katholischen Fürsten sich von diesen abhängig machen müssen. Aber in dem Widerstande gegen das Restitutionsedict konnte er das Haupt einer neuen dritten Partei werden. Das war der Grund, um dessen willen Johann Georg durch die freundlichen Worte und Zusicherungen des Kaisers, daß das Restitutionsedict Kursachsen nicht betreffe, sich nicht mehr beschwichtigen ließ. Die Gelegenheit war gegeben. Er wollte sie nicht fahren lassen.

Also faßten es die Häupter der Liga auf, die sich im Beginne des Jahres 1629 zu Heidelberg versammelten. [2] Den flehenden Klagen Tillys um sein Heer ward einige Erleichterung dadurch, daß er eine Anzahl in das Bisthum Lüttich verlegte. Es mochte der Infantin nicht lieb sein; aber Tilly bestand darauf; denn Lüttich gehöre zum Reiche und habe schon seit geraumer Zeit sich den

[1] Beilage LVI.

[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 237. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 300.

Lasten desselben zu entziehen gesucht.[1] Ferner erhöhten die Häupter der Liga die Geldbeiträge für das Heer. Aber zugleich hofften und wollten sie Erleichterung des Kriegsdruckes, den die Wallensteiner ausübten. Sie hofften dieselbe von dem Lübecker Frieden, der damals in Aussicht stand. In diesem Sinne reden sie nachdrücklich zu dem Kaiser.

Soll das Reich nicht vollends zu Grunde gehen, melden sie dem Kaiser: so ist mit Herstellung des Friedens nicht länger zu zaudern. Augenscheinlich jedoch bedrohte nicht mehr der Dänenkönig das deutsche Reich, sondern der Feldherr des Kaisers. Deshalb treten die Kurfürsten der Sache näher. Daß der Kurfürst von Sachsen sich weigere, auf einem Convente zu erscheinen, den der Kaiser berufen wolle, davon ist der Grund allein in den Durchzügen und Einquartierungen zu suchen, in der Ertheilung neuer Werbepatente, in der Anweisung von Muster- und Sammelplätzen, die Wallenstein nach eigenem Gefallen anordne. Alle Stände des Reiches beschweren sich darüber, sagen sie, und es ist ein gefährliches Ende zu erwarten. Sie bitten, der Kaiser wolle nachdrücklich einschreiten. Ihre Sprache steigert sich. Sie wissen wohl, erklären sie, daß unter solchen Dingen die Absicht verborgen liege die Kurfürsten ihrer Vorrechte zu berauben, sodann, wenn erst die Frage der Nachfolge auf dem Kaiserthrone erledigt sei, den Krieg fortzusetzen, neue Reibungen mit ausländischen Potentaten oder im Reiche selbst anzuspinnen.

Bei solchen heftigen Worten scheint nur noch zu fehlen, daß die Fürsten der Liga den Kaiser selbst nennen. Und doch war nicht das ihre Absicht. Der Gedanke an einen Bruch mit dem Reichsoberhaupte lag ihnen fern. Nur gegen Wallenstein wendete sich ihr Zorn. Sie wünschten einen Collegialtag der Kurfürsten mit persönlicher Anwesenheit des Kaisers. Sie boten zugleich alles auf, um den Kurfürsten von Sachsen, dessen übele Stimmung in den neuen polemischen Schriften seines Hoftheologen Hoe deutlich zu verspüren war, mit sich und dem Kaiser in gutem Frieden zu erhalten. Darum baten sie den Kaiser: er wolle durch eine eigene Gesandtschaft den Kurfürsten von Sachsen erinnern, daß bei einem Kurfürstentage vor allen Dingen die Friedenshandlung vorgenommen werden solle. Der tiefere Sinn dieser Worte der Bundesfürsten, die nur in Wallenstein den Störer des Friedens erblickten, war der ganzen Sachlage nach nur der, daß sie auf einem solchen Tage in den Kaiser persönlich um Entlassung seines Feldherrn dringen wollten. Sie forderten ferner den Kaiser auf, er wolle Johann Georg von Sachsen versichern, daß man nichts vorhabe, was dem Passauer Vertrage zuwider laufe, daß es auch nicht darauf abgesehen sei die Anhänger der Confession von Augsburg wider den Religionsfrieden zu beschweren. Am Schlusse ihrer Sendung gaben sie noch einmal nachdrücklich dem Kaiser ihre Ansicht zu erkennen. Sie deuteten an, daß die Kurfürsten in die Nothwendigkeit kommen könnten zur Festigung des Friedens im Reiche andere Mittel aufzuwenden.[2]

[1] Villermont II. 411. Nr. 170.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins. S. 301.

Wie sie das verstanden, ergibt sich klar aus einem Befehle an Tilly und die Obersten des Bundesheeres. Mehr als einmal waren den Truppen der Liga durch Wallensteiner die Quartiere weggenommen. So geduldig Tilly war, so war doch wohl auch einmal in ihm der Unwille so mächtig emporgestiegen, daß er bewaffneten Widerstand gebot, bis er dann doch wieder diesen Befehl noch vor der Ausführung zurücknahm. Also war es bereits einmal im Juni 1628 geschehen.[1] Zu Heidelberg trug man Sorge für eine feste Richtschnur in solchen Fällen. Wenn ferner ein solches Verdrängen beabsichtigt werde, lautete die Weisung: so solle man sich von den Wallensteinischen Obersten einen schriftlichen Befehl des Kaisers vorzeigen lassen. In diesem Falle sei zu weichen. Sei aber ein solcher schriftlicher Befehl des Kaisers nicht da: so müsse Gewalt der Gewalt entgegen gesetzt werden.[2]

Der Beschluß mochte noch einen anderen Zweck haben, der aus derselben Besorgnis stammte. Die Absicht Wallensteins das Heer der Liga mittelbar zu Grunde zu richten, trat noch auf eine andere Weise zu Tage. Wallenstein suchte die Officiere der Liga an sich zu locken durch die Aussicht auf reiche Belohnungen. Diese Belohnungen bestanden außer dem höheren Solde, dessen die Officiere unter Wallenstein sich erfreuten, in der Anweisung von confiscirten Gütern. Daß die Güter derjenigen Edelleute, welche in den Raubzügen des Mansfeld, des Christian, im dänischen Kriege die Waffen gegen Kaiser und Reich getragen, verwirkt seien, war die Ansicht nicht bloß des Kaisers, sondern auch der Reichsfürsten. Aber wer hatte das Recht der Einziehung? Wallenstein und seine Partei, der Graf Collalto und der Fürst Eggenberg, behaupteten, daß nur der Kaiser das Recht habe, daß diese Güter das Mittel seien zur Belohnung für verdiente Officiere des kaiserlichen Heeres. Die Reichsfürsten nahmen dieß Recht der Confiscation und Verwendung für sich in Anspruch. Wie keimte aus diesen unseligen Verhältnissen abermals der Streit empor! Denn angenommen auch selbst, daß nur dem Kaiser und nicht den Reichsfürsten das Recht dieser Confiscationen und der Verwendung derselben zugestanden hätte: wo denn waren die verdienten Krieger, welche das Reich geschützt gegen jene Verderber, welche mithin begründeten Anspruch hatten auf einen solchen Lohn? Sie waren nur im Heere der Liga; denn selbst diejenigen, welche mit Wallenstein an der Dessauer Brücke gegen Mansfeld gesiegt, waren nicht einmal mehr da. Sie waren in dem ferneren Feldzuge des Jahres 1626, der das damalige Heer Wallensteins aufrieb, bis auf wenige zu Grunde gegangen. Die Zahl der später Eingetretenen, welche jemals vor dem Feinde des Reiches gestanden, konnte nur gering sein, es wäre denn, daß der Angriff auf Stralsund als ein solcher belohnt werden sollte. Aber Wallenstein erreichte bei dem Kaiser seinen Zweck. Kaiserliche Commissarien durchzogen die deutschen Länder, confiscirten die Güter derer, welche einst die Rauflust verlockt der Werbetrommel des Mansfeld zu folgen,

[1] Beilage LVII.

[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 246.

oder mit Christian von Halberstadt die Wohnungen friedlicher Menschen anzuzünden. [1] Die Commissäre kehrten sich nicht daran, ob die Reichsfürsten schon einmal dieß Strafrecht ausgeübt. Sie confiscirten abermals; denn also ja gebot es Wallenstein durch den Mund des umgarnten, des betrogenen Kaisers. Ausdrücklich sprach Ferdinand es aus, daß er dem Wallenstein diese Güter angewiesen zur Befriedigung der Kriegeshäupter. [2] Diese berechneten die Unkosten ihrer Werbungen, ihren rückständigen Sold. Demnach forderten sie, und Wallenstein gab. Bei diesem Kriegsverdienen gingen die Officiere der Liga leer aus. Also sollte es sein. Um desto eher liefen sie dann über, um etwas mitzubekommen.

Eines Theils in dieser Beziehung, andererseits wegen des Restitutionsedictes beschloß die Liga zu Heidelberg sich im Besitze der eroberten Plätze und Länder zu behaupten und nicht aus den Händen zu lassen, es möge es auch verlangen, wer da wolle. [3]

Das Heer des Bundes bestand damals nach Entlassung zweier schwachen Regimenter aus 9 Regimentern Infanterie zu je 3000 Mann und 40 Compagnien Reiter. [4] Von diesem Heere wurden 15,000 Mann auf Kosten der Bundeskasse erhalten, die übrigen durch die Contributionen der besetzten Länder.

Die Anträge der Liga fanden am kaiserlichen Hofe zu Wien nicht bereitwillige Ohren. Wallensteins Geltung war dort unerschüttert. Als die Abgeordneten des Bundes sich verlauten ließen, daß gegen die Insolenz der Wallensteiner der Bund Hülfsmittel vornehmen müsse, ward der Kaiser selbst ungehalten. [5] Dennoch unterhandelte man. Collalto, das Werkzeug Wallensteins, erwiederte im Namen des Kaisers: das Heer bestehe nur noch aus 105,000 Mann. Aber wozu denn diese Truppenzahl, deren Angabe fünf Jahre zuvor jeden Deutschen, und auch Collalto selbst mit Schrecken und Entsetzen erfüllt hätte? Wir erinnern uns an das Wort Wallensteins zu Collalto im Jahre 1625: der Herr Bruder möge nicht sorgen, das Heer solle nicht stärker werden als 25,000 Mann. Die kaiserlichen Räthe hielten bald den möglichen Krieg mit Frankreich, bald mit den Türken vor. Eine bestimmte Antwort war nicht zu erlangen; aber es leuchtete überall das Bestreben hindurch, daß der Kaiser lieber das Heer der Liga entlassen sähe, als er das Wallensteinische verringern wollte. Wie war bei dem Mistrauen der Fürsten des Reiches gegen Wallenstein daran auch nur zu denken? Das Ergebnis endlich war, daß der Kaiser am 27. Juni 1629 erklärte: sein Heer könne nicht verringert werden; aber er wolle Wallenstein strenge Mannszucht anbefehlen.

Ob Wallenstein darum sich viel kümmerte? Einer seiner Lobredner [6]

[1] Beilage LVIII.

[2] Chlumecky S. 98 Nr. CLXIX mit Beilagen.

[3] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 249.

[4] a. a. O. S. 262.

[5] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 307.

[6] Gualdo Priorato, Storia di Valstain p. 31.

berichtet uns, daß Wallenstein die Befehle des Kaisers oft lächelnd hinlegte, mit dem Bemerken, der Kaiser solle lieber bei seiner Jagd und Musik bleiben, als sich um das bekümmern, was den Krieg und die Soldaten angehe. Der Bitte der Liga gemäß sandte der Kaiser noch im Juni den Grafen Trautmannsdorf an den Kurfürsten von Sachsen mit der Aufforderung, daß Johann Georg sich nicht weigern wolle, einen Convent zu besuchen, wenn der Kaiser denselben ausschriebe.[1] Trautmannsdorf fand den Kurfürsten übler gestimmt als je. Am Tage zuvor, meldete er, habe Wallenstein einen Officier geschickt, ohne die reichsübliche Anfrage und Bitte mit der kurzen Meldung: Wallenstein werde in acht Tagen mit einigen tausend Mann in Eisleben eintreffen. Nicht also, sagte Johann Georg, sei es Brauch und Herkommen im Reiche. Unter solchen Umständen könne er einen Convent nicht besuchen. Er verlangte Abschaffung dieses Druckes.

Durfte der Kaiser dem Kurfürsten Johann Georg seine Misstimmung verargen? Die katholischen Kurfürsten waren nicht minder unwillig als er; aber sie waren doch in einer wichtigen Sache mit dem Kaiser einig, in dem Restitutionsedicte. Für Johann Georg kam dieß als eine neue Quelle des Mistrauens hinzu. Wenn sich auf Wallenstein die geringste Klage eines Religionsdruckes hätte bringen lassen: so hätte das glimmende Feuer zur Flamme ausschlagen können. Zu einer solchen Klage indessen fehlte aller Grund. Man wußte ja, daß Wallenstein selbst in Mecklenburg an eine Ausübung des Rechtes cujus regio ejus religio nicht dachte, daß er das Land lutherisch beließ, wie es war. Es gab vielmehr andere Klagen. Der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Leopold beschwerte sich,[2] daß die Mehrzahl der Officiere in Wallensteins Heere lutherisch oder calvinisch sei, und fügte den frommen Wunsch hinzu: da möge Gott den armen Frauenklöstern helfen! In gleicher Weise klagten die Fürsten der Liga, daß Wallenstein bei Durchzügen durch ihre Länder protestantische Commissarien und Officiere auswähle, deren Abneigung gegen geistliche Fürsten klar am Tage liege.

Wallenstein stand damals nach dem Friedensschlusse zu Lübeck auf dem Gipfel seiner Macht. Im Jahre zuvor hatte der Kaiser ihm Mecklenburg zum Pfande gegeben. Im Frühlinge 1629 drängt Wallenstein den Collalto um das was er die Commutation seiner dama nennt, und verlangt für sich die Privilegien der italienischen Fürsten, also Rechte über diejenigen der deutschen Reichsfürsten hinaus.[3] Es gelingt das alles. Im Juni 1629 spricht der Kaiser ihm Mecklenburg als erbliches Besitzthum zu. Wallenstein verhehlt dabei nicht, daß noch andere Damen ihm im Kopfe liegen. Die damalige Belagerung von Magdeburg, die wir später kennen lernen, die Aeußerungen gegen Collalto[4] lassen fast vermuthen, daß er das Erzstift Magdeburg im Sinne gehabt, wie früher Pommern.

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 312.
[2] Khevenhiller XI. 786.
[3] Man vergleiche die Briefe bei Chlumecky S. 123 ff. S. 128. Nr. CCIV.
[4] a. a O. Nr. CXCIV.

Es erfreut ihn, daß die Magdeburger nicht gutwillig seiner Forderung der Aufnahme einer Besatzung sich fügen; denn nun hat er eine rechtmäßige Ursache sie zu belagern. [1] Der Nutzen davon wird groß sein, meint er. Er bedauert, daß nicht auch Rostock so gethan. Dann hätte er auch diese Stadt zusammenbrechen können. Wir hören ihn reden, als hätte er Magdeburg schon.

Der Friede von Lübeck ist eben geschlossen. Aber Wallenstein braucht zu seinen 105,000 Mann noch neue Truppen. Er hat 15,000 Mann nach Polen geschickt. [2] Denn er hält es für das beste Mittel den Schweden dadurch abzuhalten, daß er dort ihn beschäftigt. Er schickt 17,000 Mann nach den Niederlanden zur Hülfe für die Infantin. Um Magdeburg müssen 5—6000 bleiben, in Pommern, Mecklenburg, der Mark Brandenburg 10—12,000. „Das Uebrige wird können nach Italien gewandt werden. Aber ich muß noch 10—12,000 Mann neu werben." Er schickt auch dem Collalto sein Regiment zu, ohne Pferde, weil er die nicht entbehren könne. Aber woher soll Collalto, der den Zug nach Italien führen soll, die nöthigen Pferde nehmen? Der Rath Wallensteins ist kurz: „Der Herr Bruder mach capite rapite, wie ich im Anfange habe thun müssen." Bloß im Anfange? —

In Deutschland war der eigentliche Kriegeslärm für eine Zeitlang verstummt; aber von den Nachbarländern her wetterleuchtete es herüber zu neuem Brande. Der Cardinal Richelieu war thätig zum Schüren aller Orten. In der Weihnacht des Jahres 1627 starb kinderlos der Herzog Vincenz von Mantua. Sein nächster Erbe war Carl von Gonzaga, der von mütterlicher Seite her zugleich Herzog von Nevers in Frankreich war. Mantua und Montferrat waren Lehen des deutschen Reiches: mithin war es die Pflicht des Carl von Gonzaga und Nevers vor der Huldigung der Herzogthümer an ihn von dem Kaiser die Belehnung zu empfangen. Die Frage, anscheinend unbedeutend, ward dadurch wichtig, daß Nevers im Vertrauen auf den König von Frankreich darum sich nicht kümmerte, daß er es vorzog anstatt wie es dem Rechte nach sich gebührte, ein Lehenmann des Kaisers, ein Vasall des französischen Königs zu sein. Da auch andere Bewerber um das Herzogthum auftraten: so stand es dem Kaiser als Oberlehensherrn zu die Entscheidung zu fällen. Nevers weigerte sich jeglichen Zugeständnisses, weil er Frankreich im Rücken hätte. Sobald der Cardinal Richelieu dort das ausgehungerte La Rochelle bezwungen, stand er am 6. März 1629, am selben Tage, wo der Kaiser das Edict der Restitution erließ, mit dem Könige Ludwig XIII. und einem Heere an dem Passe von Susa. Savoyen mußte mit thun. Die Folge war, daß auch der Kaiser unter Collalto ein Heer nach Italien entsendete. Fortan wüthete auch dort der Krieg. Ein anderes Heer unter Anholt lagerte an der Westgrenze gegen Frankreich.

Das alles hatte Sinn und Grund. Aber nun warb Wallenstein neue Truppen. In denselben Tagen als der Friedensbote die beglückende Nachricht

[1] a. a. O. S. 147. Nr. CCXXVIII.
[2] Chlumecky S. 155. CCXXXIV.

des Abschlusses von Lübeck durch die deutschen Länder trug, erdröhnte rings umher wieder durch Stadt und Land die Werbetrommel der Wallensteiner. Wozu doch wieder war das? Wie mußte da bei den Reichsfürsten der Verdacht aufsteigen, daß Wallenstein im Namen und im geheimen Auftrage des Kaisers Plane hege wider sie! Denn die Vorgänge von Meckleuburg, die Plane auf die Länder Friedrich Ulrichs von Braunschweig, wenn man auch selbst von den geheimen Entwürfen auf Pommern nichts wußte, standen mit drohender Mahnung vor Augen. Auch die Nachwelt hat sich durch den äußern Schein dieser Dinge überreden lassen, als hätte der Kaiser Ferdinand II. aus sich feindselige Entwürfe gegen die Reichsfürsten überhaupt, als hätte er den Plan einer einheitlichen Monarchie nach der Weise Frankreichs gehegt. Und doch haben wir das bestimmte, das ausdrückliche Wort des Kaisers vernommen, seine Weisung in einem eigenen Handbriefe an Wallenstein selbst, daß der Kaiser nicht Willens sei die kaiserliche Macht und sein Haus durch Gewalt gegen die Reichsverfassung zu befestigen. Der Brief beseitigt allen Zweifel an Ferdinand, macht ein Mistrauen gegen den persönlichen Willen des Kaisers geradezu unmöglich.

Aber warum denn duldete der Kaiser nach wie vor, daß Wallenstein um des eigenen persönlichen Vortheiles willen und lediglich darum in solcher Weise das Reich wider den Kaiser erregte, und mit vollen Händen die Saat des Mistrauens aussäete zu späterer bitterer Frucht? Der Kaiser wollte weder die Unterdrückung der Reichsfürsten, noch den ungeheuren Druck, den Wallenstein und seine Schaaren auf die unglücklichen Deutschen übten. Er war dazu, wie Wallenstein ihn wohl einmal nennt, zu gut und zu fromm. Aber warum denn duldete er den Mann, der um für sich zu scharren und zu schinden, von den Fürsten bis hinab zu den Hüttenbewohnern alle Deutsche mishandelte und mit Füßen trat?

Dem Mistrauen, dem herrschenden Charakterzuge jener Zeit, scheint auf der anderen Seite oftmals ein fast unerschöpflicher Vorrath von Vertrauen entsprochen zu haben. Wir haben gesehen, wie Mansfeld, an welchem keine Faser echt und zuverlässig war, dennoch immer wieder Vertrauen fand, wenn nicht bei den erfahrenen Politikern im Haag, so doch bei gekrönten Häuptern. So fand Wallenstein einen reichen, ausgiebigen Schatz bei dem Kaiser. Und dazu hatte er ja dort seine Helfer: den Fürsten Eggenberg, den Grafen Collalto, den Grafen Werdenberg, und wie alle diejenigen hießen, die unmittelbar oder mittelbar in Wallensteins Solde standen. Für Eggenberg und Collalto stand unbedingt das Ohr des Kaisers offen. Es ist möglich, daß auch diese sich selbst täuschen ließen. Denn Wallenstein sagt doch auch nicht zu Collalto, daß er werbe um eigenen Vortheils willen. Er redet bei allem was er thut, beständig von dem Nutzen und Vortheile des Hauses Oestreich. Ging dabei dem Collalto auch nur die Ahnung auf, daß dieses Haus Oestreich einen schädlicheren, einen verderblicheren Diener nie gehabt, als diesen Wallenstein? Er betheuert im Juni 1629: er müsse werben; denn „der Herr Bruder sei versichert, daß große Praktiken gehen unter Allen, und wenn sie die geringste Gelegenheit ersehen, so werden sie

revoltiren.“ [1] Dasselbe versichert er oft und oft. Es ist nicht anzunehmen, daß Collalto unterlassen haben werde diese Ansicht seines Herrn Bruders dem Kaiser eben so häufig vorzutragen.

Der Kaiser scheint solchen Betheuerungen Glauben geschenkt zu haben. Und in Wahrheit gab es doch so manche Vorgänge, welche zum Vortheile der Wallensteinischen Betheuerungen sprechen. Was doch hatte der Kaiser von so vielen Reichsfürsten erfahren? Friedrich von der Pfalz hatte den Kaiser mitgewählt, ihm Huldigung und Eid geleistet, um dann gegen ihn die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Der Markgraf von Baden-Durlach hatte geheuchelt bis zum letzten Augenblicke, und dann die Maske abgeworfen. Wie hatten doch so viele Andere ähnlich gehandelt! Der Kaiser hatte sich Mühe gegeben um die Hansestädte. Diese hatten anfangs entsprochen. Sie waren in guter Correspondenz mit Tilly, und auch Wallenstein fand sie 1626 auf Seiten des Kaisers. Seitdem hatten die Dinge sich gewandt. Die Schuld lag, wie wir in unseren Tagen die Sachen übersehen, offenbar an Wallenstein. Sein maßloses Walten hatte die vorsichtigen, bedächtigen Führer dieser Städte zurückgescheucht. Er griff sie an, eine nach der anderen, belagerte sie, wollte diejenigen, welche in seinem Bereiche waren, Rostock und Wismar durch Citadellen nach seinem Willen zwingen, weil große Städte nichts werth seien ohne Citadellen. Er befiehlt Collalto im Geheimen kaiserliche Schreiben auszuferfigen, die ihn zu Besatzungen an verschiedenen Orten ermächtigen, damit er, wie er sagt, den Herren von Rostock das Facit mache. [2] So kam es denn dahin, daß auch Tilly im Sommer 1629 berichtete: die Hansestädte hielten mit Schweden, wollten einen Religionskrieg erzwingen. Nicht so weit war es gekommen, und wir werden Gelegenheit haben zu ersehen, daß die Hansestädte keineswegs für eine Verbindung mit Schweden an einen Abfall dachten von Kaiser und Reich. Aber gewis und unzweifelhaft war es, daß die frühere Anhänglichkeit sehr gelockert war. Die Thatsache stand vor Augen. Wallenstein und Collalto schoben die Ursache auf das Restitutionsedict. Aber das Edict hatte die Städte noch wenig berührt, irgend welche Gewalt war nicht gegen sie angewendet. Sie hatten andere Gründe.

Aber was denn im Grunde wollte Wallenstein? Wir hören ihn zu Güstrow gewaltige Reden führen. Im April 1629 hat er vor binnen drei Jahren dem Kaiser die Krone von Constantinopel aufzusetzen. [3] Wir haben gesehen, wie nach Wallensteins Berichte Tilly diesem Plane eines Feldzuges gegen die Türken eifrig zustimmt. Wenige Wochen nachher bringt das Gerücht zu Tillys Ohren, daß Wallenstein die Stadt Memmingen in Schwaben als Sammelplatz bestimme, um nach Italien zu ziehen. [4] Man vernahm von den Ufern der Ostsee her das Wort: Rom sei in hundert Jahren nicht geplündert. Es müsse jetzt viel reicher

[1] Chlumecky S. 157. Nr. CCXXXVI. 18. Juni 1629. cf. S. 133. Nr. CCXIV vom 29. Mai.

[2] Chlumecky S. 133.

[3] Chlumecky S. 117. CLXXXVIII.

[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 316.

sein.[1] Eine solche Rede schien auf weitere Plane zu deuten, als die Sicherung der kaiserlichen Hoheitsrechte über Mantua, wegen deren der Kaiser mit Frankreich im Zwiste war. Tilly meldete das Gerücht von Wallensteins neuem Plane dem Kurfürsten von Bayern. Dieser fürchtete andere Dinge, als einen solchen Kriegeszug Wallensteins. Am 9. Juli erging der Befehl des Kurfürsten an Tilly sich bereit zu halten zu sofortiger Verwendung. Dennoch geschah nichts. Wallenstein fuhr fort in Güstrow zu residiren.

Hatte Wallenstein in Wahrheit tiefliegende Plane auf Umstürzung der Dinge in Deutschland, wie die Kurfürsten der Liga sie ihm zuschrieben? Aus seinen Worten, aus seinen Briefen ist ein folgerecht durchgeführter Plan eben so wenig zu entnehmen, wie seine Handlungen die Stetigkeit und Festigkeit der Seele beweisen, die zu solchen Planen erforderlich ist, und die man oft ihm zugeschrieben hat. Er vermißt sich hoch und theuer dies auszuführen und jenes; aber ein bedeutendes Hindernis, ein energischer Widerstand schreckt jedesmal ihn zurück. Er hatte keine Unternehmung anders begonnen als mit der Versicherung und mehr als einmal in vermessenen Ausdrücken, daß er sie ausführen werde. So hatte er geredet über Mansfeld, über Bethlen Gabor, den Dänenkönig, so über die Schöpfung einer kaiserlichen Kriegsflotte, über Stralsund, über Magdeburg, über die Herstellung einer besseren Kriegszucht in seinem Heere. Und keine von allen diesen Unternehmungen hatte er zu Ende gebracht. Suchte er denn nur den Schein der Größe? War er in Wahrheit der, als welchen Gustav Adolf von Schweden ihn bezeichnete:[2] ein Narr? Dann würde die Frage entstehen, wie es möglich war, daß ein Mann, der mit allem gespreizten Wesen, mit allem Stelzengange seiner hochfahrenden Worte, mit allem Flitter und Schein des äußeren Gepränges und der Titel, eine solche innere Hohlheit verband, dennoch nicht auch von Anderen durchschaut wurde, als von dem scharfen Auge des fernen Schwedenkönigs. Nur ein Streben bei Wallenstein ist folgerecht: das Schüren des Mistrauens bei dem Kaiser gegen die Reichsfürsten; denn dieses Mistrauen war die Grundfeste seiner Stellung.

Dagegen verschloß sich auch selbst dieser hochfahrende Mann nicht gegen den Eindruck, den des alten Tilly würdevolle Einfachheit sich erzwang.

Wallenstein gab eben damals, als der Kurfürst Max seinem Feldherrn gebot sich marschfertig zu halten für alle Fälle, einen gewichtigen Beweis dieser Anerkennung. Die Stellung der beiden Feldherren war kein Geheimniß, am wenigsten in den Niederlanden, wo man durch den regen Verkehr über alles unterrichtet war. Dort lebte in Amsterdam ein böhmischer Flüchtling, Namens J. M. Slawata, der dem Pfalzgrafen Friedrich dahin gefolgt war.[3] Sei es aus eigenem Antrieb, sei es durch andere bestimmt, schrieb Slawata von daher an Wallenstein, man wisse von gewichtigen Leuten, die vom Heere Tillys

[1] Aretin, Wallenstein S. 63.

[2] Rommel VIII. 187.

[3] Senkenberg XXVI. 424. Den lächerlichen Irrthum bei Förster, Wallensteins Briefe II. S. 66, hat Hurter aufgedeckt, zur Geschichte Wallensteins S. 324.

gekommen, daß Tilly den Auftrag habe Wallenstein entweder zu ergreifen und ins Gefängniß zu werfen, oder ihn auf eine andere Weise von der Welt zu schaffen. Slawata war bereit darüber mündlich nähere Auskunft zu geben, und nahm die Wahrheit des Gesagten auf sein Gewissen. Wallenstein erwiderte dem Menschen, wie er es verdiente. Er müsse sich verwundern, sagte er, daß Slawata sich mit so kindischen Possen befasse. „Mein Herr, der Kaiser," fügte Wallenstein hinzu, „ist ein gerechter und erkenntlicher Herr, der treue Dienste auf eine andere Art belohnt, als wie Ihr mir schreibt. Dazu ist Herr Tilly ein Cavalier, der es versteht Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umzugehen. Die Herren an dem Orte, von wo ihr schreibt, haben sich von jeher mit lügenhaftem Gewäsche und Praktiken abgegeben. Aber ich lebe der guten Hoffnung, daß auch sie die verdiente Rache treffen werde, und sie werden in kurzem erfahren, ob ich todt oder im Gefängnisse sei, oder nicht. Güstrow, den 20. Juli 1629."

War es dem Wallenstein Ernst mit solchen Planen gegen die Holländer? — Daß ein solcher Gedanke dem Sinne des Kaisers entsprochen hätte, ist unzweifelhaft. „Denn es ist nun einmal weltkundig, sagt[1] Ferdinand am 19. Dez. 1628 seinem Vetter Maximilian von Bayern," daß die Staaten von Holland aller Rebellion, Aufruhrs, Krieges und Uebels, das unserem geliebten Vaterlande, dem heil. römischen Reiche seit zehn Jahren her widerfahren und noch ins Zukünftige zu besorgen ist, die vornehmsten Urheber und Aufwiegler sind. Auch ist keine Hoffnung eines beständigen Friedens zu erwarten, wenn ihnen nicht dermaleinst mit rechtem Ernste begegnet wird."

Der Sinn des Kaisers ist daraus klar, und es bedurfte ja nach den Thatsachen, die seit dem Fenstersturze von Prag uns vor Augen gelegen haben, nicht des spanischen Einflusses, um in dem Kaiser diese Stimmung gegen die Holländer hervorzurufen. Nach jenem Briefe Wallensteins könnte es scheinen, als habe auch er damals ernstlich diese Absicht gegen die Holländer gehabt. Auch er nennt sie wohl einmal destructores regum et principum. Er hat damals allerdings den Plan gehabt eine Diversion nach Friesland zu machen.[2] Tilly weiß dieß am 17. Juli. Er berichtet an diesem Tage seinem Kurfürsten:[3] Wallenstein habe seinen Plan geändert, ziehe nicht mehr nach Italien, sondern auf Anhalten der Infantin zu Brüssel nach Ostfriesland gegen die Holländer. Dennoch schlägt das bald um. Am selben Tage, dem 20. Juli, wo Wallenstein dem Slawata seine Drohung meldet, berichtet er dem Kaiser, daß er dem Willen desselben gemäß nicht nach Friesland, sondern nach Italien das Heer entsenden werde.[4] Daß es überhaupt mit einem Angriffe auf die Holländer ihm rechter Ernst gewesen sei, ist nicht anzunehmen. Denn fünf Wochen zuvor hat er dem Collalto gemeldet: es liege ihm alles daran, daß Spanien mit Holland zum Frieden

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück.
[2] Man sehe die Briefe bei Chlumecky S. 163. Nr. CCXLIV.
[3] Westenrieder, VIII. 170.
[4] Chlumecky S. 166. CCXLIX.

komme. Man müsse nur die Spanier recht dazu ermahnen, und er seinerseits wolle den Holländern rechte Furcht einjagen. Gelinge dieses, dann sei das Haus Oestreich alleinherrschend zum Trotze der ganzen Welt.[1] Es ist merkwürdig von einem Manne in solcher politischen Stellung derartige Worte zu vernehmen. Wir werden nachher zu ersehen haben, daß nicht von dem guten Willen der Spanier der Friede abhing, daß die Holländer aus guten Gründen den Krieg fortsetzten, weil sie beim Kriege gewannen und beim Frieden verloren.

Wir wiederholen: es ist schwer bei Wallenstein ein festes Prinzip, einen festen Plan seines Handelns zu entdecken.

Bei Tilly dagegen sehen wir mit stäter Folgerichtigkeit den Gedanken festgehalten, daß nur ein Angriff auf die Holländer das Uebel an der Wurzel treffen werde. Demgemäß treten die Vorschläge dazu, die den andringenden Bitten der Spanier und der Neigung des Kaisers entsprechen, auf jedem Bundestage der Liga neu wieder auf, um jedesmal dasselbe Ende zu finden. Die Liga war ein conservativer Bund. Sie wollte erretten und erhalten, aber nicht eher als im Falle eines wirklichen Angriffes mit den Waffen sich vertheidigen. Die Fürsten der Liga selbst sagen: es sei weltkundig, daß die Generalstaaten, wie auch der Kaiser noch neulich dargethan, dem Reiche großen Schaden und schweres Ungemach zufügen, daß fast alle Unruhe desselben von Holland aus geweckt oder genährt werde. Sie sehen voraus, daß dieß auch in Zukunft so bleiben werde. Aber Spanien habe die Last dieses Krieges mit etlichen hundert Millionen nicht erheben können, meinten die Fürsten der Liga:[2] was denn vermöchten sie? Dabei sahen diese Fürsten die Dinge so an, als sei den Generalstaaten daran gelegen, daß es zu offenem Kriege komme. Sie sprachen ihrem Feldherrn das Vertrauen aus: er werde sich nach wie vor so verhalten, daß die Holländer keine öffentliche Feindseligkeit, noch einen Bruch der Neutralität daraus erzwingen könnten. Die Sache lag wesentlich umgekehrt. Nicht die Liga und das deutsche Reich hatten den Vortheil von der verkappten Neutralität, sondern die Holländer. Die Frage des Krieges war im Saale der Generalstaaten oft genug erwogen, und dann jedesmal dahin entschieden, daß man sich besser stehe bei der Neutralität.

Tilly wußte und durchschaute das alles, und wünschte darum offenen Krieg. Seine Kriegsherren vertrauten der Discretion des Mannes, dessen wahre Gesinnung ihnen kein Geheimnis war: er werde sich mit solcher Dexterität benehmen, daß es nicht zum offenen Kriege komme.[3] Der alte Feldherr gehorchte.

Das Vertrauen der Fürsten der Liga zu der wandellosen Rechtlichkeit dieses Mannes ist geradezu ein unbedingtes. Wir sehen damals einige Mitglieder des Bundes verlangen:[4] sie wollten statt des Geldes, welche sie für die Bundeszwecke zahlten, lieber eine verhältnismäßige Anzahl des Kriegsvolkes verpflegen. Das

[1] Chlumecky S. 144. 8. Juni 1629.
[2] Theatrum Europ. I. 1315.
[3] Theatrum Europ. II. 52.
[4] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 242.

Verlangen war ein merkwürdiges Zeugnis für die Disziplin im Bundesheere. Man verwies solche Mitglieder an den Bundesobersten, den Kurfürsten Max, und dieser wiederum an den Feldherrn, der allein entscheiden könne. Andere wollten Naturalien liefern statt des Geldes. Auch das ward ihnen zugelassen, doch unter der Bedingung eines mäßigen Anschlages. Die Feststellung desselben kam wiederum dem Feldherrn zu. Die Fürsten des Bundes fügten sich in seine Entscheidung, und vergebens sieht man sich um nach einer Klage gegen ihn. Wie einst Aristides von Athen, so stand dieser alte Mann da in seiner Gerechtigkeit rein und fleckenlos. Doch vielleicht besaß er noch andere Eigenschaften, die ihn emporheben über den Griechen Aristides. Wir haben ihn zu begleiten bis an sein Ende.

Aus derselben Wurzel entsprang fort und fort das gleiche Benehmen Tillys in seinem Verhältnisse zu Wallenstein. Wessen sich früher oder später das deutsche Reich von dem Schweden Gustav Adolf zu versehen, lag Tilly längst offen vor Augen. Im Juli 1629, zur selben Zeit, wo er jenen zuvor besprochenen Brief des Schwedenkönigs erhielt, meldet Tilly dem Kurfürsten Max, daß Schweden je länger je mehr sich zum Kriege rüste.[1] Er wußte dieß aus seiner nächsten Nähe; denn die Holländer hatten dem Schweden die Stadt Emden, welche sie nach wie vor besetzt hielten, zum Werbeplatze eingeräumt. Dort auf deutschem Reichsboden unter dem Gesindel, das zuhauf strömte in einer deutschen Handelsstadt, warb der Oberst Dietrich von Falkenberg für den Schweden die Regimenter, deren sich dieser zum Kriege gegen das Reich bedienen wollte.[2] Tilly wußte es. Er macht dem Rathe der Stadt harte Vorwürfe, ob es recht sei also einem fremden Könige Vorschub zu leisten.[3] Der Rath entschuldigt sich. Zur Zeit sei ja nicht der König von Schweden ein Feind des Kaisers. Was auch sollte der Rath antworten? Nicht er ja gebot in der eigenen Stadt, sondern die Holländer.

Diese Gefahr vor dem Schweden lag offen vor Augen. Wallenstein fürchtet im September 1629 eine Landung des Schweden mit starker Macht in Stralsund, und bittet in diesem Falle bei Tilly um das Regiment von Pappenheim zur Hülfe.[4] In solchem Augenblicke vergißt Tilly alle Kränkungen der langen Jahre. Obwohl er selbst von Westen her auf einen Angriff immer gerüstet sein muß, ertheilt er sofort an Pappenheim den Befehl, auf das Begehren Wallensteins mit sieben oder acht Compagnien zu Hülfe zu eilen, und die Anordnungen desselben auszuführen. Nicht also entsprach es damals dem Sinne des Kurfürsten Max. Sein Unwille über Wallenstein schwoll täglich höher empor. Er erließ sogar am 2. October an Tilly das Gebot: sollte Wallenstein Hülfe gegen den Schwedenkönig begehren: so habe Tilly dieselbe unter bestmöglicher Entschuldigung abzuschlagen.[5]

[1] Westenrieder, VIII. 170.
[2] Beilage LIX.
[3] Der Briefwechsel im Archive des Rathhauses zu Emden. cf. auch Chlumecky S. 185.
[4] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 434.
[5] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 317.

Tilly sah ab von der Person; er kannte nur die Sache: die Vertheidigung des deutschen Reiches und der Nation mit gemeinsamer Kraft gegen jeden fremden Eindringling. Der Kaiser ertheilte damals Wallenstein den Auftrag, sich mit Tilly über einen Vertheidigungsplan zu besprechen.[1] Wallenstein entwarf einen solchen und ließ ihn durch Pappenheim dem Mitfeldherrn zustellen, der damals noch in Stade verweilte. Tilly lobte den Plan. Er versprach seinerseits sich demselben in aller Beziehung gemäß zu verhalten.[2] Es ist die Frage, ob ein alter sieg- und ruhmgekrönter Feldherr weiter gehen konnte. Und dennoch ging Tilly noch einen Schritt weiter. Er besprach sich mit Pappenheim, der längst zu Wallenstein hinneigte, offen und gerade über das Mistrauen. Tilly erklärte, die Grundlage aller Erfolge für die gemeinsame Sache und das Wohl der Christenheit sei Vertrauen zwischen dem Kurfürsten von Baiern mit den anderen Bundesfürsten und Wallenstein. Man muß in ein Horn zusammenblasen, drückte Tilly sich aus. Dies könne leicht geschehen, meinte er, wenn nur Wallenstein dazu sich geneigt erwiese. Pappenheim glaubte die Bereitwilligkeit desselben dazu versichern zu dürfen.

Tilly blieb nicht bei diesem Anerbieten an Wallenstein stehen. Er sprach sich vierzehn Tage später, am 6. November 1629, ganz in derselben Weise gegen den Kurfürsten von Mainz aus. Ringsum gestalte sich alles feindlich, meinte er. Darum bat er um eine neue Zusammenkunft der Fürsten und bot an selbst zugegen sein zu wollen, um die Misverständnisse, die zwischen seinen Kriegsherren und Wallenstein obwalteten, aus dem Wege zu räumen, und ferner mit Wallenstein und dem Kaiser gute Vertraulichkeit zu stiften, damit beide Armeen zu gemeinsamem Wirken vereinigt würden. Tilly berief sich auf die Aeußerungen kaiserlicher Räthe und Offiziere, daß der Herzog von Friedland zu allem Guten sich werde willfährig finden lassen.[3] Auch dem Kaiser werde eine solche Zusammenkunft eher lieb als leid sein.

Fassen wir die Lage der Dinge zusammen. Seit dem Jahre 1625, wo Tilly bis dahin alleiniger General zugleich des Kaisers und der Liga sich Hülfe von dem Kaiser erbeten, hatte der Führer dieser Hülfe beständig sich ihm vorgedrängt. Tilly hatte Siege errungen, Wallenstein für sich persönlich die Früchte dieser Siege gepflückt und sich das Ansehen gegeben, als seien die Siege sein Werk. Tilly kannte nur die Sache. Ihm lag nichts daran, ob ein Anderer sich den Ruhm hinwegnahm, wenn nur die Sache selbst geschehen war. Er selbst sprach nach jedem Treffen diesem oder jenem seiner Unterfeldherren das Verdienst desselben zu. Er war ja doch der Anerkennung seines Kurfürsten Max, des unbedingten Vertrauens desselben sicher. Immerhin also konnte der Greis, der im langen Leben den schönsten Sieg des Menschen, die Beherrschung der eigenen Leidenschaft zu erringen bemüht gewesen war, seinem jüngeren Mitbewerber die

[1] a. a. O. S. 322.
[2] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 434.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 319.

äußere Ehre lassen. Aber Wallenstein hatte mehr gethan. Er hatte sichtlich aller Orten darauf hingearbeitet das Heer Tillys durch Noth und Mangel zu erdrücken. Er hatte bei dem Kaiser die dem Herrscher natürliche Eifersucht auf jede Macht im Reiche neben ihm zu erregen gewußt, um von demselben die Billigung zu den Schritten zu erhalten, welche Tillys wohlverdiente Schaaren zum schlechten Danke für ihre Mühen in enge, entlegene, ausgesogene Quartiere trieben. Das hatte den alten Feldherrn tief gekränkt. Ueber die eigene Behandlung hatte er geschwiegen, über die Noth der Seinen hatte er schmerzlich geklagt und sich zur Schwermuth geneigt. Aber die Jünglingskraft des Greises hatte auch diesen Gefahren getrotzt: die Ordnung, die Disziplin seiner Söhne, die ihn ihren Vater nannten, hatte sich, wie wir später sehen werden, glänzender nie bewährt, als in diesen engen Quartieren, als in Kummer, in Noth und Entbehrung. Und nun, nachdem er alles dieses erfahren, erhob sich drohend ein neuer Feind zum Einbruche in das deutsche Land. Im selben Augenblicke wo Tilly mit der Verachtung des Ehrenmannes die lockenden Töne dieses Feindes von sich wies, bot der Beleidigte abermals dem Beleidiger die Hand für die gemeinsame Sache. Und weiter erbot sich der Beleidigte selbst in dem Vollgefühle seiner ehrenhaften Rechtlichkeit der Vermittler zu sein zur Versöhnung des Beleidigers mit denen, die minder beleidigt waren als er. Er erbot sich dazu, weil es die gemeinsame Sache galt, den Schutz des deutschen Vaterlandes gegen jeden Fremden.

Und Wallenstein? Einige Wochen später nachdem Tilly diese Erbietungen gethan, kamen beide Feldherren in Halberstadt zusammen. Tilly bat seinem Kriegsvolke die Erweiterung der Quartiere zu verstatten. Wallenstein entgegnete: er sei zu allem guten Einverständnisse bereit; aber das sei unmöglich.[1] Tilly möge seine Truppen in die Länder der katholischen Bundesstände legen. Dort finde er Quartier genug. Tilly erklärte seinen Kriegsherren: die bisherige Weise der Hälfte des Soldes aus der Bundeskasse reiche nicht mehr aus. Sie bewilligten statt des bisherigen Unterhaltes für 15,000 Mann aus der Bundeskasse die Summe für 20,000 Mann.[2]

Düsterer senkte sich der Himmel hernieder über das deutsche Land. Dem Aeußeren nach herrschte auf dem Boden des Reiches der Friede. Es erfolgte kein Zusammenstoß irgend welcher Art. Innerlich gährte es. Man darf nicht sagen, daß Wallenstein diese Lage der Dinge verkannt habe. Er selbst schildert sie in starken Ausdrücken. Er berichtet durch Collalto dem Kaiser im September 1629,[3] daß in den Ländern, wo er steht, Alle auf den Schweden warten wie auf ihren Messias. Wir werden später erkennen, wie übertrieben diese Behauptung ist. Aber wenn sie wahr wäre: wem dann sprach sie das Urtheil? — In ähnlicher Weise redet Wallenstein über Frankreich. Er meint,[4] auch

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 323. Schreiben Tillys an Mainz.
[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 262.
[3] Chlumecky S. 172. CCLVIII.
[4] a. a. O. S. 179. CCLXIII.

Frankreich werde sich in das Reich wenden mit aller seiner Macht; denn hier sei es leichter für dasselbe zu kriegen, als in Italien. Und warum? — „Denn nicht alle Katholische sind Frankreich zuwider, und die Anderen sind in solcher Verzweiflung, daß sie nicht allein den Franzosen, sondern dem Teufel selbst, wenn er käme, sich in die Hände werfen würden."

Und abermals fragen wir: wer denn hatte dahin sie gebracht?

Wallenstein überbietet sich in solchen Schilderungen. Er versichert,[1] daß der Zustand im Reiche so gefährlich ist, wie er nur je gewesen. Die Katholischen sind in Furcht wegen der Macht des Kaisers. Sie geben vor, daß man sie unter eine Monarchie bringen wolle. Die Anderen sind aufgebracht wegen der Restitution der geistlichen Güter, wie auch wegen der Reformation. Denn sie bilden sich ein, daß es ihnen Allen ergehen solle, wie in den kaiserlichen Erblanden, und trauen keiner Zusage mehr. Die Uebrigen sind aufgeregt wegen der Confiscationen der Güter und des Kriegesdruckes. „Ich kann es mit Wahrheit sagen," fährt Wallenstein fort, „daß ich in diesen Ländern in die 40,000 Mann habe, und doch in diesem Jahre nicht zu Felde ziehen kann. Denn sobald ich einen Ort, der nur mit einer schlechten Mauer umfangen ist, nicht mit Besatzung versehen wollte: so werden sie mich gewis nicht wieder einlassen. Die Erbitterung ist so groß, daß sie sagen: der Schwede solle nur kommen. Könne er ihnen nicht helfen: so wollen sie mit ihm zu Grunde gehen."

Also redet Wallenstein über die Folgen seines eigenen Thuns. Wir werden später ersehen, in wie weit seine Schilderung eine begründete ist. Wir werden namentlich darauf zurückkommen müssen, ob da, wo in Wahrheit das Edict der Restitution unter Tillys Augen durchgeführt ward, die Stimmung der Deutschen eine solche war, daß sie den Fremden willkommen geheißen hätten. Wir werden die Frage aufzuwerfen und zu beantworten haben, ob von den Ursachen der Erbitterung, die Wallenstein angibt, eine andere so tief begründet war, als diejenige über seinen Kriegesdruck.

Aber in einem Punkte hatte er mehr Recht, als er es vielleicht selber wußte. Seit Jahren gingen die Sendlinge des französischen Cardinals Richelieu an den deutschen Höfen aus und ein, hetzend und schürend gegen den Kaiser.[2] Wir haben gesehen, wie Johann Georg von Kursachsen 1627 zu Mühlhausen dem Marcheville antwortete. Auch Maximilian von Bayern wies damals noch die Anträge des Franzosen zurück. Auch 1629 noch beharrte Johann Georg in derselben Gesinnung. Er schickte dem Kaiser die Anträge des Franzosen mit seiner Antwort ein.[3] Ebenso that Anselm Casimir von Mainz.

Anders stand es mit dem Erzbischofe von Trier. Philipp Christoph von Sötern, den der Kaiser selbst zu dieser Würde empfohlen, ließ zuerst sich durch

[1] a. a. O. S. 208. CCLXXXVI.

[2] Man vergleiche Hurter, Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich. S. 19 ff.

[3] a. a. O. S. 31.

französisches Geld gewinnen. Dann wurden die Schritte auf die kurfürstlichen Brüder aus dem Hause Wittelsbach gerichtet. Sie waren längst unmuthig, daß der Kaiser sich durch keine Vorstellungen, keine Bitten, keine Mahnungen in dem Vertrauen zu dem gefährlichen, landverderbenden Wallenstein irre machen ließ, daß es diesem immer und immer wieder gelang sich fester zu setzen als vorher. Der Kaiser hatte wirkliche Zuneigung zu diesen seinen Vettern. Er wollte sie nicht beleidigen. Als im August 1629 Ferdinand von Köln schmerzliche Klage über das Walten der Wallensteiner in seinem Stifte Paderborn erhob, fügte der Kaiser den officiellen Befehlen an Wallenstein und Collalto seine persönliche Klage hinzu, daß seine liebsten Freunde also behandelt würden, und gebot dringend die Abstellung.[1] Allein ob auch der Kaiser handeln mochte in gutem Glauben: der Unmuth war einmal zu hoch emporgeschwollen. Im October 1629 gaben Ferdinand von Köln und Max von Bayern den Einflüsterungen der Franzosen Gehör. Es sei dem Könige von Frankreich, also meldete Marcheville, nachdem derselbe sein eigenes Land beruhigt, alles um die Erhaltung der deutschen Libertät zu thun, damit die Kurfürsten des Reiches blieben bei ihrer uralten Freiheit und Gerechtigkeit. Es wäre gut, sagte Richelieu den deutschen Kurfürsten durch diesen Marcheville, wenn die Kurfürsten bei der künftigen Wahl einmal von dem Hause Oestreich absehen und aus einem anderen Hause einen römischen König erwählen wollten. Er deutete an, daß Maximilian von Bayern dazu ersehen werden könne. Er stellte in Aussicht, daß der französische König zu dem nächsten Convente im Reiche eine stattliche Gesandtschaft abordnen wolle. Ferdinand von Köln verpflichtete sich nicht zu einer bestimmten Zusage: dennoch ist es klar, daß die Worte des Franzosen nicht ganz verloren waren.[2] Er versprach, daß die Kurfürsten sich nicht zu der Wahl eines römischen Königs zwingen lassen, oder sonst etwas dulden würden, was ihren Rechten zuwider sei. Im Falle eines solchen Zwanges würden sie den französischen König zu Hülfe rufen gegen den Kaiser. Einer der Räthe Maximilians von Bayern sprach gar die Hoffnung aus, das Heer des Königs werde die ungeordneten und an Raub gewöhnten Horden der Wallensteiner in Italien leicht erdrücken.[3]

Dahin schon war es gekommen mit der Stimmung desselben Kurfürsten, der zu Anfang des Krieges die feste Stütze des Kaisers und des Reiches gewesen war. Und abermals erhebt sich dann die Frage: wer trug daran die Schuld?

Wir sehen, es ist nicht eine eigentliche Hinneigung der Wittelsbacher aus sich zu Frankreich. Davon waren sie weit entfernt. Es ist nur das Verhältnis eingetreten, daß sie nicht mehr alle französischen Vorschläge zurückweisen, daß Marcheville vor Maximilian sogar reden darf von einem Bündnisse auf 25 Jahre,

[1] Chlumecky S. 284. Nr. XLV. Voi sapete come io amo questo elettore et come mal uolontieri ueddo quando gli miei amici sono dalla mia gente trauagliati; Ordinarete donque etc. Ebenso an Wallenstein in der Beilage.

[2] Beilage LX. A und B.

[3] Hurter, Französische Feindseligkeiten u. s. w. S. 30.

mit Gewährleistung der Kurwürde, mit einer Hülfe von 34,000 Mann.[1] Es lag im Interesse des Cardinals Richelieu die Wirren in Deutschland um jeden Preis zu steigern. Nicht das ist die Absicht Ferdinands von Köln. Wir sehen ihn mildernd und sänftigend einschreiten auch gegen die Eiferer seiner Partei. Der Dombechant von der Reck aus Paderborn war beauftragt das Kloster Blomberg im Lippeschen zurückzufordern.[2] Er wies zugleich darauf hin, daß die Grafschaft Lippe calvinisch sei, daß sie mithin außerhalb des Religionsfriedens stehe. Ferdinand erwiederte: es sei nicht der Zweck des Edictes der Restitution den Calvinismus auszurotten, sondern man verlange, daß die Güter, welche wider den Religionsfrieden der katholischen Kirche genommen seien, ihr zurückgestellt würden.

Ferdinand von Köln ging darin noch einen Schritt weiter. In denselben Tagen als der Franzose Marcheville ihm die Lockungen Richelieus kund gethan, überlegte er die Lage des deutschen Vaterlandes nach allen Seiten.[3] Die Zukunft liegt düster vor ihm. Die Hansestädte haben einen Tag zu Lübeck gehalten. Was dort besprochen, ist ihm wenig erfreulich; denn auch der Schwede hat Theil genommen. Ferdinand weiß bereits, daß zwischen Polen und Schweden ein Abkommen getroffen, daß der Schwede fortan freie Hand hat. Der Herzog von Würtenberg widersetzt sich dem Edicte der Restitution. Der Kurfürst von Sachsen beharrt bei seiner Misbilligung desselben. Die Holländer haben gegen die Spanier entschieden das Uebergewicht, und überhaupt ist bei den Spaniern alles übel bestellt. Der Kaiser hat sich den Spaniern zu Liebe in den italienischen Krieg eingemengt. Dazu verzichtet der dänische König für seine Söhne nicht auf die deutschen Bisthümer. Und wiederum liegt es vor, wie die Dinge bei der katholischen Partei im Reiche stehen. Wenn es dahin kommen sollte, wie schon verlautet, daß die Reichsstände sich den Contributionen für das kaiserliche Heer entziehen: so steht das gemeine Wesen in großer Gefahr. Der Kurfürst überlegt mit nachdenklicher Sorge, ob es bei solcher Lage der Dinge gerathen ist das kaiserliche Edict der Restitution so auszuführen, wie es sonst der Billigkeit gemäß sei. Da Ferdinand selber einer der Commissarien war: so läßt diese Ueberlegung, die er hier macht, einen Rückschluß thun auf sein Verhalten.

Die schwerste aller Lasten aber war Wallenstein. Die Häupter der Liga, die Kurfürsten von Bayern und Mainz, begegneten sich in dem beständigen Gedanken, daß man entledigt werden müsse von dem unerträglichen Joche des friedländischen Dominates. Die Fürsten der Liga kamen zu Ende des Jahres 1629 abermals in Mergentheim zusammen. Sie machten nach üblicher Weise dem Kaiser davon Anzeige, und Ferdinand sandte dahin als Stellvertreter für sich den Abt Anton von Kremsmünster. Auch dieser, der spätere Bischof von

[1] a. a. O. S. 30.

[2] Beilage LXI.

[3] Schreiben vom 9. October 1629 an den Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

Wien, gehörte zur Partei der Wallensteiner. Mit Nachdruck ward dem Abte die Bitte vorgehalten: der Kaiser wolle die Kriegesdirection entweder bei sich behalten, sie einem Feldobersten aus seinem Hause, oder einem ansehnlichen Fürsten des Reiches übertragen. Auf die Frage, ob nicht eine solche Bitte besser auf einen Collegialtag der Kurfürsten zu verschieben sei, wo der Kaiser anwesend sein werde, lautete die Antwort: dann möge die Abhülfe zu spät sein.[1]

Ein solcher Tag ward von Allen, von dem Kaiser, wie von den Fürsten, gleich sehr gewünscht. Aber diese mahnten daran, daß nur dann etwas auszurichten sein werde, wenn sämmtliche Kurfürsten erschienen. Es war ja allbekannt, daß Johann Georg wegen des unerträglichen Kriegesdruckes sich weigerte sein Land zu verlassen. Eben noch hatte dieser Kurfürst neue Klagen vorgebracht.[2] Wallenstein hatte fünfzig Compagnien in die Länder der sächsischen Fürsten gelegt, die unter dem Schutze Johann Georgs standen. Dort sei keine Gefahr irgend welchen Feindes, klagte der Kurfürst, und doch verfahre also Wallenstein und ziehe die Truppen weg von da, wo etwa Versuche der Fremden in Aussicht stünden. Johann Georg deutet den Fürsten der Liga an, daß sie nicht ihr Heer entlassen möchten. Zugleich sieht man seinen lang gehegten Wunsch durchleuchten. Fänden es die Kurfürsten von Mainz und Bayern nicht rathsam ihr Heer zu vermindern und wehrlos sich der Discretion Anderer bloß zustellen: so könnten sie leicht ermessen, welches Nachsinnen es bei ihm erwecke, daß man nach allen Seiten so viel Volk auf den Beinen habe, und noch immer Werbepatente austheile für neue Tausende. Wie lag doch darin der Gedanke verborgen, daß Johann Georg auch selber ein Heer errichten werde, sobald er es vermöge!

Der Abt von Kremsmünster hatte den Auftrag die Fürsten der Liga zu gemeinsamer Mitwirkung gegen die Holländer zu bewegen. Der Kaiser nannte in seiner Aufforderung dieselben abermals und abermals die Stifter alles Unheiles im Reiche, die Urheber aller Rebellion und alles Aufruhres.[3] Er legte es dringend nahe, daß mit einhelligem Rath und Zuthun nach äußerstem Vermögen denselben begegnet werden müsse, ehe es zu spät sei. Wallenstein selbst war damals, gegen das Ende des Jahres 1629, eifrig für diesen Krieg. Er hob die Pflicht des Kaisers dazu hervor, weil die Holländer Unterthanen des Reiches seien. Darum auch dürfe die Liga ihre Hülfe nicht weigern. Die Liga selbst war in ihren Ausdrücken nicht gelinder. Weil dem deutschen Reiche und dessen Unterthanen, sagte sie, vor allen Dingen aber den katholischen Kurfürsten und Ständen je länger je mehr Gefahr von den Holländern zuwachse: so sei zu erwägen, wie man dem entgegen zu treten habe. Wir wissen, wie eifrig Tilly von Anfang an für den offenen Krieg mit diesen Nachbaren gestimmt. Wir glauben nach der ganzen Sachlage annehmen zu dürfen, daß der Kaiser damals

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 327.
[2] a. a. O. S. 321. Schreiben des Kurfürsten Johann Georg vom $^{9}/_{19}$ November 1629.
[3] Alles dieß nach den Schreiben im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

für die Concession der Entlassung Wallensteins an die Liga den Bund willfährig gefunden haben würde. Diese Frage wurde am kaiserlichen Hofe erwogen.[1] Sie fand Fürsprecher. Aber die Spanier und Wallensteiner am kaiserlichen Hofe arbeiteten entgegen. Sie wollten die Hülfe der Liga erlangen auch ohne jegliches Zugeständnis. Die Liga dagegen fürchtete den Wallenstein mehr als die Generalstaaten. Als die Anträge des Kaisers zur Umfrage kamen, ward allseitig die Antwort: man wolle sich in die Kriege des Kaisers nicht einflechten lassen. Weder von Seiten des Kaisers, noch von derjenigen der Liga wurden bestimmte Erbieten gestellt, und so unterblieb Alles. Noch einmal dagegen faßten im Februar 1630 die Kurfürsten von Bayern und Mainz die gefährliche Lage der Dinge zusammen, und stellten sie dem Kaiser dar. „Das ganze Reich," sagen sie, „ist erschüttert, keine Constitution ist mehr in ihrer Kraft. Der Vorrang und die Freiheit der Kurfürsten ist so heruntergebracht, daß Niemand auf das alte Herkommen sich verlassen darf. Anstatt der Vertröstungen, auf welche die Officiere nicht achten, muß ein durchgreifendes Heilmittel erfolgen." Die Fürsten nehmen ausdrücklich den Kaiser aus. Sie wissen, sagen sie, daß der Kaiser keinen Gefallen trage an dem, was gegen die Grundgesetze des Reiches vorgehe. Aber in der Hand des Kaisers stehe es die Uebel abzuwenden und so den Convent der Fürsten mit dem Kaiser anzubahnen. Sie bitten, der Kaiser wolle mit Beruhigung des Reiches den Anfang machen, den Namen eines Vaters des Vaterlandes sich erwerben.

Das durchgreifende Heilmittel, welches die Fürsten meinten, lag nahe: es war die Entlassung Wallensteins.

In denselben Tagen schrieb Wallenstein dem Kaiser und ließ durch seine Getreuen am kaiserlichen Hofe es mündlich wiederholen: es sei eines Kaisers im römischen Reiche genug. Man möge zusehen, daß man nicht noch einen Kaiser in München dazu mache.

Also begann das Jahr 1630.

---

## Fünfzehnter Abschnitt.

Zwölf lange Jahre hatte der Krieg getobt. Er hatte den Wohlstand vieler deutschen Länder vernichtet, sie verwüstet und in manchen Gegenden völlig verödet. In einer langen Kette zogen sich Wallensteins Besatzungen von der Ostsee bis nach den Alpen, in jeder Stadt, die ihnen offen war, in jedem Flecken, in jedem Dorfe herrschten die furchtbaren Gebieter, und täglich kaufte der gequälte Bürger und Landmann, nach dem üblichen Ausdrucke, den jene Zeit dem

[1] Beilage LXII.

Römer Tacitus entlehnte, durch unerschwingliche Contributionen seine Knechtschaft neu. Noch stand im Reiche kein äußerer Feind; aber die Gemüther gedachten mit bang beklemmter Brust an die Zukunft, die neuen Kriege, neuen Jammer, Brand und Blutvergießen ahnen ließ.

Das Jahr 1630 begann mit wunderbaren Erscheinungen am Himmel und auf Erden.[1] Zu Tübingen sah man im Januar nächtliche Schlachtordnungen am Himmel, und unterschied die einzelnen Haufen. Die Professoren der Universität beobachteten und beschrieben dieses Kriegsgetümmel. Sie hörten das Rasseln der ansprengenden Cürassiere. Sie sahen den schwarz düsteren Rauch emporsteigen. Sie erblickten das Schwingen der Fahnen. Die Bauern hörten sogar das Krachen der Geschütze. Die Professoren dagegen hielten das für Uebertreibung und nannten die Bauern abergläubisch. Aehnliche Erscheinungen am Himmel sah man zu Frankfurt a. M., in Schlesien. Dort unterschied man die Personen, die Haltung der Reiter auf den Pferden, die Wagen mit Stangen und Sturmleitern. Andere Wunder sah man in Böhmen zu Prag, in Oestreich, in Westfalen, in Magdeburg. Zu Geismar in Hessen schwitzte ein Tillyscher Soldat Blut. Zu Nürnberg, Augsburg, Regensburg sah man drei Sonnen, umgeben von einem Kreise und etlichen Regenbogen.

Das Gerücht von solchen Dingen durcheilte die deutschen Länder. Auch der stärkste Geist hätte damals nicht gewagt einen Zweifel an der Bedeutsamkeit solcher Erscheinungen zu hegen, und wiederum spiegelte sich in dem Interesse, mit welchem diese Berichte aufgenommen und verbreitet wurden, gleichwie in unseren Tagen in dem Curse der Papiere an den Börsen, die allgemeine Furcht vor den kommenden Dingen.

Im deutschen Reiche vollzog man das Restitutionsedict. Die kaiserlichen Commissarien gaben in Halberstadt, in Minden, in Hersfeld, im Würtembergischen der katholischen Kirche die Güter zurück, welche dieselbe zur Zeit des Passauer Vertrages erweislich inne gehabt. In manchen Städten auch ging man noch weiter. Augsburg und Kaufbeuren sollten zurückkehren zur katholischen Kirche, weil nach der Auslegung der kaiserlichen Räthe diesen Städten der Passauer Vertrag nicht zu gute kam. Solche Forderungen fanden manchen Widerstand, waren indessen hier und da auch nicht ohne Erfolg. Rath und Bürgerschaft von Höxter an der Weser meldeten im November 1629 dem Fürstabte von Corvey:[2] auf die Kundgebung seiner väterlichen und christlichen Sorgfalt um sie hätten sie sich einmüthig und mit solchem Eifer für den katholischen Glauben entschlossen, daß in kurzer Zeit der lutherische Glaube dort völlig erloschen und sie ohne Zweifel die gehorsamsten Söhne der römischen Kirche sein würden. Das Widerstreben anderer bischöflicher Städte beruhte hauptsächlich in den Magistraten derselben. Wie hoch man dabei auch immer die kirchliche Ueberzeugung der Stadträthe anschlagen möge: so fällt auf der andern Seite das

[1] Theatrum Europ. II. 112, ebenso alle andere Zeitgenossen.
[2] Wigand, denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterth. S. 37.

Urtheil schwer ins Gewicht, das Melanchthon gerade ein Jahrhundert zuvor in Augsburg über die Städte und Magistrate fällte, welche das Banner der Reformation ergriffen: [1] „Um die Religion kümmern sie sich wenig, es ist ihnen nur um die kirchliche Gerichtsbarkeit und die Freiheit von den Bischöfen zu thun."

Manche Klagen dieser Stadträthe über Gewissenszwang waren von sonderbarer Art. In der Stadt Minden an der Weser wurden zwei Kirchen zurückgegeben, St. Martini und St. Simeonis, die zugleich Collegiatstifter waren. Einige Zeit später nahm Franz Wilhelm von Osnabrück dort die Huldigung ein. Sein erster Regierungsact war die Einführung des neuen Kalenders. Darüber fand ein ehrbarer Rath sich nicht wenig beschwert, sowohl vor seinem Gewissen, als nach dem äußeren Rechte. [2] Alles Bitten blieb vergeblich. Deshalb verfaßte ein ehrbarer Rath in großer Eile in zwei oder drei Tagen eine ausführliche Schrift mit starken und kraftvollen Gründen. Auch diese Schrift hinderte den Bischof nicht, und der Rath fügte bald dem Tagebuche seiner Stadt die schmerzliche Klage hinzu: „Bei diesem großen und unverantwortlichen, der christlichen Freiheit zuwiderlaufenden Gewissenszwange," — das heißt der Einführung des richtigen Kalenders — „ist es nicht verblieben."

In ähnlicher Weise beklagte sich die Stadt Regensburg über erlittenen Glaubensdruck. Der Kaiser hatte nämlich befohlen den neuen Kalender anzunehmen, und die katholische Procession ungehindert durch die Stadt gehen zu lassen. „Und obwohl der Rath um einen Stillstand bei dem Bischofe nachsuchte, bis man dem kaiserlichen Hofe die Sache recht vorgestellt habe, ist doch am Charfreitage die Procession am Rathhause vorbei gegangen." [3]

Wichtiger als die Thatsache, daß diese Procession am Rathhause vorüberging, ist die Klage darüber bei dem Kaiser. Wenn man dem Kaiser solche Dinge als klagenswerth vorbrachte, demgemäß auch durch die Klage eine Abhülfe zu erreichen hoffte: so mußte man zu dem Kaiser Vertrauen haben und zwar recht großes Vertrauen.

Die kirchliche Aufregung dagegen war allgemein. Obwohl mit der Rückgabe der geistlichen Güter an die katholische Kirche eine Gefahr für den Kern des lutherischen Bekenntnisses, für das Dogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nicht unmittelbar verbunden war: so lag es doch für die eifrigen Streiter nahe diese Gefahr zu betonen. Der evangelische Augapfel, den der kursächsische Hoftheologe im Namen seines Herrn zur Bekundung des Glaubens herausgegeben, rief eine Reihe anderer Schriften für und wider hervor. [4] Auch Luthers letztes und heftigstes Büchlein: das Papstthum zu Rom vom Teufel gestift, trat in solcher Zeit neu wieder hervor. Der Eifer der Lutheraner steigerte sich nach beiden Seiten. Denn eben so wie ihr Unmuth entbrannte gegen den

[1] Bretschneider, Corpus Reformatorum II. 328. 334 u. a. O.

[2] Eine Chronik aus Minden von einem gleichzeitigen Bürgermeister, im königl. Archive zu Hannover.

[3] Theatrum Europ. I. 1261.

[4] Man sehe einige derselben bei K. A. Menzel VII. 196.

Papst: so beharrten ihre Geistlichen auch damals bei dem Satze, der allerdings nach dem Buchstaben des Reichsgesetzes nicht anzufechten war, daß nur sie und nicht die Reformirten des Religionsfriedens fähig seien, daß den Reformirten etwaige Duldung nur aus gnädiger Zulassung des Kaisers und der Kurfürsten verstattet werden könne. Der Eifer nahm zu mit der Nähe der hundertjährigen Jubelfeier der Uebergabe der Confession von Augsburg. Johann Georg bestimmte die Feier derselben auf drei Tage, und gab noch den Johannistag zur Vorbereitung hinzu. Wie im Jahre 1617: so diente auch 1630 die Ausmalung der Schatten der katholischen Kirche, um das Licht der eigenen desto heller und glänzender strahlen zu lassen.

Bei dem Allem blieb jedoch jeglicher Gedanke an einen Widerstand gegen das Restitutionsedict mit bewaffneter Hand den Stimmführern fern. Die Theologen von Wittenberg sprachen sich ausdrücklich gegen solche Erwartungen aus.[1] Sie sagten, daß es allerdings einige Evangelische gäbe, welche meinten, der Kurfürst thäte besser die Klinge zu ergreifen als die Schreibfeder; allein nicht das sei der Weg dem bedrängten evangelischen Deutschland aufzuhelfen. Denn die Beispiele, meinen sie, sind vor Augen, welchen schlechten Ausgang es nimmt, wenn man unter dem Vorwande der Religionsfreiheit die Waffen gegen die Obrigkeit erhebt, oder den katholischen Ständen Ursache zur Gegenwehr an die Hand gibt.

Wo die Theologen des mächtigsten lutherischen Fürsten von Deutschland sich in solcher Weise aussprachen: da war immerhin eine fernere gereizte Stimmung gegen die Ausführung des Restitutionsedictes zu besorgen; aber ein innerer Krieg aus diesem Grunde war nicht zu befürchten. Wenn nicht anderer Zündstoff und ein anderes Feuer von außen herzugetragen wurde: so konnte aller Wahrscheinlichkeit nach ungeachtet der anfänglichen Bedenken das Restitutionsedict friedlich vollzogen werden. Demnach kann dasselbe nicht als hauptsächlichste und treibende Ursache der Fortsetzung des Krieges gelten.

Diese Anschauung der Dinge bei den kursächsischen Theologen war möglich, weil man damals noch die zweite und unendlich wichtigere Ursache der Unzufriedenheit im Reiche, den Druck des Wallensteinischen Heeres von jener ersten zu trennen und zu unterscheiden wußte. Erst späterer Geschicklichkeit gelang es dem unsäglichen Jammer, den Wallenstein und seine Schaaren über Deutschland brachten, das Gewand eines Religionsdruckes zu leihen. Damals, vor dem Einbruche des Schwedenkönigs in das deutsche Reich lag es klar vor Augen, daß Niemand eifriger gegen den unsäglichen Druck der Wallensteiner sprach, Niemand eifriger gegen denselben arbeitete, als die katholischen Kurfürsten, voran der Mainzer und der Bayer. Dennoch konnte auch von daher ein innerer Krieg im deutschen Reiche nicht entstehen. Es ist nicht anzunehmen, daß es Wallenstein verborgen geblieben sei, wie weit die Befehle an Tilly im Falle der Noth sich erstreckten. Er hütete sich es dahin kommen zu lassen. Der erste Schritt

[1] a. a. O. S. 199.

dazu hätte einen Kampf auf Tod und Leben nach sich geführt. Daß Wallenstein einen solchen gewünscht haben sollte, ist nicht anzunehmen, obwohl die Zahl seines Heeres gegen diejenige Tillys damals die fünffache war. Er verfolgte sein Ziel auf mittelbarem Wege. Von der anderen Seite waren die Kurfürsten der Liga keineswegs eifrig es zum Aeußersten kommen zu lassen. Sie hatten wiederholt dem Kaiser ernst und entschieden nahe gelegt, wohin es möglicherweise ausschlagen könne; allein sie wünschten das nicht. Es überwog in der Liga das geistliche Element der Bischöfe und Aebte, und es ist uns oftmals nahe getreten, daß dasselbe keineswegs kriegesdurstig war. Wenn nicht Maximilian von Bayern die Liga zusammen hielt, wenn nicht er sie führte und leitete: so hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach längst zu kriegen aufgehört. Es hatte dem Kurfürsten auch so Mühe genug gemacht. Am wenigsten konnte die Liga kriegeslustig gegen den Kaiser sein. Den Hoffnungen, welche der Cardinal Richelieu auf das Verhältnis der Misstimmung zwischen dem Kaiser und der Liga baute, daß nämlich ein Bruch erfolgen werde, trat ein anderer Politiker, der die Sachlage schärfer erkannte, verneinend entgegen. Rusdorf war damals in Paris.[1] Es ist das Bestreben des Cardinals, meint er, die deutschen Fürsten von dem Kaiser loszureißen. Richelieu setzt seine Hoffnung auf den Schweden. Er möchte gern Kursachsen und Bayern verbinden. Er sieht nicht ein, daß es unmöglich ist die Liga zur Trennung von dem Kaiser, zum feindlichen Auftreten gegen ihn zu bewegen. — In Wahrheit lag die Sache derartig. Die Interessen des Kaisers und der Liga waren wesentlich gemeinsam, und nur erst seit Wallensteins Auftreten begannen sie zum Theile sich zu trennen. Da indessen der Kaiser Ferdinand II., wie heutzutage klar vorliegt, nach seinen ausdrücklichen Erklärungen an Wallenstein keine Ausdehnung seiner kaiserlichen Macht auf Kosten fremder Rechte wollte, da er diese Erklärungen nicht bloß den Kurfürsten, sondern gerade dem Manne gegeben hatte, der nach Maßgabe der Umstände allein als das Werkzeug zu solchen Planen der Umwälzung hätte dienen können: so mochte immerhin zwischen dem Kaiser und der Liga durch Wallenstein eine tiefgreifende Misstimmung eintreten: vor einem gewaltsamen Bruche schützte die innere Verwandtschaft des Strebens von beiden Seiten, das conservative Interesse, welches beide verfochten. Um so weniger war zunächst diese Gefahr der Trennung zu besorgen, je fester die Aussicht auf die Verwirklichung des einen Planes wurde, den beide Theile wünschten: der Versammlung der Kurfürsten mit dem Kaiser in Regensburg. Noch im Februar schrieb der Kaiser den Convent auf den 3. Juni aus. Daß die erste Forderung, welche auf einem solchem Tage nicht ein oder anderer katholischer oder protestantischer Reichsfürst, sondern alle zugleich und mit demselben Nachdrucke erheben würden, daß diese erste Forderung diejenige der Entlassung Wallensteins sein müsse, lehrt jede der Klagen der letzten Jahre über das was die Fürsten nannten: das unleidliche Joch des friedländischen Dominates. Noch im März 1630 hofften die Fürsten der Liga auf eine gutwillige

[1] Rusdorfi epistolae p. 89. Decbr. 1629.

Entlassung Wallensteins.[1] Daß in Wien derartiges verhandelt wurde, erfahren wir von Wallenstein selbst. Er berichtet dem Collalto, daß er mehr Krieg habe mit den Ministern in Wien, als mit allen Feinden.[2] Man verlangte dort auf jeden Fall die Reduction des Heeres. Auf Rekruten sollte man lieber denken, meint Wallenstein. Er fordert Collalto auf nach Wien zu gehen, damit die Dinge dort in Ordnung gebracht würden. Die schwierigste Frage für den Kaiser im Falle der Entlassung Wallensteins war offenbar diejenige des Ersatzes. Auch dazu hat Ferdinand II. damals Schritte gethan. Es liegt an den Kaiser von Tilly ein Schreiben vor,[3] in welchem der alte Feldherr den Kaiser bittet in Betreff der hochwichtigen Dinge, über die der Kaiser seine Erklärung verlange, sein hohes Alter, seine ausgestandene Mühe und Arbeit, seine abnehmenden Kräfte, seine Incapacität — das ist Tillys Wort — zu der großen, hohen, schweren Laufbahn anzusehen, und darum ihn in kaiserlicher mildester Gnade zu verschonen. „Doch," setzt er dann hinzu, „ich stelle alles der Vergleichung Eurer Majestät und der Herren Bundesstände anheim, und bin ganz willig meine wenigen Tage mit Aufsetzung Leibes und Blutes zu enden." Also schrieb Tilly am 10. April 1630. Fortan vernehmen wir nichts weiter von der Sache. War inzwischen vielleicht nach Wallensteins Befehl Collalto in Wien eingetroffen, und hatte er dort alles in Ordnung gebracht?

Wir haben wiederholt darzuthun gesucht, daß im Jahre 1630 weder die Gereiztheit der protestantischen Fürsten und Stadträthe über das Restitutionsedict, noch die Erbitterung aller deutschen Fürsten und der gesammten Nation über den Wallensteinischen Druck sich so weit erstreckte, daß von daher eine Fortsetzung dieses Krieges zu befürchten war, der die deutsche Nation von der ersten Stelle der menschlichen Cultur unter den Nationen Europas zurückschleuderte zu einer der letzten. Dennoch lastete die Furcht, die bange Erwartung der kommenden Dinge mit Gewitterschwüle auf allen Gemüthern. Man fühlte, was man nicht wußte. Man ahnte, welche Mächte da draußen mit geschäftiger Hand woben am Leichentuche des alten deutschen Reiches, seiner Größe und seiner Herrlichkeit. Im Süden, Westen, Norden standen schwere Wolken am Himmel, eine dunkler und schwärzer als die andere.

In Italien tobte der Krieg um die mantuanische Erbschaft. Die Wallensteiner brachten dahin denselben Jammer, der längst von ihnen aus über Deutschland gekommen war. In dem unbezwinglich festen Mantua hatte die Pest die Reihen der Vertheidiger gelichtet, und im nächtlichen Sturme machte Gallas

[1] Ferd. v. Köln an Fr. W. von Osnabrück, 25. März 1630: Wegen des Hertzogen von Friedlandt erlassung habe ich auß Wien keine andere gewißheit, alß das die fürnembsten Kayserlichen ministri, vmb Ihne zu manutenieren, sich starckh bearbeitten. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[2] Chlumecky S. 217 f. Nr. CCXCV. Wallenstein gebraucht das Wort Hauptreformation. Der damalige Sprachgebrauch und der Zusammenhang ergänzen selbstverständlich: des Heeres.

[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 367.

unversehens sich Meister dieser Stadt. Italien erzitterte. Die Erfolge von solcher Art waren nicht ein Glück für den Kaiser. Daheim sah man den Krieg ungern, in Italien wuchs die Furcht empor vor den Uebergriffen der kaiserlichen Macht, die alle einst dort besessenen Rechte wieder fordern könne. Der Papst Urban VIII. wandte sich der französischen Politik zu. Er hieß die Bemühungen der verschiedenartigsten Feinde des Kaisers willkommen.

In Frankreich war nach langer heldenmüthiger Vertheidigung Rochelle, das letzte Bollwerk der hugenottischen Partei, trotz englischer Hülfe für dieselben gefallen. Seitdem traten England und Frankreich einander wieder näher, und Richelieu hatte freies Spiel zur Ausführung seiner Plane gegen den Kaiser und das deutsche Reich. Der Cardinal selbst führte Truppen nach Italien und leitete Belagerungen. Aber wichtiger und unheilvoller war sein Plan gegen Deutschland den kriegesdurstigen Streiter im Norden anzufeuern, der seit langen Jahren nur der Gelegenheit harrte. Wir werden ihm auf dieser Bahn weiter begegnen.

Es waren drei Mächte, welche nicht wollten, daß es zum Frieden kam. Außer dem französischen allgewaltigen Minister, dem Cardinal der katholischen Kirche, sind es zunächst abermals, wie immer, die Generalstaaten der Niederlande.

Mehr als einmal hatte die Infantin zu Brüssel ihre Geneigtheit zum Frieden deutlich blicken lassen. 1626 ging der Prinz von Oranien so weit darauf ein,[1] daß er von Privatleuten die Vorschläge eines Privatmannes von jener Seite entgegen nehmen ließ. Damals verlangte der König von den siegreichen Rebellen: einige Recognition jährlich aus den Domänen, Hülfe mit einigen Schiffen, in den Hauptstädten für die Katholiken je eine Kirche, Gebrauch der Schelde zum Handel und zur Schifffahrt für seine Unterthanen in den treugebliebenen Provinzen. Solche Vorschläge, erklärten die Hochmögenden, sind ohne alle und jegliche Hoffnung einer Annahme.

Die Spanier waren zur Abschwächung bereit. Im Jahre 1629 ward auf demselben Wege kund gethan, daß die Infantin vom Könige unbeschränkte Vollmacht habe.[2] Daraus ergab sich klar, daß sie die drei ersten Forderungen fallen ließ. Es handelte sich nur um die Oeffnung der Schelde, und auch diese Forderung ward augenscheinlich nur erhoben, um die Reputation des Königs zu wahren. Der holländische Privatmann entgegnete: auch diese Forderung sei ohne alle Hoffnung einer Annahme. Der Spanier erwiederte: seine Regierung würde zufrieden sein den vorigen Waffenstillstand zu erneuern. Das schien der Ueberlegung werth. Das Besprochene ward dem Prinzen überbracht, und dieser schickte den Unterhändler an die Generalstaaten. Die Ansicht des Prinzen Friedrich Heinrich war: wenn die Generalstaaten Frieden machen wollten, so könne es mit mehr Ruhm und Vortheil nicht geschehen. Im anderen Falle müsse man den Krieg offensiv weiter führen. Die Generalstaaten erwogen und beschlossen die einzelnen Provinzen zu befragen.

[1] **Aitzema II. 907.**
[2] a. a. O. S. 910.

Die Anträge der Spanier im Herbste 1629 kamen zu einer für sie sehr ungünstigen Zeit. Auf ihrer Seite gingen damals Unglück und Ungeschick Hand in Hand, und die Niederländer siegten nicht bloß mehr zu Wasser, sondern auch zu Lande. Die Stadt Wesel, welche die Kriegsvorräthe zu einem ganzen Feldzuge in sich barg, wurde schutzlos gelassen, und fiel fast ohne Schwertstreich in die Hände der wachsamen Holländer, im August 1629. Der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien machte eben damals durch die Eroberung von Herzogenbusch seinen Namen gleich an Ruhm mit demjenigen seines Bruders Moritz. Das Selbstgefühl der Holländer schwoll hoch. In dieser Zeit legten die Generalstaaten den einzelnen Corporationen die Fragen vor.

Zuerst erklärte sich die westindische Compagnie gegen den Frieden. Die Grundlage derselben war nicht, was der Name anzudeuten scheint, der Handel, sondern die Kaperei. Der bedeutendste Ertrag derselben war im Jahre zuvor ihnen zugefallen, wo der Admiral Peter Hein das längst ersehnte Ziel erreichte die spanische Silberflotte zum Werthe von mehr als eilf Millionen Gulden zu erbeuten.[1] Wir haben, also erklärt die Compagnie, wohl hundert Schiffe in See, fast alle kriegsfähig. Im Jahre vorher haben wir 9000 Mann in Dienst gehabt, jetzt 15,000. Die Schiffe sind ausgerüstet und verproviantirt, zum Theile auf 18 Monate. Wir haben 400 metallene Stücke, 2000 eiserne, außer den Steinstücken, deren 600 sind. Auf den Schiffen sind an 100,000 Pfd. Pulver, im Inlande verfertigt. Die Compagnie fragt, ob dieser reiche Nahrungszweig brach gelegt werden solle.

Die Häupter derselben zählen zum Beweise dessen die Vorräthe an Waaren auf, die sie erbeutet. Wohl 200 Schiffe, sagen sie, haben wir genommen, selbst Gallionen. In Brasilien haben wir San Salvador erobert, wir haben Portorico geplündert, das Castell von St. Margaretha genommen. Wir haben die Kasse des Königs von Spanien erlangt und ihn auf ungeheure Unkosten gejagt. Wir haben seine Zölle vermindert, seinen Handel vernichtet. Früher sendete er nur 6, 7, 8 Gallionen aus, um seine Schätze zu holen. Jetzt muß er dreimal so viel aussenden, und dann sind sie noch in Schrecken vor uns. Um St. Salvador wieder zu erobern, hat er eine Flotte von 60 Schiffen ausrüsten müssen. Das hat ihm 150 Tonnen Goldes gekostet, und dennoch hat er nichts bekommen als ein leeres Nest. Ueberall muß er Festungen anlegen; denn er weiß nicht, wo wir ihm nahe sind und wohin wir gelangen können. Seine Kasse ist leer. Er hat keinen Credit. Seine Truppen werden nicht bezahlt. In seinen Ländern herrscht Uneinigkeit. Wir haben erst jetzt gelernt ihm die rechten Griffe anzusetzen, wo er schwach ist. Ist es recht, daß wir nun ihn wieder zu Kräften kommen lassen? Hört der Krieg auf: so bauen wir keine Schiffe mehr, können die Seeleute nicht mehr bezahlen. Ferner wird man im Frieden so wohlfeil fahren wollen, wie möglich, und deshalb kein Geschütz auf den Schiffen mehr mitnehmen. Dadurch wird die Kraft des Landes

[1] Aitzema II. 518. Dort Specification.

geschwächt, und im Falle der Noth fehlen uns die Mittel, um Griffe zu thun. Der Ueberfluß im Lande wird aufhören. Wir werden vom Feinde kaufen und seine Zölle bezahlen müssen. Dagegen wird der König von Spanien seine Gold- und Silberflotten wieder frei haben. Er wird Frieden und Sicherheit haben vor den wilden Völkern, die es jetzt mit uns halten.

Das Gemeinwohl steht höher als das Interesse Einzelner. Die Compagnie wird durch Frieden oder Waffenstillstand ruinirt, der Spanier kommt wieder zu Kräften. Möge die Regierung den Sieg nicht zurückweisen, den Gott diesem Lande durch die Compagnie gegeben! Möge die Regierung fest vertrauen, daß dieser Sieg dauern wird zur Fortpflanzung der Ehre seines heiligen Namens und zur Erhöhung unseres lieben Vaterlandes!

Also die Kaufleute und Actionäre der Compagnie. Dieselbe Stimmung regte sich durch das ganze Land. In Westfriesland wagte ein Mitglied der Regierung zu sagen:[1] wenn der König von Spanien Frieden begehre, so dürften die Niederländer mit gutem Gewissen denselben nicht weigern. Er gerieth dafür in Lebensgefahr. Vor allen traten die calvinischen Geistlichen voran, um laut und nachdrücklich gegen den Frieden zu protestiren. Es ist von Wichtigkeit die Ansicht dieses einflußreichen Standes kennen zu lernen.

Wie zu erwarten, fragen die Geistlichen zuerst,[2] ob der Friede mit Gottes heiligem Willen übereinstimme. Früher, sagen sie, als vor einigen Jahren der Prinz wegen eines Friedens unterhandelte, hat er zuerst die Geistlichen gefragt. Es wäre gut, wenn die jetzige Regierung auch wieder diesen Weg einschlüge und die Lehrer der Gemeinden zu Rathe zöge, was das Wort Gottes sage. Doch da es nicht scheint, daß man diesen Weg betreten wolle: so fühlen sie sich zum Unterrichte der Gewissen gedrungen aus sich selber dieß darzulegen.

Die Frage ist nicht, sagen sie, ob man mit gutem Gewissen gegen den König von Spanien Krieg führen dürfe. Diese Frage ist hinlänglich entschieden durch den Spruch, daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, sondern zur Strafe der Bösen, und zum Schutze der Guten, und zwar nicht bloß gegen einzelne Verbrecher, sondern auch gegen diejenigen, welche das Gemeinwohl zerrütten. Das thut der König von Spanien, und darum ist der Krieg gegen ihn gerecht gemäß dem dreizehnten Capitel des Römerbriefes des Apostels Paulus. Die Frage ist nur, ob man mit dem Kriege aufhören dürfe.

Diese Frage ist zu verneinen; denn der König von Spanien meint es nicht ehrlich. Es ist sein Vortheil Frieden zu suchen: im Uebrigen bleibt sein Wahlspruch, wie derjenige des Papstes: den Ketzern ist Treue und Glauben nicht zu halten.

Wir verkünden öffentlich, also fahren diese Diener des Evangeliums fort, daß als einer der vornehmsten Grundsätze unseres Staatswesens die Handhabung der wahren christlichen Religion zu betrachten ist. Eben diese will der König

[1] Aitzema II. 919.
[2] a. a. O. S. 919.

durch einen Waffenstillstand erschüttern. Er weiß, wie viele Secten hier sind, wie viele Menschen noch am Papstthume hangen. Er weiß, wie sehr die Papisten und die Remonstranten gegen unsere Religion und den Zustand unseres Landes erbittert sind. Ja sie wagen zuweilen in vertrauten Gesprächen zu sagen, daß der König von Spanien der natürliche Herr dieser Länder sei. Der vorige Stillstand hat uns gelehrt, wie solche Leute, unter ihnen Oldenbarnevelt und Hugo Grotius verfahren. Alle Secten hier zu Lande rufen nach Frieden. Derselbe gibt ihnen die Mittel in die Hände zu unserer Vernichtung.

Sollen wir, fragen ferner die Geistlichen, unsere Religionsverwandten in Deutschland verlassen, jetzt verlassen, wo der Herr uns so merklich segnet?

Man sagt uns, daß Gewissenswegen man die böse Kriegsfurie zur Ruhe bringen müsse. Allein wir erwiedern: wenn sie dann ausbricht, wird sie noch viel wüthender sein. Und wer am Ende sind die, welche das sagen? Sind es nicht die Papisten? Sind es nicht die Remonstranten, die verschiedenen Secten, welche das Palladium unseres Staates uns nehmen wollen? Das ist die Art aller Heuchler und Feinde der wahren Religion, daß sie alle rufen: Barmherzigkeit, wenn man zu thun hat mit Götzendienern, mit den Feinden Gottes und seiner heiligen Kirche. Haben sie dagegen mit den getreuen Dienern Gottes zu thun, den Vorstehern der wahren Religion: dann ist es aus mit Liebe und Barmherzigkeit. Darum weg mit dieser verkehrten Barmherzigkeit, die gleich ist derjenigen der Könige Israels, welche sich der abgöttischen Könige erbarmten und die Propheten verfolgten! Deshalb wendet Barmherzigkeit nur den Dienern Gottes zu, welche von den Götzendienern verfolgt werden, und sucht Gottes Ehre zu befördern in heiligem Eifer und Gottesfurcht. Der Herr wird mit euch sein!

Es könnte bei solchen Kundgebungen für uns Spätere die Frage entstehen, ob dieser glühende düstere Fanatismus der calvinischen Geistlichen in den Niederlanden damals für ehrlich und aufrichtig gehalten sei. Wir begnügen uns darüber mit der Bemerkung des gleichzeitigen hochstehenden Niederländers, der uns solche Actenstücke überliefert hat. Es kommt, sagt er, auf Religion, Wort, Eid und Gelübde nicht an. Die Frömmigkeit verbindet sich mit dem Vortheil.

Nicht bloß der Vortheil der calvinischen Geistlichen, deren Einfluß und Herrschaft bei dem damaligen Zustande der Dinge nur durch den Krieg gesichert war, forderte die Fortsetzung desselben, sondern der Vortheil der herrschenden Partei überhaupt.

Unter solchen Umständen durfte auch Friedrich von der Pfalz sich die Erfüllung seines Gesuches versprechen. Er bat, daß als Bedingung des Friedens seine Herstellung gefordert werde. Um diese Bitte zu verstärken, behauptete er im Besitze eines Briefes von dem Kaiser an den König von Spanien zu sein, vom 14. October 1621, daß die Niederlande nicht wieder unter Spanien gebracht werden könnten, es sei denn zuvor das pfälzische Haus ganz ausgerottet. Er vergaß zum Beweise dessen für die Generalstaaten und für die Nachwelt eine Abschrift dieses Documentes beizulegen. Er bat die Generalstaaten: sie möchten

gedenken an den Vertrag mit England vom 7. September 1625. Er erinnerte sie an die Freiheit und die Erhaltung so vieler reformirten Kirchen, die schwer seufzten unter dem Joche des Antichristes. Deshalb diene ferneres Kriegführen zu Gottes Ehre.

Bevor die Generalstaaten zu einem Entschlusse über diese Unterhandlungen mit Spanien kamen, berichtete ihnen gegen das Ende des Jahres 1629 ihr Resident Aitzema aus Hamburg, daß Tilly ernstlich dahin trachte seine Kriegsherren zu offenem Bruche mit den Generalstaaten zu vermögen. Wir kennen bereits diese Lage der Dinge. Der Holländer hatte Recht. Auch Maximilian von Bayern that eben damals den Bundesgliedern kund: nach wie vor dringe Tilly auf offenen Bruch mit den Holländern.[1] Aitzema setzte hinzu: dem General Tilly seien die Unterhandlungen der Generalstaaten mit deutschen Reichsfürsten genau bekannt. In der That war es doch für die Hochmögenden nicht schwer Tillys Stimmung gegen sie aus seinen Schreiben herdurch zu fühlen.

Tilly weilte in Stade. Von da aus machte er im October 1629 nach den vielen fruchtlosen Versuchen abermals einen neuen, ob die Hochmögenden seinen Klagen abhelfen würden. Er beschwerte sich nachdrücklich über das Streifen aus holländischen Garnisonen auf deutschem Reichsboden. Unlängst habe man ihm aus der Grafschaft Mark 76 Pferde weggeholt. In der Stadt Emden werde unter dem Schutze der Holländer Kriegesvolk angeworben für den Schwedenkönig. Holländische Kriegsschiffe liegen auf der Weser, und sperren Aus- und Einfuhr. Er seinerseits habe die Neutralität treu gehalten.

Zehn Wochen später, im December 1629, faßten die Hochmögenden ihre Antwort ab. Sie waren sich bewußt, also sagten sie, sich gegen den Kaiser jederzeit so verhalten zu haben, daß es unnöthig sei sich gegen den Vorwurf eines Bruches der Neutralität zu verantworten. Sie hätten Schiffe auf die Weser gelegt, sagten sie, um ihren Feinden die Zufuhr abzuschneiden; allein sie müßten sich verwundern, daß man sie mit so unwichtigen und so grundlosen Klagen behellige. Sie vielmehr hätten sich zu beschweren. In solcher Weise sprachen sie weiter. In denselben Tagen als die Hochmögenden an Tilly diese Antwort verfaßten, war der Syndicus der Stadt Bremen im Haag vor ihnen erschienen, um Klage zu führen,[2] daß die Soldaten aus holländischen Garnisonen bis an die Thore von Bremen streiften, im Angesichte dieser Stadt Frachtwagen anfielen und plünderten. Die Holländer streuten Flugblätter aus unter das Tillysche Heer.[3] Sie fragten, wozu noch die Soldaten dort länger Hunger und Kummer ausstehen wollten. Es liege ja doch vor Augen, daß die Zufuhr immer geringer werde, daß die Generalstaaten alle Wege versperrten. Es möchten doch alle Reiter und Knechte, denen ihr Leben lieb sei, zur Zeit bedenken, wie man sich errette aus solcher Noth. Da gebe es nur zwei Mittel.

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.
[2] Aitzema II. 982.
[3] Ein solches Flugblatt im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

Entweder müßten sie zu den Herren Generalstaaten kommen, wo man sie in Dienst nehmen, oder sie mit Paß und Geschenk weiter schicken werde. Oder sie möchten selber sich helfen, möchten mit gesammter Hand in die Länder der Pfaffen hinaufziehen; denn diese allein seien Ursache, daß sie fortan den Spaniern dienen sollten, wozu sie nicht angenommen seien, und daß sie ihr Leben elendiglich, in Armuth und Gebrechen enden müßten.

Solche Dinge mußte der alte, seiner Kraft sich bewußte Tilly an der Spitze eines schlagfertigen Heeres altgedienter Krieger auf deutschem Boden dulden, und das Mittel zur energischen Abhülfe Jahr auf Jahr sich versagen lassen!

So hochfahrend auch das Benehmen der Generalstaaten war: so erregten doch die Nachrichten des Aitzema über Tillys Stimmung bei ihnen einige Unruhe. Der Schwedenkönig ließ eben damals bei ihnen wieder zu offenem Losbruche mahnen;[1] allein nur eine geringe Minderheit entsprach dieser Meinung. Die Mehrheit erkannte den eigenen Vortheil besser bei der äußerlichen Neutralität. Aitzema erhielt den Auftrag zu beiden Feldherrn, Tilly und Wallenstein, zu reisen, ihnen alle nachtheiligen Meinungen über die Hochmögenden zu benehmen, sie dagegen von den aufrichtigen Absichten und dem guten Willen derselben zu überzeugen. Wir haben gesehen, wie Wallenstein im Jahre 1629 der Infantin eine bedeutende Anzahl Truppen zu Hülfe geschickt. Was dieselben ausgerichtet, war so viel wie gar nichts.[2] Die Truppen standen eine Zeitlang in der Veluwe, bis sie, wie gewöhnlich die Wallensteiner, durch eigene Schuld und Maßlosigkeit zergingen. Ueber solches Einrücken erhoben die Holländer ein lautes Geschrei, während seit einer langen Reihe von Jahren in Jülich, in Kleve, in Ostfriesland holländische Truppen auf dem Reichsboden standen. Die Generalstaaten erklärten durch Aitzema mit der That es bezeugen zu wollen, daß es ihnen Ernst sei um Ruhe und Frieden. Sie verlangten zur selben Zeit, daß die kaiserlichen Truppen aus dem Bergischen und Märkischen abziehen sollten. Also im März 1630, zu einer Zeit, wo nach der häufigen Annahme die Macht des deutschen Kaisers auf ihrem Gipfel stand.

Mit solchen Reden trat Aitzema vor Tilly.[3] Der Feldherr erwiederte, daß die Neutralität der Hochmögenden in Worten bestehe, nicht in Werken. Die Uebergriffe der holländischen Truppen auf deutschem Reichsboden seien maßlos. Jeder Unzufriedene im Reiche richte seinen Blick nach dem Haag. Er warnte: man möge die große Geduld der katholischen Stände nicht allzu sehr misbrauchen. Aitzema staunte, wie genau Tilly unterrichtet sei. Es sei Correspondenz, sagte Tilly, zwischen den Hochmögenden und Frankreich, um von beiden Seiten her eine Armee in die Pfalz zu bringen. Dem Könige von Schweden haben die Generalstaaten die hohen Zölle an der Ostsee nachgesehen, damit er die deutschen Länder dort angreife. Vergeblich versuchte der Niederländer dem Feldherrn diese

[1] Aitzema III. 25.
[2] Chlumecky S. 174. Bericht des Generals Johann von Nassau.
[3] Aitzema III. 31.

Meinung auszureden. Wenn demnächst der Kaiser und die Kurfürsten zu Regensburg Krieg gegen die Generalstaaten beschließen, meint der Gesandte: so würde das Tilly und seinen Officieren nicht unlieb sein.

Nach solchen Worten schied Aitzema und hebt in seinem Berichte ausdrücklich hervor, daß er bei Tilly sehr freundlich aufgenommen und mit besonderen Ehren entlassen sei.[1] Der General ließ dem Gesandten durch hohe Officiere bis eine Stunde außerhalb der Stadt Stade das Geleite geben.

Von Stade aus zog Aitzema zu Wallenstein, der auf seinen Gütern in Böhmen weilte. Unterwegs erkundigte der Holländer sich nach der Stimmung. Er glaubte zu bemerken, daß vielfach die Meinung herrsche: es sei Aufgabe der Hochmögenden die verfallene Sache gegen das Haus Oestreich zu behaupten. Der Magistrat zu Halberstadt klagte dem Holländer, daß die Stadt aller Mittel und unlängst auch ihrer Kirchen beraubt sei. Die Unglücklichen baten: der Holländer möge sich beim Herzoge von Friedland für sie verwenden, sonst müßten sie mit Weib und Kindern fortwandern zu betteln. Das Gleiche fand Aitzema in Aschersleben. Der Rath klagte ihm, daß die Wallensteinischen Commandanten nicht bloß alles Geld erpreßt, sondern auch die Glieder des Rathes mehrere Monate lang eingesperrt hätten, bis sie auf ihren Credit herschafften, was sie vermöchten. Aitzema nahm sein Quartier bei einem Rathsherrn. Er fand den Mann so arm, daß er selber das Geld erst herschießen mußte, um etwas zu essen zu erhalten. Aitzema kam in der Stille nach Dresden. Dort waren mehrere Fürsten versammelt. Aitzema erfuhr, daß sie einen Bund besprächen zum Schutze der Confession von Augsburg. Einer der Räthe des Kurfürsten theilte ihm mit, daß Johann Georg weder dem Kaiser, noch dem Kurfürsten von Bayern traue und sich freue über die Erfolge der Holländer. Doch wolle Johann Georg zur Zeit noch nicht sich offenbaren, sondern abwarten, was seine Nachbarn thäten.

Der Holländer eilte weiter nach Gitschin und traf dort Wallenstein. Wir haben gesehen, wie damals Wallenstein am kaiserlichen Hofe einen allgemeinen Krieg des Reiches gegen die Holländer befürwortet. Ebenso schrieb er am 24. Januar 1630 an die Infantin.[2] Er tadelt, daß man von Brüssel aus Waffenstillstand oder Frieden mit den Holländern suche. Leichter sei ein gutes Vernehmen mit dem Kaiser, und dann Angriff auf die Holländer zugleich mit dem Kaiser und der Macht des Reiches. „Dazu," meldet er, „würde ich gern mithelfen nach allen meinen Kräften." Bei so günstiger Gesinnung wurde der Briefwechsel lebhaft. Wallenstein erklärte am 24. Januar: er könne der Infantin nicht helfen, bis der Friede in Italien geschlossen sei. Wenn dieß geschähe, so gebe er sein Wort mit 30—40,000 Mann in Friesland einzurücken, und alles aufzubieten, damit der Kaiser die Holländer in die Reichsacht erkläre. Die katholische Liga werde mithelfen, und der demnächstige Tag zu Regensburg werde entscheiden. Er stehe in Correspondenz mit Christian IV. von Dänemark,

[1] a. a. O. de receptie was seer beleeft, ende de dismissie honorabel.

[2] Archiv zu Brüssel. Corresp. de Wallenstein, Tilly, Pappenheim.

und bemühe sich diesen König ganz auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Die Infantin möge nur den Waffenstillstand mit den Holländern nicht beschleunigen; denn es sei gegründete Aussicht da die ganze Kraft des Reiches gegen die Holländer wenden zu können.

Also erklärte sich Wallenstein am 24. Januar 1630. Am 23. Februar hat er vernommen,[1] daß die Holländer ihm den Aitzema zusenden. Er wiederholt dem Collalto gegenüber sein Wort, daß ein Krieg gegen die Holländer dem Kaiser nützlicher sein werde, als der Krieg in Italien gegen die Franzosen. Am 22. März traf der Holländer Aitzema in Gitschin ein.[2]

Er sieht den Herzog zur Kirche reiten, geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes. Das gab ihm Stoff zu mancherlei Bedenken. Auf dem Creditivschreiben der Hochmögenden fehlte die Aufschrift: Herzog von Mecklenburg. Wallenstein nahm das übel; denn alle Reichsfürsten, sagte er, gäben ihm diesen Titel. Doch gewährte er dem Gesandten Gehör; und dabei fehlte der Orden. Es war eine Besprechung von seltsamer Art. Wallensteins Rede schwankt zwischen Drohungen und freundlichen Worten. Er kennt die Umtriebe der Generalstaaten eben so wohl, wie Tilly sie kennt. Er erhebt offen den Vorwurf, daß die Generalstaaten den König von Schweden zum Kriege antrieben, ihm deshalb die schweren Zölle hingehen ließen. Aitzema widerspricht, und sie erörtern die Sache zwei Stunden lang. Als Aitzema den Feldherrn verläßt, merkt er aus der Haltung der Officiere, daß die Gerüchte von der Feindseligkeit des Herzogs gegen ihn durch diese Dauer der Audienz sehr besänftigt seien. In der zweiten Zusammenkunft spricht Wallenstein sein Misvergnügen aus über den Krieg in Italien. Er wolle dahin, sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis Friede sei. Dann erneuert er die Drohungen. Obwohl die Generalstaaten klug und vorsichtig seien, so wisse er doch, wohin sie wollten. Man möge nur aufrichtig sein. Er habe noch 50,000 Mann anwerben müssen, der Kaiser habe jetzt 170,000 Mann unter den Waffen. Man wisse auch wohl, wie den Niederlanden beizukommen sei.

War es ihm Ernst damit? Aitzema zieht den Herzog persönlich ins Spiel. Er wisse, sagt der Holländer: die Liga wolle ihm die Stifter Magdeburg und Halberstadt nehmen, die besten Quartiere, die besten Vorrathskammern. Der fremde Gesandte fragt den Herzog: ob denn die Geistlichkeit mit ihm zufrieden sei. Wallenstein verändert die Farbe. Er erwiedert: der Kurfürst von Bayern sei ein wahrer Freund des Kaisers und ein getreuer Diener desselben. Er spricht sich über seine eigenen Verhältnisse aus. „Ich bin auch Reichsfürst," sagt Wallenstein. „Ich bin demnach nicht bloß verpflichtet, sondern es ist auch mein eigenes Interesse die Rechte, Privilegien, Freiheiten des Reiches zu beschützen. Deshalb werde ich eben so wohl wie Andere Sorge tragen, daß der

[1] Chlumecky S. 211. Nr. CCXC.

[2] Aitzema III. 34. Dort steht der 12.; aber die anderen Daten sind nach dem neuen Kalender, mithin ist es der 22. März.

Kaiser oder das Haus Oestreich nicht zum absoluten Dominate im Reiche gelange, noch die kaiserliche Krone erblich mache. Ich bin eben so eifersüchtig auf die deutsche Freiheit, als irgend Jemand, und will zu diesem Zwecke alle gute Correspondenz mit den Generalstaaten, zum mindesten mit dem Prinzen von Oranien unterhalten."

Sprach Wallenstein hier die Wahrheit oder nicht? Der Niederländer scheint das Erstere angenommen zu haben. Aber durfte denn Wallenstein sich der Hoffnung hingeben, daß jemals die Reichsfürsten freiwillig ihn für einen der ihrigen erkennen würden? Darf man ihm eine solche Verblendung zutrauen nach allem, was er gethan?

Und doch scheint er dieser Ansicht gewesen zu sein. Im Januar 1630 spricht er davon, daß er den Kurfürsten Johann Georg in Dresden besuchen wolle.[1] Daran hindert ihn das Podagra. Noch am 22. April 1630 meldet er an Collalto, daß er zum Kurfürsten von Bayern nach München wolle, um mit diesem militärische Angelegenheiten zu besprechen.[2] Täuschte er mit solchen Reden bloß sich selbst, oder wollte er Andere täuschen?

In der That scheinen auch die ferneren Reden Wallensteins mit Aitzema günstig für die Annahme, daß in Wahrheit Wallenstein sich selber täuschte, daß er seine bedrohte Stellung nicht erkannte, daß er sich als Reichsfürsten für gesichert hielt. Er erzählte weiter dem Aitzema:[3] Spanien habe ihm eine Provinz in Neapel und einen Theil der Pfalz versprochen, wenn er gegen die Niederlande ziehe. Er bemerkte lächelnd: jenes sei zu fern, dieses zu nah an Bayern. Er erklärte endlich, daß er sehr geneigt sei den Hochmögenden und dem Prinzen von Oranien zu willfahren. Er könne die Truppen, die er den Spaniern überlassen, nicht zurückrufen ohne Geheiß des Kaisers. Er versprach dafür alles beim Kaiser aufzubieten, und wenn dieser zuvor die Kurfürsten und Tilly befragen wolle: so werde er in Regensburg sich um die Sache eifrigst bemühen.

Das ist: der Feldherr, der sich eben vorher gerühmt an der Spitze von 170,000 Mann kaiserlicher Truppen zu stehen, will sich bemühen um die Neutralität mit einem Staate, der nach der eigenen Kenntnis und den eigenen Worten des Feldherrn diese Neutralität unausgesetzt zu Feindseligkeiten gegen das Reich benutzt, mit einem Staate, der nach den eigenen Worten dieses Feldherrn nicht bloß jedem Feinde des Reiches die Mittel zur Kriegsführung darreicht, sondern auch selber die ganze Grenze entlang das Gebiet des Reiches weit überschritten hat, Besatzungen hält auf dem Boden des Reiches und diese seine Besatzungen durch Contributionen der Unterthanen des Reiches zu unterhalten befiehlt. Derselbe Mann, den alle Reichsfürsten anklagen, daß er ihre Rechte schädige, erklärt hier dem Boten einer feindlichen Macht, daß es sein Interesse sei diese reichsfürstliche Freiheit gegen den Kaiser zu schützen. Was denn im Grunde wollte Wallenstein?

[1] Chlumecky S. 206. Nr. CCLXXXIV.
[2] a. a. O. S 219. Nr. CCXCVII.
[3] Aitzema III. 38.

Tilly hielt unterdessen den Gedanken gegen die Niederlande fest mit ganzer Seele. In denselben Tagen, als Aitzema bei Wallenstein war, meldete dieser dem Mitfeldherrn und Pappenheim, daß er gegründete Hoffnung habe in Italien den Frieden hergestellt zu sehen.[1] Sofort erwiedert Tilly: wenn das geschieht, so wäre es zu wünschen und in alle Wege gut und heilsam, daß die Waffen wider die bösgesinnten, zur Aufwiegelung immer bereiten Generalstaaten gewendet würden. Denn anders, also wiederholt Tilly seinen alten Gedanken, ist auf einen beständigen Frieden im deutschen Reiche nimmer zu hoffen. Pappenheim geht in seinen Hoffnungen weiter. Er weiß es, meint er, daß nach Herstellung des Friedens in Italien Wallensteins Gemüth um so mehr gegen die Niederländer erregt sein werde. Pappenheim hat bereits einen Feldzugsplan entworfen. Er hat Mittel gefunden, meint er, daß binnen Jahresfrist die Holländer bezwungen und zum Gehorsam gebracht werden können. Ihre Macht zu Wasser und zu Lande werde es nicht hindern, wenn nur Wallenstein befehle.

Sollte die Infantin damals geahnt haben, wie es mit Wallenstein stehe? Sie war von Tillys Eifer für ihre Sache überzeugt. Sie wandte sich im März 1630 an den Kaiser, an Maximilian von Bayern, daß Tilly in ihre Dienste treten möge, um ihr Heer gegen die Holländer zu führen.[2] Der Kurfürst verweigerte es. Die Zustände im Reiche, erwiederte er, sind nicht derartig, daß die Liga ihres Feldherrn entbehren könne. Und doch war ja damals kein offenbarer Feind gegen die Liga in Waffen! Es blickt aus der Antwort des Kurfürsten die Besorgnis hervor, daß Tilly verfügbar bleiben müsse für den Fall der Noth gegen Wallenstein.

Wenn auch der Kurfürst Max von Bayern Tilly nicht in burgundische Dienste treten lassen wollte; so hoffte doch die Infantin diesen Mann ihres Vertrauens näher heran zu ziehen. Die Holländer schienen einen Anschlag auf die Stadt Lingen zu haben, die auf des Reiches Boden gelegen, burgundische Besatzung hatte. Die Infantin bat Tilly einige Truppen dort zusammen zu ziehen. Sie wandte sich in gleicher Absicht an den Kaiser Ferdinand. Auch dieser war willfährig. Ferdinand malte sich die Gefahr, die dem Reiche von diesen Nachbarn drohe, mit starken Farben aus. Die Holländer, meint er, werden ihre Gewalt so weit ausbreiten, daß die benachbarten Fürsten und Kurfürsten des Reiches in stäter Sorge vor ihnen sein müssen. Er bittet den Kurfürsten Max am 6. April 1630: er möge Tilly schleunigst von dem Vorhaben der Holländer auf Lingen in Kenntnis setzen. Man dürfe nicht mehr ruhig zusehen, daß die Holländer die Stifter aller Unruhe, alles Krieges und Unheils im Reiche so straflos auf des Reiches Boden nach ihrem Gefallen verfahren und im Angesichte der kaiserlichen siegreichen Heere einen Ort nach dem anderen wegnehmen. Er hat Wallenstein anbefohlen sich darüber mit Tilly in Verbindung zu setzen, und dem maßlosen Beginnen der Holländer mit vereinten Kräften zu steuern.

[1] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 436.
[2] Villermont, Tilly Tom. II. p. 416 ff. Nr. 176 ꝛc.

Der Kaiser war zu gewissenhaft einen Krieg gegen die Holländer zu unternehmen ohne die Genehmigung der Kurfürsten und Stände des Reiches. Dennoch dürfte es unter solchen Umständen dazu gekommen sein, wenn Wallenstein denselben Eifer wie Tilly gezeigt hätte wenigstens von dem Boden des Reiches selbst die gefährlichen Nachbarn zu verjagen. Wallenstein hatte nicht diesen Eifer. Darum erschien es durch die Gewöhnung in den Augen der Holländer als ein Recht ihre Besatzungen auf des Reiches Boden zu haben. Diejenige in Emden blieb auch später sogar so lange, bis erst Friedrich II. von Preußen im Jahre 1744 ihr den Abzug gebot. Und dazu untersagten die Hochmögenden den Fürsten des Reiches die einzelnen Soldaten, die aus diesen Garnisonen die Länder raubend und plündernd durchstreiften, selber dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Also hatte es noch der Prinz Moritz nicht bloß gestattet, sondern gefordert. Auf die Beschwerden solcher Art entgegnete er: warum man denn immer klage und nicht selber strafe? Seitdem war der Uebermuth sehr gestiegen. Im Jahr 1630 erneuerten die Hochmögenden das Gebot die etwa gefangenen Räuber nach dem Haag einzusenden.[1] Die Reichsfürsten mußten sich das gefallen lassen, weil sie sich nicht wehren konnten.

An Frieden dachten die Niederländer nicht. Während der Gesandte Aitzema seine Reise zu Tilly und Wallenstein machte, um die Feldherren zu beschwichtigen, kamen die Antworten der niederländischen Corporationen auf die Friedensfrage ein.[2] Die Partei der eifrigen Calvinisten, die Contraremonstranten, herrschten auf den Rathhäusern und in den Kirchen, und darum waren die Antworten sämmtlich ablehnend gegen die spanischen Vorschläge. Der Gedankengang dieser Antworten entsprach dem Gutachten, welches vorher die calvinischen Theologen eingegeben. Die Hochmögenden selbst beriefen sich in ihren öffentlichen Actenstücken auf ihre Neutralität gegen das deutsche Reich. Die einzelnen Städte hatten in ihren Antworten an die Regierung diese Rücksicht nicht zu nehmen. Sie sprachen frei und entschieden ihre Meinung aus, daß der Friede ihnen nicht bloß alle gute Gelegenheit zu Wasser und zu Lande aus den Händen nehme, sondern auch sie der Möglichkeit beraube ihrem guten Bundesgenossen, dem Könige von Böhmen und anderen Unterdrückten wider den Kaiser beizustehen. Es war zu erwarten, daß solche Gutachten schlossen: „Gott wohnt mitten unter uns mit seinem heiligen Wort. Er leitet alle unsere Handlungen, er segnet alles unser Thun.“ Zugleich beschlossen die Stände von Holland und Westfriesland keinen Arminianer mehr zu dulden und die scharfen Maßregeln gegen dieselben zu erneuern.

War schon die Stimmung der Holländer an sich gegen jeglichen Frieden: so kam zur selben Zeit noch das Angebot des französischen Bündnisses hinzu. Um dahin zu gelangen, achtete der Cardinal nicht auf kleine Verdrießlichkeiten. Sein König bat um freie Religionsübung der Katholiken zu Herzogenbusch.[3]

[1] Aitzema III. 43.
[2] a. a. O. S. 55.
[3] Aitzema III. 64.

Die Generalstaaten schlugen es ab. Holländer hatten ein französisches Schiff genommen. Richelieu ersuchte um die Rückgabe. Die Hochmögenden stellten etwas davon zurück, mit dem Beifügen: aus Gnaden.[1] Das hinderte den König oder Richelieu nicht ernstlich um ein Bündnis anzusuchen und zu bitten, daß die Hochmögenden nicht Frieden schließen möchten. Das Bündnis war wie immer in solchen Fällen den Worten nach nur zur Vertheidigung. Allein in den geheimen Artikeln verpflichteten sich die Generalstaaten, daß sie, wenn Frankreich mit einem Zweige des östreichischen Hauses in Krieg gerathe, mit demselben nicht Frieden schließen, sondern Frankreich helfen wollten mit Schiffen und Geld.

Bei solchen Bündnissen war für die armen betrogenen Deutschen keine Aussicht, daß das Kriegsfeuer, welches ihr Land verheerte und verzehrte, jemals eher erlöschen würde, bis die furchtbaren Mächte im Westen endlich des eigenen Gewinnes satt, und des Jammers und Verderbens, welches sie über Deutschland brachten, selber müde würden. Und doch waren sie erst nur die verkappten Feinde, die den offenen Krieg nicht wagten, sondern dazu einen dritten anfeuerten und bezahlten, den gefährlichsten von allen: den Schwedenkönig Gustav Adolf.

Wir haben zuerst die Frage aufzuwerfen, ob der deutsche Kaiser Ferdinand II. einen Krieg mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf beabsichtigt, veranlaßt oder auch nur einen solchen gering geschätzt habe. Gustav Adolf hatte eine Stadt auf deutschem Reichsboden besetzt. Er häufte in Stralsund Truppen an, so viele er vermochte. Ein solches Beginnen würde in unserer Zeit jede Regierung, der es widerführe, unverzüglich als einen Kriegsfall bezeichnen und demgemäß handeln. In gleicher Weise würde Gustav Adolf bei der Besetzung einer seiner Städte durch kaiserliche Truppen gehandelt haben. Man wird uns nicht erwidern, daß Stralsund nicht in gleichem Verhältnisse zum Kaiser stand, wie eine schwedische Stadt zu ihrem Könige. Wenn auch das Verhältnis nicht ganz dasselbe war, so war doch der Unterschied nicht wesentlich. Stralsund war dem Kaiser und dem Herzog Bogislav von Pommern mit Eid und Schwur zur Treue verpflichtet und Bogislav wiederum war ein dem Kaiser so getreuer Reichsfürst, daß auch Wallenstein bei aller seiner Gier nach dem Herzogthum Pommern, bei allem Stacheln und Reizen einen Makel der Treue an diesem Herzoge nicht erfand. Gustav Adolf hatte erklärt, daß seine Besatzung in Stralsund bleiben solle bis zum allgemeinen Frieden. Der Herzog von Pommern that dieß dem Kaiser kund, und der Kaiser verlangte darüber das Gutachten Wallensteins, so jedoch, daß er dabei seine eigene Ansicht dem Feldherrn kund gab. Wegen der Stadt Stralsund einen Krieg mit Schweden anzufangen, bemerkt der Kaiser seinem Feldherrn,[2] ist nicht blos gefährlich, sondern auch ganz unnöthig. Denn wir haben weder Gelegenheit noch Mittel an dem schwedischen Königreiche und Ländern etwas zu gewinnen. Dagegen ist zu besorgen, daß durch den Schweden

[1] a. a. O. uit gratie.

[2] Mailáth, Geschichte Oestreichs III. 205.

und seinen Anhang das Reich und die Erblande in Gefahr und höchste Verlegenheit leicht versetzt werden könnten. Darum möge Wallenstein dahin trachten, daß gegen die Abführung des kaiserlichen Kriegsheeres aus Pommern das schwedische Heer aus Stralsund zurückgezogen werde. Im selben Sinne schrieb[1] der Kaiser an den Herzog Bogislav, daß die Stadt Stralsund nicht für Feind des Reiches zu halten sei. Bogislav berief sich darauf im Februar 1630 vor seinen Ständen, als einige unter diesen die Stadt wegen der Verbindung mit Schweden als feindlich ansehen wollten.

Der Kaiser Ferdinand sprach diese seine Ansicht aus im Januar 1630, mithin zu einer Zeit, wo er nach der Meinung sehr Vieler und, wie wir voraussetzen dürfen, auch nach der seinigen dastand in ungeschwächter Macht, zu einer Zeit, wo die Wallensteinischen Truppen die deutschen Länder von der Ostsee bis nach den Alpen bedeckten. Darum ist diese seine Ansicht der unwiderlegliche Beweis, daß Ferdinand ungeachtet seiner Ueberzeugung einen gegründeten Anlaß zum Kriege gegen den Schwedenkönig zu haben, dennoch den Frieden dem Kriege vorzog. Die Worte des Kaisers an seinen Feldherrn liefern ferner den Beweis, wie Ferdinand nicht ahnte, daß von seiner Seite ein Schritt geschehen sein könne, der dem Schweden ein Recht oder einen Vorwand zum Kriege hätte geben mögen. Mithin ist der deutsche Kaiser Ferdinand vor der Nachwelt frei von jeder Anklage wissentlich den Schweden zum Kriege gereizt zu haben. Der deutsche Kaiser Ferdinand ist vielmehr bis an die Grenze dessen gegangen, was einem fremden Könige gegenüber zum Schutze des eigenen Reiches einem Herrscher vor dem eigenen Gewissen gestattet sein kann.

Gustav Adolf dagegen wollte Krieg. Man hat wohl einmal gesagt, daß seitdem ihm die Besetzung von Stralsund gelungen, der Krieg gegen den Kaiser nur noch eine Frage der Zeit gewesen sei. Dieß ist nicht genau so. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf lange Jahre vorher bei allen seinen Unternehmungen immer nur dies eine Ziel im Auge hat: Krieg auf deutschem Boden. Wir haben gesehen, wie er bereits vier Jahre vor dem böhmischen Aufruhr auf die Lockung des Landgrafen Moritz von Hessen seine Bereitwilligkeit erklärte, wie er dann den böhmischen Aufruhr willkommen hieß, wie er ferner 1624 zum Kriege erbötig war und auch dann noch blieb, als der Dänenkönig sich ihm vordrängte, wie er endlich den Abgeordneten der Generalstaaten erklärte, daß all sein anderes Thun nur die Vorbereitung des einen großen Planes sei, der seine Seele beschäftige: Krieg gegen den deutschen Kaiser. Nicht bloß seit der Besatzung von Stralsund, sondern von Anfang an war der Krieg des Schweden gegen den Kaiser und das Reich nur eine Frage der Gelegenheit. Die Besetzung von Stralsund war insofern ein wichtiger Fortschritt, als dadurch dem Schwedenkönige das Thor geöffnet wurde, die längst gehegten Plane auszuführen.

Was der Schwede wollte, das erkannte oder ahnte Wallenstein, sobald er 1627 an den Ufern der Ostsee erschien. Jeder Brief, den Wallenstein um diese

[1] Theatrum Europ. II. 159.

Zeit an seinen Obersten Arnim schreibt, gedenkt des Schweden, und der Feldherr verräth unter den Versicherungen seines Muthes, daß ihm vor dem Schweden gar nicht graue und dergleichen, unwillkürlich seine Furcht. Denn auf des Schweden Treu und Glauben ist sich nimmer zu verlassen, der Schwede hat ein Bubenstück vor: das ist der Gedankengang, der durch alle diese Schreiben geht. Wir haben gesehen, wie dagegen Wallensteins Plane gegen den Schwedenkönig auf die Verbrennung der schwedischen Flotte und auf andere Dinge nicht ehrenhafter sind als die Gesinnung, die er dem Könige Gustav Adolf zuschreibt. Wir haben gesehen, wie dann der ungerechte Angriff auf Stralsund durch die Art und Weise, wie Gustav Adolf sich denselben zu Nutze macht, sich als eine ungeheure Thorheit des kaiserlichen Feldherrn herausstellt.

Gustav Adolf beutete diese Thorheit aus auch vor dem eigentlichen Kriege, um auf diesen hinzudrängen. Wir haben gesehen, wie er ungeladen und ungerufen seine Boten nach Lübeck schickt, zu einem Friedenscongresse, der Schweden nicht betrifft. Wir haben gesehen, wie er gemäß der Instruction an seine Boten dieß thut, um auch selbst dann, wenn sie nicht abgewiesen werden, eine Beleidigung zu erpressen, die dem Könige zu einem Vorwande des Krieges dienen würde. Wir haben gesehen, wie so viel gelang, daß Gustav Adolf das, was in solchen Fällen jedem unbefugten Dritten widerfahren würde, mit hinzukommender Kunst seiner Rede zu einer Beleidigung gegen ihn auslegen konnte.

Er säumte nicht dieß sofort zu einem langen Klagschreiben an die deutschen Kurfürsten zu benutzen. Es war ihm sehr viel Unrecht geschehen, meinte er.[1] Er erörtert zuerst die Sache der Stadt Stralsund und beweist, daß seine Hülfeleistung an die Stadt allen göttlichen und menschlichen Rechten gemäß gewesen sei. Denn Wallenstein habe aus Stralsund ein Räuberneſt machen wollen. Er selber dagegen habe niemals etwas Böses verübt. Da die deutschen Kurfürsten wenn sie auch immerhin ahnten, es doch nicht sicher wußten, welche Plane der Schwedenkönig seit einer Reihe von Jahren verfolgte: so durfte er ihnen sagen, er habe niemals wider den Kaiser oder das deutsche Reich Jemandem Hülfe erwiesen. Er habe sich niemals in Bündnisse dagegen eingelassen, so oft er auch dazu ersucht worden sei: er habe sich vielmehr allezeit von dem deutschen Kriege enthalten, die Freundschaft und Neutralität in Acht genommen, und im Geringsten zu keinem Angriffe Ursache gegeben, unter welchem Vorwande es auch hätte geschehen können. Der Kaiser dagegen hätte allerlei, dieß und jenes, gegen ihn gethan, und neulich zu Lübeck durch seine Gesandten dahin getrachtet und berathschlagt, wie der König von Schweden und sein Reich von aller menschlichen Gemeinschaft und allem Verkehre auszuschließen sei. Ja, der Schwedenkönig machte dann vor den deutschen Kurfürsten sich ein Verdienst daraus, daß nicht der König von Dänemark, sondern er die Stadt Stralsund besetzt, und jenen zum Weichen genöthigt habe. Und für diese seine Fürsorge um das deutsche Reich, sagt Gustav Adolf, sei ihm der Dank geworden, daß man seine Gesandten

[1] Theatrum Europ. II. 78.

zu Lübeck ausgeschlossen. So unbillig habe man ihn, einen unschuldigen König, behandelt. Er zweifelt nicht daran, daß die Kurfürsten eine solche Behandlung sehr misbilligen werden. Er bittet sie dahin zu wirken, daß er künftighin mit solchen Prozeduren verschont werde. Wenn er aber des ungeachtet nicht zu einem billigen Frieden gelangen könne: so wolle er vor Gott und der ganzen Welt entschuldigt sein, wenn er, nicht etwa zum Nachtheile des deutschen Reiches, sondern nur zu seiner Sicherheit und seinem Schutze etwas Anderes vornähme.

Die deutschen Kurfürsten ließen ein Jahr vergehen, bis sie auf dieß seltsame Actenstück antworteten. Gustav Adolf schrieb ebenso an Wallenstein, an Tilly. Der letztere entgegnete ihm, wie wir gesehen haben, in einfach schlichter Weise: die Friedensunterhandlung habe nur zwischen den bis dahin kriegenden Mächten stattgefunden, dem Kaiser und dem dänischen Könige, und darum sei Niemand anders, auch nicht die Fürsten des Reiches nach Lübeck aufgefordert oder zugelassen.

Der Schwedenkönig indessen hatte nun einen Vorwand und zur selben Zeit trat ein neuer hinzu. Im April 1629 gebot Wallenstein dem Feldmarschall Arnim mit etwa 15,000 Mann den Polen zu Hülfe gegen Schweden zu eilen.[1] Es war augenscheinlich Wallensteins Absicht den Schweden zu beschäftigen, ihn abzuhalten von einem Einfall in Deutschland. Die Maßregel war nur von halber Kraft. Arnim, der diese Truppen führte, ging widerwillig zögernd,[2] und ward ebenso widerwillig von den Polen aufgenommen. Er war ihnen verdächtig, anfangs bloß den Senatoren, hernach auch dem Könige Siegmund. Sie wußten, daß er früher in schwedischen Diensten gestanden. Sie wußten ferner, daß er Besitzungen im Lande des Kurfürsten von Brandenburg hatte. Diesen wolle er nicht in Gefahr bringen, sagten sie. Man warf ihm Unthätigkeit vor. Nach wenigen Monaten seines Feldherrnamtes ward Arnim oder stellte sich krank, und begab sich in sächsische Dienste. Dort werden wir ihn später finden als Unterhändler zwischen dem Schwedenkönige und dem Kurfürsten.

Derartige Unterstützungen geschahen in jenen Zeiten häufig, ohne besonderen Anstoß zu erregen. Dieß war um so leichter, da es geworbene Truppen waren, die man vorher ihres Eides entließ. Dasselbe war auch hier geschehen, und die Truppen hatten dann dem Könige von Polen geschworen.[3] Bereits zwei Jahre zuvor hatte Wallenstein eine kleinere Unterstützung an Polen geschickt, und dadurch so wenig Anstoß erregt, daß Gustav Adolf damals — ob aufrichtig oder nicht ist im Wesentlichen einerlei — dem Kaiser ein Bündnis gegen Dänemark antragen ließ. Gustav Adolf hatte ferner, abgesehen von Stralsund, im April 1628 mit Dänemark sich verbunden, die kaiserlichen Schiffe nicht auf die See kommen zu lassen. Mithin konnte die Sendung Arnims an die Polen nicht als eine Feindseligkeit von Seiten des Kaisers betrachtet werden, welche

[1] Diese Zahl gibt Wallenstein selbst an, Chlumecky S. 155.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 34 ff.
[3] a. a. O. S. 47.

nicht Gustav Adolf durch eine größere wett gemacht hätte. Aber der Zug Arnims kam für das Streben Gustav Adolfs nach Vorwänden zu dem beabsichtigten Kriege gar zu gelegen. Für den Kaiser und das Reich dagegen brachte der Zug auch nicht die mindeste Frucht; denn das Hülfsheer ging zu Grunde, ohne irgend einen nachhaltigen Erfolg errungen zu haben.

Wir sehen, die Sendung Arnims nach Preußen und Polen hatte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Angriffe auf Stralsund.

Der Krieg in Polen und Preußen, dem Gustav Adolf früher als Mittel zum Hauptzwecke nachgetrachtet, war nun, nachdem sich andere Wege eröffnet, ein Hemmnis für ihn. Er setzte den Bemühungen Richelieus ihn dort frei und verfügbar zu machen, keine Weigerung entgegen. Der französische Gesandte Charnacé, dem der englische Sir Thomas Roe beitrat, vermittelte im September 1629 zu Altmark-nahe bei Stuhm, den Waffenstillstand, so jedoch, daß der Schwedenkönig die errungenen Vortheile behielt. Er blieb im Besitze von Pillau und des Zolles, den er dort erhob.

Abermals trat bei dieser Gelegenheit hervor, daß es dem deutschen Kaiser und nicht minder dem Kurfürsten Max von Bayern um allseitigen Frieden zu thun war. Sie begehrten in diesen Frieden eingeschlossen zu werden. Denselben Wunsch sprachen der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern aus. Es lag auf ihnen das drückende Gefühl der Ahnung der kommenden Dinge. Oxenstjerna höhnte darüber. Die guten Märker und Pommern fühlen ihren Kummer, meinte er.[1]

Bevor der König Gustav Adolf nach Schweden heimkehrte, theilte er im Lager selbst seinem Kriegsrathe seine Plane mit, und verlangte die Meinungen zu wissen.[2] Die Stimme der Wahrheit und des Rechtes war dort nicht ganz verstummt, und einige wenige Männer wagten es ihre Bedenken auszusprechen. Schon so, sagten sie, sind die Einkünfte des Reiches durch die andauernden Kriege erschöpft. Ein neuer Krieg gegen den Kaiser ist ein abenteuerliches Unternehmen. Immerhin mag den Herzögen von Mecklenburg Unrecht geschehen sein; allein die Kurfürsten des Reiches selbst sind die besten Richter solcher Angelegenheiten. Schweden ist sicher vor jeglichem Angriffe. Ebenso aber wie das Meer gleich einer natürlichen Vormauer ist, hinreichend um Schweden gegen alle Einfälle zu decken: ebenso auch macht dasselbe alle Einmischung in die Angelegenheiten des festen Landes unbequem, kostspielig und fruchtlos. Diese Schweden im Rathe des Königs weisen darauf hin, daß der Kaiser den Schweden noch keine rechtmäßige Ursache zu einer Kriegserklärung gegeben habe: denn die Truppen des Arnim haben in Sold und Pflicht von Polen gestanden. Man hob ferner die scheinbar so ungeheure Macht des Kaisers hervor. Man warnte. Man bat den König abzustehen von diesen gefährlichen Dingen.

Waren die Gedanken des Schwedenkönigs wirklich so abenteuerlich, wie sie

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. 153.
[2] Chemnitz, schwedischer Krieg I. S. 17.

diesen Sprechern erschienen, wie sie vielleicht auch der Mehrzahl derjenigen erscheinen mochten, die nicht zu sprechen wagten? Die Antwort nach dem Geschehenen liegt auf der Hand. Nicht danach haben wir zu fragen, sondern ob der Schwedenkönig selbst sich in sanguinischen Träumen wiegte über das was er ausführen könne. Und dieß müssen wir verneinen. Sein Plan des Krieges in Deutschland war nicht das Erzeugnis einer Aufwallung des Augenblickes, wo vielleicht dem Auge des einen Mannes die Verhältnisse günstig zu liegen schienen, sondern es war der Plan seines Lebens. Gustav Adolf war vorzugsweise der Mann der ruhigen, kalten Ueberlegung, der genauen Berechnung, der scharfen Menschenkenntnis. Er hatte die deutschen Verhältnisse an Ort und Stelle selber studiert. Er hatte seine Zwecke und Mittel reiflich gegen einander abgewogen, und er hatte gefunden, daß diese für jene ausreichten. Vor allen Dingen hatte er sich frühzeitig frei gemacht von jeder inneren Schranke, von den Anwandlungen eines unzeitigen Rechtsgefühles. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und dergleichen waren mit seinen Planen unvereinbar, und er machte daraus im vertrauten Rathe kein Hehl. Er deutete es dort zur Genüge an, daß sein Ziel dasselbe sei, welches den Eroberern immer vorgeschwebt: die Unterdrückung aller Andern neben ihm.

Werfen wir zum vorläufigen Beweise dessen einen Blick auf die Unterredungen des Königs mit dem Kanzler Oxenstjerna und dem schwedischen Reichsrathe. Auch Oxenstjerna war nicht für den Krieg in Deutschland.[1] Nach seiner Ansicht sollte Gustav Adolf sich zum Herrn des Nordens machen. Wir haben gesehen, wie der König früher dadurch schwankend wurde, wie er gegen das Ende des Jahres 1627 an Wallenstein Anträge gelangen ließ zu einem Bündnisse mit dem Kaiser gegen Dänemark. Dieses Schwanken, wenn anders jene Anträge aufrichtig gemeint waren, dauerte nicht lange, zumal als Wallensteins habgierige Thorheit und tückische Gewalt den Schweden die Stadt Stralsund in die Arme trieb. Im Jahre 1628 schwankte der König nicht mehr. Damals hält Oxenstjerna ihm vor, daß in Deutschland keine Mittel für ihn seien. Der König gibt es zu. Allein, wenn wir die Oberhand bekommen, sagt er, werden auch Hülfsmittel aufzufinden sein. Diesen Gedanken hält Gustav Adolf fest, und spricht ihn einige Monate später in bestimmterer Fassung aus. Er ist im Spätherbste 1629 mit dem schwedischen Senate zu Upsala. Der Senat mahnt den König warnend von dem Kriege ab. Es ist gegen Gott und Gewissen, hält man ihm vor, eine Monarchie stürzen zu wollen.[2] Wir bemerken die Scheu den Namen der Monarchie, die gestürzt werden soll, zu nennen. Der König entgegnet: die Monarchie geht von einem Geschlechte zum andern. Sie ruht nicht auf Personen, sondern auf Gesetzen. Einer der Senatoren erwiedert bedenklich: wenn auch der König siegreich ist: so werden sich die Deutschen doch nicht anschließen. Ist er aber besiegt, so werden sie erst recht sich ihm entziehen. Gustav Adolf antwortet: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute."

[1] Geijer III. 154.

[2] Geijer III. 159. Nr. 2. Man sehe Beilage LXIII.

Das ja waren die deutschen Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen allerdings, und mußten sie sein nach der Erfahrung der Geschichten aller Völker, und nach der besonnenen Erwägung eines jeden Einzelnen. Diese einfach und klar in der Natur der menschlichen Dinge zu Tage liegende Wahrheit blieb dem Auge der deutschen Fürsten nicht verborgen. Dazu kam noch der Hinblick auf das was man jüngst erlebt. Der Dänenkönig hatte einige deutsche Fürsten bethört sich ihm anzuschließen gegen den Kaiser. In der Zeit der Noth hatte er sie alle verlassen und verrathen. Als er seinen Frieden mit dem Kaiser machte, hatte er den feindlichen Feldherrn zu Gefallen nicht einmal ein Fürwort eingelegt für die Herzöge, zu deren Vertreibung der Bund mit ihm den Vorwand abgegeben. Er hatte dieß Wort nachher im September 1629, fünf Monate nach dem Friedensschlusse vorgebracht, wo er wußte, daß es vergeblich sein würde. Durften die etwa kriegslustigen Fürsten in Deutschland, wenn nämlich außer denen von Cassel und Weimar solche vorhanden waren, sich von dem Schweden mehr Sicherheit versprechen, als von dem Dänen? Durften sie mehr Vertrauen zu ihm hegen für den Fall der Noth, wenn dann er für die Preisgebung seiner Freunde selber mit heiler Haut sich retten konnte?

Und sollten sie darum ihren Pflichten und Eiden gegen den Kaiser entsagen? Wir legen auf diese nicht allzuviel Gewicht. Treue und Gewissenhaftigkeit lagen nicht im Geiste jener Zeit. Dennoch hatten sie so viel Gewicht, daß sie da, wo die Vortheile auf beiden Seiten gleich waren, den Ausschlag zu geben vermochten. Und hier waren vor dem Einbruche des Schwedenkönigs weder die wahren, noch die scheinbaren Vortheile nach beiden Seiten gleich: sie waren auf der Seite des treuen Verharrens bei Kaiser und Reich. Freilich litt man schwere Noth durch den kaiserlichen Feldherrn, seine Obersten und sein Heer. Die Gemüther der protestantischen Fürsten und Obrigkeiten waren mit banger Sorge erfüllt vor der völligen Durchführung des Restitutionsedictes. Aber noch waren nicht alle gütliche Mittel erschöpft. Der Kaiser ging mit dem Gedanken um einen Reichstag zu berufen. An solchem Orte umgab ihn nicht der undurchdringliche Zaun der von Wallenstein bestochenen Räthe. Der Kaiser selbst mußte persönlich die Klagen und Beschwerden der Fürsten entgegen nehmen, und dann konnte es nicht anders sein: es mußte Abhülfe geschafft werden. Wallenstein mußte fallen. Dann konnte alles noch sich friedlich wenden, und es konnte wieder werden, wie zuvor.

Daß das der Gedankengang der deutschen Fürsten sein mußte, folgt mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatsachen selbst. Eben so wenig wie der Rath von Stralsund freiwillig aus sich den Schweden zu Hülfe gerufen: eben so wenig hat dieß eine andere deutsche Obrigkeit des Reiches, ein deutscher Fürst gethan. Wie die Verwickelung der Dinge, die Wallensteins und Arnims Gier und Thorheit verschuldeten, die Stadt Stralsund dahin trieb, daß sie die dargebotene, die aufgedrungene Hülfe um der Selbsterhaltung willen nicht mehr ablehnen konnte: so erging es zwei Jahre später ihren deutschen Leidensgefährten von dem Pommernherzoge Bogislav an bis hoch hinauf ins deutsche Reich. „Wenn ich Sieger bin," sagt Gustav Adolf, „so sind sie meine Beute."

Selbst das Benehmen des Landgrafengeschlechtes von Hessen-Cassel, des unseligsten der deutschen Fürstenhäuser in der an Verrath und Treubruch so überreichen Zeit, widerlegt nicht dieses geschichtliche Verhältnis.[1] Im September 1629 hatte der junge Landgraf Wilhelm den Vergleich mit Darmstadt abgeschlossen, der zur Freude aller Hessen dem unheilvollen Zwiste dieser fürstlichen Familien ein Ende machen sollte. Der Kaiser bestätigte den Vergleich. Der alte grollende, geistig gestörte Moritz protestirte, wie immer, gegen jeden Frieden. Die alte Landgräfin Juliane versuchte ein anderes Mittel. Sie wandte sich nach dem Haag, um im Namen ihrer Kinder, welche den Vergleich nicht mit beschworen, die Hochmögenden um Hülfe zu bitten. Dort erschien gleichzeitig Dietrich von Falkenberg, den der Schwede zugleich als Werber in Emden, als Gesandten im Haag gebrauchte. Falkenberg war von Hause aus ein hessischer Lehnsmann, hatte fünfzehn Jahre zuvor die erste Aufforderung des Moritz an Gustav Adolf gebracht, und war dann zum Unheil seines deutschen Vaterlandes in schwedische Dienste getreten. Der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien warnte die alte Landgräfin vor dem gefährlichen Bündnisse mit dem Schwedenkönige. Er hielt ihr die Gründe vor, welche sich aus der Lage der Dinge selbst aufdrängten. Denn so gern Friedrich Heinrich die Fortdauer der deutschen Unruhen durch Gustav Adolf sah: so war er doch keineswegs geneigt das Geschick seiner eigenen Angehörigen an die Plane des Schweden zu wagen. Anders sprach Falkenberg. Wie sich bei ihm von selbst verstand, war Gustav Adolf entschlossen Gottes Sache zu führen. Es komme aber für die deutschen Fürsten darauf an bei Gustav Adolf den Preis des ersten Zutrittes, demnächst des Sieges zu erwerben. Wenn dieser Preis in den benachbarten Stiftern und Pfründen der Pfaffen bestehe: werde weder Kursachsen noch Hessen-Darmstadt es hindern.

Wir sehen, Gustav Adolf, welcher als Retter und Schützer der gekränkten Herzöge von Mecklenburg auftrat, vergab seinerseits durch seine Gesandten bereits deutsche Fürstenthümer, ein Jahr bevor sein Fuß den deutschen Boden betrat. Doch hatte sogar das Geschlecht von Hessen-Cassel damals noch nicht den Muth auf diese Lockungen einzugehen. Es merkte sich das Angebot für die Zukunft.

Der Schwedenkönig kannte diese Lage der Dinge, die Ansichten der deutschen Fürsten sehr genau, und gab sich darüber keinen Täuschungen hin. Als der französische Gesandte Charnacé ihn anzutreiben suchte mit der Behauptung, daß die Deutschen ihn als Messias erwarteten, erwiederte der Schwede: der Kurfürst von Sachsen habe ihm sagen lassen, er werde sich mit dem Kaiser gegen jeden Fremden vereinigen.[2] Johann Georg habe sich geweigert den Brief des Schweden an die Kurfürsten auch nur anzunehmen. Daß Gustav Adolf sich längst seinen Plan ausgedacht, wie er die widerstrebenden Fürsten dennoch mit Güte oder

[1] Rommel VIII. 81.
[2] Geijer III. 162.

mit Gewalt auf seine Seite bringen, sich unterthänig machen wollte, das zu erfahren war für den Franzosen noch immer früh genug.

Wir haben diesen Plan des Schwedenkönigs zu erwägen, wie er sich denselben entworfen, bevor er das deutsche Reich betrat. [1]

Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Kriegs. Wer diese hat, ist Herr, wenn er anders die Zeit recht gebraucht. Die Leitung des Krieges bedingt alles.

Die Durchführung des Planes ist möglich durch die ausgedehntesten gegenseitigen Versprechungen. Der König verspricht, daß die Freiheit der evangelischen Stände erhalten, die festen Plätze ihnen zurückgegeben werden sollen u. m. a. Ferner muß hinzukommen die Errichtung eines besonderen gemeinschaftlichen Kriegsrathes, welcher dem Lager des Königs beständig und auf dem Fuße zu folgen hat.

Also der König Gustav Adolf. Die Vergleichung des zweiten Absatzes mit dem ersten ergibt, daß die Bestimmungen des zweiten, nämlich die Versprechungen des Königs an deutsche Fürsten nur Formen sein konnten, denen der erste Absatz durch seine Worte über die Leitung des Krieges den Inhalt vorweggenommen hatte. Aehnlich verhielt es sich mit dem Kriegsrathe, der beständig dem Lager folgen soll. Dieser soll berathen. Der König soll ohne die Zustimmung desselben nichts beschließen. In Betreff der Ausführung jedoch muß er freie Hand haben. Der Entwurf stellt nach Maßgabe der Zeitverhältnisse den Schwedenkönig Gustav Adolf zu den protestantischen deutschen Fürsten wesentlich in dasselbe Verhältnis, wie Napoleon I. später es zu dem Rheinbunde einnahm. In einer besonderen Beziehung jedoch ging Gustav Adolf weiter. Betrachten wir seine ferneren Schlußfolgen.

Die Absichten der Katholiken und Evangelischen stehen so scharf einander gegenüber, sagt er, daß es eine Thorheit ist nicht unzweifelhaft zu erkennen und zu bekennen, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, einer Vergleichung oder anderen Mitteldingen aber auf keine Weise getraut werden darf.

Hier zuerst tritt energisch, unversöhnlich, erbarmungslos das Manifest des Religionskrieges hervor. Ob Gustav Adolf anderswo als in seinen Reden an Deutsche und an Schweden an diese Fahne seines Krieges selber glaubte — diese Frage wird sich uns später aufdrängen. Die Thatsache war die, daß Gustav Adolf die Plane, welche bis dahin nur in der calvinischen Partei und sehr wenigen Lutheranern von halb holländischer oder dänischer Gesinnung sich geregt hatten, hier dem gesammten deutschen Protestantismus zuwies, daß Gustav Adolf das ganze Lutherthum, welches in seinen bedeutendsten Vertretern bis dahin fest

[1] Söltl, Religionskrieg III. 275. Es ist eins der wichtigsten Actenstücke über den Schwedenkönig.

und treu an Kaiser und Reich und den Ordnungen desselben gehangen, solidarisch haftbar zu machen bestrebt war für die Plane seiner Umwälzung, des völligen Umsturzes aller bestehenden Ordnung im Reiche. Der Grundzug des Gedankens war derselbe, wie einst bei Friedrich V. von der Pfalz; allein wie unendlich verschieden sprach sich dieser Gedanke bei den beiden Häuptern aus! Die unbestimmten, planlosen Wollungen Friedrichs V. waren hier in ein festes, durchgreifendes System gebracht.

Gustav Adolf schob den deutschen Lutheranern, die nicht in seine Plane dieses Vernichtungskampfes eingingen, unverweilt den Vorwurf der Thorheit zu. Aber es war nicht seine Absicht bei einem Vorwurfe zu beharren.

Indem er Katholiken und Lutheraner als zwei bis auf den Tod feindliche Parteien — was sie, wir wiederholen es, bis auf ihn nicht gewesen waren, — einander gegenüberstellt, hebt er die Vortheile der Einheit auf katholischer Seite hervor. „Der Feind ist unter einem Haupte einig zur Führung des Krieges und dadurch stark. Was aber die Evangelischen bislang vorgenommen, ist völlig planlos, ohne bestimmtes Ziel, und es ist daher nichts gewisser, als daß der Feind, wenn er entschlossener darauf anginge, das Feuer mit derselben Leichtigkeit wieder dämpfen könnte, mit welcher es aufgeblasen worden.

Offenbar war diese Einigkeit, welche Gustav Adolf der katholischen Partei zuschrieb, dort nicht vorhanden. Der Kaiser und die Liga waren über eine Hauptsache, über die Person des kaiserlichen Feldherrn nicht einig. Aber es diente dem Zwecke Gustav Adolfs diese Einigkeit, die nicht da war, vorauszusetzen. Er pflegte von einer katholischen Liga im Allgemeinen zu reden, als deren Mitglieder er den Kaiser und den König von Polen ansah. Aus der Meinung über die Einigkeit der katholischen Fürsten folgte die Nothwendigkeit der Einigung der protestantischen Fürsten zu einheitlichem Plane, zu einer gemeinsamen Führung.

Gustav Adolf wollte also diesen Plan, diese Folgerichtigkeit bringen, die Partei organisiren. Das nächste und unabweisbare Erforderniß war, daß alle sich betheiligten, daß eine Neutralität, ein Abwarten, ein Nichttheilnehmen am Kriege nicht gestattet werden konnte. Es war der Gedanke, den der König später praktisch in die Fassung der biblischen Worte kleidete: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Und wiederum legt die Art und Weise, wie die einzelnen Fürsten gewonnen werden sollen, Zeugniß ab von dem scharf durchdringenden Geiste dieses Mannes.

Weil für die Berathung in Deutschland immer Tag und keine Nacht, für die Ausführung immer Nacht und niemals Tag ist, so ist von Versammlungen nicht viel zu hoffen. Darum ist es nöthig, daß der König einen Stand nach dem andern gewinne, mit demselben besonders abschließe und also allmälig zu einer festen Grundlage gelange. Da ist Kurbrandenburg der erste.

Wir erkennen, wie das alte Sprüchwort: divide et impera hier in etwas veränderter Fassung wiederkehrt. Den nächst wohnenden deutschen Reichsfürsten, bei welchen der König dieß System zuerst anzuwenden hatte, den Herzog Bogislav

von Pommern, hält der Schwede der Erwähnung nicht werth, weil diese Beute ihm allzu leicht erschien.

Dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zunächst muß der Argwohn benommen werden, und dieß geschieht durch eine persönliche Zusammenkunft.

Wir sehen, wie der Schwedenkönig auf die überwältigende Macht seiner Persönlichkeit vertraut. Seinen haltlosen Schwager von Brandenburg kannte er genau. Ueber keinen der deutschen Fürsten äußerten er und Oxenstjerna sich geringschätziger als über diesen immer verrathenen und betrogenen Mann. Oxenstjerna faßte eben damals sein Urtheil über ihn in die Worte zusammen:[1] „Er ist verachtet bei Freund und Feind.“ Gustav Adolf wußte mithin, was er diesem Schwager bieten durfte; aber er kannte auch die anderen. Er kannte Johann Georg von Sachsen.

Der Vorgang Brandenburgs, fährt der König fort, würde für die Uebrigen eine Fackel und Posaune sein, und die Brücke, über welche Kursachsen beizukommen ist.

Johann Georg ist furchtsam und veränderlich, dem Gelde und dem Vergnügen ergeben. Wenn er nicht aus seiner Furcht herausgerissen, dem Einflusse gleich furchtsamer Rathgeber entzogen wird: so ist zu besorgen, daß er eher schaden als nützen werde. Deshalb muß man mit der Armee so gehen, daß man immer freie Seite hat, den Kurfürsten zum Gespräch bekommt und bei dieser Gelegenheit ihn bindet. Alsdann kann man die beiderseitigen Heere vereinigen. Doch ist auch vorher darauf hinzuarbeiten. Sobald die Vereinigung mit Brandenburg geschehen, ist Kursachsen durch einen Gesandten davon in Kenntnis zu setzen. Nun wäre, also muß man zu Johann Georg reden, der Zustand des Krieges also beschaffen, daß die Last desselben leider in sein Land gewälzt werden müsse und es gäbe kein anderes Mittel sich herauszuwinden, als sich auf dieselbe Weise mit dem Könige von Schweden einzulassen, wie Brandenburg es gethan, zu diesem Ende die Stadt Wittenberg zum Beginne und zur Kräftigung des Krieges zu eröffnen. Wenn nicht dieses geschieht, wird die Furcht den Kurfürsten Johann Georg bald hierhin, bald dorthin reißen, da er ohnehin unbeständig und völlig unfähig ist etwas Männliches und Kräftiges in seinem Geiste zu erfassen. Wenn dieß geschehen, so ist in allem Uebrigen geholfen. Wenn es vernachlässigt wird: so ist eben dadurch ein harter Riegel vorgeschoben.

Wir Deutsche wissen leider, daß es geschehen ist.

Endlich ist zu bedenken, sagt der König Gustav Adolf, daß, wenn Brandenburg und Sachsen sich im Uebrigen wohl fügen, man über die Vertheilung der Kriegskosten, Pommern ausgenommen, welches als schwedisches Land nicht belastet werden darf, mit Glimpf reden kann, um so eher, da ohnehin ihnen und ihren Ländern dieselben an den Hals wachsen werden.

Das waren die Grundzüge des schwedischen Krieges in Deutschland nach

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. 153.

dem Entwurfe des Meisters, des Königs Gustav Adolf. Die Umstände bewirkten manche Veränderung. Namentlich war zu Anfang des Krieges der Sieg der demagogischen Partei in der Stadt Magdeburg ein Zwischenfall, der sich in den vorher berechneten Plan Gustav Adolfs so lange nicht glatt einfügte, bis er durch Falkenbergs Sendung dahin die Leitung erlangte, und fortan die Stadt gebrauchte, wozu sie gut war. Im Wesentlichen läßt sich in den späteren Thatsachen die Ausführung der Grundstriche des Entwurfes wieder erkennen.

Der Entwurf indessen berücksichtigt nur die deutschen Fürsten und Reichsstände, und nicht die protestantische Bevölkerung des Reiches. Dieser nicht minder mußte die Idee des Religionskrieges einleuchtend gemacht werden. Als besondere Werkzeuge dazu erscheinen die Theologen geeignet. Gustav Adolf hatte einen stark theologischen Anstrich, nicht freilich in der Weise der Schwächlinge. Mit Jacob I. von England hatte er auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Die Erforschung dogmatischer Subtilitäten hatte niemals die Thatkraft des Schwedenkönigs gelähmt. Seine Theologie war von sehr praktischer Art. Er redete gern in Bibelworten. Er hatte eine ausgebildete Neigung zum Predigthören, und nicht minder sich selber in Reden von ähnlicher Art und Haltung zu ergehen. Die lutherischen Geistlichen konnten ihn fast betrachten als einen der ihrigen. Aber er war zugleich König. Er verband mit der Kraft seines Auftretens, wo er wollte, eine ungemeine Leutseligkeit der Person, und durfte der Wirkung derselben auf die Geistlichen vertrauen. Er durfte diese seine Eigenschaften mit in Anschlag bringen als Hülfsmittel für den Krieg, indem er sich durch dieselben diesen einflußreichen Stand zum Bundesgenossen erwarb. Freilich beteten die Geistlichen sonntäglich von ihren Kanzeln um den göttlichen Segen für den Kaiser. Aber sie kannten den Kaiser nicht, der fern von ihnen in seiner Hofburg thronte. Niemals sahen sie sein Angesicht. Der Schwede dagegen hörte ihre Predigt, trat freundlich zu ihnen und redete mit ihnen in theologischen Ausdrücken. Wenn sie aus seinem Munde vernahmen, daß der Kaiser sie verfolge um des lutherischen Bekenntnisses willen von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, daß der König dagegen alles hintangesetzt, um sie von Religionsdruck und Verfolgung zu befreien, um der Vorkämpfer des Protestantismus zu sein, nicht um für sich Gewinn und Ruhm zu haben, sondern uneigennützig nur für sie die Gewissensfreiheit zu erringen: so glaubten sie das, und wurden eben so beredte Verkünder solcher Worte zu ihren Gemeinden, wie der Schwedenkönig es zu ihnen gewesen war. Das alles hatte Gustav Adolf wohl erwogen, bevor er sein Werk unternahm. Auch hatte er vorgearbeitet. Es war klar, daß in Wahrheit von einem Religionsdrucke gar nicht die Rede sein konnte. Weder Wallenstein, noch Tilly traf in dieser Beziehung der leiseste Vorwurf. Duldete der Kaiser in seinen Erbländern keinen Lutheraner, so duldete Kursachsen keinen Katholiken noch Calvinisten. In dieser Beziehung standen beide Parteien einander völlig gleich. Auch das Restitutionsedikt ließ die Geistlichen von Pommern, von Brandenburg, von Kursachsen völlig ungefährdet. Mithin war es Gustav Adolfs Aufgabe für seine Zwecke einen Religionsdruck da glaubhaft zu

machen, wo ein solcher nicht vorhanden war. Gustav Adolf löste sie. Er hob in den Erörterungen des Planes vor seinen Räthen und Offizieren hervor, wie die Unzufriedenheit über die Erpressungen und den Druck des Wallensteinischen Heeres ihm ein wesentliches Förderungsmittel sein würde. Es kam darauf an, diesen Druck so darzustellen, als werde er ausgeübt um der Religion willen. Daß die lautesten Klagen gegen diesen Druck, die nachdrücklichsten Vorstellungen und Bitten um Abhülfe gerade von katholischen Fürsten erhoben wurden, war allerdings für diese Predigt ein großes Hindernis. Allein dieses Hindernis fand nur statt bei den Kundigen, und auf die Kundigen war die Predigt vom Religionskriege nicht berechnet.

Gustav Adolf begann sehr früh mit der Ausführung dieses Gedankens. Schon 1627, zwei Jahre vor dem Restitutionsedicte, sendet er Flugblätter aus durch die deutschen Länder.[1] Er trage ein herzliches Mitleiden, sagt er darin, mit denen, die um ihrer Religion willen verfolgt seien. Er ladet sie ein sich in seine Länder unter seinen Schutz zu begeben, so lange bis Gott der Allmächtige dermaleinst eine gute Veränderung mit diesem jämmerlichen Zustande machen möchte. Daß sich damals schon die Deutschen hätten bethören lassen, mochte Gustav Adolf selbst kaum erwarten. Allein auf jeden Fall erreichte er etwas. Er streute Samenkörner aus für den Glauben an seine Messiasrolle und für die Meinung, daß alle diese Leiden über die Protestanten kämen wegen der Religion. Und mochten auch tausend solcher Samenkörner eben so verloren gehen, wie diejenigen, welche die mütterliche Natur selber mit vollen Händen zu vergeuden scheint: das tausend und erste sproßte auf und brachte Frucht. Irrthum und Lüge gingen Hand in Hand.

Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf in seinem Entwurfe über die Kriegskosten sich aussprach, daß sie zunächst Brandenburg und Sachsen zufallen würden. Daß die Deutschen abermals diesen Krieg, den der Schwede ihnen zu bringen gedachte, mit ihrem Gute und Blute, ihrem Wohlstande, ihrer Cultur zu bezahlen hatten, lag ja allerdings offen vor Augen. Allein es stand da zuvor noch die Bedingung eines Anfanges des Sieges. Und dieser Anfang zur Zerfleischung der deutschen Nation konnte nicht mit deutschem Gelde — denn kein deutscher Fürst rief freiwillig den Schweden herein, keine deutsche Stadt gab freiwillig auch nur einen Pfennig für den Schweden her — dieser Anfang mußte mit eigenem Gelde gemacht werden. Es handelte sich um die Mittel, welche Gustav Adolf aufbringen konnte.

So lange er noch darauf sann von Polen aus in Schlesien einzubrechen, trug er sich mit dem Gedanken in Polen, also in einem feindlichen, meist katholischen Lande eine Armee auf die Weise zu sammeln, die er ausdrücklich als die Wallensteinische bezeichnet.[2] Seit er im Besitze von Stralsund war, dachte er nicht mehr an jenen Weg, also auch nicht mehr an eine Werbung im katholischen

[1] Theatrum Europ. I. 1188.
[2] Geijer III. 151.

Polen. Das mochte ihm um so lieber sein, da ja seine Eigenschaft als Glaubensheld unter solchen Umständen bei der Mitwelt etwas mehr Hindernisse gefunden hätte. Aber auch bei dem beabsichtigten Einbruche von Norden her mußte die Armee geworben werden. Woher die Mittel? Dazu kam noch ein anderer Umstand. Bei Kriegsunternehmungen in die Ferne war Gustav Adolf nicht sicher vor seinem Nachbar, dem Dänen. [1] Seine Schweden mußten zur Vertheidigung des Landes daheim bleiben, und das Angriffsheer, welches Gustav Adolf auf 15,000 zu Fuß und 9000 zu Roß berechnete, mußte demnach meist aus Fremden bestehen: aus Deutschen, Engländern, Schotten und wer sonst sich willig erfand. Woher abermals die Mittel?

Das ohnehin arme Schweden war durch die langwierigen Kriege — denn die Lebenszeit Gustav Adolfs war eine Kette derselben — völlig ausgesogen. Salz, Getreide, das Vieh war hoch besteuert. [2] Die Ausfuhr des Kupfers war Regal. Auch den Getreidehandel belastete Gustav Adolf hoch, bis er ihn endlich zu seinem Monopole machte. Was, darf man fragen, blieb da dem armen Volke übrig, das alljährlich noch dazu seine Söhne willig oder unwillig auf die Schlachtbank des großen Mannes liefern mußte? Gustav Adolf forderte zur Gründung westindischer Handelscompagnien auf. Als die Gelder beisammen waren, deckte er die Hand darauf und strich sie ein. [3]

Mehr noch vertraute der König auf den Zoll in dem Hafenorte Pillau, den er seinem Schwager abgenommen. Anfänglich hatten er und Oxenstjerna bei diesem Plane auf das Eigenthum des Nachbars die leisen Bedenken gegenseitig durch die Erinnerung zur Ruhe gebracht, daß man es ja später nach dem Frieden zurückgeben könne. Es ist möglich, daß sie damals selbst es so meinten. Aber die Ansichten änderten sich. Bei den mehrmaligen Unterhandlungen mit Polen über den Frieden verstand es sich von selbst, daß Pillau im Besitze von Schweden blieb, [4] und der hülflose und von seinen Räthen verrathene Schwager von Brandenburg, der rechtmäßige Eigenthümer, ward eines Wortes darüber kaum gewürdigt. Nicht Pillau an sich war der Vortheil, sondern der Zoll, den Gustav Adolf dort erheben ließ. Die Nachsicht gegen diesen Zoll war der Vorwurf, welchen Tilly und Wallenstein gegen die Generalstaaten erhoben. Der Zoll war eine Hauptquelle für den König. Auf diesen wies er den bedenklichen Oxenstjerna hin und meinte: er werde die Mittel zum Kriege haben, wenn anders der Zoll seine Pflicht thue. [5] In der That brachte der Zoll im Jahre 1629 eine halbe Million Rthlr. ein.

Dazu vertraute der König auf die Beisteuern anderer Mächte: namentlich von Holland, England, Frankreich. Die Hochmögenden waren dießmal nicht

[1] a. a. O. S. 153.
[2] a. a. O. S. 173.
[3] Gfrörer, Gustav Adolf S. 693 (2. Aufl.)
[4] Londorp. III. 1044.
[5] Geijer III. 152.

so eifrig, wie früher.[1] Sie schmollten doch ein wenig über den Zoll zu Pillau. Einige Handelsherren waren im März 1630 Willens ihre Kauffahrer nach der Ostsee durch Kriegsschiffe geleiten zu lassen, um den Zöllen des Schwedenkönigs zu trotzen.[2] Der Prinz von Oranien widerrieth es, damit Gustav Adolf nicht abgeschreckt werde von seinen Planen gegen den Kaiser. Allein auch andere Erwägungen fanden im Saale der Generalstaaten statt. Es stieg dort eine leise Furcht auf was zu erwarten sei, wenn dieser ehrgeizige, thatkräftige Mann sich zum Herrn über das ganze Deutschland oder einen Theil desselben emporschwang. So lange war man im Haag gewöhnt die ganze Reihe der norddeutschen Fürsten ostwärts mit Inbegriff der Brandenburger Kurfürsten träge, schlaff, unthätig, genußsüchtig, etwa um ein Kloster oder ein Bisthum habgierig, nach dem Haag um Hülfe wallfahrten zu sehen: wie dann, wenn man endlich einmal einen energischen Nachbar erhielt? Die zweifelnden Erwägungen indessen dauerten nicht lange, und die alte Politik brach wieder durch.[3] Die Hochmögenden verstatteten dem Könige Werbungen gegen den Kaiser nicht freilich auf dem eigenen Boden, sondern auf demjenigen des Reiches in der Stadt Emden unter dem Schutze der holländischen Besatzung. Sobald er dann die ersten Erfolge errang, zahlten die Generalstaaten an ihn eben so regelmäßig, wie sie es früher an Dänemark gethan.

Der Cardinal Richelieu hatte als Unterhändler den Baron Charnacé geschickt. Der Franzose legte allzu deutlich seine Meinung an den Tag, daß der Schwedenkönig ein Söldling im Dienste des Cardinals Richelieu sein werde. Gustav Adolf weigerte sich um Geld zu bitten, weil er sicher war, daß man endlich doch es ihm anbieten werde. In dieser sichern Ueberzeugung begann er den Krieg auch ohne französisches Geld, und er irrte sich nicht.[4] Im Beginn des Jahres 1631 ward zu Bärwalde der Vertrag geschlossen, der dem Schwedenkönige die französische Unterstützung zusicherte. In ähnlicher Weise weigerte sich Gustav Adolf gegen England die Verpflichtung der Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich zu übernehmen. Auch Karl I. zahlte ohne dieß Versprechen.[5] Es war ja allen diesen Königen und Mächtigen zu viel daran gelegen, daß die Macht des deutschen Kaisers verringert, die deutsche Nation zerwühlt werde.

Und dennoch mußte bei allen Anstrengungen, bei allem Bemühen Geld zusammen zu bringen, wo und wie auch immer es sei, doch Gustav Adolf dem Kanzler Oxenstjerna zugeben, daß seine Mittel für ein Heer von höchstens 24,000 Mann, wenn es nämlich so viel waren, als er selbst das Heer anschlug, nur für vier Monate reichten. Und mit diesem Haufen wollte er Wallenstein gegenüber treten, der mehr als 100,000 unter den Waffen hatte! Hier gerade ist der Scharfblick dieses Königs bewunderungswürdig, wie kaum irgendwo sonst. Er kennt die Beschaffenheit dieses Heeres, die Art und Weise wie es unter-

[1] Aitzema II. 886.
[2] Aitzema III. 118.
[3] Aitzema II. 883.
[4] Mémoires de Richelieu VI. 413.
[5] Mémoires concern. Christine III. 48.

halten wird.[1] Die Geldmittel der kaiserlichen Truppen, sagt er, beruhen ganz allein auf den Contributionen, welche von den Offizieren selbst angesetzt und durch militärische Execution erzwungen werden. Diese Contributionen sind unregelmäßig, maßlos hoch, werden von den Ständen und Unterthanen nur mit höchstem Drucke ertragen, und haben darum keinen Bestand, zumal wenn wir einbrechen, und in Folge dessen innere Empörungen entstehen. Indem wir dann dem ungeheuren Körper des Heeres durch Abschneidung der Contributionen Saft und Kraft entziehen, muß er verdorren. Gustav Adolf faßt diese Ansicht kurz zusammen in seinem Worte an Oxenstjerna:[2] die Sache Wallensteins besteht sehr in fama. Bevor Tilly herankommen kann, wird in Pommern das Meiste gethan sein.

Diese Worte des Königs wiegen schwer. Wallensteins Heer war an Zahl fünffach stärker, als dasjenige Tillys. Aber die Qualität war unendlich verschieden. Gustav Adolf schätzt den an Zahl fünffach stärkeren Wallenstein geringer, als den Greis mit seinen wenigen, aber sieggewohnten Veteranen. Nur vor diesem bangt ihm. Wir werden sehen, daß auch dieß Wort des Königs nicht die Eingebung übermüthiger Hoffnung ist, sondern ein wohl durchdachtes, auf genauer Kenntnis beruhendes.

Nicht allen Schweden jedoch lagen die Aussichten des Königs, seine persönlichen Hülfsmittel so offen, wie Gustav Adolf selbst. Und auch wenn das gewesen wäre: so ist doch die natürliche Neigung der Menschen zu sehr für den Frieden, als daß Gustav Adolf auf Billigung seines Unternehmens sich Rechnung machen durfte. In jedem Fall trafen die ersten und nächsten Leiden die Schweden selbst, und die Aussicht auf Ruhm hat für die unfreiwillig Leidenden wenig Gewicht. Wie überall, so pflegt freilich auch in Schweden die Nachwelt den Schmerz und die Leiden der Vorfahren zu vergessen, und sich die Augen zu verblenden durch das glänzende Flittergold des Ruhmes, den jene mit Blut und Thränen bezahlten. Allein obwohl eine solche Verblendung der Nachkommen für das gelungene Werk nach Maßgabe der menschlichen Verhältnisse unvermeidlich ist: so wird die geschichtliche Betrachtung dadurch nur um so mehr angeregt zur Erforschung der Dinge in ihrer wahren Gestalt, und es erwächst mit um so stärkerer Gewalt die Frage, was die Mitwelt Gustav Adolfs, was die Schweden, die er abermals in die wilden Kriegswirbel hinein zu reißen suchte, über dieses sein Unternehmen dachten.

Im Sommer 1629 ließ Gustav Adolf einen Reichstag zusammen kommen, um diesem die Kriegsfrage vorzulegen.[3] Die Stände von Schweden bitten den König unterthänigst, daß er, wofern es möglich sei, die Sache in Güte beilege und keine billige Mittel ausschlage, um ohne Waffen und Blut Sicherheit zu erhalten. Wenn das nicht möglich sei: so ermächtigen sie ihn zum Kriege, mit der Bitte die Last desselben auf den Feind zu wälzen.

[1] Chemnitz, schwedischer Krieg S. 23.
[2] Geijer III. 153.
[3] Chemnitz S. 21.

Wie spricht sich in den matten, zagenden Worten der Reichsstände von Schweden dennoch so deutlich die wahre Gesinnung derselben aus! Die Fassung des Beschlusses in Worte trägt augenscheinlich das Gepräge der Furcht vor dem Herrscherwillen: das Wesen ist unverkennbar. Da nun noch im Laufe des Jahres 1629 auch nicht das geringste Anzeichen hervortrat, daß von Deutschland aus für Schweden irgendwelche Gefahr drohe: so wagte Gustav Adolf nicht noch einmal einen Reichstag zu berufen. Er begnügte sich den Senat des Reiches willfährig zu stimmen. Auch das hielt schwer; denn sowohl das Unrecht, als die Gefahr lagen offen vor Augen. Wir haben vernommen, wie mehrere Mitglieder im engern Rathe erklärten: es sei gegen Gott und das Gewissen eine Monarchie stürzen zu wollen. Aber Gustav Adolf bedurfte eines bejahenden Gutachtens, damit, wie er sagt,[1] „wenn der Erfolg unseren Hoffnungen nicht entspricht, was Gott verhüten möge, man nicht wider uns murre, die Regierung tadele und uns der Uebereilung und Vermessenheit beschuldige." Hier half kein Widerstreben mehr. Die Reichsräthe entwarfen ein ausführliches Gutachten nach dem Wunsche und Willen des Königs. Sie drehen sich und wenden sich, bis endlich das gewünschte Ergebnis herauskommt: „Se. Majestät möge sich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, sobald wie möglich einschiffen." Das Gutachten ward gedruckt und in das schwedische Land umhergeschickt.

Am 19. Mai 1630 nahm Gustav Adolf Abschied von seinen Reichsräthen und entwickelte sein Rednertalent in glanzvoller Weise.[2] Er sprach mit frommer Salbung die Worte, die auch heute noch so viele leichtgläubige Deutsche bethören: „Da wohl Mancher sich einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne gegebene Ursache uns aufbürden: so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, in dessen Angesichte ich hier sitze, daß ich solchen nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegeslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren auffallende Ursache habe, meist darum daß unsere unterdrückten Religionsgenossen von dem päpstlichen Joche mögen befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können."

Unter den Zuhörern dieser Rede war der Kanzler Oxenstjerna. Derselbe Mann sprach vierzehn Jahre später an derselben Stelle zu denselben Zuhörern:[3] „Pommern und die Seeküste sind gleich einem Bastion für die Krone Schweden: darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte."

Der König schloß seine Predigt mit den erhabenen Worten des 90. Psalmes.

Noch einmal versuchten damals der Dänenkönig und der Kurfürst von Brandenburg eine friedliche Ausgleichung. Zum Orte derselben wurde Danzig bestimmt. Als die kaiserlichen und dänischen Gesandten dort sich einfanden,

[1] Mauvillon, histoire de Gustave Adolphe p. 210.
[2] Geijer III. 165.
[3] Geijer III. 83.

forderte Oxenstjerna sie nach Elbing.[1] Zürnend erwiederten die Dänen: das Verhalten der Schweden sei auf Verachtung des Kaisers berechnet. Was denn auch sonst erwarteten sie? Die Umsicht des Schwedenkönigs bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig.

Bevor er sich auf die Zusammenkunft einließ, gab er den Königen von Frankreich und England davon Nachricht. Er wolle nichts beschließen, sagte er, was der Freundschaft mit ihnen zum Nachtheile gereichen könne. Er forderte sie auf auch Abgeordnete nach Danzig zu senden. Dieß erschien nicht einmal nöthig. Richelieu hatte zu dem Schweden volles Vertrauen. „Wir glauben," schrieb[2] der französische König an den Schweden, „daß Sie Ihre besonderen Interessen wohl abwägen und zugleich diejenigen Deutschlands betrachten werden. Sie werden die Absichten derer durchschauen, welche Ihnen anrathen über den Frieden zu handeln." Gustav Adolf entsprach diesem Vertrauen des Franzosen.

Auch wenn es wirklich zu Verhandlungen gekommen wäre: so hatte Gustav Adolf hinlänglich dafür gesorgt, daß sie scheitern mußten. Oxenstjerna sollte nämlich fordern:[3] Herstellung aller Fürsten und Städte des Reiches in den Stand vor dem Kriege, namentlich des Pfalzgrafen Friedrich und der Herzöge von Meklenburg, ferner Abführung aller kaiserlichen Truppen aus dem Reiche, und das Versprechen keine wieder einzuführen, ferner Schleifung aller festen Plätze an der Seeküste und an der Südgrenze des Reiches, ferner die Erklärung, daß alle deutsche Seehäfen frei sein sollten. Mit dieser Freiheit für die Deutschen nach schwedischer Auslegung hatte es eine eigenthümliche Bewandtnis. Es sollen darin keine Kriegsschiffe erbaut, und die schon vorhandenen sollen abgeschafft werden.

Wir sehen, jedes Wort dieses Schwedenkönigs an das Oberhaupt des Reiches und der Nation war eine Beleidigung von frecher Art.

Und dennoch war es ja möglich, daß der Kaiser etwas oder vieles zugestand, daß dadurch der Krieg dennoch verhindert wurde. Dieser Wendung mußte man zuvorkommen. Deshalb beeilte sich der Schwede bei der günstigen Lage der Dinge in Deutschland ohne Kriegserklärung in denselben Tagen einzubrechen, wo nach der Meinung des Kaisers die Abgeordneten zu Danzig die Beilegung aller Mishelligkeiten verhandelten. Am 30. Mai 1630 ging Gustav Adolf zu Schiffe. Er war sich des namenlosen Jammers, den er über Deutschland brachte, vollkommen bewußt, und sein klarer Geist schaute die kommenden Dinge. „Mir scheint," schrieb er von Bord aus an Oxenstjerna,[4] „dieser ganze Krieg werde sich in die Länge ziehen, und eher an Ueberdruß und Ermattung enden als durch einen heftigen Schlag."

Wir Deutsche wissen und spüren in allen unseren Einrichtungen des staatlichen Lebens bis auf den heutigen Tag, daß Gustav Adolf Recht hatte mit dieser seiner Ansicht.

[1] Chemnitz S. 31 f.
[2] Beilage LXIV.
[3] Moser, patriotisches Archiv II. 136.
[4] Geijer III. 159. Nr. 3.

Zur selben Zeit erging eine Schrift durch die Länder, in welcher der König seine Gründe aufzählte und sein Recht bewies in Deutschland einzubrechen. Wir haben sie nicht zu erörtern. Wir begnügen uns mit dem Urtheile darüber von einem Manne, der als König die besondere Stellung eines Königs zu würdigen wußte, dem ferner alles Andere näher lag als Zuneigung gegen das kaiserliche Haus von Oestreich, der endlich in gewisser Beziehung die Früchte des Thuns von Gustav Adolf pflückte und in die Fußstapfen desselben trat. Friedrich II. von Preußen nennt die Vorwände, um deren willen der Schwede den Krieg unternahm, frivol.[1] Er wirft zürnend die Frage auf, ob es recht sei, daß um frivoler Vorwände willen, wie der Schwedenkönig sie vorbringe, eine Nation die Waffen erhebe gegen die andere, blühende Provinzen zerrüttet werden, die Menschen Blut und Leben opfern, weil der Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen es also fordere.

Diese Bemerkung des Preußenkönigs macht indessen einen Zusatz nöthig. Keineswegs erhob hier eine Nation die Waffen gegen die andere, sondern wir werden von dem Schwedenkönige selbst vernehmen, daß er seinen Krieg begann mit einem Heere, welches bestand aus Söldnern von allen Nationen. Im Uebrigen hat das Urtheil des Preußenkönigs, der dabei an sich selber nicht gedacht zu haben scheint, über den Schwedenkönig eine Widerlegung nicht gefunden.

Den einen Vorwand oder Grund zum Kriege, mit welchem Gustav Adolf die armen leichtgläubigen Deutschen bethören wollte: seinen Beruf zur Glaubensheldenschaft ließ er in diesem öffentlichen, nicht bloß für Deutsche bestimmten Actenstücke weg. Das Wort war da nicht an seinem Orte. Den Grund, weshalb es dort nicht an seinem Orte war, weshalb es dort sogar dem Credite des Schweden schaden konnte, wird der Verfolg der Dinge uns zeigen.

## Sechszehnter Abschnitt.

Fast an demselben Tage an welchem der Schwedenkönig Gustav Adolf sein Schiff bestieg nach Deutschland, fuhr der deutsche Kaiser Ferdinand von seiner Hofburg in Wien aus nach Regensburg. Er hatte dort auf den 3. Juni 1630 den Tag der Fürsten angesetzt, die letzte Versammlung dieser Art in dem alten römischen Reiche deutscher Nation, an dessen Grundfesten Gustav Adolf gerade damals zu rütteln begann.

Nur die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich. Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg beriefen sich auf die Verheerung ihrer Länder durch die Drangsale des Krieges: darum könnten sie dieselben nicht verlassen. Am 3. Juli begann die Versammlung. Es war der

[1] Oeuvres de Frédéric I. G. Tom. II. p. 35. Mém. de Brdbg.

Vorabend der Landung des Schwedenkönigs. In Regensburg wußte man nicht, daß das längst Geahnte und Gefürchtete so nahe war. Der Kaiser verlangte das Gutachten der Kurfürsten über den Pfalzgrafen Friedrich, ob nicht bei seiner Halsstarrigkeit endlich die Gnadenthüre ihm zu schließen sei. Er verlangte eine Erklärung, wie das Reich sich zu verhalten habe gegen die Holländer, gegen Schweden, gegen Frankreich.

Nicht auf diese Fragen zuerst gaben die Kurfürsten Antwort. Etwas Anderes lag ihnen und den gesammten Reichsständen näher am Herzen: die schmerzlichen Klagen über Wallenstein und sein Heer, nicht mehr die Bitte, sondern die Forderung der Entlassung des gewaltigen Mannes. Ein jeder einzelne Reichsstand, ob katholisch, ob protestantisch, brachte seine Klagen vor, zuerst die Kurfürsten[1] selber am 17. Juli mit scharfen nachdrücklichen Worten.

Der Kaiser, sagen sie, hat ohne Vorwissen und Genehmigung der Stände des Reiches einen Feldherrn ohne Geldmittel mit einer so ungemessenen und absoluten Gewalt in das Reich verordnet, daß er alles nach eigenem Willen einrichten dürfe. Daraus ist erfolgt, daß derselbe alsbald anfing Patente auszutheilen, und Kriegesvolk in übermäßiger Anzahl zu werben. Weil aber keine Geldmittel vorhanden, wurden die Obersten angewiesen das ausgelegte Geld in den Reichsländern selbst wieder von den Unterthanen einzuheben. Dabei ist es nicht geblieben. Man hat die Armee mit Obersten, Feldmarschällen und anderen Officieren überhäuft. Der General hat zu Jedermanns Verwunderung eine solche überschwenglich kostbare Hofhaltung geführt, daß dergleichen an königlichen, ja an kaiserlichen Höfen nicht gesehen worden. Aehnlich haben die Obersten und Officiere gethan. Dem entspricht der Zustand des Reiches.

Die Kurfürsten sind fast alles Ansehens und Respectes beraubt. Sie müssen sich den Kriegscommandanten unterwerfen, die des Standes halber ihnen nicht zu vergleichen sind. Um des kaiserlichen Namens willen, welchen diese Commandanten zwar stets im Munde führen, aber in der That wenig achten und fürchten, müssen die Kurfürsten ihnen weichen, müssen sie zur Vermeidung größerer Ungelegenheit viele höhnische, spöttische und schmähliche Reden verschmerzen, müssen sie unzählige Drangsale der armen Lande und Leute, die Gott ihnen anvertraut, stillschweigend über sich ergehen lassen. Die übrigen Fürsten und Stände des Reiches werden für gar nichts geachtet. Durchzüge werden gebieterisch angekündigt. Militärische Executionen stehen bei der Hand und werden angewendet, als befände man sich im Gebiete der Feinde. Man wirbt übermäßig an und dankt dann alsbald wieder ab, alles nur zum Nutzen der Officiere. Ortschaften stehen leer und ohne Einwohner. Viele Leute laufen in bitterem Hunger auf den Straßen umher, verschmachten, verderben und sterben. Das Kriegsvolk befolgt keine kaiserlichen Befehle. Alles ist ihm frei und preis gegeben, und es scheint und glaubt nicht zu des Reiches Vertheidigung, sondern zur Verwüstung desselben bestellt zu sein.

[1] Londorp. IV. 52. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 291.

An allen solchen trübseligen Zeiten, Schanden und Lastern, an den greulichen und unerhörten Kriegsproceduren, die täglich vorfallen, also fahren die Kurfürsten fort, ist der neue Herzog aus Mecklenburg als General über die kaiserliche Armee einzig und allein die Ursache. Die Länder sind verdorben; aber der Herzog mit seinen Obersten und Befehlshabern treibt an Kleidung, an goldenen und silbernen Mobilien, an schönen und köstlichen Pferden unerhörte Pracht.

Diese Klage der Kurfürsten ist der Grundton, der in vielfältigen Variationen durch die Klagen der anderen Fürsten und Stände des Reiches herdurch klingt. Vor allen Anderen waren die Bewohner des Pommerlandes mishandelt. Durch das barbarische Hausen der Krieger, also klagt Bogislav,[1] sind die Unterthanen aller Mittel beraubt. Bereits eine geraume Zeit haben sich Viele mit Trebern, mit Knospen von den Bäumen, mit anderen unnatürlichen Speisen zu erhalten gesucht. Sie haben der Todten, auch ihrer eigenen Eltern Fleisch gefressen, und sättigen sich in jetziger Zeit mit Gras, wie das Vieh. Man findet täglich Leichen, die ungekochtes Kraut oder Gras im Munde haben. Ja vor zwei Monaten hat ein Weib ihr Kind schlachten, kochen und dadurch sich des Hungers erwehren wollen.

Es ist ein schauerliches, herzzerreißendes Register, diese vierundfünfzig Punkte des Herzogs Bogislav von Pommern. Nur nach einer besonderen Beschwerde sucht man vergeblich! An Kirchenraub und Kirchenschändung fehlt es eben so wenig wie an allen anderen Verbrechen; allein von einem Religionsdrucke, von einer Vermuthung, von einer Andeutung, daß den Greueln und Brutalitäten der Wallensteiner irgend welcher Religionseifer und Fanatismus zu Grunde gelegen, ist in allen diesen erschütternden Klagen auch nicht die leiseste Spur.

Also der Herzog Bogislav von Pommern. Ihm stimmten bei die anderen Fürsten und Stände des Reiches, in deren Ländern Wallensteinische Kriegsvölker lagen. Wir suchen weiter. Wir sehen uns nach Beschwerden um von den Fürsten und Obrigkeiten derjenigen Länder, in denen der alte Tilly mit seinen Schaaren lag, er, der so oft an seine Kriegesherren die schmerzliche Klage eingebracht, daß er um seines Heeres willen die Länder drücken müsse bis zur Verzweiflung der Einwohner. Eben damals wieder kamen allwöchentlich von ihm solche Klagen ein, bis es seinen Kriegsherren zu viel wurde, bis sie ihrerseits bei dem Kurfürsten von Bayern sich beschwerten über Tillys unaufhörliche Geldforderungen an sie.[2] Klagten denn auch die deutschen Unterthanen, ihre Fürsten und Obrigkeiten über ihn? Wir suchen vergeblich. Wir finden von den Fürsten und Obrigkeiten der Länder, in denen das Kriegsvolk Tillys liegt, zu Regensburg im Jahre 1630 keine Klagen. Wir wenden uns an diejenigen kaiserlichen Räthe, die so oft und nachdrücklich gegen die Vorwürfe der deutschen

[1] Theatr. Europ. II. 190.

[2] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Mainz an Bayern 22. April 1630: Nun seindt zwar auch vnß die vnauffhörlichen Tillyschen Clagen nicht vnbekhandt. Wir khönnen aber nicht vernehmen, daß desselben nachgesetzte Krigs-Officirer in deß löbl. Bundtsdiensten schaden erleiden, khönnen also auch nicht wissen, worinnen der sehr geclagte geltmangel eigentlich bestehe.

Fürsten bei dem Kaiser die Fürsprecher Wallensteins waren. Ihnen doch lag es nahe auf die Beschwerden zu antworten, daß solche Uebel von der Kriegführung jener Zeiten untrennbar waren. Sie schweigen, sie wissen es nicht. Fragen wir also die Länder selbst, in denen Tillys Truppen eben so lange Jahre und selbst länger standen, als diejenigen Wallensteins in Pommern. Wir haben uns zu wenden nach Ostfriesland und nach Oldenburg. Die Grafen Ulrich und Anton Günther dieser beiden Länder im fernen Westen des Reiches waren dem Kaiser in gleicher Treue zugethan, wie es Bogislav von Pommern war.

Das Commando über diese Truppen führte bis in 1629 der Graf Anholt, der in Jever sein Quartier hatte. Tilly hatte oft die Verdienste dieses Mannes gerühmt. Aber in den ruhigen Quartieren zu Jever erhielt Anholt sich nicht frei von der Macht, mit welcher das Beispiel Wallensteinischer Obersten auch seine Habgier wach rief. Er forderte für seine Person und seinen Staat monatlich 6000 Thaler.[1] Er erhielt dafür von dem Kurfürsten Max und von Tilly scharfe Verweise: er solle das Land mitleidig behandeln, nicht über die Gebühr beschweren, sondern diese Contribution mildern. Anholt ward darüber verdrießlich, und gern erbötig den Lockungen Wallensteins zu folgen.[2] Im Jahre 1629 trat er über. Das Land Oldenburg und Jever hatte sich darüber nicht zu beklagen.

Wir haben nach dem eigenen Urtheile des Grafen Anton Günther zu fragen, wie es mehre Jahre später, als längst die Dinge sich gewandt, sein Biograph und Freund wie aus dem eigenen Munde des Grafen nieder schrieb.[3] „Es war das Bestreben des Grafen," sagt Winckelmann, „sein Gewissen gegen Gott unbefleckt, seinen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät aufrichtig zu erhalten. Er hat bei dem General der Steifhaltung der Disciplin sich versichern, das Volk auf das engste zusammen legen, es mit richtiger Bezahlung versehen, den Befehlshabern nach gewöhnlicher Freigebigkeit ein Stück Wildes darreichen lassen. Also hat ein Jeder sich mit seinem Solde befriedigen lassen und gute Ordnung gehalten. Die Einwohner sind bei ihrer Nahrung und Handthierung ruhig und sicher verblieben, so daß auch die Wildbahn in gutem Stande erhalten ist. Dergleichen Exempel würden bei dem unordentlichen Kriegeswesen an einem anderen Orte schwerlich zu finden sein."

Also der Biograph Anton Günthers. Der kluge Graf steuerte fortan das Schifflein seines kleinen Landes so geschickt durch die Stürme der grauenvollen Zeit, daß nach dem Abzuge der Tillyschen Truppen Oldenburg von anderen Schaaren nicht wieder betreten wurde. Indem Winckelmann später zurückblickt auf den ganzen Verlauf des Krieges, hat er völlig vergessen, oder läßt aus der Acht, daß Tillys Soldaten zuerst 1623 etwa einen Monat, dann von 1627 an reichlich drei Jahre lang in diesem Lande lagerten. Es ist ihm, als sei

[1] Winckelmanns oldenb. Chronik S. 214.
[2] Chlumecky S. 149. CCXXIX.
[3] Winckelmann a. a. O. S. 230 und 231. W. wiederholt es.

keine Einlagerung überhaupt dort gewesen, und er, der selber alles mit erfahren, bricht in die Worte aus: „Wir saßen wie eine Rose unter den Dornen, wie ein Apfelbaum unter den wilden Bäumen. Vor unseren Thüren waren allerlei edle Früchte gleich wie in einem Lustgarten. Solches ist vom Herrn geschehen, und ist wunderbarlich vor unseren Augen."

Es liegt dem Diener nahe neben dem Danke gegen Gott für den Schutz des Landes seinen Herrn und Freund zu erheben und demselben Lob zu spenden, so viel er vermag. Allein war das Bemühen des Grafen Anton Günther die Ursache, daß Oldenburg nicht behandelt ward, wie Pommern? Dieselbe Fürsorge für seine Unterthanen legt der Herzog Bogislav von Pommern an den Tag, freilich nur in machtlosen Bitten. Sie waren macht- und fruchtlos, nicht wegen des Bittenden, sondern wegen des Gebetenen. Nur von dem General hing es ab, wie ein Land behandelt wurde, und nicht von dem Fürsten und der Regierung desselben.

Wir heben hier bei Tilly noch einmal den unwandelbaren Grundsatz hervor mit einem Lande und dessen Einwohner nur zu verhandeln durch die gesetzlichen Obrigkeiten, und nicht seinen Offizieren oder Soldaten eine unmittelbare Einwirkung zuzulassen. Die Forderungen Tillys wurden mit den Landesobrigkeiten vereinbart. Es ist der Grundsatz, der alles bedingt, der fundamentale Unterschied zwischen seinem Verfahren und demjenigen Wallensteins, und ferner — wir setzen gleich hier es hinzu — aller anderen Heerführer des dreißigjährigen Krieges. Es ist der Grundsatz, der unter allen Heerführern jenes Krieges allein Tilly befähigt hat wirkliche Mannszucht zu üben, eine Mannszucht nämlich im Sinne unserer Zeit. Dazu kam die Autorisation der Obrigkeiten für den etwa angerichteten Schaden des Muthwillens die entsprechende Summe zurückzubehalten.[1] Tilly ging darin noch weiter. Auf die Klage des Grafen von Ostfriesland, daß die Contribution seinem Lande zu schwer falle, beschloß die Liga ihm monatlich 5000 Rthlr. für die Contribution beizusteuern. Diese Summe wurde dem Grafen zugestellt, und von seinen Beamten den Officieren ausbezahlt, damit er auch daran ein Mittel habe, um diejenigen Officiere, die etwa ihre Vollmacht überschritten, in Zügel zu halten.

Daß nun eben dieser Unterschied wesentlich ist, daß für Wallenstein nicht etwa das in solchen Fällen übliche Wort von der Weise jener Zeit zur Entschuldigung gereichen kann, sehen wir aus den Klagen der Fürsten und Stände. Sie heben mit Nachdruck das entgegen stehende Verfahren Wallensteins hervor:[2] „Die Contributionen werden angesetzt nach des Herzogs selbsteigenem Wohlgefallen."

Zu diesem ersten und wichtigsten Punkte der Kriegsdisciplin in Tillys Heere kam ein zweiter von großer Bedeutung. Gegen Wallenstein wurde nicht eine Klage des Religionsdruckes erhoben. Er kümmerte sich nicht um Geistliche und

[1] In Betreff Lüneburgs vgl Beilage XXXII. Wegen Ostfrieslands Beilage LXV. Für Oldenburg liegt es in den oben angeführten Worten Winckelmanns. Wegen des Herzogthums Bremen wolle man weiter unten sehen Beilage LXXVII.

[2] Theatr. Europ. II. 182[b].

Kirchen. Bei Tilly war es anders. Wir haben gesehen, wie dieser selbe Mann, der das Princip des Restitutionsedictes billigt und lobt, der für dasselbe eifrig thätig ist, wie dieser selbe Mann die Geistlichen und Lehrer aller Orten gleich den Vögten und Beamten von der Einquartierung befreit, damit sie in ihrem Gottesdienste, an ihren kirchlichen Acten irgend welcher Art nicht gehindert, noch beunruhigt werden, damit auch die Schulen im Gange verbleiben. [1]

Dazu endlich kam die Bereitwilligkeit des Generals jeder Klage Abhülfe zu gewähren, Fürbitten einzulegen hier und da. Wir sehen die Käsehändler von Ostfriesland an ihn sich wenden, damit er ihnen in Brüssel die Erlaubnis zum Ankaufe von Getreide verschaffe. Tilly ist bereit wie immer. [2] Es liegt uns eine Bittschrift vor von einer Witwe aus Hameln, die eine Schuldforderung in Goslar hat. Die Frau kann ihr Geld nicht bekommen. Aber sie hat gehört, daß der General gütig und freundlich sei, daß er jede gerechte Bitte unterstütze. Darum wendet sie sich an ihn: er möge ihr helfen, daß sie zu ihrem Rechte komme. [3]

Das Ergebnis finden wir in den Worten eines protestantischen Edelmannes aus Ostfriesland, der als Kind diese Zeiten schaute und darum reiche Gelegenheit hatte auch später sich darüber zu unterrichten. Er hat die betreffenden Worte nicht niedergeschrieben für die Oeffentlichkeit, sondern für die Geschichte seines Hauses. Sein Bericht besteht kurz in folgenden Worten: [4] „Die wahrhaft vortreffliche und beständige Disciplin der Tillyschen Soldaten gewährte einem Jeden den freien und ruhigen Besitz seines Eigenthumes. Die Wege waren sicher, Handel und Wandel ungestört. Die Soldaten befreundeten sich mit dem Landmanne auf ungemeine Weise. Sie gingen mit ihren Wirthen aufs Feld und legten Hand an zur Arbeit."

Wir sehen, es ist ein weiter Abstand zwischen der Behandlung von Ostfriesland, Oldenburg auf der einen, Pommern auf der anderen Seite. Nun ist es dennoch unzweifelhaft, daß Wallenstein strenge Befehle, scharfe Drohungen erlassen hat in großer Zahl, so daß er von Manchen grausam, von den Italienern in seinem Heere schlechtweg der Tyrann (il tiranno) genannt wurde. Auch Wallenstein verbot bei Leib- und Lebensstrafe Jemanden in seinem Gottesdienste ärgerlich und hinderlich zu sein. Aber es geschah, daß roher Uebermuth an den Kirchthüren die Trommel rühren ließ, es geschah daß Soldaten mit brennenden Lunten durch die Kirchen zögen. [5] Und zwar geschah es straflos. Kirchenraub war ein Verbrechen: es sollte bestraft werden. Aber die Strafe, die einer der Obersten Wallensteins über Kirchenraub verhängte, war zweitägige Haft beim Profoß. Wallenstein verbot Erpressungen, Mord, Raub und Brand. Dennoch

[1] Man vgl. Beilage XXX. und Winckelmann S. 208.

[2] Villermont II. 420. Nr. 180.

[3] Aus Acten im Privatbesitze.

[4] Ulrich von Werdum, Harlingica patria etc. Mscpt. in der Bibliothek der ostfr. Landschaft zu Aurich. Uebrigens vgl. man zu dem Ganzen Wiarda, ostfr. Gesch. IV. S. 318. 319.

[5] Theatrum Europ. II. 187.

ist es nach den Klagen der deutschen Fürsten unzweifelhaft, daß alles dieß geschah, und ferner, daß es straflos geschah. Wie war das möglich? Erörtern wir einen besonderen Fall dieser Art.

Der Hauptmann Sebastiani forderte in der Stadt Stargard in Pommern Contributionen ein. Der Rath der Stadt hielt sich für berechtigt Einwendungen gegen den Betrag zu erheben, und bemerkte dem Hauptmann, daß er bei dem Kaiser und dem General Klage führen werde. Der Hauptmann berichtete es dem Feldmarschall Conti. Er erhielt zur Antwort: [1] „Damit sie sich zu beklagen desto besser Ursache haben mögen, befehlen wir dem Herrn hiermit ernstlich, daß er jetzo diese Stunde ihm alles dasjenige, was noch auf die Compagnie und den Stab restiren thut, ungesäumt zahlen lasse, und im Geringsten keine Ausrede oder Aufschub annehme, und sollten sie sich auch bis aufs Hemde ausziehen müssen. Daß dieß geschehe, darauf wollen wir uns unfehlbar verlassen. Gegeben im Hauptquartier Colberg, den 24. December 1629."

War bei solchen Antworten die Abhülfe auch der gerechtesten Klage zu hoffen? — Es war ein Beweis, daß eben so wenig wie Wallenstein sich um die Befehle des Kaisers, eben so wenig seine Feldmarschälle und Obersten um die seinigen sich kümmerten. Und in selbem Verhältnis wiederum standen zu Conti die Hauptleute. [2]

Die Pommern kannten diesen Mann. Sie übersetzten seinen welschen Namen Torquato Conti in ihr Plattdeutsch, und nannten ihn: den quaden kunter.

Allein wer am Ende haftete den Völkern und Fürsten für alle Ungebühr, als Wallenstein?

Darum erhob sich zu Regensburg die allgemeine Klage gegen diesen einen Mann. Es waren nicht französische Umtriebe, wie manche Deutsche später geglaubt haben, nachdem die unbefangene Würdigung jener Zeiten längst unter seltsamen Traditionen erstickt war, nicht französische Umtriebe bemühten sich dem Kaiser diesen Mann zu nehmen. Es war der Sturm des Unwillens, den die Kurfürsten, vor den anderen die von Mainz und Bayern, dem Kaiser längst vorausgesagt, dem dann in Regensburg die Kurfürsten Worte liehen, bevor eine französische Gesandtschaft eingetroffen war. Die Kurfürsten erklären dem Kaiser am 17. Juli 1630, daß alle Klagen auf das oberste Haupt des Heeres zurückfallen, und daß es darum vor allen Dingen nöthig sei dasselbe zu entfernen. Denn wenn nicht das geschieht, sagen sie ferner: so sind alle Anstalten, seien sie auch so gut als immer möglich, dennoch umsonst.

Erst nachdem diese Schrift der Kurfürsten dem Kaiser übergeben war, langte am andern Abende eine französische Gesandtschaft an. [3] So unwesentlich die Einwirkung derselben in Betreff Wallensteins war: so muß doch dieß Datum

[1] a. a. O. S. 190.
[2] Theatrum Europ. II. 185. Nr. 5.
[3] Man vgl. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 375. Nr. 44.

hervorgehoben werden wegen der irrigen Tradition, die eben zu ihrer Widerlegung nur einer Feststellung des Datums bedarf.

Mit der Entlassung des übergewaltigen Feldherrn gedachten indessen die Kurfürsten sich nicht zu beruhigen. Sie hatten zur Zeit der Uebertragung des Herzogthumes Mecklenburg gegen diesen Act protestirt. Sie zogen diese Sache, welche der Kaiser in seinen Vorlagen nicht berührt, in ihre Antworten auf dieselben hinein. Sie verlangten, daß das Reich hergestellt werde in den verfassungsmäßigen Stand.[1] Dieser Zweck erfordere, daß den Herzogen von Mecklenburg der Rechtsweg eröffnet, ihnen die Vertheidigung gestattet werde. Es ist das ins Leben Treten des Gedankens, welchen die Schweden ihrem Könige Gustav Adolf entgegen hielten, als er die Klagen der Herzöge von Mecklenburg zu einem Vorwande seines Krieges zu machen gedachte: die Kurfürsten des deutschen Reiches seien die Richter der Verfassung desselben, und würden die Sache der Herzöge von Mecklenburg nicht fallen lassen auch ohne Gustav Adolf.

Ungern wich der Kaiser. Niemals sei es seine Absicht gewesen, sagte er, seinen obersten General über Kurfürsten und Fürsten zu setzen. Er sei bereit die Klagen anzunehmen und sich so über dieselben zu erklären, daß die Kurfürsten und Fürsten zu weiteren Beschwerden keine Ursache haben sollten. Daß eine solche Antwort genügen würde, mochte der Kaiser selbst nicht denken. Er wollte, wie es schien, zunächst nur Zeit gewinnen, um sich zu fassen. Denn auch Wallenstein hatte ja seine Freunde, die in nachdrücklicher Sprache sich seiner annahmen.

Einen so versuchten, vernünftigen, tapferen, verdienten General mitten in der Laufbahn seiner Siege abzudanken, sagten sie,[2] ist wider alle Gerechtigkeit, alle Billigkeit, alle Staatsklugheit, wider Vernunft und Gewissen. An der Erfahrung im Kriegswesen, an Eifer im Dienste für den Kaiser, an Tapferkeit gegen die Feinde ist Niemand ihm gleich. Sein Verdienst überragt dasjenige aller. Er hat Armeen aufgebracht zu hunderttausend Mann, und erhält sie ohne Kosten des Kaisers und der Erbländer. Zwar bedarf es dazu vielen Unterhalts, der den Ständen des Reiches hart ankommt; doch kann der Bauer bei seinem Pfluge, der Handelsmann bei seiner Nahrung, der Fürst bei seinem Lande bleiben. So lange die Waffen in den Händen dieses Generales sind, hat es Siege geregnet. Das Kriegsvolk ist willig, wohl unterhalten in guter Zucht, und wo die Liebe nicht statt hat, da verrichtet die Furcht ihr Amt, und beide zugleich, Furcht und Liebe, erhalten den Kaiser und seinen Thron. Wem darum kann der Kaiser mehr trauen, als eben ihm? Er hat sich allezeit treu erwiesen. Als er noch von geringen Mitteln gewesen, hat er das Seinige zum Dienste des Kaisers aufgewendet. Er sei schon belohnt, hat er erwiedert, und werde also den Kaiser mit Ansprüchen verschonen. Wer sollte nun glauben,

[1] Londorp. IV. 59.

[2] Khevenhiller XI. 1130. Gualdo Priorato, Storia di Ferd. III. p. 323 cf. Dazu Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 378. Nt. 47.

daß ein Fürst aus dem Stamme des Erzhauses so undankbar sein, daß er Gutes mit Bösem, Ehre und Verdienst mit Beleidigung, ja mit dem Tode selbst — denn die Ehre ist mehr als das Leben — vergelten wolle?

Also die Vertheidiger Wallensteins vor dem Kaiser. Und selbst mit solchen Behauptungen, die mit den Klagen der deutschen Fürsten, und nicht minder mit den offenkundigen Thatsachen in schneidigem Widerspruche standen, begnügen sie sich nicht. Sie fügen noch einen anderen Grund gegen die Entlassung Wallensteins hinzu, einen Grund von seltsamer Art für einen Feldherrn, dessen Loyalität und Treue sie eben gerühmt haben.

Ein solches Unrecht, sagen sie, gegen den Herzog, daß man wider alle Vernunft, Billigkeit und Verdienst ihn abschaffen und seines Feldherrnamtes entsetzen will, möchte ihn zur Verzweiflung bringen, möchte den ohnehin zornigen Herrn dergestalt zur Rache antreiben, daß er alle seine Fähigkeiten wider den Kaiser wendet, daß er das Kriegsvolk, welches nur ihm folgt, welches auf das Winken seiner Augen mehr als auf andere Befehle sieht, auf seine Seite bringt, mit demselben sich in die rechte Stellung setzt, und unter dem Scheine den rückständigen Sold zu begehren, Manchen der es etwa jetzt nicht meint, heiß halten, oder wohl gar des Feindes, der diese Gelegenheit nicht außer Acht lassen wird, Partei ergreifen dürfte. Alsdann möchten gütliche Mittel und die Reue zu spät sein.

Es ist eine sonderbare Zeit, in welcher die Anhänger eines Feldherrn zu seiner Vertheidigung solche Dinge vorbringen. Wir sehen, was sie ihm zutrauen. Es ist die Frage, ob sie dazu Fug und Grund hatten. Und diese Frage steht im engen Zusammenhange mit einer anderen gleich nahe liegenden, mit der Frage: wo weilte damals Wallenstein? Was that er gegen den Schwedenkönig, der eben damals landete? Zur Beantwortung dieser Frage haben wir zurückzugreifen auf die frühere Zeit.

Sobald Wallenstein im Herbste 1627 die Küstenländer der Ostsee betrat, erkannte er, daß über kurz oder lang von dem Schwedenkönige ein Einbruch drohe in das deutsche Reich. Alle Schritte desselben waren ihm verdächtig. Schon damals erwog er, wo etwa Gustav Adolf landen würde oder könne. Die Entwickelung der Dinge war nicht danach angethan diese Besorgnis zu verringern. Stralsund gerieth in die Hände des Schweden. Es füllte sich mit schwedischen Truppen bis zu 9000 Mann. Fortan lag es auch dem blödesten Auge offen, daß hier dem Reiche eine große Gefahr drohe: wie viel weniger konnte Wallenstein sie verkennen? Auch verkannte er sie nicht. Er begehrte 1629 von Tilly Hülfe für den Fall der Noth. Immer dunkler wölkte sich der Himmel. Daß der Schwede einen Krieg in Deutschland beabsichtige, war gegen das Ende des Jahres 1629 ein europäisches Geheimnis. Dänemark legte sich ins Mittel, um im Frühlinge des Jahres 1630 Friedensberedungen in Danzig zu veranstalten. Daß diese kein Ergebnis bringen würden, war nach den ersten Schritten, war nach der Forderung des Schweden Oxenstjerna an die kaiserlichen und dänischen Gesandten unzweifelhaft. Also hatte man nichts Anders zu erwarten

als Krieg und zwar einen Krieg, der beginnen mußte mit einer Landung des Schwedenkönigs auf deutschem Boden. Diese Landung des Schweden war im Frühlinge 1630 täglich zu erwarten. Gelang ihm diese Landung nicht, konnte er auch aus Stralsund nicht hervorbrechen: so war der Krieg im Keime erstickt, so mußte Gustav Adolf unverrichteter Sache zurück nach Schweden. Das Erforderniß dazu war nur das, daß der Feldherr selber mit seinem starken Heere gute Wacht hielt, daß er den Feind des Reiches, dessen Schützer der Feldherr war, nicht zum Landen kommen ließ.

Nicht dort war Wallenstein, nicht an den bedrohten Ufern der Ostsee, nicht in der Nähe des gefährlichen Stralsund. Verfolgen wir seine Schritte.

Im Spätherbste 1629 ist er zu Halberstadt.[1] Von da aus meldet er am 10. November dem Collalto, daß er nicht nach dem Wunsche des Collalto zur Zeit nach Lindau gehen könne; denn zuvor müsse er seine Anordnungen treffen gegen den Schweden, der nun als erklärter Feind zu betrachten sei. Einen Monat später meldet er,[2] seine Verdauung sei so sehr gestört, daß er im März das Carlsbad gebrauchen müsse. Weil nun doch im Winter in jenen Gegenden wenig zu thun sei, so will er im Beginne des Januar 1630 aufbrechen. Es geschieht. Er macht die Reise in einer Sänfte. Am 10. Februar 1630 ist er in Sagan. Von da aus berichtet er,[3] daß von Tag zu Tag die Gefahr vor dem Schweden größer werde, daß die Räthe des Herzogs Bogislav mit dem Könige heimlich zuhalten. Wir werden später die Wahrheit dieser Anklage erfragen. Im März 1630 findet der Holländer Aitzema den Feldherrn zu Gitschin.[4] Dort erwartet Wallenstein die Zeit des Conventes der Kurfürsten in Regensburg. Von der Schwedengefahr, deren Anwachsen auch ohne besondere Berichte vor Niemandem ein Geheimniß sein konnte, erwähnen die uns erhaltenen Briefe Wallensteins nur wenig. Er läßt noch immer Truppen werben, bis im April von Wien aus ihm das ernstlich untersagt wird. Diese Truppen schickt er nach Süddeutschland. Er berichtet dem Collalto am 22. April, daß die Hansestädte und alle Unzufriedenen im Reiche mit dem Schweden unter der Decke liegen. Das macht ihm viel mehr Nachdenkens als der Schwede. Wir bemerken abermals, daß Wallenstein hier spricht, nicht ein Anderer, daß diese Angaben des Wallenstein eines jeden Beweises ermangeln. Nachdem Wallenstein also geschrieben, bricht er auf, nicht etwa nach Pommern, oder überhaupt nordwärts, sondern nach Carlsbad. Dort verweilt er vier Wochen. Alsdann bricht er gegen Ende Mai abermals auf, auch dießmal nicht nordwärts, sondern nach Memmingen in Schwaben. Dorthin zieht er als der hochgebietende Feldherr, der Beschützer des Reiches mit einem solchen Gefolge, mit einem solchen Aufwande an Pracht,[5] daß es wie darauf angelegt war die in Regensburg versammelten Fürsten gerade damals aufs höchste zu reizen und zu erbittern.

[1] Chlumecky S. 144, Nr. CCLXXI.
[2] a. a. O. S. 202.
[3] a. a. O. S. 208.
[4] a. a. O. S. 219
[5] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 35.

Es lag offenbar zu Tage, daß gegen Wallenstein alle diese Kurfürsten und Fürsten des Reiches doch nur sehr armselig waren. Am 9. Juni ist er in Memmingen.[1] Er denkt darüber nach selbst nach Italien zu gehen, und wie er sich ausdrückt, die Sache dort in Kurzem in einen anderen Stand zu bringen.[2] Aber zweierlei hält ihn zurück, wie er sagt. Erstens ist dort die Pest, und dann ist Spinola nicht ehrlich, hält nicht, was er verspricht. Von dem Schwedenkönige und der Gefahr, die von demselben droht, enthalten die Briefe an Collalto für viele Wochen kein Wort.

Wir haben gehört, wie Wallenstein im November 1629 schreibt, daß er Anordnungen treffen müsse gegen den Schweden. Hat er dieselben getroffen? Früher, zu einer Zeit, wo Pommern von Schweden aus nicht bedroht war, wo vielmehr Wallenstein selbst die Pommern und ihren Herzog durch seinen ungeheuren Druck zu irgend einem Widerstande treiben wollte, damit Pommern sich Mecklenburg glatt anfüge, hatte er das unglückliche Land mit 40,000 Mann belastet. Im Frühlinge und Sommer 1630 schickte Wallenstein alles südwärts. Das Herzogthum Würtemberg war angefüllt mit Truppen, und neue andere rückten nach. Auf der ganzen langen Küstenstrecke der Ostsee lagen unter Torquato Conti, dessen militärische Unfähigkeit — wenn es Unfähigkeit war — wetteiferte mit seiner maßlos schmutzigen Habgier, in weit ausgedehnten Quartieren 21,000 Mann. Auch diese hätte Wallenstein gern dort weggezogen. In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den fremden Eroberer trugen, als Gustav Adolf sehnlich nach den Wimpeln seiner Schiffe spähete, ob nicht bald der Wind sich günstig für ihn wende zum Anlegen an die Küste von Pommern: in denselben Tagen schrieb der berufene Vertheidiger des Reiches von Memmingen in Schwaben aus an den Erzherzog Leopold:[3] wenn nicht das Restitutionsedict das ganze Reich in Verzweiflung gebracht hätte, könnte man alles Kriegsvolk aus Pommern und Brandenburg herausziehen, anderwärts gebrauchen und viel Gutes schaffen. Hatte denn Wallenstein den Sinn des Schweden nicht längst erkannt *vor* dem Restitutionsedicte? — Sieben Tage nach jenem Briefe landete der Schwedenkönig auf Usedom. Auch diese Nachricht trifft den Feldherrn in Memmingen. Sie rührt ihn nicht. Täglich kommen neue Boten von den Erfolgen des Schweden. Wallenstein berichtet an Collalto, er sehe, daß der Schwede keinen Frieden machen will.[4] Er weiß auch, daß Conti bei weitem dem Schweden nicht stark genug ist. Sollte ihm erst damals dieses Licht aufgegangen sein? Er berichtet ferner, daß die Pommern, die Märker, die Hansestädte alle mit dem Schweden halten, daß der Herzog Bogislav dem Schweden freiwillig entgegen gegangen und ihm Land und Leute überliefert.[5] Wir werden sehen, daß es nicht also war. Aber Wallenstein berichtete es an Collalto. Während der Schwede

[1] Chlumecky S. 228.
[2] a. a. O., S. 224. 225.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 366 vom 28. Juni 1630.
[4] [illegible]mecky S. 230 vom 30. Juli.
[5] [illegible]mecky, S. 241 vom 4. August.

in Pommern gegen Conti einen Fortschritt nach dem anderen macht, entfaltet Wallenstein zu Memmingen in Schwaben die Pracht seines Hofhaltes, und liest in den Sternen, ob der Kaiser der Forderung der Kurfürsten auf die Entlassung seines Feldherrn nachgeben werde oder nicht. Aber noch ist er der Feldherr, unbestritten, unbeschränkt. Das Gesuch und die Forderung der Kurfürsten, daß der Kaiser Wallenstein entlasse, wird erst vierzehn Tage nach dem Einbruche des Schweden eingereicht. Ferdinand kommt erst vier Wochen später zu einem Entschlusse, und abermals verstreichen Wochen bis zur Ausführung dieses Entschlusses. Bis dahin liegt die Pflicht des Schutzes des Reiches dem kaiserlichen Feldherrn ob. Derselbe weiß, daß sein Untergeneral gegen den Schweden zu schwach ist. Er sendet auch nicht einen Mann dahin. Er selbst verweilt auch ferner ruhig zu Memmingen in Schwaben.

Es wäre seltsam, wenn man dies damals nicht bemerkt, den Kaiser nicht darauf hingewiesen hätte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen als Kreisoberster that es mit höhnischem Bedauern. Daß der Schwedenkönig seinen Fuß auf des Reiches Boden gesetzt, meldete [1] der Kurfürst im August 1630 dem Kaiser Ferdinand, habe er sehr ungerne vernommen. Weil er jedoch aus dem Winseln und Wehklagen der Stände gewußt, welche große Anzahl von Kriegesvolk dort in Pommern unterhalten würde, habe er es anfangs nicht glauben können, sondern gedacht, das mächtige Kriegsheer würde die Oerter und Pässe also vertheidigen, daß ein solches Eindringen nicht möglich sei.

Anders redet Bogislav von Pommern. Unter den Beschwerden, welche seine Boten zu Regensburg dem Kaiser überreichten, hob er einen hervor von ganz besonderer Art. [2] Es habe ihn nicht wenig befremdet, sagt Bogislav, daß man die landeinwärts gelegenen Orte und Plätze, wo keine Gefahr zu besorgen, so stark besetzte, verschanzte und verwahrte, zur selben Zeit dagegen die Meeresküste unversichert stehen ließe und dem Feinde preis gäbe. Es ist zu bemerken, daß die Abgeordneten des Herzogs Bogislav mit dieser Beschwerde nach Regensburg reisten, daß mithin diese Beschwerden abgefaßt wurden, bevor der Schwedenkönig auf deutschem Boden landete. Wir bemerken ferner, daß der Herzog Bogislav diesen Vorwurf der unbegreiflichen Nachlässigkeit gegen denselben Wallenstein erhebt, der zwei Jahre zuvor alle achtundzwanzig Seehäfen von Pommern um jeden Preis befestigen lassen wollte.

Wallenstein verweilt zu Memmingen. Und doch könnte noch die Frage entstehen, ob er vielleicht nach der Forderung der Kurfürsten an den Kaiser sich nicht mehr als Feldherrn betrachtet, die Befugnisse eines solchen nicht ausgeübt habe. Seine Briefe und Befehle geben uns die Antwort, daß er that, als wisse er nichts von jener Forderung der Entlassung. [3] Er übte alle Amtsthätigkeit des Oberfeldherrn aus. Die Infantin zu Brüssel bat ihn damals ihr Hülfe zu

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] a. a. O. S. 188. §. 29.
[3] Chlumecky S. 234 ff.

senden. Wallenstein erwiedert am 8. August:[1] der Schwede sei in Pommern eingebrochen, habe sich der Inseln Rügen und Wollin bemächtigt, habe Stettin und Stargard ohne Widerstand genommen. Dazu habe der Herzog Bogislav ihm möglichsten Vorschub geleistet, dem Schwedenkönige seinen Adel untergeben und schwören lassen. Wir sehen, wie Wallenstein nach allen Seiten diese Anklage des Verrathes gegen Bogislav auszubreiten sucht. Dann fährt er fort: die Macht des Schweden nimmt zu, und es ist zu besorgen, daß er seinen Fuß weiter in das Reich und in die kaiserlichen Erblande setzt. Also spricht Wallenstein, um die Bitte der Infantin um Hülfe abzulehnen. Er selbst, der Feldherr, verweilt nach wie vor zu Memmingen in Schwaben. Die Infantin wiederholt ihre Bitte. Wallenstein antwortet am 27. August: er müsse 1000 Reiter nach Magdeburg, 1000 nach Pommern entsenden. Er selbst bleibt ruhig, wo er ist.

Und nun erhebt sich mit Nachdruck für uns die Frage: was wollte der Feldherr dort zu einer Zeit, wo täglich neue Nachrichten von dem Vordringen des Reichsfeindes an seine Ohren gelangen mußten?

Im Sommer des Jahres 1629 zogen sich viele Truppen Wallensteins an die Westgrenze des Reiches. Es ging die Rede, daß er einen Krieg gegen Frankreich vorhabe. Wir haben gesehen, wie er im Winter und auch noch im Frühlinge 1630 von einem Kriege gegen die Holländer sprach. Anholt, der kurz zuvor aus dem Heere der Liga zu Wallenstein übergetreten war, lag mit starker Macht im Bisthume von Metz. Dies schien unmittelbar gegen Frankreich gerichtet.[2] Dann forderte der Krieg in Italien beständigen Nachschub. Wallenstein gebot dem Anholt Truppen nach Italien abzugeben.[3] Südwest-Deutschland füllte sich mit Truppen. Im August 1630 rückten 8000 Mann vom Elsaß her in Würtemberg ein, mithin von Westen von Osten. Wozu das? Sollten auch diese nach Italien? Auf die Anfrage des kaiserlichen Commissärs Ossa erwiederte Wallenstein: er habe die Truppen dort versammelt, um sie die Donau hinab gegen die Türken zu führen. Ossa hielt das für eine Lüge. Er meint: es sei die Absicht Wallensteins irgend ein Bubenstück auszuüben.[4] Der Gedanke des Ossa ist nicht vereinzelt. Der Venetianer Nani berichtet[5] geradezu: Wallenstein habe dem Kaiser gerathen gegen die Kurfürsten zu Regensburg Gewalt zu brauchen. Er wolle mit dem einen Theile des Heeres, das er bei Memmingen zusammen gezogen, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten, namentlich Bayern überfallen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kurfürsten zu Regensburg eine solche Furcht hegten. Der Kurfürst Max hatte Tilly nach Regensburg berufen, der am 2. Juli bei Nürnberg vorbeimarschirte.[6] Mehrere der Obersten derselben wurden noch erwartet. Zur

[1] Archiv zu Brüssel. Corr. de Wallenstein, Tilly etc.
[2] Richelieu, Mém. VI. 19. 20.
[3] Chlumecky S. 217 Nr. CCXCV.
[4] Vgl. Gfrörer, Gustav Adolf S. 671 der 2. Aufl.
[5] Nani, histor. Venet. I. 539.
[6] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 36.

Unterstützung dieser Ansicht dient ferner die Klage der Kurfürsten zu Regensburg, daß sie nicht frei seien von Waffengewalt. Sie beriefen sich darauf für die Weigerung der Wahl eines römischen Königs. Nach den gegebenen Zusicherungen an Frankreich ist freilich anzunehmen, daß sie auch ohne dieß damals die Wahl verweigert haben würden.

Blicken wir nun endlich zurück auf die Drohung, welche Wallensteins Anhänger selbst am Sitze des Reichstages aussprachen, die Drohung, nach welcher diese seine Anhänger den Wallenstein selbst eines solchen Bubenstückes der Gewalt gegen die Reichsfürsten fähig hielten und dasselbe in Aussicht stellten: so sind allerdings die Gründe des Verdachtes von schwerem Gewichte. Wir wiederholen: der Verdacht ist doppelter Art. Es ist auf der einen Seite derjenige eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schweden. Es ist auf der anderen Seite derjenige der Absicht einer Blutthat an den deutschen Kurfürsten und Fürsten, die in Regensburg von dem Kaiser die Erlösung ihrer Unterthanen forderten von der blutsaugenden Habzier des Feldherrn und seiner Schaaren.

Die Gründe sind allerdings nicht entscheidend. Neben dem doppelten Verdachte bleibt noch eine dritte Vermuthung übrig, die nämlich, daß Wallenstein alle jene Truppen nach Italien bestimmt hatte, daß er gegen den Schweden bloß sorglos war und für sich persönlich die Ruhe der Quartiere gefahrvollen Unternehmungen vorzog. An Aehnlichkeiten in seinem Verhalten, die für diese Vermuthung sprechen, fehlt es nicht. So hatte er sich bewiesen nach der Schlacht an der Dessauer Brücke, ebenso ferner während der Belagerung von Stralsund. Die Tage, die er persönlich im Feldlager vor dieser Stadt zugebracht, sind leicht zu zählen. Es waren kaum drei Wochen gewesen. Er zog es bald vor in Güstrow zu residiren.

Wie dem auch sei: mag Wallensteins thatlose Ruhe in Memmingen zur Zeit der Gefahr des Reiches durch den Schwedenkönig seiner Bequemlichkeit zur Last fallen, mag sie die Folge eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schwedenkönige gewesen sein, oder mag endlich darunter sich der frevelhafte Plan eines Handstreiches gegen die höchste Versammlung des Reiches zu Regensburg versteckt haben: der Erfolg war der, daß dem Schwedenkönige die Sache leicht gemacht wurde. So lange Jahre hatte Gustav Adolf getrachtet, eine Stadt an der deutschen Küste zu erringen, und sie zum Außgangs- und Stützpunkte seiner Unternehmung gegen das Reich zu machen: er bedurfte einer solchen im Augenblicke der Ausführung nicht mehr. Er landete mit seinem Heere nicht in Stralsund, sondern frei und ungehindert schiffte er sich aus an einem beliebigen Punkte der Küste, wo es ihm gelegen war.

Wenn aber Wallenstein den Plan einer Blutthat gegen die Reichsfürsten zu Regensburg gehegt, diesen Plan gar dem Kaiser vorgelegt hat: so beweist der Gang der Dinge, daß Ferdinand einen derartigen Vorschlag ganz und für immer abgelehnt haben muß. Ferdinand ging zu Regensburg vielen schmerzlichen Enttäuschungen seiner Wünsche entgegen; aber die Erfüllung derselben durch solche Mittel zu erreichen, hielt er nicht eines deutschen Kaisers würdig.

Merkwürdig vor allen Dingen ist, daß, wenn Wallenstein sich schuldfrei wußte, wenn er nur etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hatte, er nicht nach dem Rathe[1] einiger Freunde selber in Regensburg erschien, um sich zu vertheidigen und dort seine Sache zu führen. Der Kaiser hatte seinen Räthen Schweigen über die Angelegenheit geboten. Daß jedoch Wallenstein alles wußte, was in Regensburg vorging, genau wußte, ist nicht zu bezweifeln. Er hatte seine Späher und Anhänger an allen Ecken und Enden; wie vielmehr in Regensburg, damals, wo es sich um sein eigenes Geschick handelte! Daher war sein Ausbleiben um so auffallender, weil er unter den kaiserlichen Räthen eines großen Anhanges sicher sein durfte. Er erschien nicht. Er weilte in Memmingen nach wie vor. Er suchte zu Memmingen bei den Sternen die Antwort, ob er diesen Sturm bestehen würde oder nicht. So dauerte es vier Wochen. Da endlich gab der Kaiser dem Andringen der Kurfürsten nach. Am 13. August, gerade vier Wochen nach der ersten Forderung der Kurfürsten, gab der Kaiser ihnen zur Antwort,[2] daß er die Oberleitung seines Heeres ändern wolle.

Nachdem schon diese Antwort gegeben, trat es klarer hervor als je, wie fest dieser Mann in der Meinung des kaiserlichen Hofes wurzele. Das Gutachten des kaiserlichen Rathes ist fast schüchtern, fast furchtsam.[3] Die katholischen Kurfürsten hatten darauf hingewiesen, daß ja doch Wallenstein selber fast alle Jahre um seine Entlassung eingekommen sei: man habe ihm mithin darin nur zu willfahren. Wallenstein hatte diese Entlassung verlangt, als nach seiner Wiederkehr aus Ungarn 1626 der Tadel gegen seine Kriegesführung und Leistungen dort bis zur völligen Verneinung seiner Fähigkeit stieg. Er hatte ferner im Beginne des Jahres 1628 diese Forderung seiner Entlassung als Drohmittel gebraucht, um den Kaiser zur Abberufung des unbequemen Grafen Schwarzenberg aus Lübeck zu zwingen. In ähnlicher Weise mochte Wallenstein noch öfter sich benommen haben. Aber die kaiserlichen Räthe, die auf Wallensteins Seite standen, waren sehr besorgt, daß bei einer solchen Annahme der oft erbetenen Entlassung die Person und die Reputation des Feldherrn nicht gesichert sei. Man verlangte Zusagen in dieser Beziehung von den Kurfürsten. Sie schlugen ab. Wallenstein sei sicher vor ihnen, sagten sie. Nur besondere Klagen würden sie auf gerichtlichem Wege geltend machen.

Der kaiserliche Rath beschloß zwei vertraute Personen an Wallenstein abzusenden. Man erwählte dazu zwei seiner Anhänger. Sie sollten ihm sagen, mit welchem Eifer das gesammte Collegium der Kurfürsten auf seine Entlassung dringe, wie dasselbe schwere Klagen erhöbe über die bisherige Leitung des Krieges. Sie sollten ihm sagen, daß der Kaiser in dieser Zeit der Gefahr sich nicht sondern dürfe von den Kurfürsten, daß er dagegen dem Feldherrn mit beständigen Gnaden allezeit wohlgewogen verbleibe. Von einer Absetzung war nicht die Rede,

[1] Khevenhiller XI. S. 1130.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 376.
[3] a. a. O. S. 378.

sondern von einem gutwilligen Verzicht, den der Kaiser von der Mäßigung Wallensteins erwarte.

Der Beschluß ward gefaßt am 17. August; dennoch vergingen abermals Wochen bis zu seiner Ausführung. Sie vergingen, wo jeder Tag kostbar war, wo der Schwede schon auf deutschem Boden stand und die Gunst dieser Umstände auszubeuten sich bemühte. Darum erhebt sich die Frage: wie war ein Verzug möglich in solcher Zeit?

Er war möglich, weil sich mit der Frage der Entlassung Wallensteins sofort diejenige eines Nachfolgers verband. Und über einen solchen war der Kaiser mit den Kurfürsten nicht einig.

Wir haben gesehen, wie der Kaiser im März oder April desselben Jahres bereits eine Anforderung dieser Art an Tilly hatte gelangen lassen. Auf die Antwort desselben, welche die Sache der Bewilligung seiner bisherigen Kriegesherren der Liga überwies, scheint der Kaiser damals wieder davon abgesehen zu haben, zu seinem und des deutschen Reiches Unheile. Denn wenn Tilly im Juni und Juli 1630 an der Küste der Ostsee den Oberbefehl geführt: so zerfiel der ganze Bau der Plane Gustav Adolfs, der Tillys Abwesenheit von dort als ein Fundament des Gelingens seiner Unternehmung in Auschlag brachte. Wahrscheinlich wäre der fremde Eroberer heimgekehrt, ohne den deutschen Boden weiter betreten zu haben, als etwa in Stralsund. Nicht also war es der deutschen Nation beschieden.

Die nachdrückliche Forderung der Kurfürsten zu Regensburg, daß Wallenstein entlassen werden müsse, rief in dem Kaiser den Gedanken an Tilly wieder hervor. Er äußerte denselben, bevor er sich zur Entlassung Wallensteins erklärte. Am 13. August, demselben Tage, wo der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz zuerst die mündliche Zusage der Entlassung Wallensteins gab, reichten die Bundesfürsten eine schriftliche Antwort ein auf die Forderung des Kaisers: der Kaiser müsse sich verbindlich machen, sofern die Bundesstände des Grafen Tilly selbst bedürfen sollten, denselben wieder zu entlassen. Da sie auch nicht wüßten, sagten die Bundesstände ferner, ob nicht Tilly wegen seines hohen Alters oder aus anderen Ursachen Bedenken haben dürfte beide Stellen zu übernehmen; so möge der Kaiser ihn selbst darüber vernehmen, ihm nichts Unerträgliches zumuthen. Sie fügten ferner hinzu: wenn nicht ins künftige für richtige Bezahlung Sorge getragen, Munition und Lebensmittel angewiesen würden, so werde Tilly sich schwerlich zur Uebernahme des Oberbefehles verstehen.

Die Bemerkungen der Bundesfürsten sind gegründet, ohne Zweifel. Und dennoch blickt aus diesen Bemerkungen die Absicht hervor. Das Begehren des Kaisers entspricht nicht den Wünschen der Bundesfürsten. Sie wollen es lieber vereiteln, Tilly als ihren besonderen Feldherrn an der Spitze ihres besonderen Heeres behalten. Der Grund ist das Mistrauen.

Wie so traurig hatten sich die Zustände des deutschen Reiches verwickelt und verfahren, daß es auch da nicht zu einer Einigung kommen konnte! Werfen wir einen Blick zurück auf die Entwickelung der Dinge. Der Bund der katholischen

Liga war ins Leben gerufen durch die drohende Stellung der calvinischen Union. Diese war französisch, revolutionär gegen die Reichsverfassung, auf deren Umsturz sie sann im Vereine mit dem französischen Könige Heinrich IV. Ein starkes Oberhaupt des Reiches, ein thatkräftiger Kaiser hätte es vermocht, der aufwuchernden Ruhm- und Habgier des französischen Königs Heinrichs IV., welcher seine Plane auf Zerschlagung des deutschen Reiches und der Nation mit dem schimmernden Namen einer christlichen Republik umhüllte, der nicht geringeren Habgier des Kurpfälzers und all der anderen Kleinen, die im Trüben mitzufischen hofften, — allen diesen Umtrieben und Gelüsten hätte ein thatkräftiger Kaiser als Vertreter der Nation und gesetzlichen Ordnung des Reiches die Zügel anzulegen vermocht. Rudolf II. war schwach und willenlos. Darum bildete sich in dem Drange der Selbsterhaltung die Liga, conservativ und deutsch gesinnt. Sie zersprengte die Union. Vom giftigen Dünger des Geldes der Generalstaaten genährt, sproßten einzelne Schößlinge wieder auf. Tilly schlug sie nieder. Indem dieser Feldherr der Arm und das Schwert der Liga war, diente er zugleich dem Kaiser. Der Kaiser nannte ihn seinen Feldherrn und gab ihm Vollmacht zu handeln nach Discretion. Damals war es der günstige Zeitpunkt für den Kaiser alles aufzubieten, daß die Liga, die bei allen Verdiensten um das Reich und den Kaiser dennoch nur wegen der Schwäche der Kaisergewalt vor Ferdinand entstanden war, welche dieß Gepräge des Ursprunges in ihrem Sonderbestehen nicht verleugnen konnte, daß diese Liga und ihre Macht auf gütlichem Wege zusammenschmolz mit der kaiserlichen Gewalt. Ferdinand ließ diese Zeit, das Jahr 1624, wo kein äußerer Feind unmittelbar gegen ihn in Waffen stand, unbenutzt vorübergehen. Er und die Liga wurden nicht völlig eins. Dann brachte holländisches und englisches Geld den Dänenkönig in die Waffen. Tilly bat um Hülfe und Nachschub. Statt der Hülfe kam ein kaiserlicher Feldherr mit einem besonderen Heere, der überall das Gelüste bewies sich Tilly überzuordnen, dem der alte bescheidene Mann in äußeren Ehren sogar willig den Vortritt ließ. Seitdem ward der Dualismus des katholischen Reichstheiles schärfer wieder ausgeprägt, als zuvor, und die Person des kaiserlichen Feldherrn selbst erweiterte den Spalt von Tag zu Tag. Sein Verfahren, über welches er den allzu leichtgläubigen Kaiser durch den besoldeten Anhang am kaiserlichen Hofe in beständiger Täuschung erhielt, berechtigte alle Deutsche, ob Fürsten, ob Unterthanen, alle Parteien, ob katholisch, ob protestantisch, in gleicher Weise zum entschiedensten Mistrauen gegen diesen einen Mann. Nun hatte der Kaiser sein Wort gegeben diesen gefährlichen Mann zu beseitigen. Da hätte, wenn von allen Seiten eine versöhnliche Stimmung obwaltete, sich die Möglichkeit geboten, den Misstand eines Bundes und einer Waffenmacht im Reiche neben dem Kaiser zu beseitigen. Um so näher hätte dieß für die conservativ Gesinnten gelegen, weil ebenso wie einst die katholische Liga eine Folge der calvinischen, auf das an sich Reißen aller Kirchengüter zielenden Union gewesen war, nun auch die Befürchtung nicht fern lag, daß die Folge des Waffenglückes und der Macht der katholischen Liga, die Folge ferner des

Drängens auf Herstellung aller Kirchengüter eine allgemeine protestantische Union sein werde.[1]

Diese versöhnliche Stimmung der Gemüther war nicht vorhanden. Allzu oft und schwer hatte man über Wallenstein geklagt und doch keine Erhörung gefunden. War man sicher, daß der Kaiser die Bedrängnis der Deutschen durch diesen habgierigen Mann nie gewollt? Warum, wenn der Kaiser dieß nicht gewollt, hatte er ihn auf die flehenden Bitten nicht längst entfernt? Das Mistrauen hatte sich zu tief eingefressen. Der Fluch von fünf Jahren Wallensteinischer Eigenmacht lag in aller und jeder Beziehung schwer auf dem unglücklichen deutschen Vaterlande, nicht bloß wegen dessen, was durch ihn geschehen war, sondern auch wegen dessen, was um seinetwillen unterblieb. Der Schatten dieses unheilvollen Menschen fiel auf den Kaiser, um das Bild desselben zu verdunkeln.

Die Unterhandlungen über Tilly kamen nicht vorwärts. Die kaiserlichen Räthe schlugen statt seiner den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand vor. Die Kurfürsten verlangten, daß einer aus ihrer Mitte, daß Maximilian von Bayern an Wallensteins Stelle trete. Beide Forderungen wurden von beiden Seiten mit gleichem Mistrauen vernommen. Denn nicht einmal sollte um diesen Preis der Berufung des Kurfürsten Max die Liga aufhören, noch alle oberste Kriegsgewalt im Reiche dem Oberhaupte zurückgegeben werden: es war der bestimmt ausgesprochene Wille der katholischen Kurfürsten, daß ihr Bund fortbestehen, daß das Bundesheer getrennt bleiben solle von dem eigentlich kaiserlichen.

Indessen war es nicht bloß das Mistrauen der Bundesfürsten, welches sich einer Vereinigung ihres Heeres mit dem Wallensteinischen widersetzte. Es war auch die Rücksicht auf die verschiedene Organisation des ligistischen und des kaiserlichen Heeres: dort Disciplin und Ordnung, hier Regellosigkeit und Willkür. In solchem Lichte sahen zu Regensburg nicht bloß mehr der Kurfürst Max von Bayern, sondern auch einige der kaiserlichen Räthe selber die Sache an. Der Kanzler Strahlendorf, der weder als Anhänger, noch als Feind Wallensteins zu betrachten, schildert dem Kaiser den Unterschied.[2] Das bayerisch-ligistische Heer, sagt er, ist ein recht regulirtes. Dort ist kein Ueberfluß an unnützem Kriegsvolk, noch weniger an überzähligen Obersten und Befehlshabern, die um ihres Patentes und ihres Titels willen die ihrem Range entsprechende Contribution fordern, sondern alles wird zum gemeinen Besten angewendet. Anders ist es bei dem jetzigen Heere des Kaisers. Die Feinde des Kaisers und des Reiches gründen die Hoffnung eines Erfolges auf die Mängel und die Fehler des kaiserlichen Heeres. Ja sie halten gänzlich dafür, daß dieses Heer auch ohne äußere Gewalt endlich als grundlos in sich selbst zusammen sinken und fallen werde.

War es doch, als hätte Strahlendorf in der Seele des Schwedenkönigs

[1] Khevenhiller XI. S. 1141. Nr. 10.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 389.

daß ein Fürst aus dem Stamme des Erzhauses so undankbar sein, daß er Gutes mit Bösem, Ehre und Verdienst mit Beleidigung, ja mit dem Tode selbst — denn die Ehre ist mehr als das Leben — vergelten wolle?

Also die Vertheidiger Wallensteins vor dem Kaiser. Und selbst mit solchen Behauptungen, die mit den Klagen der deutschen Fürsten, und nicht minder mit den offenkundigen Thatsachen in schneidigem Widerspruche standen, begnügen sie sich nicht. Sie fügen noch einen anderen Grund gegen die Entlassung Wallensteins hinzu, einen Grund von seltsamer Art für einen Feldherrn, dessen Loyalität und Treue sie eben gerühmt haben.

Ein solches Unrecht, sagen sie, gegen den Herzog, daß man wider alle Vernunft, Billigkeit und Verdienst ihn abschaffen und seines Feldherrnamtes entsetzen will, möchte ihn zur Verzweiflung bringen, möchte den ohnehin zornigen Herrn dergestalt zur Rache antreiben, daß er alle seine Fähigkeiten wider den Kaiser wendet, daß er das Kriegsvolk, welches nur ihm folgt, welches auf das Winken seiner Augen mehr als auf andere Befehle sieht, auf seine Seite bringt, mit demselben sich in die rechte Stellung setzt, und unter dem Scheine den rückständigen Sold zu begehren, Manchen der es etwa jetzt nicht meint, heiß halten, oder wohl gar des Feindes, der diese Gelegenheit nicht außer Acht lassen wird, Partei ergreifen dürfte. Alsdann möchten gütliche Mittel und die Reue zu spät sein.

Es ist eine sonderbare Zeit, in welcher die Anhänger eines Feldherrn zu seiner Vertheidigung solche Dinge vorbringen. Wir sehen, was sie ihm zutrauen. Es ist die Frage, ob sie dazu Fug und Grund hatten. Und diese Frage steht im engen Zusammenhange mit einer anderen gleich nahe liegenden, mit der Frage: wo weilte damals Wallenstein? Was that er gegen den Schwedenkönig, der eben damals landete? Zur Beantwortung dieser Frage haben wir zurückzugreifen auf die frühere Zeit.

Sobald Wallenstein im Herbste 1627 die Küstenländer der Ostsee betrat, erkannte er, daß über kurz oder lang von dem Schwedenkönige ein Einbruch drohe in das deutsche Reich. Alle Schritte desselben waren ihm verdächtig. Schon damals erwog er, wo etwa Gustav Adolf landen würde oder könne. Die Entwickelung der Dinge war nicht danach angethan diese Besorgnis zu verringern. Stralsund gerieth in die Hände des Schweden. Es füllte sich mit schwedischen Truppen bis zu 9000 Mann. Fortan lag es auch dem blödesten Auge offen, daß hier dem Reiche eine große Gefahr drohe: wie viel weniger konnte Wallenstein sie verkennen? Auch verkannte er sie nicht. Er begehrte 1629 von Tilly Hülfe für den Fall der Noth. Immer dunkler wölkte sich der Himmel. Daß der Schwede einen Krieg in Deutschland beabsichtige, war gegen das Ende des Jahres 1629 ein europäisches Geheimnis. Dänemark legte sich ins Mittel, um im Frühlinge des Jahres 1630 Friedensberedungen in Danzig zu veranstalten. Daß diese kein Ergebnis bringen würden, war nach den ersten Schritten, war nach der Forderung des Schweden Oxenstjerna an die kaiserlichen und dänischen Gesandten unzweifelhaft. Also hätte man nichts Anders zu erwarten

als Krieg und zwar einen Krieg, der beginnen mußte mit einer Landung des Schwedenkönigs auf deutschem Boden. Diese Landung des Schweden war im Frühlinge 1630 täglich zu erwarten. Gelang ihm diese Landung nicht, konnte er auch aus Stralsund nicht hervorbrechen: so war der Krieg im Keime erstickt, so mußte Gustav Adolf unverrichteter Sache zurück nach Schweden. Das Erforderniß dazu war nur das, daß der Feldherr selber mit seinem starken Heere gute Wacht hielt, daß er den Feind des Reiches, dessen Schützer der Feldherr war, nicht zum Landen kommen ließ.

Nicht dort war Wallenstein, nicht an den bedrohten Ufern der Ostsee, nicht in der Nähe des gefährlichen Stralsund. Verfolgen wir seine Schritte.

Im Spätherbste 1629 ist er zu Halberstadt.[1] Von da aus meldet er am 10. November dem Collalto, daß er nicht nach dem Wunsche des Collalto zur Zeit nach Lindau gehen könne; denn zuvor müsse er seine Anordnungen treffen gegen den Schweden, der nun als erklärter Feind zu betrachten sei. Einen Monat später meldet er,[2] seine Verdauung sei so sehr gestört, daß er im März das Carlsbad gebrauchen müsse. Weil nun doch im Winter in jenen Gegenden wenig zu thun sei, so will er im Beginne des Januar 1630 aufbrechen. Es geschieht. Er macht die Reise in einer Sänfte. Am 10. Februar 1630 ist er in Sagan. Von da aus berichtet er,[3] daß von Tag zu Tag die Gefahr vor dem Schweden größer werde, daß die Räthe des Herzogs Bogislav mit dem Könige heimlich zuhalten. Wir werden später die Wahrheit dieser Anklage erfragen. Im März 1630 findet der Holländer Aitzema den Feldherrn zu Gitschin.[4] Dort erwartet Wallenstein die Zeit des Conventes der Kurfürsten in Regensburg. Von der Schwedengefahr, deren Anwachsen auch ohne besondere Berichte vor Niemandem ein Geheimniß sein konnte, erwähnen die uns erhaltenen Briefe Wallensteins nur wenig. Er läßt noch immer Truppen werben, bis im April von Wien aus ihm das ernstlich untersagt wird. Diese Truppen schickt er nach Süddeutschland. Er berichtet dem Collalto am 22. April, daß die Hansestädte und alle Unzufriedenen im Reiche mit dem Schweden unter der Decke liegen. Das macht ihm viel mehr Nachdenkens als der Schwede. Wir bemerken abermals, daß Wallenstein hier spricht, nicht ein Anderer, daß diese Angaben des Wallenstein eines jeden Beweises ermangeln. Nachdem Wallenstein also geschrieben, bricht er auf, nicht etwa nach Pommern, oder überhaupt nordwärts, sondern nach Carlsbad. Dort verweilt er vier Wochen. Alsdann bricht er gegen Ende Mai abermals auf, auch dießmal nicht nordwärts, sondern nach Memmingen in Schwaben. Dorthin zieht er als der hochgebietende Feldherr, der Beschützer des Reiches mit einem solchen Gefolge, mit einem solchen Aufwande an Pracht,[5] daß es wie darauf angelegt war die in Regensburg versammelten Fürsten gerade damals aufs höchste zu reizen und zu erbittern.

[1] Chlumecky S. 144, Nr. CCLXXI.
[2] a. a. O. S. 202.
[3] a. a. O. S. 208.
[4] a. a. O. S. 219
[5] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 35.

Es lag offenbar zu Tage, daß gegen Wallenstein alle diese Kurfürsten und Fürsten des Reiches doch nur sehr armselig waren. Am 9. Juni ist er in Memmingen.[1] Er denkt darüber nach selbst nach Italien zu gehen, und wie er sich ausdrückt, die Sache dort in Kurzem in einen anderen Stand zu bringen.[2] Aber zweierlei hält ihn zurück, wie er sagt. Erstens ist dort die Pest, und dann ist Spinola nicht ehrlich, hält nicht, was er verspricht. Von dem Schwedenkönige und der Gefahr, die von demselben droht, enthalten die Briefe an Collalto für viele Wochen kein Wort.

Wir haben gehört, wie Wallenstein im November 1629 schreibt, daß er Anordnungen treffen müsse gegen den Schweden. Hat er dieselben getroffen? Früher, zu einer Zeit, wo Pommern von Schweden aus nicht bedroht war, wo vielmehr Wallenstein selbst die Pommern und ihren Herzog durch seinen ungeheuren Druck zu irgend einem Widerstande treiben wollte, damit Pommern sich Mecklenburg glatt anfüge, hatte er das unglückliche Land mit 40,000 Mann belastet. Im Frühlinge und Sommer 1630 schickte Wallenstein alles südwärts. Das Herzogthum Würtemberg war angefüllt mit Truppen, und neue andere rückten nach. Auf der ganzen langen Küstenstrecke der Ostsee lagen unter Torquato Conti, dessen militärische Unfähigkeit — wenn es Unfähigkeit war — wetteiferte mit seiner maßlos schmutzigen Habgier, in weit ausgedehnten Quartieren 24,000 Mann. Auch diese hätte Wallenstein gern dort weggezogen. In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den fremden Eroberer trugen, als Gustav Adolf sehnlich nach den Wimpeln seiner Schiffe spähete, ob nicht bald der Wind sich günstig für ihn wende zum Anlegen an die Küste von Pommern: in denselben Tagen schrieb der berufene Vertheidiger des Reiches von Memmingen in Schwaben aus an den Erzherzog Leopold:[3] wenn nicht das Restitutionsedict das ganze Reich in Verzweiflung gebracht hätte, könnte man alles Kriegsvolk aus Pommern und Brandenburg herausziehen, anderwärts gebrauchen und viel Gutes schaffen. Hatte denn Wallenstein den Sinn des Schweden nicht längst erkannt *vor* dem Restitutionsedicte? — Sieben Tage nach jenem Briefe landete der Schwedenkönig auf Usedom. Auch diese Nachricht trifft den Feldherrn in Memmingen. Sie rührt ihn nicht. Täglich kommen neue Boten von den Erfolgen des Schweden. Wallenstein berichtet an Collalto, er sehe, daß der Schwede keinen Frieden machen will.[4] Er weiß auch, daß Conti bei weitem dem Schweden nicht stark genug ist. Sollte ihm erst damals dieses Licht aufgegangen sein? Er berichtet ferner, daß die Pommern, die Märker, die Hansestädte alle mit dem Schweden halten, daß der Herzog Bogislav dem Schweden freiwillig entgegen gegangen und ihm Land und Leute überliefert.[5] Wir werden sehen, daß es nicht also war. Aber Wallenstein berichtete es an Collalto. Während der Schwede

[1] Chlumecky S. 228.
[2] a. a. O. S. 224. 225.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 366 vom 28. Juni 1630.
[4] Chlumecky S. 236 vom 30. Juli.
[5] Chlumecky, S. 241 vom 4. August.

in Pommern gegen Conti einen Fortschritt nach dem anderen macht, entfaltet Wallenstein zu Memmingen in Schwaben die Pracht seines Hofhaltes, und liest in den Sternen, ob der Kaiser der Forderung der Kurfürsten auf die Entlassung seines Feldherrn nachgeben werde oder nicht. Aber noch ist er der Feldherr, unbestritten, unbeschränkt. Das Gesuch und die Forderung der Kurfürsten, daß der Kaiser Wallenstein entlasse, wird erst vierzehn Tage nach dem Einbruche des Schweden eingereicht. Ferdinand kommt erst vier Wochen später zu einem Entschlusse, und abermals verstreichen Wochen bis zur Ausführung dieses Entschlusses. Bis dahin liegt die Pflicht des Schutzes des Reiches dem kaiserlichen Feldherrn ob. Derselbe weiß, daß sein Untergeneral gegen den Schweden zu schwach ist. Er sendet auch nicht einen Mann dahin. Er selbst verweilt auch ferner ruhig zu Memmingen in Schwaben.

Es wäre seltsam, wenn man dies damals nicht bemerkt, den Kaiser nicht darauf hingewiesen hätte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen als Kreisoberster that es mit höhnischem Bedauern. Daß der Schwedenkönig seinen Fuß auf des Reiches Boden gesetzt, meldete [1] der Kurfürst im August 1630 dem Kaiser Ferdinand, habe er sehr ungerne vernommen. Weil er jedoch aus dem Winseln und Wehklagen der Stände gewußt, welche große Anzahl von Kriegesvolk dort in Pommern unterhalten würde, habe er es anfangs nicht glauben können, sondern gedacht, das mächtige Kriegsheer würde die Oerter und Pässe also vertheidigen, daß ein solches Eindringen nicht möglich sei.

Anders redet Bogislav von Pommern. Unter den Beschwerden, welche seine Boten zu Regensburg dem Kaiser überreichten, hob er einen hervor von ganz besonderer Art. [2] Es habe ihn nicht wenig befremdet, sagt Bogislav, daß man die landeinwärts gelegenen Orte und Plätze, wo keine Gefahr zu besorgen, so stark besetzte, verschanzte und verwahrte, zur selben Zeit dagegen die Meeresküste unversichert stehen ließe und dem Feinde preis gäbe. Es ist zu bemerken, daß die Abgeordneten des Herzogs Bogislav mit dieser Beschwerde nach Regensburg reisten, daß mithin diese Beschwerden abgefaßt wurden, bevor der Schwedenkönig auf deutschem Boden landete. Wir bemerken ferner, daß der Herzog Bogislav diesen Vorwurf der unbegreiflichen Nachlässigkeit gegen denselben Wallenstein erhebt, der zwei Jahre zuvor alle achtundzwanzig Seehäfen von Pommern um jeden Preis befestigen lassen wollte.

Wallenstein verweilt zu Memmingen. Und doch könnte noch die Frage entstehen, ob er vielleicht nach der Forderung der Kurfürsten an den Kaiser sich nicht mehr als Feldherrn betrachtet, die Befugnisse eines solchen nicht ausgeübt habe. Seine Briefe und Befehle geben uns die Antwort, daß er that, als wisse er nichts von jener Forderung der Entlassung. [3] Er übte alle Amtsthätigkeit des Oberfeldherrn aus. Die Infantin zu Brüssel bat ihn damals ihr Hülfe zu

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] a. a. O. S. 188. §. 29.
[3] Chlumecky S. 234 ff.

senden. Wallenstein erwiedert am 8. August:[1] der Schwede sei in Pommern eingebrochen, habe sich der Inseln Rügen und Wollin bemächtigt, habe Stettin und Stargard ohne Widerstand genommen. Dazu habe der Herzog Bogislav ihm möglichsten Vorschub geleistet, dem Schwedenkönige seinen Adel untergeben und schwören lassen. Wir sehen, wie Wallenstein nach allen Seiten diese Anklage des Verrathes gegen Bogislav auszubreiten sucht. Dann fährt er fort: die Macht des Schweden nimmt zu, und es ist zu besorgen, daß er seinen Fuß weiter in das Reich und in die kaiserlichen Erblande setzt. Also spricht Wallenstein, um die Bitte der Infantin um Hülfe abzulehnen. Er selbst, der Feldherr, verweilt nach wie vor zu Memmingen in Schwaben. Die Infantin wiederholt ihre Bitte. Wallenstein antwortet am 27. August: er müsse 1000 Reiter nach Magdeburg, 1000 nach Pommern entsenden. Er selbst bleibt ruhig, wo er ist.

Und nun erhebt sich mit Nachdruck für uns die Frage: was wollte der Feldherr dort zu einer Zeit, wo täglich neue Nachrichten von dem Vordringen des Reichsfeindes an seine Ohren gelangen mußten?

Im Sommer des Jahres 1629 zogen sich viele Truppen Wallensteins an die Westgrenze des Reiches. Es ging die Rede, daß er einen Krieg gegen Frankreich vorhabe. Wir haben gesehen, wie er im Winter und auch noch im Frühlinge 1630 von einem Kriege gegen die Holländer sprach. Anholt, der kurz zuvor aus dem Heere der Liga zu Wallenstein übergetreten war, lag mit starker Macht im Bisthume von Metz. Dies schien unmittelbar gegen Frankreich gerichtet.[2] Dann forderte der Krieg in Italien beständigen Nachschub. Wallenstein gebot dem Anholt Truppen nach Italien abzugeben.[3] Südwest-Deutschland füllte sich mit Truppen. Im August 1630 rückten 8000 Mann vom Elsaß her in Würtemberg ein, mithin von Westen von Osten. Wozu das? Sollten auch diese nach Italien? Auf die Anfrage des kaiserlichen Commissärs Ossa erwiederte Wallenstein: er habe die Truppen dort versammelt, um sie die Donau hinab gegen die Türken zu führen. Ossa hielt das für eine Lüge. Er meint: es sei die Absicht Wallensteins irgend ein Bubenstück auszuüben.[4] Der Gedanke des Ossa ist nicht vereinzelt. Der Venetianer Nani berichtet[5] geradezu: Wallenstein habe dem Kaiser gerathen gegen die Kurfürsten zu Regensburg Gewalt zu brauchen. Er wolle mit dem einen Theile des Heeres, das er bei Memmingen zusammen gezogen, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten, namentlich Bayern überfallen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kurfürsten zu Regensburg eine solche Furcht hegten. Der Kurfürst Max hatte Tilly nach Regensburg berufen, der am 2. Juli bei Nürnberg vorbeimarschirte.[6] Mehrere der Obersten derselben wurden noch erwartet. Zur

[1] Archiv zu Brüssel. Corr. de Wallenstein, Tilly etc.
[2] Richelieu, Mém. VI. 19. 20.
[3] Chlumecky S. 217 Nr. CCXCV.
[4] Vgl. Gfrörer, Gustav Adolf S. 671 der 2. Aufl.
[5] Nani, histor. Venet. I. 539.
[6] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 36.

Unterstützung dieser Ansicht dient ferner die Klage der Kurfürsten zu Regensburg, daß sie nicht frei seien von Waffengewalt. Sie beriefen sich darauf für die Weigerung der Wahl eines römischen Königs. Nach den gegebenen Zusicherungen an Frankreich ist freilich anzunehmen, daß sie auch ohne dieß damals die Wahl verweigert haben würden.

Blicken wir nun endlich zurück auf die Drohung, welche Wallensteins Anhänger selbst am Sitze des Reichstages aussprachen, die Drohung, nach welcher diese seine Anhänger den Wallenstein selbst eines solchen Bubenstückes der Gewalt gegen die Reichsfürsten fähig hielten und dasselbe in Aussicht stellten: so sind allerdings die Gründe des Verdachtes von schwerem Gewichte. Wir wiederholen: der Verdacht ist doppelter Art. Es ist auf der einen Seite derjenige eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schweden. Es ist auf der anderen Seite derjenige der Absicht einer Blutthat an den deutschen Kurfürsten und Fürsten, die in Regensburg von dem Kaiser die Erlösung ihrer Unterthanen forderten von der blutsaugenden Habgier des Feldherrn und seiner Schaaren.

Die Gründe sind allerdings nicht entscheidend. Neben dem doppelten Verdachte bleibt noch eine dritte Vermuthung übrig, die nämlich, daß Wallenstein alle jene Truppen nach Italien bestimmt hatte, daß er gegen den Schweden bloß sorglos war und für sich persönlich die Ruhe der Quartiere gefahrvollen Unternehmungen vorzog. An Aehnlichkeiten in seinem Verhalten, die für diese Vermuthung sprechen, fehlt es nicht. So hatte er sich bewiesen nach der Schlacht an der Dessauer Brücke, ebenso ferner während der Belagerung von Stralsund. Die Tage, die er persönlich im Feldlager vor dieser Stadt zugebracht, sind leicht zu zählen. Es waren kaum drei Wochen gewesen. Er zog es bald vor in Güstrow zu residiren.

Wie dem auch sei: mag Wallensteins thatlose Ruhe in Memmingen zur Zeit der Gefahr des Reiches durch den Schwedenkönig seiner Bequemlichkeit zur Last fallen, mag sie die Folge eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schwedenkönige gewesen sein, oder mag endlich darunter sich der frevelhafte Plan eines Handstreiches gegen die höchste Versammlung des Reiches zu Regensburg versteckt haben: der Erfolg war der, daß dem Schwedenkönige die Sache leicht gemacht wurde. So lange Jahre hatte Gustav Adolf getrachtet, eine Stadt an der deutschen Küste zu erringen, und sie zum Außgangs- und Stützpunkte seiner Unternehmung gegen das Reich zu machen: er bedurfte einer solchen im Augenblicke der Ausführung nicht mehr. Er landete mit seinem Heere nicht in Stralsund, sondern frei und ungehindert schiffte er sich aus an einem beliebigen Punkte der Küste, wo es ihm gelegen war.

Wenn aber Wallenstein den Plan einer Blutthat gegen die Reichsfürsten zu Regensburg gehegt, diesen Plan gar dem Kaiser vorgelegt hat: so beweist der Gang der Dinge, daß Ferdinand einen derartigen Vorschlag ganz und für immer abgelehnt haben muß. Ferdinand ging zu Regensburg vielen schmerzlichen Enttäuschungen seiner Wünsche entgegen; aber die Erfüllung derselben durch solche Mittel zu erreichen, hielt er nicht eines deutschen Kaisers würdig.

Merkwürdig vor allen Dingen ist, daß, wenn Wallenstein sich schuldfrei wußte, wenn er nur etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hatte, er nicht nach dem Rathe[1] einiger Freunde selber in Regensburg erschien, um sich zu vertheidigen und dort seine Sache zu führen. Der Kaiser hatte seinen Räthen Schweigen über die Angelegenheit geboten. Daß jedoch Wallenstein alles wußte, was in Regensburg vorging, genau wußte, ist nicht zu bezweifeln. Er hatte seine Späher und Anhänger an allen Ecken und Enden; wie vielmehr in Regensburg, damals, wo es sich um sein eigenes Geschick handelte! Daher war sein Ausbleiben um so auffallender, weil er unter den kaiserlichen Räthen eines großen Anhanges sicher sein durfte. Er erschien nicht. Er weilte in Memmingen nach wie vor. Er suchte zu Memmingen bei den Sternen die Antwort, ob er diesen Sturm bestehen würde oder nicht. So dauerte es vier Wochen. Da endlich gab der Kaiser dem Andringen der Kurfürsten nach. Am 13. August, gerade vier Wochen nach der ersten Forderung der Kurfürsten, gab der Kaiser ihnen zur Antwort,[2] daß er die Oberleitung seines Heeres ändern wolle.

Nachdem schon diese Antwort gegeben, trat es klarer hervor als je, wie fest dieser Mann in der Meinung des kaiserlichen Hofes wurzele. Das Gutachten des kaiserlichen Rathes ist fast schüchtern, fast furchtsam.[3] Die katholischen Kurfürsten hatten darauf hingewiesen, daß ja doch Wallenstein selber fast alle Jahre um seine Entlassung eingekommen sei: man habe ihm mithin darin nur zu willfahren. Wallenstein hatte diese Entlassung verlangt, als nach seiner Wiederkehr aus Ungarn 1626 der Tadel gegen seine Kriegesführung und Leistungen dort bis zur völligen Verneinung seiner Fähigkeit stieg. Er hatte ferner im Beginne des Jahres 1628 diese Forderung seiner Entlassung als Drohmittel gebraucht, um den Kaiser zur Abberufung des unbequemen Grafen Schwarzenberg aus Lübeck zu zwingen. In ähnlicher Weise mochte Wallenstein noch öfter sich benommen haben. Aber die kaiserlichen Räthe, die auf Wallensteins Seite standen, waren sehr besorgt, daß bei einer solchen Annahme der oft erbetenen Entlassung die Person und die Reputation des Feldherrn nicht gesichert sei. Man verlangte Zusagen in dieser Beziehung von den Kurfürsten. Sie schlugen ab. Wallenstein sei sicher vor ihnen, sagten sie. Nur besondere Klagen würden sie auf gerichtlichem Wege geltend machen.

Der kaiserliche Rath beschloß zwei vertraute Personen an Wallenstein abzusenden. Man erwählte dazu zwei seiner Anhänger. Sie sollten ihm sagen, mit welchem Eifer das gesammte Collegium der Kurfürsten auf seine Entlassung dringe, wie dasselbe schwere Klagen erhöbe über die bisherige Leitung des Krieges. Sie sollten ihm sagen, daß der Kaiser in dieser Zeit der Gefahr sich nicht sondern dürfe von den Kurfürsten, daß er dagegen dem Feldherrn mit beständigen Gnaden allezeit wohlgewogen verbleibe. Von einer Absetzung war nicht die Rede,

[1] Khevenhiller XI. S. 1130.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 376.

[3] a. a. O. S. 378.

sondern von einem gutwilligen Verzicht, den der Kaiser von der Mäßigung Wallensteins erwarte.

Der Beschluß ward gefaßt am 17. August; dennoch vergingen abermals Wochen bis zu seiner Ausführung. Sie vergingen, wo jeder Tag kostbar war, wo der Schwede schon auf deutschem Boden stand und die Gunst dieser Umstände auszubeuten sich bemühte. Darum erhebt sich die Frage: wie war ein Verzug möglich in solcher Zeit?

Er war möglich, weil sich mit der Frage der Entlassung Wallensteins sofort diejenige eines Nachfolgers verband. Und über einen solchen war der Kaiser mit den Kurfürsten nicht einig.

Wir haben gesehen, wie der Kaiser im März oder April desselben Jahres bereits eine Anforderung dieser Art an Tilly hatte gelangen lassen. Auf die Antwort desselben, welche die Sache der Bewilligung seiner bisherigen Kriegesherren der Liga überwies, scheint der Kaiser damals wieder davon abgesehen zu haben, zu seinem und des deutschen Reiches Unheile. Denn wenn Tilly im Juni und Juli 1630 an der Küste der Ostsee den Oberbefehl geführt: so zerfiel der ganze Bau der Plane Gustav Adolfs, der Tillys Abwesenheit von dort als ein Fundament des Gelingens seiner Unternehmung in Anschlag brachte. Wahrscheinlich wäre der fremde Eroberer heimgekehrt, ohne den deutschen Boden weiter betreten zu haben, als etwa in Stralsund. Nicht also war es der deutschen Nation beschieden.

Die nachdrückliche Forderung der Kurfürsten zu Regensburg, daß Wallenstein entlassen werden müsse, rief in dem Kaiser den Gedanken an Tilly wieder hervor. Er äußerte denselben, bevor er sich zur Entlassung Wallensteins erklärte. Am 13. August, demselben Tage, wo der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz zuerst die mündliche Zusage der Entlassung Wallensteins gab, reichten die Bundesfürsten eine schriftliche Antwort ein auf die Forderung des Kaisers: der Kaiser müsse sich verbindlich machen, sofern die Bundesstände des Grafen Tilly selbst bedürfen sollten, denselben wieder zu entlassen. Da sie auch nicht wüßten, sagten die Bundesstände ferner, ob nicht Tilly wegen seines hohen Alters oder aus anderen Ursachen Bedenken haben dürfte beide Stellen zu übernehmen; so möge der Kaiser ihn selbst darüber vernehmen, ihm nichts Unerträgliches zumuthen. Sie fügten ferner hinzu: wenn nicht ins künftige für richtige Bezahlung Sorge getragen, Munition und Lebensmittel angewiesen würden, so werde Tilly sich schwerlich zur Uebernahme des Oberbefehles verstehen.

Die Bemerkungen der Bundesfürsten sind gegründet, ohne Zweifel. Und dennoch blickt aus diesen Bemerkungen die Absicht hervor. Das Begehren des Kaisers entspricht nicht den Wünschen der Bundesfürsten. Sie wollen es lieber vereiteln, Tilly als ihren besonderen Feldherrn an der Spitze ihres besonderen Heeres behalten. Der Grund ist das Mistrauen.

Wie so traurig hatten sich die Zustände des deutschen Reiches verwickelt und verfahren, daß es auch da nicht zu einer Einigung kommen konnte! Werfen wir einen Blick zurück auf die Entwickelung der Dinge. Der Bund der katholischen

Liga war ins Leben gerufen durch die drohende Stellung der calvinischen Union. Diese war französisch, revolutionär gegen die Reichsverfassung, auf deren Umsturz sie sann im Vereine mit dem französischen Könige Heinrich IV. Ein starkes Oberhaupt des Reiches, ein thatkräftiger Kaiser hätte es vermocht, der aufwuchernden Ruhm- und Habgier des französischen Königs Heinrichs IV., welcher seine Plane auf Zerschlagung des deutschen Reiches und der Nation mit dem schimmernden Namen einer christlichen Republik umhüllte, der nicht geringeren Habgier des Kurpfälzers und all der anderen Kleinen, die im Trüben mitzufischen hofften, — allen diesen Umtrieben und Gelüsten hätte ein thatkräftiger Kaiser als Vertreter der Nation und gesetzlichen Ordnung des Reiches die Zügel anzulegen vermocht. Rudolf II. war schwach und willenlos. Darum bildete sich in dem Drange der Selbsterhaltung die Liga, conservativ und deutsch gesinnt. Sie zersprengte die Union. Vom giftigen Dünger des Geldes der Generalstaaten genährt, sproßten einzelne Schößlinge wieder auf. Tilly schlug sie nieder. Indem dieser Feldherr der Arm und das Schwert der Liga war, diente er zugleich dem Kaiser. Der Kaiser nannte ihn seinen Feldherrn und gab ihm Vollmacht zu handeln nach Discretion. Damals war es der günstige Zeitpunkt für den Kaiser alles aufzubieten, daß die Liga, die bei allen Verdiensten um das Reich und den Kaiser dennoch nur wegen der Schwäche der Kaisergewalt vor Ferdinand entstanden war, welche dieß Gepräge des Ursprunges in ihrem Sonderbestehen nicht verleugnen konnte, daß diese Liga und ihre Macht auf gütlichem Wege zusammenschmolz mit der kaiserlichen Gewalt. Ferdinand ließ diese Zeit, das Jahr 1624, wo kein äußerer Feind unmittelbar gegen ihn in Waffen stand, unbenutzt vorübergehen. Er und die Liga wurden nicht völlig eins. Dann brachte holländisches und englisches Geld den Dänenkönig in die Waffen. Tilly bat um Hülfe und Nachschub. Statt der Hülfe kam ein kaiserlicher Feldherr mit einem besonderen Heere, der überall das Gelüste bewies sich Tilly überzuordnen, dem der alte bescheidene Mann in äußeren Ehren sogar willig den Vortritt ließ. Seitdem ward der Dualismus des katholischen Reichstheiles schärfer wieder ausgeprägt, als zuvor, und die Person des kaiserlichen Feldherrn selbst erweiterte den Spalt von Tag zu Tag. Sein Verfahren, über welches er den allzu leichtgläubigen Kaiser durch den besoldeten Anhang am kaiserlichen Hofe in beständiger Täuschung erhielt, berechtigte alle Deutsche, ob Fürsten, ob Unterthanen, alle Parteien, ob katholisch, ob protestantisch, in gleicher Weise zum entschiedensten Mistrauen gegen diesen einen Mann. Nun hatte der Kaiser sein Wort gegeben diesen gefährlichen Mann zu beseitigen. Da hätte, wenn von allen Seiten eine versöhnliche Stimmung obwaltete, sich die Möglichkeit geboten, den Misstand eines Bundes und einer Waffenmacht im Reiche neben dem Kaiser zu beseitigen. Um so näher hätte dieß für die conservativ Gesinnten gelegen, weil ebenso wie einst die katholische Liga eine Folge der calvinischen, auf das an sich Reißen aller Kirchengüter zielenden Union gewesen war, nun auch die Befürchtung nicht fern lag, daß die Folge des Waffenglückes und der Macht der katholischen Liga, die Folge ferner des

Drängens auf Herstellung aller Kirchengüter eine allgemeine protestantische Union sein werde.[1]

Diese versöhnliche Stimmung der Gemüther war nicht vorhanden. Allzu oft und schwer hatte man über Wallenstein geklagt und doch keine Erhörung gefunden. War man sicher, daß der Kaiser die Bedrängnis der Deutschen durch diesen habgierigen Mann nie gewollt? Warum, wenn der Kaiser dieß nicht gewollt, hatte er ihn auf die flehenden Bitten nicht längst entfernt? Das Mistrauen hatte sich zu tief eingefressen. Der Fluch von fünf Jahren Wallensteinischer Eigenmacht lag in aller und jeder Beziehung schwer auf dem unglücklichen deutschen Vaterlande, nicht bloß wegen dessen, was durch ihn geschehen war, sondern auch wegen dessen, was um seinetwillen unterblieb. Der Schatten dieses unheilvollen Menschen fiel auf den Kaiser, um das Bild desselben zu verdunkeln.

Die Unterhandlungen über Tilly kamen nicht vorwärts. Die kaiserlichen Räthe schlugen statt seiner den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand vor. Die Kurfürsten verlangten, daß einer aus ihrer Mitte, daß Maximilian von Bayern an Wallensteins Stelle trete. Beide Forderungen wurden von beiden Seiten mit gleichem Mistrauen vernommen. Denn nicht einmal sollte um diesen Preis der Berufung des Kurfürsten Max die Liga aufhören, noch alle oberste Kriegsgewalt im Reiche dem Oberhaupte zurückgegeben werden: es war der bestimmt ausgesprochene Wille der katholischen Kurfürsten, daß ihr Bund fortbestehen, daß das Bundesheer getrennt bleiben solle von dem eigentlich kaiserlichen.

Indessen war es nicht bloß das Mistrauen der Bundesfürsten, welches sich einer Vereinigung ihres Heeres mit dem Wallensteinischen widersetzte. Es war auch die Rücksicht auf die verschiedene Organisation des ligistischen und des kaiserlichen Heeres: dort Disciplin und Ordnung, hier Regellosigkeit und Willkür. In solchem Lichte sahen zu Regensburg nicht bloß mehr der Kurfürst Max von Bayern, sondern auch einige der kaiserlichen Räthe selber die Sache an. Der Kanzler Strahlendorf, der weder als Anhänger, noch als Feind Wallensteins zu betrachten, schildert dem Kaiser den Unterschied.[2] Das bayerisch-ligistische Heer, sagt er, ist ein recht regulirtes. Dort ist kein Ueberfluß an unnützem Kriegsvolk, noch weniger an überzähligen Obersten und Befehlshabern, die um ihres Patentes und ihres Titels willen die ihrem Range entsprechende Contribution fordern, sondern alles wird zum gemeinen Besten angewendet. Anders ist es bei dem jetzigen Heere des Kaisers. Die Feinde des Kaisers und des Reiches gründen die Hoffnung eines Erfolges auf die Mängel und die Fehler des kaiserlichen Heeres. Ja sie halten gänzlich dafür, daß dieses Heer auch ohne äußere Gewalt endlich als grundlos in sich selbst zusammen sinken und fallen werde.

War es doch, als hätte Strahlendorf in der Seele des Schwedenkönigs

[1] Khevenhiller XI. S. 1141. Nr. 10.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 389.

gelesen. Dem Falkenblicke des fern Entlegenen hatte sich diese Ueberzeugung längst jenseit des Meeres erschlossen, den kaiserlichen Räthen ging erst jetzt zu Regensburg in banger Furcht und Sorge diese Ahnung auf.

Die kaiserlichen Räthe wogen die Gründe für und wider den Kurfürsten von Bayern als Oberanführer aller deutschen Streitkräfte ab. Es ist der erste Grundsatz eines Reiches Niemand so mächtig zu machen, sagen sie, daß das Oberhaupt von ihm abhangt. Die Macht des Reiches beruht in den Waffen. Wer unbeschränkt über diese gebietet, wird leicht in Versuchung kommen alle Gewalt und die Nachfolge im Reiche sich und seinem Hause zuzuwenden. Für den Kaiser dagegen gewinnt eine Ernennung des Kurfürsten von Bayern den bösen Schein, als sei sie nicht erfolgt aus eigener freier Wahl, sondern durch den Druck der Kurfürsten wegen der schlechten Verwaltung des Kriegswesens.

Wir sehen, diese Gründe wider den Kurfürsten sind von allgemeiner Art. Sie berühren nicht die Person des Kurfürsten. Dagegen beziehen sich sämmtliche Gründe für die Ernennung des Kurfürsten Max auf seine Person. Er ist katholisch. Er erfreut sich des Vertrauens fast aller Stände im Reiche. Er steht mit Kursachsen in gutem Vernehmen. Er ist im Kriegswesen erfahren. Er hat seine Treue und Anhänglichkeit an den Kaiser durch die That bewiesen. Er hat in jüngeren Jahren das Anerbieten der Kaiserkrone abgelehnt. Der König von Schweden hofft: das Reich werde sich des Krieges nicht annehmen. Steht ihm aber ein solcher Feldhauptmann gegenüber mit der Autorität des ganzen Reiches hinter sich: so wird der Schwede wohl zur Besinnung kommen und um Frieden bitten.

Augenscheinlich war dem kaiserlichen Kanzler Strahlendorf bei diesem Gutachten die Absicht und der Kriegesplan des Schweden noch nicht aufgegangen. Er sowohl wie die Kurfürsten meinten noch, daß der Ursprung dieses neuen Krieges das herausfordernde Benehmen Wallensteins gegen Gustav Adolf sei.[1] Daß der letztere von Anfang an lange vor Wallensteins Oberbefehl nichts wollte, nichts dachte als Krieg mit oder ohne Vorwand, war ihnen noch nicht klar, und eben so wenig durchschaute Strahlendorf damals das strategische Meisterstück des Königs durch das Vorgeben des Religionskrieges das Reich, das er angriff, innerlich zu entzweien und die Glieder zu hetzen gegen das Oberhaupt.

Der Kaiser ließ die Vorschläge über seinen Sohn als Oberfeldherrn fallen. Er war nicht abgeneigt dem Kurfürsten Max das Amt zu übertragen. Allein sobald man näher herzutrat, wuchsen die zwiespältigen Meinungen hervor. Die Kurfürsten verlangten für Max dieselbe Gewalt, die Wallenstein besessen. Jener könne und dürfe nicht geringer sein, als dieser gewesen. Die kaiserlichen Räthe erwiederten, daß die Macht Wallensteins nicht so groß gewesen, wie jene vermeinten. Und wenn auch die Noth gezwungen Wallenstein mehr zuzulassen, als der Kaiser gewollt: so sei ja eben das die Klage der Kurfürsten gewesen, für welche sie sich auf die Reichsverfassung berufen, und darum nicht billig,

[1] a. a. O. S. 392.

daß diese Zulassung nun als ein Recht gefordert werde. Man kam darin nicht weiter, weil bei allen freundlichen Versicherungen im Herzen beide Theile einander nicht trauten.

Da weder die kaiserlichen Räthe mit dem Vorschlage des Erzherzogs Ferdinand, noch die Bundesfürsten mit Maximilian von Bayern durchdringen konnten: so blieb als der Einzige, über den sich Alle vereinen konnten, der Kaiser, die Liga, die protestantischen Fürsten,[1] nur der eine Mann übrig, bei dessen Namen in lautloser Anerkennung alle Parteien verstummten. Es war der alte Tilly.

Und Tilly selbst? Er hatte mit inniger Freude die Berufung des Tages von Regensburg begrüßt. So lange Jahre hatte er sich bemüht die Feinde des Reiches nieder zu schlagen, den Frieden wieder zu bringen: es stand nicht in seiner Macht. Nun schien dieser Tag zu nahen; denn eine solche Versammlung der Kurfürsten mit dem Kaiser, die alle nach Frieden sich sehnten, müsse das wirksamste Mittel sein.[2] Also dachte Tilly. Der alte Feldherr für sich selbst war des Treibens der irdischen Dinge müde. Ruhm und Glanz, Reichthum und Ehre hatten den Sinn dieses Mannes nie gelockt. Er lebte einsam und still auf der Höhe seines Ranges. Er sehnte sich nun den Rest seiner alten Tage in friedlicher Ruhe zu verleben, und hoffte diese Ruhe und diesen Frieden zu finden in einem Kloster.[3] Er hätte sie gefunden, weil er die Ruhe und den Frieden dahin mitbrachte in sich selbst. Nicht also war es ihm vergönnt. Abermals sollte das Getümmel des Krieges den einundsiebzigjährigen, ruhebedürftigen Greis hineinreißen in den wilden Sturm. Er sträubte sich. Hohe Geistliche traten zu ihm und mahnten nicht jetzt in trüber Zeit der Noth seine Dienste dem Vaterlande zu entziehen. Tilly gehorchte. Er ahnte nicht, daß nun erst die Zeit herannahe, wo bübische Verlogenheit seinen ehrlichen Namen ihm rauben, und den rechtschaffenen, mildgesinnten, frommen Mann der Unwissenheit und der Verblendung zweier Jahrhunderte als ein Scheusal überliefern würden.

Der Gehorsam Tillys in diesem Falle war eins der größten Opfer, die er je gebracht. Denn er wußte, was er that. Indem er sich bereit erklärte den Oberbefehl über die bis dahin Wallensteinischen Truppen mit zu übernehmen, trat er zugleich das Erbtheil des Hasses der mishandelten und zertretenen Deutschen gegen seinen Vorgänger an. Keiner durchschaute wie Tilly selbst die weite Verschiedenheit seiner Veteranen von dem Gesindel unter Wallenstein. Dennoch war er bereit zum Gehorsame.

[1] Harté, Gustav Adolf (deutsche Uebersetzung) I. S. 315 nennt Johann Georg von Sachsen als beistimmend. Ohne auf das Buch dieses englischen, der deutschen Dinge durchweg unkundigen eifernden Geistlichen der Hochkirche viel Gewicht zu legen, glauben wir doch derartige Nachrichten aus demselben annehmen zu dürfen.

[2] Villermont: Tilly etc. II. 415. Nr. 175.

[3] Parival, abrégé de l'h. de ce siècle de fer. Bruxelles 1635 p. 241. Es ist mir keine andere specielle Nachricht darüber bekannt; allein die innere Wahrscheinlichkeit tritt hinzu.

Er täuschte sich nicht über seinen Gegner. Er sprach von der militärischen Befähigung Gustav Adolfs zu Regensburg selbst in lobenden Ausdrücken. Und noch weniger täuschte sich der alterfahrene Feldherr, dem die Erinnerung der eigenen Laufbahn nur eine lange Kette von Siegen aufzeigte, über die Natur und die Wechselfälle des Kriegführens. „Der Krieg," sprach er zu Regensburg,[1] „ist gleich einem Spiele, in welchem man viel oder wenig nach einander aufsetzt, bald gewinnt, bald verliert. Wenn es einmal dahin kommt, daß man vielen Gewinn vor sich hat: so ist es mit dem Gewinner gemeiniglich so, daß er durch allzu starken Gewinn entweder zu mehr Begierde angetrieben, oder von der verlierenden Partei dahin angehalten wird das Spiel fortzusetzen und auszuhalten, bis endlich das unbeständige, wandelbare Glück nach seiner Art und Eigenschaft dem Gewinner den Rücken kehrt, und beides, das Gewonnene und das Eigene, ihm hinwegnimmt. Also ist es mit dem Kriege, der zu weit ausgedehnt und zu lange fortgesetzt wird."

Der Kaiser hatte sein Wort gegeben Wallenstein zu entlassen. Die Kurfürsten waren sicher, daß Tilly auf ihr Wort nicht zaudern würde den Oberbefehl zu übernehmen. Von der Küste der Ostsee kamen täglich neue Berichte, wie der Schwede weiter dringe. Dennoch ist es merkwürdig, daß Wochen verfließen, in denen nichts geschieht. Der kaiserliche Kanzler Strahlendorf hatte sofort beim ersten Vorschlage Tillys die Sache mit regem Eifer ergriffen.[2] Dazu macht er denselben Grund geltend, den wenige Wochen zuvor Wallensteins Anhänger gegen die Entlassung desselben erhoben. Es müssen Wallenstein die Mittel benommen werden sich zu rächen. Wir sehen, was Freund und Feind diesem Manne zutraueten. Strahlendorf verlangte, daß der Kaiser sofort Tilly ernenne, ihm den Oberbefehl sogleich übergebe, damit den Fortschritten des Schweden zeitig vorgebaut werde. Es ward September und noch stand die Sache, wie sie war.

Den Fürsten der Liga scheint zuerst und vor allen Dingen daran gelegen gewesen zu sein, daß Wallenstein entlassen werde. Dazu drängten sie, auch bevor man über das Weitere sich geeinigt. Wallenstein, sagten sie dem Kaiser am 4. September,[3] treibt noch immer Contributionen ein, und nimmt im Voraus, was noch nicht verfallen ist. Der Kaiser konnte nicht umhin, er mußte vorangehen. In denselben Tagen machten sich Werdenberg und Questenberg, zwei Anhänger Wallensteins, die man der Schonung wegen ausdrücklich dazu ausgesucht, auf den Weg nach Memmingen.

Sie kannten[4] das Gemüth und Naturell des Mannes und nahten sich ihm nicht ohne Bangen. Ihre Besorgnis ward nicht erfüllt. Wallenstein empfing sie mit großer Höflichkeit. Er war genau unterrichtet und fiel ihnen sogleich ins Wort. „Ihr Herren," sprach er, indem er eine lateinische Schrift mit der

[1] Khevenhiller XI. S. 1289.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 393.
[3] a. a. O. S. 394.
[4] Khevenhiller XI. S. 1133.

Nativität des Kaisers und des bayerischen Kurfürsten von einer Tafel nahm und sie ablas: „ihr Herren, aus den Gestirnen könnt ihr selbst lesen, daß ich euren Auftrag gewußt; und daß der spiritus des Kurfürsten von Bayern denjenigen des Kaisers dominirt. Daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben. Wehe freilich thut es mir, daß sich der Kaiser meiner so wenig angenommen. Aber ich will Gehorsam leisten."

Es ist dieselbe hohle Prahlerei, welcher wir bei Wallenstein immer begegnen. Er hatte nicht nöthig die Gestirne zu fragen und den Gesandten diese Albernheit aufbürden zu wollen: es ist nicht daran zu zweifeln, daß Wallenstein durch seine Anhänger und besoldeten Freunde in Regensburg den Gang der Dinge, die dort zwei Monate spielten, von Anfang an eben so wohl gewußt, als wäre er selber dort gegenwärtig gewesen. Was alle Welt erfüllte, konnte nicht ihm verborgen bleiben. Auch hatte er bereits am 23. August,[1] vierzehn Tage vor der Absendung jener beiden kaiserlichen Räthe, dem Collalto die Sache gemeldet. Er behauptet diesem gegenüber, daß es ihm von Grunde seiner Seele lieb sei, weil er dadurch aus einem großen Labyrinthe komme. Diese Worte erscheinen durchaus glaubwürdig. Das Labyrinth war sehr verwickelt.

Ein Anderes dagegen erreichte Wallenstein durch seine Worte an die kaiserlichen Räthe. Er riß die Kluft zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Max weiter, als sie je zuvor gewesen, und verführte die allzu leichtgläubigen Historiker in späteren Zeiten diese mit Absicht und Plan gesprochenen Worte eines Beleidigten für die Darlegung eines geschichtlich unantastbaren Factums zu halten. Nicht also liegt die Sache. Nicht der Kurfürst von Bayern allein hat die Entlassung Wallensteins gefordert, sondern zuerst und hauptsächlich derjenige von Mainz, und zu Regensburg haben sich alle Kurfürsten und Stände des deutschen Reiches ohne Unterschied zu dieser Bitte und dieser Forderung vereinigt.

Wallenstein entließ die Abgeordneten mit reichen Geschenken. Er meldete dem Kaiser seinen Dank, daß derselbe ihn einst zum Haupte des Heeres gemacht. Obwohl er erwartet, der Kaiser werde ihn dabei belassen: so leiste er doch Gehorsam. Der Kaiser habe ihm reichsfürstliche Würde verliehen. Er bat ihn dabei zu schützen. Der Kaiser wolle seinen Widersachern kein Gehör geben und demjenigen was sie vorbrächten, keinen Glauben schenken. Durfte Wallenstein das hoffen? — Die Kurfürsten gaben ihm auf sein Begehren keine Antwort. Dem Kaiser erwiederten sie auf den Bericht der beiden Abgesandten: daß Friedland auf den Wunsch des Kaisers sein Amt niedergelegt, sei wohlgethan und vernünftig. Die Güter, die er in den Erblanden des Kaisers besitze, möge immerhin der Kaiser ihm belassen; aber der Reichsglieder und des Fürstenthumes hätten die Kurfürsten sich anzunehmen. Wenn die Herzöge von Mecklenburg nicht der Reichsverfassung gemäß des Hochverrathes schuldig erfunden würden: so könne Mecklenburg dem Wallenstein nicht verbleiben. Wenn Wallenstein die Kurfürsten für seine Feinde, für seine Ankläger bei dem Kaiser halte:

[1] Chlumecky S. 242. CCCXXV.

so leugneten sie das nicht. Sie begehrten vielmehr ihn als einen Bedrücker der Reichsfürsten dahin anzuhalten, daß er alles was er von ihren Unterthanen ersauget, von den Gliedern des Reiches erlangt, wieder zurückgäbe und gutmachte.

Man hat diese Sprache scharf, drohend, der Fürsten nicht würdig genannt. Um sie angemessen oder unangemessen zu finden, muß man sich zuvor hineindenken in jene Tage selbst, die Thatsachen sich vergegenwärtigen, die haarsträubenden Einzelheiten, aus denen allein der Herzog von Pommern vierundfünfzig inhaltsschwere Klagepunkte zusammenstellte. Die Kurfürsten und Fürsten waren vor dem irregeleiteten Kaiser die Vertheidiger der Rechte der gequälten Deutschen: sie waren es ihren Unterthanen schuldig zu fordern, daß Wallenstein zur Rechenschaft gezogen werde. Und das gleiche forderte von ihnen der eigene Standesgeist für die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg. Ihre Sprache vor dem Kaiser war nicht diejenige der Selbstüberhebung, sondern der Pflicht.

Die Fluthen der folgenden Zeiten sind darüber hinweggerollt, und haben mit der Rechenschaft, zu welcher die Kurfürsten Wallenstein zu ziehen gedachten, bei den Deutschen selbst die Erinnerung hinweggewaschen, daß Wallenstein einer solchen Rechenschaft schuldig war. Aus den Ländern selbst, die er ohne alle Gefahr und Noth nur aus Habgier entweder selbst schonungslos mishandelte, oder durch Andere mishandeln ließ, sind ihm eifrige Vertheidiger erstanden. Sie nahmen seine Worte für Thaten, und folgerten aus seinen Tagesbefehlen zur Haltung von Disciplin, daß er wirklich Mannszucht gehalten. Sie dachten nicht daran, daß über das Benehmen eines Kriegsheeres gegen Wehrlose die Wehrlosen selbst und ihre natürlichen Vertreter hauptsächlich als Zeugen zu befragen sind.

Man sagte: Gustav Adolf habe sich über die Nachricht von der Entlassung Wallensteins zum höchsten erfreut.[1] Er habe ihm sofort den alten böhmischen Rebellen, den Grafen von Thurn zugeschickt und bedauert, daß der Kaiser die treuen Dienste, die glänzenden Siege, die Darbringung von Gut und Blut für den kaiserlichen Thron nur mit Undank vergelte. Das zu tragen, sei einem tapferen Helden unmöglich. Der König erbot sich: wo er ihm Liebes und Gutes erweisen könne, bei aller Gelegenheit dazu willig zu sein. Der Gedankengang entspricht der Weise des Königs Gustav Adolf, und insofern trägt der Brief auch das innere Gepräge der Aechtheit. Dem Gedankengange Wallensteins dagegen war der Brief nicht angemessen. Wir haben hier nicht die Frage zu erörtern, ob Wallenstein eines Verraths gegen Kaiser und Reich fähig und Willens war. Was Freund und Feind in dieser Beziehung seinem Rachegefühl zutrauten, haben wir gesehen. Allein es war keine Brücke zwischen dem entlassenen Wallenstein und Gustav Adolf. Die erste Bedingung für jenen wäre die Unterordnung gewesen, und einer solchen war Wallenstein nicht mehr fähig. Er schob die Condolenz des Schwedenkönigs mit Dank bei Seite und harrte der Wiederkehr seiner Stunde.

[1] Khevenhiller XI. S. 1136.

Der Kaiser hatte nachgegeben. Es kam nun die Reihe an die Fürsten der katholischen Liga. Diese zauderten. Sie erwogen und beriethen über die Stellung, die Tilly einzunehmen habe. Am 10. September wandte sich der Kaiser nun seinerseits drängend an sie. Während man berathe, sagte er, breite der Feind sich aus und nehme feste Plätze weg, einen nach dem anderen, die hernach in Jahren nicht wieder zu gewinnen seien. Er erklärte, daß er ebensowohl wie die Bundesfürsten sein Vertrauen auf Tilly setze. Warum doch man ihn aufhalten wolle? Tilly könne sein Gutachten über die Reform des Kriegsvolkes schriftlich hinterlassen. Es sey nicht erforderlich, daß er in Person deshalb verweile. Der Kaiser bittet die Kurfürsten: sie wollen Tilly befehlen, daß er sich ohne Verzug zum Heere begebe und den Fortschritten des Feindes steuere. Also erfordere es die unumgängliche Noth. Sollte dieses allzu lange anstehen, und inzwischen ein schwerer Fall sich ereignen, so wolle der Kaiser vor Gott und der Welt deshalb entschuldigt sein. [1]

Die Kurfürsten theilten nicht die Eile des Kaisers. Max von Bayern erwiederte sechs Tage später, Tilly sei bereit alles zu thun, was die Kurfürsten ihm befehlen. Wie prägt sich in diesen Worten so klar die unheilvolle Doppelstellung aus, welche man dem alten Feldherrn anwies? Aber, fährt Max fort, Tilly müsse zuvor doch wissen, auf wie viel Volk zu Roß und Fuß er zählen könne, wo er Proviant und Munition erlangen solle. Das Heer sei zerrissen, die Länder erschöpft. Deshalb müsse Tilly die Mittel kennen, durch welche er dem Heere aufhelfen solle. Er müsse wissen, ob er, wenn das kaiserliche Heer nicht ausreiche, dasjenige des katholischen Bundes und die Vorräthe desselben gebrauchen könne. [2]

Dieser letzte Satz enthüllt am klarsten, daß die Bundesfürsten über die demnächstige Stellung Tillys nicht einig waren. Denn von wem anders hing die Entscheidung dieser Frage ab, als von ihnen selbst?

Unterdessen verrann die kostbare Zeit, und Gustav Adolf griff in Pommern um sich.

Und ferner deutet jener letzte Satz an, daß die Fürsten der Liga sich über den ganzen Krieg nicht klar waren. Der Schwede betonte: daß er nur Krieg führe gegen den Kaiser. Also entsprach es seinem, wenn auch noch nicht vollzogenen, doch stillschweigenden Bündnisse mit dem französischen Könige. Es war ja eben Richelieus Plan den Kaiser zu vereinzeln, die Liga von ihm abzuziehen. Irren wir nicht, so ist hier die Thätigkeit der französischen Gesandtschaft in Regensburg an ihren Wirkungen erkennbar. Sie hielt die Fürsten der Liga in Zweifel. Sie sagte denselben, daß ja dieser Krieg nicht sie, nur den Kaiser betreffe, der sein eigenes Kriegesheer habe. Es war einer der wesentlichen Gründe, um deren willen Gustav Adolf es vermied in öffentlichen Schriften von einem Religionskriege zu reden. Denn das Wort hätte auf die Liga bestimmend und entscheidend

[1] Aus Wiener Archiven.

[2] Ebendaher.

eingewirkt. Wie die Dinge einmal lagen, wußten diese Fürsten nicht, wie sie daran waren. Wir werden später erfahren, wie das wieder dem Schwedenkönig diente, wie er seinerseits später gegen die Liga die Anklage erhob, daß sie zuerst den Frieden mit ihm gebrochen.

An dieser Ungewisheit, an diesem Zweifel krankten zu Regensburg die Fürsten der Liga und kamen darum nicht zu einem Beschlusse. Indem sie dem Kaiser erwiederten, daß Tilly erst wissen müsse, ob er, wenn das kaiserliche Heer nicht ausreiche, dasjenige des Bundes und die Vorräthe desselben gebrauchen könne, schleppten sie die Sache hin. Es drängt sich fast nach der ganzen Sachlage die Vermuthung auf, daß die Bundesfürsten eben so wenig frei waren von einer gewissen Schadenfreude wie Johann Georg von Sachsen. Auch die katholischen Kurfürsten mochten eben so wie Johann Georg geringen Verdruß empfinden, daß die scheinbar so gewaltige Macht, welche seit Jahren auf sie gedrückt, sich nun auf einmal innerlich so morsch und hohl erwies. Auch mochten sie denken, daß für einige Concessionen an den Schwedenkönig der Friede noch möglich sei, wenn auch das wallensteinisch-kaiserliche Heer ganz und gar zerrinne. Deshalb verzog sich die Entsendung Tillys. Im September war Wallenstein entlassen: und noch wiederum vergingen Wochen, bis Tilly entsendet wurde.

Die Fürsten der Liga kannten freilich den Schwedenkönig damals noch nicht. Sie wußten nicht, mit wem sie es zu thun hatten, mit welcher rücksichtslosen Energie Gustav Adolf den Religionskrieg in Deutschland zu proclamiren gedachte. Auch der Cardinal Richelieu wußte das noch nicht. Hätte die Liga zu Regensburg den Entwurf des Königs zum Kriege in Deutschland gekannt, den wir bereits von ihm wissen, den er mit kühler Ueberlegung, mit genauer Kenntnis des Charakters der betreffenden Personen zu Stockholm sich entworfen: gewiß die Liga dürfte anders gehandelt, nicht in solcher Weise gezaudert haben. Der Vorwurf der Säumnis trifft nicht den Kaiser.

Der Kaiser hatte ungern in die Entlassung Wallensteins gewilligt, theils weil er noch immer in der Täuschung über diesen Mann befangen war, theils weil es wie eine Ehrensache erschien dem äußeren Drange nicht nachzugeben. Es war nur eine der schmerzlichen Erfahrungen, die er zu Regensburg machte. Er wünschte seinen Sohn zum römischen König erwählt zu sehen. Die Kurfürsten erwiederten, daß dieß nur geschehen könne auf einem ordentlichen Wahltage zu Frankfurt am Main. Dagegen erhoben sie neue Wünsche, neue Bitten. Mit der Forderung der Entlassung Wallensteins stand in naher Verbindung diejenige der Verabschiedung eines großen Theiles der übermäßigen Truppenzahl. Die Kurfürsten erhoben diese Forderung, weil sie die Möglichkeit des allgemeinen Friedens hofften. Aber es gab Verwicklungen zunächst mit Frankreich, ferner mit den Generalstaaten, und endlich mit dem bereits eingebrochenen Schwedenkönige.

Der Kaiser war bereit zu einem Frieden mit Frankreich. Der erste Artikel des Entwurfes besagte, daß der französische König den Kaiser weder selbst angreifen, noch diejenigen, die es thun würden, mit Rath, Geld oder Waffen

unterstützen wolle.[1] Damals war der Subsidienvertrag des Franzosen mit dem Schweden nur deshalb nicht zum Abschluß gekommen, weil der Stolz des Schweden sich weigerte nur als französischer Söldner zu dienen, weil er Ebenbürtigkeit forderte mit dem König von Frankreich. Die Sache war darum nur aufgeschoben; denn Gustav Adolf wußte wohl, daß er seiner Sache sicher war, daß Richelieu ihm Geld zahlen würde auf diese oder jene Weise. Der Cardinal genehmigte nicht den Vertrag von Regensburg. Er sagte, wie es in solchen Fällen üblich war, der Gesandte habe seine Vollmachten überschritten. Erst einige Monate später kam der Friede von Chierasco zu Stande, mit demselben jener Artikel, daß Frankreich die Feinde des Kaisers nicht unterstützen solle. Damals zahlte Richelieu bereits regelmäßig seine Subsidien an den Schwedenkönig. Also entsprach es der Politik dieses Cardinals, in welcher er völlig übereinstimmte mit den Generalstaaten. Viel sicherer, viel bequemer war es das deutsche Reich zerwühlen zu lassen durch Andere, denen man das nöthige Geld dafür zahlte, als selber sich in den Krieg zu mischen. Und noch sicherer dann war es in öffentlichen Urkunden niederzulegen, daß man nicht thun wolle, was man that. Denn die Leichtgläubigen ließen sich doch immer dadurch bethören.

Wider die Generalstaaten dagegen, welche nun schon seit so langen Jahren dieses Tückespiel getrieben, wäre der Kaiser gar gern in offenem Kriege losgebrochen. Seit zwölf Jahren, erklärte er,[2] sind die Generalstaaten die Anstifter und Mithelfer zu allem Elende, das Deutschland betroffen hat. Sie haben beständig den Pfalzgrafen und alle anderen Rebellen mit Rath und That, mit Volk, Geld, Munition, Proviant und anderer Nothdurft unterstützt. Sie haben Städte und Festungen auf des Reiches Boden eingenommen. Sie haben notorisch die Neutralität gebrochen. Der Kaiser fragt die Kurfürsten, ob nicht diesen Uebergriffen endlich mit Macht zu begegnen sei, damit die Unruhstifter, die unablässig dem Reiche den Krieg gebracht, auch ihrerseits einmal denselben empfinden. Auch der Kurfürst Max, dem Tilly persönlich aus eigener Anschauung die Lage der Dinge zu schildern vermochte, war nicht abgeneigt.[3] Bei den anderen Häuptern der Liga überwog damals wie immer, die Politik des Friedens. Max redete seinem Bruder Ferdinand von Köln zu: er möge dieser Ansicht beitreten. Bei dem Kirchenfürsten hatte die Furcht die Oberhand. Er meinte: wenn Max nur ein Jahr in Köln Hof hielte, so würde er sehen, welche Nachbarn er an den Hochmögenden habe. Um so näher hätte die Folgerung gelegen, daß den endlosen Quälereien einmal mit Ernst entgegen getreten werden müsse. Ferdinand von Köln zog nicht diese Folgerung. Endlich ward die Sache gegen die Holländer weil sie von allzu großer Wichtigkeit sei, auf einen allgemeinen Reichstag verschoben. Dadurch war sie für immer beseitigt, und die Generalstaaten hatten

[1] Hurter, Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich S. 33.
[2] Theatr. Europ. II. 169.
[3] a. a. O. S. 198.

fortan für ihr Benehmen gegen die schwachen Nachbarn im deutschen Reiche kein anderes Maß und keinen anderen Zügel, als den möglichst schwachen und geringen des eigenen Sinnes für Gerechtigkeit.

Dieselbe Nachgiebigkeit bewiesen die Kurfürsten abermals gegen den Schützling der Generalstaaten, den fast vergessenen Pfalzgrafen Friedrich, den nur die Hochmögenden noch und Gustav Adolf mit dem Spottnamen eines Königs von Böhmen beehrten. Sie boten ihm einen Theil seines Erblandes an, wenn er unter den Bedingungen von 1627 den Kaiser um Verzeihung bitte. Friedrich beharrte, wie immer.

Anders stand die Sache mit dem Schweden. Der deutsche Kaiser war niemals des Willens gewesen dem Schwedenkönige den Krieg zu bringen. Gustav Adolf selber brachte ihn. Es erweckt ein schmerzliches Gefühl in deutschen Büchern zu lesen, daß jemals besonnene Deutsche diesem fremden Eroberer auch nur den leisesten Schein des Rechtes zum Kriege gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich zugesprochen haben, den leisesten Schein eines Rechtes, welches die wenigen Schweden, denen die Wahrheit mehr galt als der Gnadenblick des Herrschers, unumwunden verneinten. Jede der einzelnen Forderungen des Schweden war ein Eingriff nicht bloß in die Rechte des deutschen Kaisers, sondern zugleich in diejenigen des gesammten Reiches. Vor Allem war es die ungeheure Anmaßung, daß es dem Kaiser und dem Reiche nicht zustehe Kriegsschiffe auf der Ostsee zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil der Schwedenkönig Herr der Ostsee sei.

Es gingen Schriften von beiden Seiten hin und wieder. Wozu dient es sie zu erörtern? Nur das muß hervorgehoben werden, daß nicht etwa bloß der Kaiser, nicht bloß die vier katholischen Kurfürsten, sondern alle sechs insgesammt am 13. August dem Könige von Schweden entgegneten: „Nachdem wir alles fleißig hin und her erwogen, können wir ganz keine rechtmäßige Ursache sehen, noch finden, um deren Willen Ew. K. Würde etwas Feindseliges gegen das deutsche Reich vornehmen wollten." Indessen die bündigste Darlegung des Kaisers und der Kurfürsten reichte zur Ueberzeugung des Schwedenkönigs nicht hin, weil er nicht überzeugt sein wollte. Vielmehr zog er daraus neue Vorwände. Es war damals noch von der alten Herrlichkeit und Macht der römischen Kaiser deutscher Nation die Form übrig geblieben, daß der Kaiser im Verkehr mit anderen Souveränen den höchsten Titel der Majestät erhielt, daß er die anderen anredete: Königliche Würde und Liebden. Gustav Adolf ersann aus dieser Form, welche auch die Kurfürsten gegen ihn wie gegen die anderen Könige Europas beobachten, eine neue Beleidiguug. Er betheuerte in jedem Schreiben seine Friedensliebe. Aber der Spott, den man ihm bewiesen, sei gar zu arg. Deshalb hoffe er, die Kurfürsten würden ihm nicht verdenken, wenn er andere Mittel erwähle.[1]

[1] Diese Schriften hin und wieder sind oft besonders gedruckt, und in allen Sammelwerken; z. B. Theatrum Europ. II. 158.

Es versteht sich, daß in allen diesen öffentlichen Schreiben, die durch ganz Europa gingen, die namentlich am katholischen Hofe zu Versailles, in den katholischen Ländern Italiens vorgelegt werden sollten, von Seiten des Schweden der Religion auch nicht mit einem Worte gedacht wurde. Diese Rede, wir wiederholen es, war nur anwendbar daheim in Schweden und bei den Deutschen. Ob sie auch hier so leichten Eingang fand, wie man später wohl hat glauben wollen, ist die Frage der folgenden Geschichte.

Dann erst, als gegen das Ende des Octobermonats 1630 sich den deutschen Kurfürsten aus dem Schreiben des Schwedenkönigs die Gewisheit aufdrängte, daß der Schwede nicht Frieden wolle, sondern Krieg um jeden Preis, als sie nun mit dem Kaiser gemeinsam den Krieg gegen den Eindringling beschloßen, erst dann konnten die Unterhandlungen mit Tilly zum Abschlusse kommen. Am 8. Novbr. 1630 traten im Namen des Kaisers Trautmansdorf und Questenberg in Regensburg zu Tilly, um mit ihm wegen der definitiven Uebernahme des Oberbefehles abzuschließen.[1] Und rasch dann eilte Tilly nordwärts, um wieder einzubringen, was schon verloren war.

Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen zeigte nicht die geringste Geneigtheit für die Person des schwedischen Eroberers. Er so wenig wie irgend ein anderer deutscher Fürst hatte den Schweden gerufen. Indem er dem Kaiser höhnisch bemerkte: er habe nicht geglaubt, daß der Schwede landen und Fortschritte machen werde, da man ja doch aus dem Winseln und Wehklagen der Stände wisse, welche große Heeresmacht der Kaiser in den bedrohten Gegenden auf Kosten derselben unterhalte, fügte er doch hinzu,[2] daß sobald eine allgemeine Reichsversammlung es beschließe, ob und wie der Krieg gegen Schweden zu führen sei, er sich den Beschlüssen nicht entziehen werde. Allein er deutet auf der andern Seite an, welche Gedanken sonst in ihm sich regen. Er meint, daß den Schweden vielleicht der zerrüttete Zustand von Deutschland dazu bewogen habe. Das scheint mit anderen Worten zu sagen: so sehr unlieb ist mir dennoch diese Einmischung des Schwedenkönigs nicht.

Wir haben mehr als einmal bei Johann Georg den Gedanken durchschimmern sehen, sich selber an die Spitze einer protestantischen Mittelpartei zu stellen. Der Wunsch dazu war bei der Fortdauer des Sonderbestehens der Liga neben der kaiserlichen Macht unvermeidlich, und der Einbruch der Schweden bot augenscheinlich dazu die günstige Gelegenheit. Die Gefahr vor dem Schweden Gustav Adolf sollte bei dem Kaiser und der Liga der Drücker sein, durch welchen Johann Georg für seine Partei Bewilligungen erringen wollte. An ein Zusammengehen mit dem Feinde des Reiches und des Kaisers dachte anfangs Johann Georg nicht: er hatte sich ja mit zur Abwehr derselben erboten. Aber jedenfalls mußte er gerüstet sein, in Waffen stehen, damit er die Entscheidung geben könne.

[1] Aus Wiener Archiven.
[2] Londorp. IV. 80. Senkenberg XXVI. 199. 24. August 1630.

Das alles war immerhin klug ausgedacht, nur mit einem großen Rechnungsfehler. Johann Georg verblendete sich selber über seine eigene geistige Kraft. Wir kennen das Urtheil des Schweden über ihn. Ein solches mochte Johann Georg sich nicht träumen. Der schwache, dem Bierrausche ergebene Mann gedachte Gustav Adolf als Werkzeug für sich zu benutzen, der Zwerg den Riesen! Wußte denn Johann Georg nichts Genaueres von dem Schwedenkönige, dessen Ruf schon damals Europa erfüllte? Johann Georg lud durch die Gründung einer Partei eine Last auf sich, welcher seine Schultern nicht gewachsen waren. In dem Wanken unter dieser Last mußte der Kurfürst früher oder später dem energisch fest und sicher einher schreitenden Schwedenkönige in die Arme fallen und die Beute desselben werden. Johann Georg verhehlte seine Absicht dem Kaiser nicht. Mit der ersten Nachricht, die er als Kreisoberster über die Landung des Schweden nach Regensburg meldete, verband er die Bitte um Rücknahme des Restitutionsedictes. Der Kaiser entgegnete, daß es sein Wille sei von dem Religionsfrieden zu Augsburg auch nicht um einen Buchstaben zu weichen.

Das Restitutionsedict war von dem Kaiser kraft seines Amtes als Oberrichter des Reiches verkündet: es konnte mithin von seiner Seite nicht als ein Gegenstand der Berathung für den Collegialtag zu Regensburg vorgelegt werden. Dennoch ward es dort lebhaft erwogen zwischen den katholischen und den protestantischen Reichsständen. Die katholischen Kurfürsten hielten im Principe das Edict eben so fest, wie der Kaiser: nur bei der Ausführung konnten Milderungen eintreten. Auch war nur darauf hin das Absehen der protestantischen Fürsten und Stände gerichtet. Die beiden protestantischen Kurfürsten reichten den katholischen einen Vorschlag ein, der mittelbar die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Edictes enthielt.[1] Sie fechten dasselbe in seinem Wesen nicht an. Sie bemühen sich nur um mildere Bedingungen. Sie bitten, daß die Zeit der Erlaubnis zum Behalten mittelbarer Klöster nicht mit dem Passauer Vertrage von 1552 abgeschlossen werde, sondern bis zum Religionsfrieden von Augsburg sich erstrecke, also bis zum September 1555. In der Hauptsache gelten ihnen ganz dieselben Grundsätze, welche seit dem Religionsfrieden so viel Elend über die Deutschen gebracht hatten. Da das Recht der Religionsänderung lediglich bei dem Territorialherrn steht, sagen sie:[2] so ist es für einen protestantischen Fürsten beschwerlich in einem Kloster seines Landes die katholische Religion dulden zu sollen. Darum sollen die protestantischen Fürsten das etwa eingezogene Kloster verwalten und die Einkünfte dem Orden auskehren lassen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sollen im Besitze aller Kirchengüter bleiben.

Es war hier in die Hand der katholischen Fürsten gegeben durch bereitwilliges Entgegenkommen auch von ihrer Seite dem deutschen Vaterlande die Einigkeit wieder zu geben. Sie hatten die Warnungen der Heerführer

[1] Theatrum Europ. II. 213.
[2] a. a. O. S. 89.

vernommen, daß das Edict leicht einen Religionskrieg hervorrufen könne. Diese Warnung war an sie gelangt bereits vor dem Erlasse des Edictes. Seitdem hatten die Dinge sich ungünstiger gewendet. Ein fremder König stand auf des Reiches Boden. Daß er, wenn nicht öffentlich vor Franzosen und Italienern, vor dem Cardinal Richelieu, der Republik Venedig und wer sonst in Italien ihn freudig begrüßte, so doch vor den Deutschen den Religionskrieg proclamiren werde, lag sehr nahe. Die Fürsten der Liga hatten zu bedenken, welche Mühe und Wirrsal schon der Dänenkönig mit diesem Vorgeben angerichtet zu einer Zeit, wo alle hervorragenden lutherischen Fürsten im Reiche, wo namentlich der Kurfürst von Sachsen ein solches Vorgeben eines Religionskrieges entschieden verwarf. Was erst konnte unter den damaligen Umständen Gustav Adolf mit diesem Worte machen? War es nicht klüger ihm rasch dieses Wort abzuschneiden?

Die sofortige Annahme der Vorschläge, welche die beiden Kurfürsten in Regensburg 1630 machten, hätte diese mit dem Kaiser und der katholischen Partei wieder geeinigt, hätte jeden Grund zu einer Spaltung weggenommen, hätte dem Schwedenkönige jeglichen Boden für die unheilvolle Saat seiner Reden vom Religionskriege entzogen. Auch hätte man es thun dürfen in Rücksicht auf die eigene Partei. Die Liga, die zu Anfang ihrer Gründung nur den Bestand der Dinge hatte sichern wollen, hätte mehr erreicht als bloß das. Nicht bloß dachten die protestantischen Fürsten nicht mehr an weitere Uebergriffe: sie waren erbötig dieß und jenes zurückzugeben, nur nicht alles.

Allein das genügte diesen Fürsten der Liga nicht. Sie wollten sich des Sieges erfreuen, ganz und völlig. Statt den politischen Fehler der Forderung des Edictes wieder gut zu machen durch die sofortige Annahme dieser Vorschläge, machten sie einen neuen. Sie verwarfen nicht und nahmen nicht an.[1] Sie beharrten, daß es ein für allemal ihre Absicht sei von dem Buchstaben des Religionsfriedens von Augsburg, das heißt von dem Restitutionsedicte nicht zu weichen. Und nachdem sie diese Erklärung abgegeben, waren sie doch bereit dem Vollzuge des Edictes so lange Einhalt zu thun, bis ein Deputationstag, der sich im Februar des folgenden Jahres zu Frankfurt versammeln solle, die Art des Vollzuges festgesetzt und die Uebergriffe durch neue Bestimmungen geregelt habe. Das heißt: sie gaben etwas nach, und verwahrten sich doch in Worten gegen jedes Nachgeben. Aber eben die Wiederholung der starren Forderung, die Ungewißheit der Zukunft gewährte keine Beruhigung. Sie ließ dem Gegner das Feld frei zur Agitation, und bereitete die Gemüther vor auf die glatten verführenden Worte des Schweden. War der Erlaß des Edictes ein politischer Fehler gewesen: so war dieß Vertagen der Einigungsvorschläge bei den täglichen Fortschritten des Schweden ein neuer.

Es war dieß um so mehr, weil dieses Hinausschieben statt fand, nachdem man schon wußte, daß der Kurfürst von Sachsen mit dem Gedanken umgehe ein

[1] Theatr. Europ. II. 216.

protestantisches Bündnis zu bilden. Also hatte Johann Georg es dem Kaiser selbst schon kund gethan. Als die Bitte Johann Georgs bei dem Kaiser fehl schlug, als der Kaiser erklärte, daß er an dem Religionsfrieden von Augsburg, das heißt an dem Restitutionsedicte fest halten wolle, deutete der Kurfürst schüchtern und zagend an, welche Stellung er fortan einzunehmen gedenke.[1] Er deutete an, daß die Hülfe für Kaiser und Reich gegen den Schwedenkönig bei ihm Schwierigkeiten finden würde. Es sei aber billig und recht, meint er, den anderen Ständen des Reiches das nicht übel zu nehmen, was die Katholischen immer gethan. Er gedenke mit den anderen protestantischen Ständen des Reiches eine friedliche Berathung zu halten. Es ist merkwürdig, daß die Abmahnung des Kaisers im September 1630 ohne rechten Nachdruck war.

Erst zwei Monate später ward zu Regensburg die Antwort der katholischen Kurfürsten auf die Vorschläge von Sachsen und Brandenburg gegeben. Nun erklärte damals allerdings der kursächsische Gesandte, daß sein Kurfürst diesen verabredeten Tag zu Frankfurt beschicken würde. Allein diese Zukunft war sehr ungewis. Sie war es einmal wegen der wechselvollen Persönlichkeit Johann Georgs, der leicht wieder umschlagen konnte mit der in jenen Zeiten beliebten Ausrede: der Gesandte habe seine Vollmacht überschritten. Sie war es andererseits wegen der Ereignisse. Die Einigung that so dringend Noth. Sie bot hier sich dar. Die Annahme der sächsischen Vorschläge hätte den Kurfürsten gebunden, das Vertagen ließ ihm freie Hand. Dennoch vertagte man, und dieß Vertagen war im Interesse des Schwedenkönigs.

Dieser Vorwurf des politischen Fehlers trifft die Liga. Sie war verwöhnt durch die Erfolge langer Jahre. Sie hatte sich hineingelebt in das Siegesgefühl. Der Sinn des alten Feldherrn, der damals auf dem Gipfel seiner Ehren sich nicht täuschte über die Wechselfälle des menschlichen Glückes, wohnte nicht bei diesen Bundeshäuptern. Die Möglichkeit der Einigung, welche sie in Aussicht stellten, ließ die Wirklichkeit derselben schmerzlich vermissen.

Und ferner noch schwoll dieser politische Fehler der Liga an durch die Verkennung der eigenen Organisation. Der Bund war stark, weil zwei energische Männer an der Spitze desselben standen, weil diese zwei energischen Männer dachten und handelten für die Vielen, die im Schatten jener Beiden sicher wohnten. Denken wir uns die Liga ohne diese beiden Männer, ohne Maximilian von Bayern und Tilly: so sehen wir eine Schaar von Bischöfen, Aebten, Aebtissinnen, alle mit dem Wunsche und der Bitte der Sicherheit für sich, für ihre Stifter, ihre Abteien, ihre Klöster, viele von ihnen indessen nur mit diesem Wunsche und ohne Gemeinsinn, ohne Opferwilligkeit für das Ganze. Das ist der Eindruck, welchen die vielfachen Briefe jener beiden, ihre Berichte auf uns machen.[2] Auf dem Tage zu Mergentheim hatten Tillys dringende Beschwerden es durchgesetzt, daß die Liga fortan für 20,000 Mann das Geld aus der Bundeskasse

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] Beilage LXVI.

bewilligte und zwar einstimmig. So stand es auf dem Papiere. Als die nächsten Termine waren angesetzt der Sonntag Invocavit und Ostern 1630. Am 16. April führte der Kurfürst Maximilian von Bayern bei Mainz schwere Klage, daß von den rheinischen Bundesgliedern noch gar nichts zur Casse gekommen sei. Der Bund war nämlich getheilt in diese Zweige: den oberländischen und den rheinischen. Der Director des oberländischen war Maximilian, der Director des rheinischen der Mainzer Kurfürst. Der oberländische Zweig gehorchte dem Andringen Maximilians und zahlte, wie er mußte und sollte. Die Säumnis des rheinischen fand desgleichen ihren Fürsprecher in dem Haupte. Wir haben es schon erwähnt, wie Anselm Casimir sich äußerte. Die Klagen Tillys wurden auch ihm zu viel. Man sah doch, daß die Officiere desselben nicht Noth litten, daß sie sogar Güter kauften. Man meinte, es müsse doch so schlimm nicht sein. Wohl manchem dieser geistlichen Herren, der sich des Besitzes seiner Pfründe nur noch deshalb erfreute, weil seit zwölf Jahren Tillys Arm sich schützend über ihn streckte, mochte der Feldherr erscheinen wie ein alter nimmer zufriedener Murrkopf und die Kriegskasse desselben wie ein Sieb, das niemals sich fülle. Man wurde des ewigen Zahlens müde. Die vergangenen Gefahren wurden vergessen, die neuen nicht erkannt. Man hielt sich für sicher, auch wenn man wohl einmal einige Monate im Rückstande sei. Dafür ja, also dachte ein jeder Einzelne für sich, zahlten die anderen Glieder des Bundes um so prompter und bereitwilliger.

Also liegt es vor Augen. In der Zeit, wo der Bund der Liga auf seiner Höhe zu stehen schien, begann er innerlich sich zu lösen. Der Schwede stand noch fern in Pommern, er bedrohte wie es schien die Bundesfürsten nicht. Dazu versicherten auch die französischen Emissäre, daß der Schwede gegen die geistlichen Fürsten gar nicht eine böse Absicht habe. Also versicherten sie in gutem Glauben; denn der Cardinal Richelieu, der selber Niemandem jemals Treue und Glauben hielt, gab sich der thörichten Hoffnung hin, daß der Schwede ihm dennoch Glauben halten, daß der Schwede nicht die Hand legen werde an die kirchlichen Fürstenthümer, darum nicht, weil Richelieu die Sicherheit derselben zur Bedingung seiner Unterstützung machte. Im selben Wahne schwebte die Liga. Sie stand hoch und sicher da. Sie wollte nicht nachgeben, und doch auch zeigte sie geringen Eifer das zu thun und zu leisten, was allein sie schützen und sichern konnte: die Erfüllung der rechtmäßigen Forderungen ihres Feldherrn.

Also lagen die Dinge in Deutschland zu der Zeit, als der Schwede seine Fortschritte machte. Das alte deutsche Erbübel auch in der Zeit der Gefahr sich nicht zu einigen, dagegen über die geringeren Dinge die wichtigeren zu vergessen, wucherte lustig wieder empor. Die alte Dreitheilung im Reiche begann sich neu zu bilden: der Kaiser, die Liga, und dazu stand ein protestantischer Bund in Aussicht. Und noch mehr. Gleich als wollte der Kaiser der Bildung einer geschlossenen Partei der protestantischen Fürsten Vorschub leisten, gebot er ungeachtet aller Vorstellungen Johann Georgs von Kursachsen eben damals, am 11. Juli 1630, das Restitutionsedict in Augsburg mit Strenge

durchzuführen. Hundert Jahre zuvor hatte in dieser Stadt der protestantisch gesinnte Rath die Wanderungen altkatholischer Bürger aus der Stadt, um auf den Dörfern die Messe zu hören, mit Geldbußen bestraft. Nun hatte sich das Verhältnis gewandt. Ein katholischer Rath gebot den protestantischen Bürgern innerhalb der Stadt in die Messe zu gehen. Die Klagen darüber erfüllten das Reich, und kamen dem Vorgeben des Schwedenkönigs hülfreich entgegen.

Die Kurfürsten zu Regensburg hatten zu Anfang geglaubt, daß eben so wie mit Frankreich, auch mit Schweden der Friede möglich sei. Auch sie ja durchschauten nicht den Plan des Cardinals Richelieu in Worten Frieden zu schließen, und dennoch durch die Gelder, die er dem Schweden zahlte, mittelbar den Krieg fortzuführen. Als sie sich überzeugten, daß der Schwede den Krieg wolle auf jeden Vorwand hin, dessen Blöße und Nichtigkeit sie ihm so eben aufgedeckt, traten sie zum Kaiser. Dennoch beharrten sie bei ihrer Forderung das kaiserliche Heer zu vermindern. Es war ein zugleich unvermeidlicher und doch gefährlicher Beschluß. Er war unvermeidlich wegen der herzzerreißenden Klagen aller deutschen Länder. Und doch war er gefährlich, weil vorauszusehen war, daß bei einem etwaigen Erfolge des Schwedenkönigs diese entlassenen Truppen ihm zuströmen würden, um bei ihm aufs neue Handgeld zu nehmen gegen den Kaiser. Das Gewicht der ersten Forderung wog schwerer, zumal da die Gefahr von dem Schweden im Sommer 1630 noch so bedenklich nicht erschien. Immerhin stand er auf deutschem Boden; aber man wußte doch, daß er gelandet war mit geringer Macht. Nun sollte das ehemals Wallensteinische Heer entlassen werden bis auf 39,000 Mann, dasjenige der Liga bestand aus 30,000, von denen zwei Drittel aus der Bundeskasse unterhalten wurden.[1] Eine solche Macht mochte vielleicht damals genügend erscheinen dem Schweden die Stirn zu bieten.

Auch die Einrichtung des kaiserlichen Heeres sollte von nun an eine andere werden. Aber es war der Uebelstand, daß dies nicht sogleich geschehen konnte. Am 9. November 1630 forderte der Kaiser von Regensburg aus die Kurfürsten, Fürsten, Stände, Bürger und Gemeinden des Reiches auf:[2] er versähe sich zu ihnen in Gnaden und wollte sie hiermit ersucht haben, sie möchten ihm mit den Contributionen noch ferner beispringen, bis durch Einwilligung der gehorsamen Reichsstände eine durchgehende Kreishülfe zu Vertheidigung des Reiches errichtet werden könne. Der Kaiser versprach, daß bei den Contributionen in Zukunft bessere Ordnung herrschen solle. Das Mittel dazu solle die Absendung von Commissarien sein. Er versprach die Insolenzen und Ausschweifungen der Soldateska bei höchster Leib- und Lebensstrafe zu verbieten. Er versprach die Armee zu reformiren, die Besoldung auf einen gewissen Fuß zu setzen. Er wolle alles thun, was zur Erleichterung der bedrängten Stände nöthig sei. Er ließ eine Ordnung der Verpflegung ausgehen, die aller Orten verkündigt wurde.

[1] (Stumpf), Geschichte der Liga 279.
[2] Theatrum Europ. II. 208.

Die Ansprache des Kaisers traf nicht den rechten Zeitpunkt. Sie kam insofern zu spät, als nach der Entlassung Wallensteins der Unwille gegen die Obersten desselben, fast sämmtlich Abbilder des Gewaltigen in kleinerem Maßstabe, um so lauter emporschwoll. War es den Kurfürsten gelungen diesen Mann zu beseitigen, den Brunnquell des Jammers: sollte es dann nicht gelingen auch die Anderen, die Kleinen los zu werden? Der Erfolg über Wallenstein ließ das, was einige Monate zuvor mit Freuden begrüßt wäre, nun als ein zu Geringes erscheinen. Und von der andern Seite kam die Ansprache zu früh, indem nicht zugleich diese Obersten, vor allen Dingen die Welschen sofort entfernt wurden. Denn niemals trieben es die Deutschen in gleicher Weise, wie Torquato Conti, wie Savelli und der ganze Troß der Italiener, die Wallenstein aus Vorliebe für diese Nation um sich geschaart. Diese blieben, und trieben ihre Erpressungen fort in gleicher Weise wie zuvor. Um so mehr stieg gegen sie der Haß. Aber es war nun diesen Welschen die Gelegenheit geboten denselben durch Thaten zu sühnen. Wir haben zu sehen, wie diese Italiener, die Günstlinge Wallensteins, der übernommenen Pflicht genügten das deutsche Reich zu schützen gegen den nordischen Eroberer.

---

## Siebenzehnter Abschnitt.

In Folge des Dunkels, welches sich nach dem Einbruche des Schweden und nach seinen Erfolgen über die deutsche Geschichte legte, hat sich bei vielen späteren Deutschen die Meinung festgesetzt, daß ihre Vorfahren diese Ueberkunft des Schweden sehnlichst erwartet, ihn herbeigewünscht, ihn mit Freuden aufgenommen hätten. Sehen wir hier zunächst ab von den ferneren geschichtlichen Thatsachen und fragen, ob ein solcher Wunsch nach neuem Kriege, eine solche freudige Begrüßung eines fremden Königs, der diesen Krieg bringt, an sich wahrscheinlich sei. Es gibt allerdings Zustände, in denen eine friedlich gesinnte Nation einen Krieg wünscht. Ein solcher Zustand war für die deutsche Nation eingetreten im Frühlinge des Jahres 1813. Der Krieg gegen die Franzosen und ihren Kaiser war damals der Wunsch und der Wille eines jeden einzelnen Deutschen, der Männer und der Frauen: darum war der Krieg unausbleiblich, nothwendig. Darum brachte ein Jeder für diesen Krieg freiwillig seine Opfer dar. Denn die Opferwilligkeit ist der Maßstab, nach deren Kundgebung die Kraft einer wahren oder vermeinten Begeisterung zu bemessen ist.

Im Jahre 1630 war es nicht eine gleiche, nicht eine ähnliche Lage der Dinge. Der Religionsdruck, den sich in späteren Zeiten die Unkenntnis ausdachte, war nicht vorhanden, oder nur an einzelnen Orten. Der Kaiser mit der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches forderte von den anderen Fürsten Güter und Besitzthümer zurück, und berief sich dafür auf die Reichsgesetze. Die

Nation ward durch diese Forderung nur zu einem geringen Theile berührt. Sollte sie zur Abwehr dieser Forderung den Krieg wünschen, den Inbegriff aller menschlichen Leiden? Sollte auch nur der geringe Theil der Deutschen, der unmittelbar und mittelbar durch das Restitutionsedict berührt wurde, den Krieg gewünscht haben? — Die Bejahung dieser Frage würde die Pflicht des Beweises einschließen, daß von Seiten der Betheiligten eine ähnliche, auch nur eine entfernt, im geringsten Maße ähnliche Opferwilligkeit stattgefunden wie 1813. Die Folgezeit wird uns lehren, ob diese Opferwilligkeit vorhanden war.

Einen anderen schmerzlichen Druck dagegen fühlte im Jahre 1630 die ganze deutsche Nation. Es war die unsägliche Last des Heeres der Wallensteiner. Aber dieser Druck ward nicht ausgeübt durch eine fremde Nation: er ward ausgeübt durch den Feldherrn des Kaisers mit seinen Söldnern, durch das Heer des Kaisers, des Oberherrn und Oberrichters im Reiche, welcher in seiner Täuschung über diesen Mann befangen, von ihm und bestochenen Räthen misleitet, bis dahin eine solche Gewalt zuließ. Gegen diesen Druck, gegen die Zulassung desselben waren im Sommer des Jahres 1630 noch nicht alle rechtlichen Mittel erschöpft. Eben damals schauten die Deutschen hoffend und vertrauend nach Regensburg. Dort mußten die Zweifel sich lösen, dort mußte es sich entscheiden, ob die Deutschen ferner noch wie bisher bewaffneten Räubern zu fröhnen verurtheilt waren. Sollten sie in solcher Zeit der Hoffnung und Erwartung den Fremden willkommen heißen, der sich erbot die Söldner ihres Kaisers auszutreiben durch seine Söldner? den Teufel durch Beelzebub?

Und noch eine andere, und zwar die wichtigste Frage bleibt übrig. Alle Deutsche ohne Ausnahme waren ihrem rechtmäßig gewählten und anerkannten Kaiser zu Eid und Treue verpflichtet. Alle Deutsche ohne Ausnahme erkannten in diesem Kaiser den Schlußstein des Rechtsbestandes, der gesetzlichen Ordnung im Reiche. Jeder Deutsche ohne Ausnahme erfreute sich seines Eigenthumes, seines Besitzes in Kraft der oberrichterlichen Gewalt des Kaisers. Zu dieser nahm sogar Moritz von Hessen-Cassel eben damals seine Zuflucht [1] gegen seinen Sohn, der in Misachtung der Rechte Anderer nicht aus der Art geschlagen war. Hat man deshalb, weil die Eide von damals heute nicht mehr gelten, ein Recht anzunehmen, daß jemals friedliche, besonnene Menschen in Erinnerung beschworener Eide und Pflichten einen Fremden willkommen geheißen, sich losgesagt haben von diesen bisherigen Pflichten und damit zugleich von ihren Rechten, um eines fremden Königs willen?

Wir begnügen uns hier von vorn herein die Unwahrscheinlichkeit darzuthun, daß die Ueberkunft des Schwedenkönigs nach Deutschland von den damaligen Deutschen selbst mit Freuden begrüßt sei. Dennoch gibt es ja in der menschlichen Geschichte Verhältnisse und Verwickelungen, in denen auch das Unwahrscheinliche sich verwirklicht. Wir haben also die Thatsachen zu fragen, wie sich die Deutschen bei der Ueberkunft des Schweden verhielten.

[1] Zeitschrift für hessische Geschichte Band IV. S. 139.

Wir haben gesehen, wie Wallenstein hier und dort, in Wien und Brüssel und anderen Orten auszubreiten suchte: die deutschen Fürsten seien mit Gustav Adolf eines Sinnes, wünschten, lüden ihn herüber, wie die Juden ihren Messias. Weshalb redete Wallenstein also? Welche Gründe hatte er dafür? Beweise, die auch Anderen glaubhaft erscheinen würden, bestimmte Angaben hat er für seine Behauptungen nicht gebracht. Es lag in seinem Interesse den deutschen Fürsten des Protestantismus diese Vorwürfe aufzubürden, wenn etwa wie Wallenstein vorauszusehen sehr berechtigt war, die Erfolge des Schweden über das Heer der Wallensteiner sehr rasch und leicht waren. Eine Thatsache lag der Behauptung Wallensteins nicht zu Grunde. Daß wir es kurz und mit einem Worte sagen: weder ein deutscher regierender Fürst, noch irgend eine deutsche Corporation hat vor der Ueberkunft des Schwedenkönigs aus freien Stücken ihn gerufen. Der Schwede kam aus sich selbst und kam als Feind. Und weiter erhebt sich dann die Frage, ob nach der Ueberkunft des Schweden ein deutscher regierender Fürst, eine deutsche Stadt, ein deutscher Mann, der etwas besaß und etwas zu verlieren hatte, freiwillig sich dem Schwedenkönige angeschlossen habe. Wir finden den Landgrafen von Hessen-Cassel und die Stadt Magdeburg. Wir werden beider gedenken, namentlich die Verhältnisse der letzteren ausführlich darlegen.

Zuerst fordert unsere Aufmerksamkeit der Herzog Bogislav von Pommern, den Wallenstein ganz besonders des Verrathes angeklagt hat, und zwar ohne irgend einen Beweis, eine Thatsache für diese Anklage herzubringen. Wir haben das Verhältnis darzulegen.

Noch vor der Abfahrt des Schwedenkönigs schickte der Pommernherzog Bogislav Gesandte hinüber mit der flehenden Bitte sein Land zu verschonen, dort nicht auszusteigen.[1] Die Boten trafen den König in Elfsnabben, bereit zur Einschiffung. Der Schwede entgegnete: er habe keinen Grund zur Verschonung von Pommern; denn der Herzog und die Stände seien in Rath und That oft feindlich gegen ihn gewesen. Auch erklärte der König, worin diese Feindschaft bestanden. Sie haben, sagte er, drei Jahre zuvor seine Truppen nicht durch ihr Land ziehen lassen wollen. Sie haben ihn nicht zu Hülfe gerufen gegen die kaiserlichen Truppen. Sie haben diese freiwillig ins Land genommen. Sie hätten auch wohl gern gesehen, wenn der Kaiser sich der Stadt Stralsund bemächtigt hätte. Sie haben ferner sich bemüht die Schweden aus dieser Stadt wieder hinaus zu schaffen, heimlich und öffentlich.

Das alles war dießmal die lautere Wahrheit, und fast sämmtliche Anklagen sind in unseren Augen vom national-deutschen Standpunkte aus ein kräftiges Zeugnis für den Herzog und seine Stände. So viel und so schwer hatten diese Pommern durch den Uebermuth des kaiserlichen Feldherrn gelitten, und dennoch war ihre Gesinnung dieselbe geblieben, dennoch hatten sie treu festgehalten an Kaiser und Reich. Die Abgeordneten Bogislavs entgegneten dem

[1] Chemnitz S. 50.

Schweden auf seine Anklagen: der Kaiser sei ihre höchste Obrigkeit, welcher sie Gewissens halber sich nicht widersetzen dürften. Gustav Adolf nannte diese Antwort einen Unfug, und verwies ihnen denselben nachdrücklich. „Pommern ist das Land," erwiederte er, „wo alle feindliche Anschläge gegen mich geschmiedet sind, wo man den Feind mit Geld, Proviant und Kriegesgeräth gegen mich ausgerüstet hat." Nachdem der König die Abgeordneten also hart angefahren, setzte er in milderem Tone hinzu: er komme nicht sie zu beschweren, sondern zu erleichtern. Daß die Aussicht eines neuen Krieges auf eigenem Boden eine sonderbare Erleichterung für die gequälten Pommern sei, und zwar zu einer Zeit, wo die Blicke aller Deutschen von Regensburg aus die Morgenröthe einer besseren Zeit aufsteigen zu sehen hofften, das störte den Schwedenkönig nicht. Doch sparte er diesen Abgeordneten von Pommern gegenüber seine Redensarten von Glaubensdruck und Gewissensfreiheit, die unter solchen Umständen noch nicht passend waren. Es könne nichts beschlossen werden, fügte endlich der Schwedenkönig hinzu, bis er selbst in Pommern und zur Stelle sei. Also redete ein fremder König zu den deutschgesinnten Pommern, und bedrückt kehrten die Abgeordneten des Herzogs mit solcher Antwort heim.

Der König stieß ab und fuhr herüber. Er richtete seinen Curs nicht auf Stralsund, wo er des ungehinderten Aussteigens seiner Truppen sicher war, auch nicht auf Rügen, welches sein Oberst Leslie von Stralsund aus in denselben Tagen ohne Mühe und Schwertstreich einnahm. Gustav Adolf fuhr nach irgend einem anderen Punkte der Küste, welcher von kaiserlichen Truppen besetzt war, oder hätte besetzt sein können und müssen. Er wählt die Insel Usedom. Er landet. Niemand wehrt es ihm. Es steht da eine Schanze. Die Besorgnis davor ist unnöthig: sie ist verlassen. Kein kaiserlicher Soldat kommt zu Gesicht. Die Ursachen, sagt der officielle deutsch-schwedische Geschichtschreiber Chemnitz, kann man eigentlich nicht wissen. In der That, auch heute noch ist die Ursache des Mangels aller Gegenwehr nicht ergründet. Aber es liegt nahe, daß nur zwischen zwei Ursachen die Wahl bleibt: Feigheit oder Verrath.

Eine eigentliche Kriegserklärung an den Kaiser hielt Gustav Adolf nicht für nöthig. Er behauptete in den Schranken der Vertheidigung zu stehen, in welchem Falle der Krieg nicht durch Herolde, sondern durch die Natur und von selber angesagt werde. [1] Wer denn hatte jemals ihn angegriffen? —

Gustav Adolf hatte noch einen anderen und zwar wirklichen Grund, der ihn bewog eine eigentliche Kriegserklärung nicht zu erlassen. Es war die doppelte Natur seines Krieges, die wir überall hervorzuziehen und klar zu legen haben. Die Deutschen und die Schweden sollten bethört werden durch das Vorgeben des Religionskrieges. Die deutschen Protestanten sollten durch diesen Vorwand verlockt werden zur Empörung gegen den Kaiser und die geheiligten Ordnungen des Reiches. Mithin hätte in einer Kriegserklärung an den Kaiser dieser wichtige Punkt nicht fehlen dürfen. Aber dem standen zwei Hindernisse entgegen. Einmal

[1] Chemnitz S. 37.

waren die Deutschen zur Annahme dieser Lüge in einer officiellen Schrift des Königs selber noch nicht reif. Die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Wächter des deutschen Protestantismus, würden damals aller Wahrscheinlichkeit nach offen vor aller Welt gegen den Religionskrieg des Schweden protestirt haben. Auch die anderen Deutschen wußten noch zu gut, daß abgesehen von dem Restitutionsedicte, welches nur von geistlichen Gütern und auch nicht im Mindesten von der Rechtfertigung allein durch den Glauben handelte, von einem Religionsdrucke unter Wallenstein, geschweige denn unter Tilly nicht die Rede sein konnte. Darum wäre eine öffentliche, officielle Ankündigung eines Religionskrieges zugleich mit einem Einbruche in Pommern lächerlich erschienen. Den unwissenden Schweden, bei denen der König von Anfang seiner Regierung an den Fanatismus gestachelt hatte, konnte das immerhin gleich gesagt werden, und mußte es im Sinne des Königs gesagt werden, damit er seine Habgier und seinen Kriegesdurst vor dem gequälten Lande mit einem edlen Motiv vergolde: in Deutschland war es klüger erst vorzubereiten durch Flugschriften, die der König ausstreuen ließ, durch seine Reden, seine Persönlichkeit, durch die protestantischen Theologen, die sich von ihm bethören ließen, und dann endlich durch seine Kanonen.

Das andere Hindernis gegen die Erklärung eines Religionskrieges erwuchs von den Verbündeten des Königs her. Denn obwohl das Bündnis mit Richelieu noch nicht förmlich abgeschlossen war: so hing es doch nur von dem Könige ab dieses zu thun. Richelieu war immer bereit. Das Ziel des Cardinals indessen war nicht ein Krieg gegen den katholischen Theil von Deutschland insgesammt, sondern der Untergang des Kaisers und des Hauses Oestreich. Nur gegen dieses wollte er den Schweden bewaffnen und besolden, nicht gegen die Katholiken der Liga. Immerhin mochte der Cardinal damals noch um das, was Gustav Adolf in Deutschland zur Bethörung des großen Haufens sagte und redete, sich nicht viel kümmern, wenn nur die Erklärung des Krieges, zu welchem Frankreich und Venedig das Geld hergeben, welchen der Papst Urban VIII. willkommen heißen sollte, nicht in officiellen und förmlichen Actenstücken den confessionellen Charakter trug. Durch die Erklärung des Religionskrieges hätte Gustav Adolf sich den Weg zu dem französischen Geldbeutel abgeschnitten. Das wollte er nicht.

Um so mehr dagegen bot er in Schweden und in Deutschland seine Mittel auf, um hier den Gedanken des Religionskrieges auf jede Weise in die Gemüther einzubringen, das Wort mundgerecht und geläufig zu machen. In Schweden gebot er außer den ordentlichen Bettagen drei vornehme Fast- und Bettage. Am ersten Freitage im Juli, August und September sollen alle Schweden, die nicht durch Krankheit verhindert werden, sich zum Gottesdienste einstellen und die ganzen Tage bis zum Abend mit Fasten und Beten verbringen.[1] Was unter solchen Umständen der Gegenstand der Predigten und Gebete sein mußte, liegt vor Augen.

[1] Chemnitz S. 49.

Mehr jedoch hing von der Persönlichkeit des Mannes selber ab. Niemals vielleicht hat ein sterblicher Mensch es vermocht mit solchem Erfolge sich den Schein der Frömmigkeit beizulegen, wie dieser Schwedenkönig. Dazu kann ihm in ganz besonderem Maße seine äußere Persönlichkeit zu statten. Er war in der vollen Kraft der jugendlichen Mannesjahre, hochgewachsen, so daß in seinem Lande wenige Männer an Größe ihm gleich kamen,[1] stattlich anzusehen, von verhältnismäßigem Körperbaue. Man kennt sein Gesicht mit den scharf ausgeprägten Zügen der Energie, mit dem freundlich leutseligen Lächeln, das seine Lippen umspielt. Ein solcher Mann zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, auch wenn er nicht König gewesen wäre. Aber Gustav Adolf hatte in vollem Maße den Anstand des gebietenden Herrschers. Als ein solcher Mann betrat er die Küste von Pommern, und begann hier sofort durch sein Beispiel für den Religionskrieg zu wirken. Der stattliche hochragende Mann, der gebietende Herrscher wirft sich sofort beim Betreten des deutschen Bodens vor allem Volke unter freiem Himmel auf die Knie, und thut dort sein Gebet so eifrig und inbrünstig, daß nach den Berichten der schwedischen Geschichtschreiber[2] den umstehenden Officieren die Augen übergehen. Gustav Adolf fleht um den Segen Gottes für das heilige Werk, wie er sagt, zu dessen Ausführung er eine Armee aus mancherlei Nationen und Völkern dort versammelt habe. Dann ermahnt der König diese Officiere zu gleichmäßiger Gottseligkeit mit den Worten: „Je mehr Betens, je mehr des Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten."

Der König war bibelfest, ohne Zweifel. Allein es steht in der Bibel noch ein anderes Wort, welches der König nicht nannte, an welches er vielleicht in jenem Augenblicke auch nicht dachte. Es ist das Wort des Propheten Jesaias: „Und ob ihr wohl eure Hände ausbreitet, und ob ihr viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts."

Es war merkwürdig, daß selbst die äußeren Umstände dem Könige für diesen Plan des Religionskrieges zu statten kamen. Der Tag seiner Landung war nach dem alten Kalender der Vorabend der hundertjährigen Jubelfeier für die Uebergabe der Confession von Augsburg. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Landung an diesem Tage in dem ursprünglichen Plane Gustav Adolfs gelegen habe; denn er war durch widrige Winde aufgehalten. Aber der Umstand diente ihm nachher in trefflicher Weise.

Seinem Plane entsprechend redete er seine Soldaten an: Wenn sie der Feinde Wüthen und Toben dämpften: so würden sie um ihre Religion sowohl und ihren Gott, als um den König sich unsterblich verdient machen. Zugleich ließ er dem Herzoge Bogislav seine Ankunft in derselben Weise melden, wie er zu den Boten des Herzogs in Elfsnabben gesprochen, jedoch auch dießmal noch ließ Gustav Adolf das Gerede vom Religionskriege klüglicher Weise weg.

[1] Burgus, Comm. de bello Suecico p. 21. 23. 119. Burgus war als Gefangener eine Zeitlang bei den Schweden.

[2] Chemnitz S. 55. vgl. Theatrum Europ. II. 236.

Bereits waren die Inseln Rügen, Usedom, Wollin ohne Schwertstreich in den Händen des Schweden. Er nannte das nach seiner Art zu reden eine große Gnade von Gott gegen ihn.[1] In der That hatte er schon dadurch auch außer Stralsund festen Fuß in Deutschland gefaßt, und eine sichere Zuflucht für den Fall eines etwaigen Rückzuges gewonnen. Der feste Platz, um den zunächst es sich handelte, war Stettin, die Residenz des Herzogs Bogislav. Sie war nicht von kaiserlichen Truppen besetzt. Denn es war Herkommen im Reiche die Residenzen der Fürsten und Reichsstände nicht mit Einquartierung zu belegen. Tilly hat das immer auf das genaueste beobachtet, so daß er selbst, wie wir gesehen haben, nur nach ausdrücklicher Erlaubnis des Herzogs Christian von Celle auf dem Schlosse Winsen an der Luhe sein Quartier nahm. Die Obersten der Wallensteiner kehrten sich nicht an dergleichen Herkommen: nur Stettin war dem Torquato Conti doch zu stark und fest. Als Gustav Adolf landete, machte Conti Bewegungen, die eine Ueberrumpelung für Stettin befürchten ließen. Der Herzog Bogislav wollte keinem von beiden seine Stadt einräumen. Es fragte sich, ob er es wehren konnte. Gustav Adolf eilt heran. Aber der Wind weht ihm ungünstig. Er wirft sich sofort wieder im Angesichte des Heeres auf die Knie und fängt an zu beten, daß er nicht aus Ehrgeiz und Habgier, sondern nur zur Ehre des göttlichen Namens seinen Zug unternommen. Da wandte alsbald sich der Wind, sagen die beauftragten schwedischen Geschichtschreiber, und diejenigen Deutschen, welche in Frankfurt a. M. unter der Herrschaft schwedischer Waffen das Theatrum Europaeum schrieben.[2] Der Schwedenkönig nahte so schnell, daß er auch dem Gerüchte zuvor kam. Man vernahm zu Stettin vom Norden her zwei Kanonenschüsse. Die Bürger eilten hervor, und erblickten das schwedische Heer. Gustav Adolf stand nahe vor der Stadt.

Der Commandant derselben, der Oberst von Damitz, schickte einen Trommler heraus mit der Drohung, daß im Falle des weiteren Vordringens er Feuer geben werde. Das lag nicht im Plane des Königs. Die Stadt mußte sein werden, ohne Schwertstreich und sofort, damit möglichst der Schein erweckt werde: Bogislav habe ihn gern und willig aufgenommen. Er erwiederte dem Trommler: der Oberst möge selber kommen, um die Ursache der Ankunft des Schwedenheeres zu vernehmen. Der Oberst beging die Thorheit, wenn es nur Thorheit war, der Ladung des fremden Königs zu folgen, und Bogislav schickte Abgeordnete mit. Der gute alte Mann glaubte durch freundliche Bitten den Schwedenkönig fern zu halten. Gustav Adolf verlangte von dem Obersten Einlaß in die Stadt, im anderen Falle werde er mit Gewalt eindringen. Die Abgeordneten erwiederten: ihr Herzog sei Reichsfürst, dem Kaiser in schuldiger Treue und Devotion ergeben, und habe bis zu diesem Tage in seiner Treue nicht gewankt. Er wolle auch ferner dabei verharren und den Namen und

[1] Chemnitz S. 58.

[2] Chemnitz a. a. O. Theatrum Europ. II. 238. cf. Arlanibaeus, Arma Suecica p. 27.

Nachruhm eines treuen gehorsamen Fürsten mit sich in die Grube nehmen. Darum bitte er um Abzug des Schweden.

Die Gesinnung war gut und ehrenwerth; allein durch die Aussendung des Commandanten und der Abgeordneten war der erste Schritt zur Nachgiebigkeit bereits gethan. Gustav Adolf benutzte seinen Vortheil. Es sei durchaus nicht seine Absicht, sagte er, den Gehorsam gegen die höchste Obrigkeit zu schmälern, oder dem Reiche etwas zu entziehen. Er suche neben seiner eigenen Sicherheit Gottes Ehre zu befördern, seine bedrängten Religionsverwandten und namentlich auch die Pommern vom tyrannischen Joche zu erretten. Er wolle aber lieber mit dem Herzoge selber reden. Die Abgeordneten möchten den Herzog Bogislav bitten zu ihm heraus zu kommen. Die Abgeordneten gingen mit dieser Antwort zurück in die Stadt.

Unterdessen drängten sich viele Bürger hinaus und besahen sich diese Dinge. Der Schwedenkönig entwickelte vor ihnen sein leutselig-demagogisches Talent, das ihm so viel werth war, wie eine Anzahl Regimenter. Die Bürger, die von Kriegesanführern nur Erpressungen und Brutalitäten zu sehen und zu hören gewohnt waren, staunten über diesen König, der an Gestalt hochragend, in Blick und Geberden der Gebietende, dennoch freundlich mitten unter ihnen stand, redete und lachte wie sie. Aber der Herzog verzog. Es vergingen mehrere Stunden. Der König ward ungeduldig. Er versuchte in anderer Weise sein Ziel zu erreichen. Er bat die Bürger und die herzoglichen Officiere: sie möchten ihm vergönnen, daß er sich in die Stadt begäbe und mit dem Herzoge selbst redete. Er wolle bald wieder heraus kommen. So weit indessen ging das Wohlgefallen der guten Stettiner an dem fremden Könige nicht. Sie lehnten es ab. Gustav Adolf war einmal auf diesem Wege, und überbot den ersten Vorschlag, ähnlich wie drei Jahre zuvor in Preußen. „Liebe Stettiner," sagte er, „ich hege ein solches Vertrauen zu euch, daß ich glaube, ihr seid durch meine Ankunft erfreut, obwohl ihr es nicht recht bekennen dürft. Ich bin um Gottes Ehre und eurer Wohlfahrt willen gekommen. Lasset mich drum mit meinem Kriegesvolke auf eure Wälle marschiren. Es soll euch kein Soldat in der Stadt hindern, noch schaden, und selbst kein Quartier in euren Häusern nehmen, so wahr ich als ein König in Schweden geboren bin." Diese freche Zumuthung des Verrathes fand noch weniger Gehör. Gustav Adolf überbot sich. Man sagte ihm, daß ein Bürgermeister unter der Menge sei. Der König Gustav Adolf ließ diesen Mann zu sich führen, reichte ihm die Hand, zog den Hut ab und blieb selber also mit abgezogenem Hute stehen, bis der Bürgermeister ihn nöthigte sich wieder zu bedecken. „Ich komme zu euch," sagte ihm der König, „als ein Freund, um euch und euren Fürsten von den Räubern zu erlösen. Ich komme nicht als ein großer Potentat, sondern als ein Soldat, um euch zu schützen. Darum haltet mich nicht auf. Denn die Neutralität, die ihr begehrt, könnt ihr nicht erlangen."

Endlich nahte in einer Sänfte der Herzog Bogislav, und der König wandte sich von seinem unehrenhaften Versuche bei den Bürgern und dem Bürgermeister

an den Herzog selbst. Er trat dem beklommenen alten Manne entgegen mit langer freundlicher Rede. Allerdings, sagte der Schwede zu Bogislav, dem er nicht mit so plumper Täuschung nahen konnte, wie den Bürgern, hätte zunächst sein eigenes Interesse ihn in die Waffen gebracht; doch habe daneben auch die christliche Liebe und sein Gewissen ihn dazu bewogen. Namentlich habe er es für seine Pflicht gehalten dem Herzoge von Pommern auch ohne irgend eine Bitte desselben oder seiner Unterthanen zu helfen.[1]

Es ist dieß das offenbare Zeugnis des Schwedenkönigs selbst, daß weder Bogislav, noch die Stände desselben einen Verrath an Kaiser und Reich begangen, ein Zeugnis, das unendlich gewichtiger ist, als die Anklage Wallensteins gegen dieselben.

Bei der Fluth von Worten, mit welcher der König den zagenden Herzog überschüttete, ward diesem nur immer bänger und ängstlicher zu Muthe. Er bat sich mit seinen Räthen auf eine Stunde bei Seite besprechen zu dürfen. Es geschah. Bogislav kam wieder und ersuchte den König von seinem Vorhaben abzustehen. Was konnten da noch Bitten helfen? Der König wies auf sein Heer, das dort lagerte. Er berichtete dem Herzog über die eigene Stadt desselben, die vor ihren Augen lag. Er nannte ihm die schwachen Punkte derselben, bezeichnete die Stellen, wo er ansetzen würde. Die Drohungen hatten doch nicht den gewünschten Erfolg. Gustav Adolf gab seinen Worten eine scherzhafte Wendung. Er deutete auf die Fenster des Schlosses, an welchen sich viele Frauen zeigten, und meinte lächelnd: „Vetter, jene schöne Beschützerinnen von dort würden es gegen eine Compagnie meiner dalekarlischen Fußknechte nicht drei Minuten aushalten.“ Der Scherz rührte den bekümmerten Herzog nicht. Er wolle dem Kaiser getreu sein, sagte er. Er bat flehend, Gustav Adolf möge ihm gestatten neutral zu sein. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich,“ entgegnete der bibelfeste König. Dennoch war es ihm lieber die Stadt in Güte zu erlangen. Er schlug wieder den Weg der Betheuerungen ein. Er habe Stralsund mit Gottes Hülfe geschützt, sagte er, und große Unkosten daran gewendet. Rügen, Usedom, Wollin seien in seinen Händen. Er begehre nichts dafür, wolle nichts davon behalten. Er wolle so redlich an Pommern handeln, sagte der Schwedenkönig, daß die ganze Welt davon zeugen solle. Er wisse gewis, daß alle, denen ihr Seelenheil ein rechter Ernst sei, seine Ankunft von Herzen wünschten. Er wolle mit Gottes Hülfe in kurzer Zeit das Land von den Räubern reinigen, um es dann dem Herzoge zurückzugeben.

Die Bedrängnis für den armen Herzog Bogislav stieg. Bitten waren vergeblich geblieben: er versuchte es nun den König zu schrecken. Er versuchte es auf seltsame Art. Bogislav fragte den König, ob er auch wisse, wie groß die kaiserliche Macht sei, ob er derselben auch gewachsen wäre. Nach den verschiedenen Berechnungen hatte der Schwedenkönig nicht mehr als 15,000 Mann. Aber

[1] Chemnitz I. S. 60 ff. Man vgl. Harte, Gustav Adolf I. S. 354. Theatrum Europ. II. 238.

sollte er das diesem Herzoge sagen? „In meinen Schiffen," entgegnete der König, „habe ich 30,000 Mann mitgebracht, und 20,000 sind in Schweden bereit zur Einschiffung. Die fliegenden Corps zähle ich dabei nicht mit." Er behauptete, Gott habe ihm bereits vor dem Betreten des deutschen Bodens die Insel Rügen zum Geschenk gegeben. Bogislav sah keinen Ausweg mehr. Gustav Adolf drängte und drängte, bis endlich Bogislav halb mit, halb wider Willen auspreßte: „Nun in Gottes Namen."

So viel war gewonnen. Bedrückt schickte sich der Herzog an nach der Stadt zurückzukehren. Gustav Adolf sah es. „Vetter," sprach er, „bleibt ruhig in eurem Gemüthe und macht euch keine Bekümmernis. Ich habe das Vertrauen, die Vorsehung Gottes wird mir beistehen und meine Absichten gelingen lassen." Dann fügte er abermals einen Scherz hinzu. „Und noch eins," sagte er, „führt euch in eurem Ehestande besser auf, oder erlaubt mir euch zu ersuchen, daß ich euer Sohn und Nachfolger sein darf." Die Deutung der Worte war nicht schwer. Bogislav war kinderlos. Vermöge einer Erbverbrüderung fiel bei seinem Tode Pommern an den Kurfürsten von Brandenburg. Daher barg sich in dem Scherze des Schwedenkönigs tiefer Ernst. Eben noch hatte er betheuert, er wolle so redlich an Pommern handeln, daß die Welt davon zeugen solle. Das hinderte ihn nicht seinem Schwager von Brandenburg, dem er dergleichen nicht gelobt, das Land vorwegnehmen zu wollen. Wir werden sehen, wie er das unverfänglich einkleidete.

Indessen war er der Stadt Stettin doch noch nicht so ganz sicher. Bogislav hatte seine Einwilligung nur halb mit freiem Willen gegeben. Er konnte anderer Meinung werden, und der Augenblick war kostbar. Indem die Sänfte Bogislavs sich in Bewegung setzte, sah er sich umgeben von 200 schottischen Musketieren. Sie geleiteten als Ehrenwache den Herzog zurück, mit dem geheimen Befehle in das Thor mit einzudringen und dasselbe besetzt zu halten.[1] Also geschah es. Am Abende desselben Tages war Stettin in schwedischen Händen, und Bogislav ergab sich seufzend in das Geschick als treuer, seinem Kaiser und dem Reiche ergebener deutscher Fürst dem fremden Eroberer und Reichsfeinde die Thore geöffnet zu haben.

Noch war ihm keine Ruhe beschieden; denn Gustav Adolf that niemals eine Sache halb. Er hatte am Nachmittage des 10. dem Herzoge von Pommern versprochen: er wolle so treulich an ihm handeln, daß die ganze Welt davon zeugen solle. Als Stettin in seinen Händen war, meldete der König am 11. seinem Kanzler:[2] „Wir haben des Feindes wegen, der in der Gegend liegt, dem Herzoge, wenn er nur Besatzung einnahm, in Allem nachgeben und die Last auf uns wälzen müssen; doch vermuthen wir mit der Zeit es so stellen zu können, daß wir keinen Schaden davon haben." Diese Zeit kam sehr bald. Stettin war in den Händen des Königs; aber noch fehlte darüber Brief und

[1] Harte I. S. 355.
[2] Geijer III. 169. Nr. 2.

Siegel. Man machte sich sehr bald ans Werk. Es ward eine Urkunde des Vertrages zwischen dem Schwedenkönige und dem Herzoge von Pommern aufgesetzt. Das Bündnis ist in seiner Art ein kleines Meisterstück, die folgerechte Ausführung des Kriegsplanes, den Gustav Adolf sich mit genauer Kenntnis der deutschen Verhältnisse vorher entworfen. Jeder Wunsch, den etwa Bogislav seiner Stellung gemäß aussprechen mochte, ist in Worten berücksichtigt, in der Sache selbst ist alles nur für den Schweden. Der Bund soll nur sein zur Vertheidigung, mit nichten zu irgend welchem Angriff. Wie beruhigend war das für Bogislav! Aber es folgt der Zusatz: es sei denn daß die Erhaltung des Bündnisses dieß nothwendig erfordert. Der Bund ist nicht wider den Kaiser und das Reich. Das war abermals für Bogislav. Es folgt der Zusatz: sondern vielmehr für die Erhaltung des Reiches im alten Stande und in der alten Freiheit, und für den Religionsfrieden. Die Unbestimmtheit dieser Worte stellte abermals alles in die Hand des Schweden. Der Herzog von Pommern soll alle Städte und Plätze, welche der König bereits eingenommen, oder noch ferner einnimmt, von diesem zurückerhalten. Aber er soll solche Beamte dahin stellen, welche den Schweden bei der Vertheidigung an die Hand gehen.

Aehnlich lauteten die anderen Bedingungen, deren letztes Ziel immer der Vortheil des Schweden war. Bogislav mußte ausdrücklich versprechen sich ohne Vorwissen des Schweden mit keinem anderen in ein Bündnis einzulassen, wer es auch sei. Indessen das Alles befriedigte den Schweden noch nicht. Er wollte nicht bloß Pommern sich tributär machen zu seinem Kriege gegen Kaiser und Reich: er wollte nach Bogislavs Tode das Land selbst für sich. Es war hier die Schwierigkeit die unstreitigen Ansprüche des Schwagers von Brandenburg durch seine Kunstgriffe auf die Unendlichkeit zu vertagen. Gustav Adolf löste auch diese Aufgabe. Wenn bei dem Tode des Herzogs Bogislav, sagt der letzte Artikel des Bündnisses, der Kurfürst dieß Bündnis nicht genehmigt hat, oder wenn Streitigkeiten über die Erbfolge in Pommern entstehen: so soll der König von Schweden das Land einstweilen inne behalten, bis alle Fragen der Erbfolge vollständig erledigt, und der Erbfolger die Kriegsunkosten ohne Belastung von Pommern entrichtet, endlich auch dieß Bündnis gebührend vollzogen hat. Alles bei christlichem Glauben u. s. w.

Es gab in diesem Artikel Haken genug, welche für einen einigermaßen kräftigen Herrscher auf dem Throne von Schweden den Besitz von Pommern sicherten.

In denselben Tagen als Gustav Adolf den Pommernherzog Bogislav zu diesem Vertrage zwang, kam auch von Berlin aus, von dem Kurfürsten von Brandenburg, der mittelbar in gleicher Weise betheiligt war, wie Bogislav, nicht etwa eine Truppenmacht zur Vertheidigung der eigenen Rechte gegen den fremden Eindringling, sondern ein Gesandter mit der Bitte um Neutralität.

Der Schwedenkönig hörte [1] lächelnd die Bitte seines Schwagers, und über-

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 12 enthält die Unterredung aus dem sächsischen Archive nach der Aufzeichnung Wilmerstorffs.

schüttete dann den Gesandten Wilmerstorff mit der Fluth seiner Reden. Sie beide waren allein. Der Schwede durfte sich gehen lassen, und er that es. Seine Worte sind ein buntes Gemisch von Hohn und Spott über die elende Schwäche des Schwagers, von heuchlerischer Betheuerung der eigenen Uneigennützigkeit, und dann wieder von blasphemischer Aufforderung zu Treubruch und Verrath an Kaiser, Reich und Nation. Es war bei der langen Fluth von Reden unvermeidlich, daß unter den Sammetworten dennoch die Wahrheit sichtbar zu Tage trat. „Gebt mir eure Festungen," sagte der Schwede: „so will ich euch vertheidigen und euer Herr mag dann verharren in seiner Thatlosigkeit, die er so sehr liebt. Was wollt ihr sonst machen? Denn das sage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität etwas wissen, noch hören. Der Kurfürst muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an seine Grenze komme: so muß er kalt oder warm sich erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will der Kurfürst es mit Gott halten, wohl, so trete er zu mir: will er es lieber mit dem Teufel halten, so muß er zuvor mit mir fechten, des seid gewis. Das überbringt ihm. Der Kurfürst hat ein großes Interesse an Pommern, das will ich vertheidigen, aber mit der Bedingung, wie im Buche Ruth. Der nächste Erbe dort erhält das Land unter der Bedingung, daß er die Ruth zum Weibe nehme. So muß auch der Kurfürst diese Ruth zum Weibe nehmen: er muß sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden. Wo nicht, so soll er das Land nimmer bekommen."

Es lag in der Natur der Sache, und der Vertrag des Schweden mit dem Pommernherzoge läßt es zur Genüge durchschimmern, daß der berechtigte Erbe Georg Wilhelm überhaupt auf keinen Fall trotz des Buches Ruth nach dem Willen des Schweden das Land Pommern bekommen sollte.

Wilmerstorff hatte noch mehr zu bitten. Georg Wilhelm wollte Vermittler sein zwischen dem Kaiser und dem Schweden: deshalb bat er dringend: Gustav Adolf möge seine Bedingungen angeben, unter denen er Frieden schließen würde. Sollte der Schwede so auf seine Wünsche verzichten? Er bog aus. Wilmerstorff betheuerte, daß der Kaiser zum Frieden geneigt sei, daß in Regensburg auf dem Collegialtage sich alles leicht würde erledigen lassen. Dieß war richtig; allein eben darum vermied der König jegliches Wort einer bestimmten Forderung, deren Annahme ihn gebunden hätte. Wilmerstorff drängte. Um so wortreicher biegt der Schwede aus. „Gott kann das deutsche Reich wohl stürzen," sagt er. „Das Werk, das ich angefangen, kann wohl in die 50 Jahre fortgesetzt werden, und aus unserer Asche wird Gott Leute dazu erwecken." Noch einmal berief sich Wilmerstorff auf das allgemeine Verderben, welches die Folge eines solchen neuen Krieges sein würde. Waren das Worte, die auf den Schweden wirken konnten?

Betrübt zog Wilmerstorff von dannen. Er hatte nichts erreicht, weder die Neutralität, noch das Aussprechen von Bedingungen, für deren Bewilligung der Friede möglich gewesen wäre. Jedes Wort dieses fremden Königs auf deutschem Boden verkündet seinen erbarmungslosen Krieg, athmet Blut und Brand und Vernichtung.

Er hat den Krieg gebracht, nicht bloß für die wenigen noch übrigen Jahre seines Daseins, sondern weit hinaus für die späteren Geschlechter. Also war es die Folge seines Thuns. Denn der Schwede Gustav Adolf hatte bei aller Meisterschaft der Berechnung, die wir auch bei dem Widerwillen gegen die moralische Beschaffenheit dieses Mannes mit Bewunderung anerkennen, dennoch in diesem Falle einen Umstand nicht mit berechnet. Sein Vertrag mit Bogislav, durch welchen er die Rechte des Schwagers von Brandenburg untergrub, beruhte am letzten Ende nur auf seiner Gewalt und Uebermacht. Diese Uebermacht wiederum beruhte mehr noch als auf dem Heere, in der Kraft der Persönlichkeit des Schweden gegenüber dem schwachen gutmüthigen Bogislav, dem schwachen zugleich und armseligen Georg Wilhelm von Brandenburg. Durfte Gustav Adolf hoffen, daß die Charaktere seiner Nachfolger immer gleich stark sein würden, wie er, diejenigen in Brandenburg so schwach, wie Georg Wilhelm? Und wenn nicht, so war der unausbleibliche, der mit Sicherheit vorher zusehende Erfolg, daß ein kräftiger Kurfürst von Brandenburg das unnatürliche Joch von sich warf, daß er die fremden Eroberer aus dem Besitze, der ihnen nicht gebührte, hinaustrieb und zurückjagte nach dem Norden, wohin sie gehörten. Also war es der Sinn von Georg Wilhelms energischem Sohne, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den man den Großen genannt. Niemals, also erklärte er [1] 1646 zu Osnabrück, werde er auf Pommern verzichten, es möge gehen, wie es wolle. Friedrich Wilhelm drang damals nicht durch. Dennoch hat Gustav Adolf, indem er Pommern seinem Schwager wegnahm, obwohl die Königin Christine 1648 den Raub behielt, mittelbar für die Nachkommen seines Schwagers gewirkt. Friedrich Wilhelm erhielt 1648 nur einen Theil seines rechtmäßigen Eigenthumes, und begnügte sich für den anderen einstweilen mit dem Ersatze durch die Fürstenthümer Halberstadt, Minden und Camin. Allein er hielt darum doch die Forderung des ganzen Erbes aufrecht. Er bewies den fremden Eindringlingen sein Recht auf dieses Erbe mit dem Schwerte. Als es ihm auch da noch nicht gelang, vererbte er den Anspruch abermals seinem Hause, bis dasselbe endlich die Schwäche und den Fehler Georg Wilhelms wieder gut machte.

Ungeachtet des Vertrages konnte der Pommernherzog Bogislav nicht vergessen, in welchem Lichte er, der getreue Reichsfürst, fortan bei dem Kaiser dastehen würde. Die spätere Zeit hat oft spöttisch und höhnend sich über die Schritte eines Mannes geäußert, der fortan mit dem quälenden Bewußtsein umherging gegen Eid und Pflicht dem Feinde seines Kaisers und des Reiches nicht energischer widerstanden zu haben. Bogislav entschuldigte sich bei dem Kaiser. [2] Mit der Sophistik eines anklagenden Gewissens, das sich doch in Wahrheit nur der Schwäche und nicht des Verrathes zeihen durfte, brachte er vor: der Schwedenkönig meine es nicht so schlimm. Das eigentliche Ziel desselben, wie Bogislav es aus den Gesprächen mit Gustav Adolf erkannt zu haben glaubte,

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 336.
[2] Arlanibaeus, A. S. p. 36.

sei Sicherheit des Handels auf der Ostsee und Herstellung der vertriebenen Herzöge von Mecklenburg.

Gustav Adolf mochte es nicht für nöthig halten dem alten Manne allzu viel zu sagen. Es war ihm einstweilen genug, daß das deutsche Herzogthum Pommern ihm dienstbar war für seine Zwecke gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich. Der Oberst Damitz mit der Besatzung von Stettin, 1200 Mann, trat in schwedische Dienste. Stettin bewilligte 50,000 Rthlr., das Land ebensoviel. Gustav Adolf erhob einen Wasserzoll. Die Befestigungen der Stadt wurden erweitert, und die Bürger bezahlten die Kosten.

Geschah das alles gern und freiwillig? Es ist eine häufige Annahme, daß die Bürger von Stettin die Schweden willkommen geheißen, sie mit Freuden begrüßt haben. Wir begnügen uns nicht damit zu sagen, daß nach dem Vorhergegangenen diese Freundlichkeit gegen den Schweden mit seinen neuen Lasten unwahrscheinlich ist, daß sie überhaupt der Natur der menschlichen Dinge widerspricht. Wir werden nachher das bestimmte und vollgültige Zeugnis vorlegen, daß die Pommern nicht freiwillig den Schweden dienstbar geworden sind. Der Verfolg der Dinge wird uns darauf führen.

Die kaiserlichen Truppen allerdings, wenn nicht der Name der Wallensteiner für diese Schaaren vorzuziehen ist, thaten was in ihren Kräften stand, um in Wahrheit für die unglücklichen Pommern die Schweden als die Befreier erscheinen zu lassen. Welchen Verlaß auch durfte man auf diese Wallensteiner hegen? Seit zwölf Jahren führte man in Deutschland Krieg. Allein worin hatte dieser Krieg bestanden? Welche Kriegesereignisse von irgend welcher Bedeutung gegen den Feind hatten von Seiten dieser Wallensteiner stattgefunden? Erwägt man den ganzen Hergang der Dinge: so findet man in diesem Heere der Wallensteiner eine sehr geringe Zahl von Kriegern, die jemals einem Feinde ins Auge geblickt. Sie hatten dazu keine Gelegenheit gehabt. Ihre Thaten waren verübt gegen friedliche Bürger und Landleute. Die Kriegeserfahrung der Obersten und Officiere erstreckte sich bei Wenigen auf ihr Verhalten gegen einen Feind. Sie hatten einen solchen nicht gesehen.

Torquato Conti verfolgte die schauerlichste aller Kriegesweisen, das System, bei welchem der Verdacht der Feigheit für den Urheber schwer zu vermeiden ist. Er wollte durch die völlige Verödung des Landes dem Feinde das weitere Vordringen unmöglich machen. Alles Andere, was bis dahin geschehen, ward überboten durch die Thaten an Pasewalk. Die Stadt sollte dem kaiserlichen Obersten Götz Contributionen entrichten, die über ihre Kräfte gingen. Da sie es nicht vermochte, ließ Götz durch drei Compagnien die achtzehn vornehmsten Bürger aus der Stadt holen, und nach Garz ins Lager führen. Im Anfange Septembers kamen ein paar schwedische Compagnien und besetzten den Ort, der durch eine so geringe Zahl nicht vertheidigt werden konnte. Das ward dem Götz verkundschaftet. Am 7. September sah man eine Schaar von 3000 Mann vor der Stadt. Es führt sie kein Tilly. Unverweilt läuft man Sturm. Die Haufen dringen ein, und es beginnt, was man mit richtigem Namen benannt hat:

die Schlächterei von Pasewalk. Es ist eine der entsetzlichsten Bluthaten dieses Krieges. Als nichts zu morden und zu rauben übrig war, ließ Götz die Flammern empor lodern, gebot zu schüren, und erwiederte den bittenden Officieren: er habe sich hoch verschworen, darum müsse alles brennen bis in den Grund. [1]

Es ist zu beachten, daß der Berichterstatter, der als Bürger von Pasewalk und Augenzeuge das grausenhafte Ereignis erzählt, nichts weiß von einem Religionsfanatismus der Würger und Mörder. Sie erscheinen ihm als eingefleischte Teufel. Und freilich erwiedern sie einem Geistlichen, der sie an ihre Christenpflicht ermahnt: „Was sollten wir Christen sein? Wir sind lebendige Teufel und auch deine Teufel."

Und abermals erfahren wir, daß nicht bloß in dem Kurfürsten Johann Georg, in dem Herzoge Bogislav von Pommern sich die Verwunderung regte über das Benehmen der Wallensteiner bei der Ueberkunft und der Landung des Schweden. Das Staunen war allgemein in der ganzen Bevölkerung des Landes. Die Stadt Pasewalk hatte keine Schuld, sagt der Bürger Coper. „Denn die Kaiserlichen haben sie, wie vorhin alle Seepforten, gutwillig verlassen, und dem Schweden Thür und Thor aufgemacht." [2]

Wir übergehen die einzelnen Gefechte, die für den Gang der Dinge unwichtig sind. Nicht die Kriegesbegebenheiten an sich sind das Wesentliche, sondern die Charakteristik der handelnden Personen. Im August 1630 erhielt Gustav Adolf zu Stettin die ersten Schreiben des Kaisers und der sämmtlichen Kurfürsten voll Friedenserbieten und Abmahnungen. [3] Gustav Adolf verschob die Antwort auf den October. Dann erwiederte er: die Sache sei schon zu weit ins Laken gerissen. Doch sei er nicht abgeneigt zu unterhandeln, wenn der Kaiser den Stand der Dinge vor dem Kriege von 1618 herstelle, und ihn für seine Kriegeskosten entschädige. Er protestirte hoch und feierlich keine Feindseligkeit gegen das Reich im Sinne zu haben. Mit gleichem Trotze des Soldaten, der bei jedem seiner Worte an das Schwert schlägt, schrieb er an die Kurfürsten. Es mußte endlich einleuchten, daß alle Versuche mit diesem Manne zum Frieden zu gelangen, unausführbar waren. Wir haben gesehen, welche Beschlüsse der Kaiser und die Kurfürsten darauf faßten.

Und dennoch sah es auch bei aller Gunst der Umstände, welche der Schwede in dem Mangel einer Gegenwehr bei der Landung, in der Schwäche Bogislavs und Georg Wilhelms gefunden, desungeachtet mit seiner Sache nicht so gar günstig aus. Er rückte vor nach dem Mecklenburger Lande. Vorher forderte er die Herzöge auf zu ihm zu treten. [4] Diese beriethen mit den protestantischen Kurfürsten und Ständen. Sie erhielten zur Antwort: sie möchten sich nicht verschnellen, sondern ihre Sache beim Kaiser treiben. Demgemäß

[1] Laniena Paswalcensis, das ist Missive von der zu Pasewalk in Pommern 2c. 1630. Verfasser ist der Pasewalker Bürger Christian Coper.

[2] a. a. O. auf der zwölften Seite.

[3] Theatrum Europ. II. 253.

[4] Chemnitz S. 83.

entgegneten die Herzöge: sie könnten nicht in eine feindliche Verfassung gegen den Kaiser treten.

Also auch diese nicht einmal, diese Herzöge, die so schwer von dem kaiserlichen Hofe gekränkt waren? Auch diese Herzöge, die Gustav Adolf selbst vor dem Kaiser und der Welt als seine Schützlinge ausgab, wiesen zu einer Zeit, wo der sich selbst also nennende Beschützer an der Grenze ihres Landes stand, seine Hülfe zurück, um von dem obersten Richter des Reiches ihr Recht zu erwarten?

Und nicht anders war es mit den Ständen und den Bewohnern von Mecklenburg. Am 28. September erließ Gustav Adolf eine Proklamation an sie. Mit Verwunderung habe er vernommen, sprach der fremde König, wie sie wider Gottes ausdrücklichen Befehl, wider ihre Pflicht gegen ihren Fürsten und das Vaterland, besonders aber gegen die allein selige evangelische Gemeine, abgefallen und sogar in Wallensteins Dienste getreten seien. Darum fordert er die Ritter auf sich so gut wie möglich bewaffnet im schwedischen Lager einzufinden, alle Anhänger Wallensteins aber, die für ihn Commando, Namen und Titel führen, in das schwedische Lager zu bringen, oder todt zu schlagen, oder zu vertreiben. Der fremde König fordert nicht bloß: er droht, und zwar auch das wieder auf seine Weise.[1] „Wenn ihr dem nicht nachkommet, wenn ihr euer Wohlleben, eure Habe und Güter mehr respectirt und liebt, als eure Pflicht, Ehre und Seligkeit: so wollen wir euch als Meineidige, Treulose, Abtrünnige, ja ärgere Feinde und Verächter Gottes, als die Widerwärtigen selbst, mit Feuer und Schwert verfolgen und bestrafen."

Die Mecklenburger Stände und Einwohner schwiegen. Sie thaten nichts freiwillig. Kein Mecklenburger erschien im schwedischen Lager. Sie sahen den König an für das, was er war.

Aehnlich war es mit den deutschen Städten. Wir sehen hier ab von Magdeburg, dessen ganz besondere Verhältnisse uns später zu erörtern obliegen werden. Bleiben wir zunächst an der Seeküste. Tilly hatte einige Zeit zuvor ängstlich mahnend geschrieben: er fürchte, daß in Folge des Restitutionsedictes die Seestädte einen Religionskrieg erzwingen würden.[2] Aber dem Schweden wurden die Städte bei aller Unzufriedenheit gegen das Restitutionsedict nicht geneigt. Also beweist es die Haltung von Lübeck.[3] Wallenstein hatte bei seinem Bestreben der Gründung einer Kriegsflotte es doch zu einigen Schiffen gebracht. Die Schweden jagten damals das kaiserliche Admiralschiff, den König David, in den Hafen von Travemünde. Die Lübecker besetzten es und weigerten Auslieferung an Schweden. Sie untersagten den Schweden jegliche Werbung auf ihrem Gebiete und trieben die Werber hinaus. Als Gustav Adolf sich beklagte

[1] Arlanibaeus, Arma Suecica p. 67.
[2] Westenrieder VIII. 170
[3] Chemnitz S. 92.

und dieß Verfahren eine Unmenschlichkeit nannte, erwiederten die Lübecker: sie trieben nur herrenloses Gesindel und Schuldenmacher aus.

Wo überhaupt war ein Deutscher, der diesen fremden König, den Kriegesbrand, den er neu hochlodernd anfachte, willkommen geheißen hätte? Es entspricht nicht der menschlichen Natur dieses zu thun. Weder Vortheil, noch Ehre rief die Deutschen auf die Seite des Schweden. Und ehe man sich für berechtigt hält von der deutschen Nation so geringschätzig zu denken, daß sie schon 1630 die Gesinnung freiwillig geäußert habe, welche seit 1631 die schwedischen Kanonen ihr aufgezwungen, und welche die Nachkommen durch die Gewöhnung an den Irrthum, den Niemand aufdeckte, auch für die wahre Gesinnung ihrer Vorfahren zu halten verleitet wurden, ehe man glauben darf, daß der friedliche deutsche Bürger, der Landmann im Jahre 1630 beim Einbruche des Schwedenkönigs für diesen geschwärmt, gejauchzt und gejubelt hatte, muß das erst nicht durch traditionelle Ueberlieferung von Geschecht zu Geschlecht angenommen, sondern durch Thatsachen bewiesen werden. Wir haben bislang noch keine Thatsache kennen gelernt, welche der Tradition günstig wäre.

Doch es gab Deutsche, welche den Schwedenkönig Gustav Adolf willkommen hießen. Da war es zuerst der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, der erst im Dienste des Dänenkönigs gestanden, dann in denjenigen des Kaisers, im Jahr 1630 zu den Schweden übertrat, um später noch verschiedene Male die Farben zu wechseln. Nur von einer Begeisterung wolle man dabei nicht reden. Es gab ferner das unglückselige Geschlecht der Landgrafen von Hessen-Cassel, stets bereit zu Treubruch und Verrath gegen das deutsche Vaterland, wenn dafür etwas zu erlangen war, stets bereit jeglichen Krieg dieser Art, jedes Gelüste nach fremdem Eigenthume mit Bibelworten blasphemisch zu verbrämen. Der alte Moritz erschien sich wie ein zweiter Matathias,[1] und rief unablässig seine Söhne mit den Worten desselben zum Kampfe. „Es ist eine große Tyrannei und Verfolgung, heftiger Grimm und harte Strafe über uns gekommen. Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz, wagt euer Leben für den Bund eurer Väter, und gedenkt, welche Thaten eure Väter zu ihrer Zeit gethan: so werdet ihr rechte Ehre und einen ewigen Namen erlangen.“ Es war dabei der Unterschied, daß der wirkliche Matathias seine Söhne zum Kampfe aufrief gegen den fremden Unterdrücker seines Volkes, Moritz dagegen die seinigen zum Bruche von freiwillig geschworenen Eiden gegen das rechtmäßige Oberhaupt, zur Rebellion gegen Kaiser und Reich, zum Bunde mit dem fremden Eroberer, um durch den Antheil, den dieser von der Beute schenkte, mächtig zu werden über Andere. Es war der Unterschied ferner, daß der wirkliche Matathias seine Söhne aufrief zum Kampfe gegen den Feind, der die heiligsten Güter bedrohete, Moritz dagegen seine Söhne aufforderte zum Streite, um hier ein Stück des Besitzthumes der alten Kirche, etwa die Abtei Hersfeld, und wenn es hoch kam, ein Bisthum an sich zu bringen, dort den Vetter von Darmstadt zu berauben, und den

[1] Rommel VIII. S. 6.

Unterthanen ein Glaubensbekenntnis aufzuzwingen, wie Moritz in seinem Sinne, nach seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen es sich ausgedacht.

Moritz war ein Fanatiker, und sein Glaubenseifer trug nicht wenig zur Zerrüttung seiner Seelenkräfte in seinen späteren Jahren bei. Ob bei dem Sohne Wilhelm dieselben Motive ebenso stark wirkten, wie bei dem Vater, bezweifeln wir. Immerhin erzählte man von ihm, daß er Morgens und Abends die Bibel in verschiedenen Sprachen las.[1] Dennoch haben wir uns umzusehen, ob zu seinem Bündnisse mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf nicht auch andere Beweggründe von mehr praktischer Bedeutung wirksam waren.

In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den Schwedenkönig nach Deutschland herüber trugen, reichten die Räthe des Landgrafen Wilhelm ihm einen Bericht ein über seine Einnahme und Ausgabe.[2] Die Einnahme, sagen sie, beläuft sich höchstens auf 150,000 fl. Davon nehmen die Pensionen der Gläubiger zwei Drittel hinweg, der Landgraf Moritz 20,000, die Mutter und die Schwestern 10,000. Es kommen dazu die Gesandtschafts-, die Reichs- und Kreiskosten, so daß die Ausgaben die Einnahmen schon weit übersteigen, bevor noch ein einziger Heller für den fürstlichen Unterhalt selbst ausgelegt ist. Dessenungeachtet ist kein einziger Ausgabeposten beschränkt. Die vorigen Diener sind beibehalten, und neue dazu angenommen. Es sind viele Pferde und Hunde gekauft. Die Ausgaben für die kostbare Jägerei und Falknerei sind gestiegen. In Küche und Keller ist nichts gespart. Die Folge davon ist, daß die Gläubiger nicht bezahlt werden, nur daß der Landgraf Moritz ein weniges erlangt haben mag. Die Diener sind ohne Sold. Der fürstliche Haushalt ist verschuldet überall, und der Betrag dieser Schulden steigt jährlich um 100,000 fl. Bislang haben die Officiere des Haus- und Hofwesens noch in etwas Credit gehabt. Derselbe aber ist nunmehr aus jenen Gründen sowohl daheim, als auswärts ganz gefallen. Die Einkünfte des nächsten Jahres sind schon im Voraus verzehrt. Dazu drängen die Gläubiger. Der Landgraf Moritz hat am Reichskammergerichte den Proceß wegen Auszahlung seiner Pension gewonnen. Andere Gläubiger haben gleichfalls Klage erhoben, auch die Mutter und die Schwestern haben sich schon an den kaiserlichen Hof gewandt, um durch diesen ihr Deputat zu erlangen. Eine Menge solcher schimpflichen Processe stehen bevor wegen Nichtzahlung oder wegen verweigerten Rechtes. Die Diener seufzen und klagen mit Weinen.

Der Landgraf Wilhelm erwog in dieser seiner Lage den Gedanken des Verzichtes auf die Regierung. Die Räthe baten ihn: er möge es nicht thun. Sie schlugen Mittel und Wege vor, durch welche sich ein geregelter, geordneter Haushalt einführen und diese Schuld von einigen Tonnen Goldes abtragen lasse. Verdrießlich entgegnete Wilhelm: es sind nicht Tonnen Goldes, es handelt sich um Millionen.

[1] Rommel a. a. O. S. 11.
[2] Zeitschrift für hessische Geschichte Bd. IV. S. 134 f.

Während er also überlegte, schlug die Nachricht von der Landung des Schweden an sein Ohr. Sie eröffnete eine andere Bahn. Unter der Fahne der Gewissensfreiheit durfte Wilhelm hoffen seine Schulden los zu werden und mehres zu erlangen. Er hatte nur zu gewinnen. Verlieren konnte er nicht mehr. Das war der Grund. Demgemäß bot er sich dem Schweden an.

Es gab dagegen noch einige Hindernisse. Der Landgraf Wilhelm selber hatte im September 1629 den Vergleich beantragt, der die streitige Erbschaftssache mit Darmstadt ganz und für immer beenden sollte. Er hatte denselben beschworen. Er hatte den Kaiser gebeten ungeachtet der Protestation des an Leib und Seele kranken Vaters Moritz aus kaiserlicher, oberrichtlicher Macht den Vergleich zu bestätigen. Wenn nun der Landgraf Wilhelm mit dem Schweden ging, so war es das Nächste, daß er diesen Vergleich mit Darmstadt, den er selbst erbeten, den er eben beschworen, nicht halten wollte. Das Hindernis schlug nicht durch. Das große Werk unter der Fahne der Gewissensfreiheit stand höher. Es ist eine merkwürdige Ironie der landgräflich hessischen Geschichtschreibung, daß sie diesem Landgrafen Wilhelm das schmückende Beiwort des Standhaften beigelegt hat. Es verhält sich mit der Standhaftigkeit [1] dieses Wilhelm in geschworenen Eiden ähnlich, wie mit der Großherzigkeit seines Vorfahren Philipp.

Aber selbst auch in Betreff der Fahne der Gewissensfreiheit hätte der eine dieser Träger gegen den anderen einen Einwand erheben dürfen. Gustav Adolf nannte das reformirte Bekenntnis eine falsche Lehre. [2] Er duldete in seinem Lande keinen Calvinisten. Wilhelm forderte, wie sein Vater Moritz, daß in seinem Lande Jedermann in reformirter Weise denke, glaube und bekenne. Auch diese Verschiedenheit der neuen Freunde erwies sich nicht als ein wesentliches Hindernis. Ein Jeder von ihnen wollte die Gewissensfreiheit nach eigener Art.

Die Einleitung war bald gemacht. Im August 1630 that Wilhelm sich mit der Stiefmutter Juliane, die eben noch über ihn bei dem Kaiser geklagt, und einem Bruder zusammen. Sie versprachen einander, wie sie es nannten, im Namen der heil. Dreieinigkeit mit Herz und Mund bei Gustav Adolf, dessen königliches Amt es sei die Ehre Gottes zu vertheidigen, um Schutz und Hülfe zu rufen.

Also geschah es. Sie schickten ihren Gesandten Wolf nach Stettin. In Hamburg traf [3] Wolf den schwedischen Obersten Falkenberg, den wir als geborenen Hessen kennen. Dieser fordert Aufstand des Hessenlandes. „Jetzt," sprach er, „wo alles zu verlieren oder zu gewinnen ist, wo man gerechte Rache nehmen und sich an den Ländern der Pfaffen erholen kann: jetzt kommt es auf einen männlichen Entschluß an" Das war dem Hessen Wolf ein bedenkliches

[1] Der Verfasser hat demselben Landgrafen Wilhelm eine Fälschung von Unterschriften nachgewiesen in der Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751. S. 316. S. 625, mit Bezug auf Rommel: Geschichte von Hessen VIII. S. 464. Nt. 560.

[2] Pufendorf, de rebus Suecicis III. 45.

[3] Rommel VIII. 91.

Ding. Wie sollte man das Land insurgiren, dessen Bewohner sich nach Ruhe und Frieden sehnten, dessen Stände sieben Jahre zuvor unter günstigeren Umständen den alten Moritz jegliche Beisteuer gegen den Kaiser verweigert hatten? Falkenberg drängte. Wenn Hessen nicht aufstehen würde, wenn der König ohne Hülfe des Landgrafen seine Feinde von dort vertreibe: so werde der König das Hessenland behandeln, wie Pommern.

Und hier nun ist die Antwort auf die wichtige Frage, ob irgend Jemand im Lande Pommern den fremden König willkommen geheißen, ihm freiwillig für seine Kriegeszwecke gegen Kaiser und Reich die geringste Gabe, das geringste Opfer freiwillig dargebracht habe. Falkenberg gibt uns diese Antwort.

Der König, sagt Falkenberg, werde sich in Hessen, wie er in Pommern gethan, mit Gewalt Quartier machen, die Mannschaft, die sich nicht unterstelle, zerschlagen, und Schimpf und Verantwortung denen zuschieben, die ihn im Stiche ließen.

Die Worte Falkenbergs enthalten den Schlüssel zu allem Thun Gustav Adolfs auf deutschem Boden. Die öffentlichen Berichte darüber stammen in der Regel nur von Schweden und schwedisch Gesinnten. Hier erst haben wir für Pommern die unzweifelhafte Gewißheit: was die Pommern für Gustav Adolf thaten, das thaten sie gezwungen. Werden die anderen Deutschen freiwillig ihre Opfer für den Schweden bringen? Die Folgezeit wird es uns lehren.

Wenn aber keine Hoffnung war, das Hessenland selbst, den friedlichen Bürger, den ruhigen Landmann zu insurgiren: was dann konnte geschehen? Wolf erörtert auch dieß.[1] Es sei, sagte er, in Hessen ein entschlossener Wagehals. Derselbe habe schon 1626 das ihm sehr ergebene Landvolk auf die Beine gebracht, den Einquartierten die Hälse gebrochen, und bei dieser Gelegenheit Wege und Stege kennen gelernt. Wolfs Vorschlag war nun, daß dieser Mann unter dem Scheine der Empörung gegen die Contribution einen Handel anfange, andere verzweifelte Kerle an sich hänge, sich unter dem Vorwande eines landgräflichen Befehles der Feste Spangenberg bemächtige, den Einquartierten das Garaus mache und sich dort behaupte. „Bei Gott," rief Falkenberg, „der Plan ist gut." Er bat den Wolf, ihm diesen Menschen nach Magdeburg zu schicken, wohin Falkenberg eben damals auf Befehl des Schwedenkönigs ging.

Wer also, fragen wir, wer sind die Deutschen des Hessenlandes, von denen sich eine Erhebung zu Gunsten des fremden Eroberers und dieses Landgrafen erwarten läßt, dem das Meer der Schulden emporschwillt über das Haupt? Sollte es an anderen Orten anders gewesen sein als in Hessen? Wir werden später sehen, ob Falkenberg jenes Menschen in Magdeburg bedurfte, ob er nicht auch dort verzweifelte Kerle finden konnte, bereitwillig, wenn nicht schlafenden Einquartierten das Garaus zu machen, doch zu Thaten von ähnlicher Art.

Wolf ging weiter zu Gustav Adolf. Der König stellte seine Forderungen nicht so hoch wie Falkenberg. Er wünschte nicht einmal eine Insurgirung, weil

[1] Rommel VIII. S. 92. Nr. 106.

er klar einsah, daß sie erdrückt werden müsse.[1] Er hält lange Reden über den guten Kaiser, wie er sagte, der doch ihn nicht in Frieden bleiben lassen wolle, über den evangelischen Glauben, der bei ihm ebenso fest sei wie bei Abraham. Dann versprach er dem Hessencasseler Landgrafen für den Fall der Eroberung: Paderborn, Hörter, Fulda und die Mainzischen und Kölnischen Enclaven. Dem Landgrafen, der so viel Geschrei gemacht hatte über die Parteilichkeit der Reichsgerichte gegen ihn, stieß bei diesen Geschenken des fremden Eroberers auch nicht der leiseste Zweifel an der Berechtigung des Schenkers auf. Ebenso haben einige Geschichtschreiber von Hessen-Cassel dieß Schenken von Ländern, an welche weder Geber noch Nehmer die leiseste Spur eines Anrechtes hatten, durchaus in der Ordnung gefunden. Damals noch verlangte der König keine Erbhuldigung an ihn. Er versprach nur noch. Er theilte die Schätze der deutschen Länder aus mit freigebiger Hand. Demgemäß meinen die Hessen bis auf den heutigen Tag: der König sei doch sehr großmüthig, voll Selbstentsagung gewesen. Hat auch jemals Großmuth und Entsagung in dem Plane eines Eroberers gelegen? Wenn die Zeit kam, wenn er im Stande war, den vorgehaltenen Köder wirklich darzubieten, so war es dann mit seiner Gegenforderung noch immer früh genug. Einstweilen genügte ihm eins. Es war die absolute Leitung des Krieges. Wir haben nach seinem Plane gesehen, daß dieses Eine für Alles hinreichte.

Aber der Eid und die Pflicht gegen den Kaiser mußte nach der menschlichen Weise zu denken und zu fühlen, doch auch einmal zur Sprache kommen? Allerdings geschah auch das. Als nämlich der Schwede dem hessischen Gesandten offen und geradezu ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den gemeinsamen Feind vorschlug, d. h. gegen den deutschen Kaiser, begann auf einmal bei dem Gesandten sich das Gewissen zu regen. Er hatte Bedenken und Zweifel. Der Sekretär des Königs, Namens Sattler, entkräftete dieselben durch die Bemerkung, daß der Kaiser durch Verletzung des Religionsfriedens die Hessen in Verderbnis des Leibes und der Seele gestürzt und dadurch ihr Gewissen gelöst habe. Das leuchtete ein. Der Kaiser hatte freilich den Religionsfrieden in Hessen nicht verletzt. Wenn er es gethan hätte, so würden die Hessen es eher gewußt haben als der schwedische Sekretär, so hätten sie nicht von diesem die Losung des Wortes zu empfangen nöthig gehabt. Allein eine solche Erwägung war nicht im Stande, den Landgrafen Wilhelm zu hindern.

Hatte der Landgraf Wilhelm noch irgend einen anderen Grund zur Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich?

Ein neuerer hessischer Geschichtschreiber[2] hat bemerkt, daß unter den Klagen der Fürsten zu Regensburg über den Militärdruck sich keine vom Landgrafen Wilhelm vorfinde. Er meint, der Landgraf habe eine solche absichtlich vermieden, in der Absicht nämlich, um gegen etwaige trügerische Concessionen freie Hand zu behalten. Der Geschichtschreiber, der diese Meinung vorträgt, scheint sich

[1] a. a. O. S. 93.
[2] Rommel VIII. S. 108. Nr. 132.

nicht darüber klar geworden zu sein, daß seine Vertheidigung genauer angesehen die Anklage einer sehr tückischen Arglist enthält: nämlich der Landgraf Wilhelm vermeidet den legalen Weg der Abhülfe seiner Beschwerde, um sich nicht durch die Beseitigung derselben den möglichen Vorwand zum Aufruhre abzuschneiden. Diese Anklage der Arglist ist indessen zu weit gesucht. Die Thatsache liegt anders. Es waren in Hessen-Cassel nicht Wallensteiner, sondern durchgängig Tilly'sche Truppen, und zwar ein Regiment.[1] Demnach liegt die Annahme näher, daß der Landgraf zu Regensburg im Sommer 1630 deshalb keine Klagen erhob, weil er keinen Grund dazu hatte. Er würde sich in ähnlichem Sinne haben äußern müssen, wie die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland.

Das Bündnis zwischen dem Könige und dem Landgrafen von Hessen-Cassel war erst vorläufig abgeschlossen. Noch fürchtete dieser und arbeitete erst im Stillen. Er war der einzige regierende deutsche Fürst, der noch im Laufe des Jahres 1630 sein Vaterland an den Schweden verrieth. Die Anderen baten um Neutralität. So hatte Bogislav von Pommern gebeten, so Georg Wilhelm von Brandenburg; in gleicher Weise kamen aus dem fernen Nordwesten die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland mit ihren Bitten. Gustav Adolf hielt ihnen entgegen, ob sie glaubten, daß der Kaiser einem Reichsfürsten Neutralität bewilligen wolle oder könne. Dennoch gewährte er die Bitte, obwohl es seinem Plane nach sein erster Grundsatz war, eine Neutralität niemals anzuerkennen. Wich er dießmal vom Principe ab? Oldenburg und Ostfriesland waren weit. Einige Worte dahin konnten nicht schaden. Daß der König sie gab, war nicht gegen sein System. Ein Anderes war es, wenn Jemand neutral hätte sein wollen im Bereiche seiner Kanonen. Ein solches Zugeständnis wäre in Wahrheit eine Abweichung vom Principe gewesen.

---

## Achtzehnter Abschnitt.

Wenn das Handeln der deutschen Kurfürsten, der katholischen und protestantischen, den Worten entsprochen hätte, welche sie insgesammt mit dem Kaiser von Regensburg aus an den fremden Eroberer richteten, der nicht gereizt und nicht gekränkt mit einer beutelustigen Schaar aus allen Nationen Europa's das deutsche Gebiet betrat, so wäre es ein Leichtes gewesen den Eindringling wieder über die Ostsee zurückzuwerfen. Gustav Adolfs Fortschritte im Jahre 1630 waren nach Maßgabe der Umstände nicht erheblich. Er stand in Pommern; aber weder der Herzog, noch die Stände des Landes waren ihm zugethan. Sie

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse Beil. S. 271. Rommel VIII. S. 101. Nr. 119.

hatten ihn nicht gerufen. Sie hatten ihn gebeten sie mit seiner Befreiung zu verschonen. Sie fügten sich widerwillig unter seine Gewalt. Die Herzöge von Mecklenburg hatten die Hülfe ihres Vetters abgelehnt, die Stände desselben Landes seinen Mahnungen und Drohungen keine Folge geleistet. Gustav Adolf stand noch allein. Die kleinen deutschen Gewalthaber von Hessen-Cassel und Sachsen-Weimar, die auf Abfall sannen von Kaiser und Reich, um in der allgemeinen Verwirrung, die der Schwede anrichten würde, ihre Nachbarn um dieß oder jenes Stück Landes zu berauben, wagten sich noch nicht hervor. Sie lauerten erst auf Erfolge des Schweden. Dieser selbst war gegen das Ende des Jahres 1630 in drückender Geldnoth. Was half es ihm kleine Erfolge über die welschen Obersten zu erringen, welche durch ihre höfischen Künste und was immer sonst, bei Wallenstein freie Willkür über Hab und Gut der Deutschen erlangt hatten? Noch hatte nicht ein eigentlich deutscher Feldherr dem Schweden gegenübergestanden.

Allein das deutsche Reich war eben nicht einig. Wenn auch nicht im offenen Zwiste, so war es doch zersplittert, doppelt und dreifach. Da war zuerst das Oberhaupt selbst, der Kaiser nicht einig mit der Liga. Sie hatten ein gewichtiges Interesse gemein: die katholische Religion und das Edict der Restitution. Sie hatten zu Regensburg den Klagen über das Edict so weit nachgegeben, daß über die Art und Weise der Ausführung eine Besprechung und Vereinbarung zuzulassen sei. Das heißt mit anderen Worten: sie hatten die Streitfrage nicht beendet, sondern vertagt. Allein wenn auch immer dieß Bestreben die katholischen Fürsten mit dem Kaiser zusammenband, so klaffte doch zwischen dem Reichsoberhaupte und dem Kurfürsten Max ein weit gähnender Spalt. Nicht bloß hatte die Liga den Kaiser zur Entlassung des Feldherrn gezwungen, auf welchen der irre geleitete, der von bestochenen Räthen umgarnte Kaiser auch damals noch große Stücke hielt. Die Liga dauerte auch nach diesem ihrem Siege fort als besonderer Bund. Die Fürsten desselben fürchteten für ihre Selbständigkeit, sie fürchteten auch so noch die Wiederaufnahme der Gedanken Wallensteins bei dem Kaiser selbst. Das einstige Vertrauen zwischen beiden Theilen während der ersten Jahre des Krieges war seit Wallensteins Auftreten unwiederbringlich dahin. Und dazu schürten Richelieus Emissäre den Zunder des Mistrauens. Der Krieg des Schweden, sagten sie, betreffe nur den Kaiser, nicht die Liga: warum wollte diese sich hineinmischen? Die Liga bestand fort, nur halb dem Kaiser zugewandt.

Dieß Fortbestehen der Liga rief in den protestantischen Reichsfürsten immer auf's neue den Wunsch eines ähnlichen Bundes hervor. Das Restitutionsedict bot die Gelegenheit. Der Kaiser hatte in Regensburg der Liga gegenüber mehr als einmal auf diese Gefahr hingedeutet. Auch die Liga selbst erkannte das.[1] Sie suchte entgegen zu treten. Wir kennen bereits ihr Verfahren. Es ist der feste Grundsatz der Fürsten der Liga mit den protestantischen Fürsten, namentlich

[1] Londorp. IV. 110.

mit Johann Georg von Kursachsen nicht zu brechen.[1] Aber sie versäumte den rechten Zeitpunkt, wo dieser Mann, der fremden Einflüssen leicht zugänglich war, hätte gebunden werden können. Die Liga nahm in Regensburg nicht sofort die Vorschläge des Kurfürsten von Sachsen an, sondern erklärte zuerst, daß sie von dem Grundsatze des Restitutionsedictes nicht weichen werde, und fügte dann hinzu, daß sie zur Unterhandlung mit Kursachsen und Brandenburg erbötig sei. Also entschwand die günstige Gelegenheit. Die Zusammenkunft sollte im Februar 1631 zu Frankfurt a. M. geschehen. Der sächsische Gesandte sagte zu. Allein entweder ging er darin über seine Vollmacht hinaus, wie Johann Georg behauptet,[2] oder der unbeständige Mann änderte seinen Sinn. Es wird ausdrücklich berichtet, daß dieß in Folge einer Zusammenkunft mit Georg Wilhelm von Brandenburg zu Annaberg geschehen sei. Der Gedanke an eine Verbindung mit den Schweden liegt noch fern. Aber die Ankunft, die Erfolge desselben steigerten die Forderung von Concessionen, die man zu erheben hoffte.

Dennoch war Johann Georg noch nicht entschlossen. Seine Räthe erklärten, es sei besser Klöster zurück zu geben, als darum Krieg anzufangen. Sein Schwiegersohn, der Landgraf Georg von Hessen, nach dem Beispiele des Vaters Ludwig stets bereit für den Frieden und die Einigung des deutschen Vaterlandes zu wirken, ließ sich herbei selber an den gewaltigen Hoftheologen von Dresden zu schreiben. Der Landgraf bat den Hoë von Hoenegg den Schwiegervater zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Nicht das war Hoes Meinung. Er wirkte im andern Sinne auf den Kurfürsten. Zwar, meinte er, seien die politischen Gründe der geheimen Räthe ansehnlich und gewichtig; aber es betreffe hier das Heil von vielen Millionen Seelen. Wir sehen, wie meisterlich abermals dieser Theologe auf den Wind zu lauschen verstand. Seine Predigten, die den Wollungen Johann Georgs ein kirchliches Gepräge aufdrückten, waren wirksamer, als die Bedenken der Räthe und des Schwiegersohnes. Am 29. December 1630 erließ Johann Georg hundert und sechzig Schreiben durch das Reich an alle protestantischen Stände. Bevor man mit der Liga zu Frankfurt sich besprechen könne, müßten zuerst die Evangelischen unter einander sich friedlich unterreden. Es verstand sich wie immer, daß dieß geschehen solle zur Beförderung der Ehre Gottes, mit allen Pflichten gegen den Kaiser. Die Versammlung ward angesetzt auf den 6. Februar 1631 zu Leipzig.

Der Kaiser sah seltsamer Weise bei diesen Wollungen des Kurfürsten von Sachsen durch die Finger. Er erließ keine Gegenbefehle. Er mahnte ab; aber seine Abmahnung traf erst einige Tage vor dem Termine der Zusammenkunft in Dresden ein, und hinderte mithin dieselbe nicht. Hoffte vielleicht auch der Kaiser dadurch das Gleichgewicht herzustellen, den einen Bund zu neutralisiren durch den anderen?

[1] Der Satz zieht sich durch die ganze Correspondenz der Bundesfürsten im Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] Theatrum Europ. III. 270.

Wir sehen, wie die Interessen sich einten und sich theilten. Nicht um diejenigen der Nation handelte es sich. Diese, seit zwölf Jahren gequält, gemartert, ausgesogen, hatte keinen anderen Wunsch und keine andere Hoffnung als diejenige des Friedens. Nur von den Häuptern kann die Rede sein. Der Kaiser und die Liga hatten gemein das katholisch-conservative Interesse des Reiches. Sie waren getrennt durch die Sorge und Furcht der Reichsfürsten um ihre Selbständigkeit, durch die Hetzerei und Wühlerei des französischen Cardinals Richelieu. Die Liga und die protestantischen Reichsfürsten waren geeint durch dieses Band der Furcht und Sorge. Sie waren getrennt — wir dürfen kaum sagen, durch die Religion; denn das protestantische Grunddogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben kam für keinen deutschen Reichsfürsten oder das ihm erbeigenthümlich gehörende Reichsland in Frage; — sondern sie waren getrennt durch die Forderung der Rückgabe von Gütern, von Land und Besitzthum aus den Händen protestantischer Fürsten an die katholische Kirche. Der Kaiser dagegen hoffte mit der neu zu bildenden protestantischen Union das gemeinsame Interesse zu heben, daß er dadurch die Liga neutralisiren, beide Bündnisse eins durch das andere auflösen werde.

Es ist nicht also geworden. Die Früchte der deutschen Spaltung reiften damals wie immer für die Fremden. Der Cardinal Richelieu setzte seine Hebel an die Liga, der Schwedenkönig die seinigen an die protestantischen Fürsten des Reiches. Weder diese noch jene hatten die Absicht des Verrathes. Weder suchte die Liga die Franzosen, noch Johann Georg von Sachsen den Schweden; aber sie woben sich freiwillig selbst das Netz, in welches sie früher oder später sich verstricken mußten.

Es war die Absicht [1] des Cardinals Richelieu den Kaiser zu isoliren, die Liga von ihm abzuziehen, sie neutral zu machen und mit Frankreich zu verbinden, den Schwedenkönig auf den Kaiser allein zu hetzen, je nach Umständen auch die protestantischen Reichsfürsten dem Schweden ebenso zuzuführen, wie er die Liga zu Frankreich herüber zu locken bestrebt war. Richelieu wollte die Kaisermacht und das Haus Oestreich vernichten, das deutsche Reich und die Nation zerstückeln, aber die katholische Religion dort selbst auch durch das schwedische Werkzeug nicht gefährden. Denn als ein solches gedachte er den Schwedenkönig zu gebrauchen. Gustav Adolf indessen war nicht Willens sich als ein solches Werkzeug gebrauchen zu lassen. Viel besser erschien es ihm den Cardinal Richelieu als sein Werkzeug zu gebrauchen. Es kam darauf an, wer der Klügere war, wer den Anderen überlistete.

Denn der Plan Gustav Adolfs stand mit demjenigen des Cardinals Richelieu in mehr als einer Beziehung in unversöhnlichem Widerspruche. Wir erinnern uns an die Worte des Schweden: [2] das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte: eine neue Verfassung unter

[1] Vgl. Hurter, französische Feindseligkeiten u. s. w. S. 35.
[2] Söltl, Religionskrieg III. S. 275.

den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Wir sehen, katholische Stände finden in dem neuen Reiche nicht mehr eine Stelle. Was denn wollte Gustav Adolf mit den katholischen Reichsfürsten, die Richelieu an Frankreich zu binden gedachte, die Richelieu zu ködern suchte mit den Vorschlägen eines Bündnisses der Neutralität unter französischem Schutze?

Daß eine solche Neutralität sehr schwer zu erhalten sein werde, hatte der Schwede dem Franzosen zeitig angedeutet. Bei den früheren Unterhandlungen in Schweden schon hatte er sich ausgesprochen, daß sobald er in Deutschland lande, der Kurfürst von Bayern ihm das Heer der Liga in den Weg stellen werde.[1] „Ich weiß," sagte er, „daß Tilly wiederholt und öffentlich geäußert hat, er wünsche nur darum länger zu leben, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen, und in diesem Kampfe zu siegen oder zu sterben." Wir wissen nicht, ob Tilly dieß wirklich gesagt hat. Sie stimmen nicht zu seinem Charakter, der niemals den Krieg erstrebte, sondern nur den Frieden. Die Worte des Schweden scheinen uns nur die Absicht der Vorbereitung für den Cardinal zu haben, wenn etwa eintraf, was dieser nicht wünschte.

Denn im Plane Gustav Adolfs lag nicht bloß der Krieg mit dem Kaiser, sondern eben so sehr mit der Liga. Greifen wir hier, um dieses darzuthun, voraus auf die folgenden Ereignisse. Der Weg, den Gustav Adolf in Deutschland einschlug, beweist, daß seine Absicht für sich gerichtet war auf die Länder der Kirchenfürsten, daß er diese erobern wollte, um darauf für sich, wenn er die protestantischen Fürsten einstweilen noch bestehen ließ, seine Hausmacht eines neuen protestantischen Kaiserthumes zu gründen. Der Beweis liegt in der Erbhuldigung, welche Gustav Adolf erzwang, sobald er ein ehemals kirchliches Fürstenthum betrat. Es geschah zuerst in Halle an der Saale, das nach Magdeburg die zweite Stadt dieses Erzstiftes war. Eben darum, weil dieß von Anfang an seine wohl durchdachte und tief berechnete Absicht war, konnte er der Liga die Neutralität, welche Richelieu für dieselbe forderte, wohl in Worten, aber nicht in der That gewähren. Er wollte die Liga brechen, aus ihren Trümmern sein neues Haus sich erbauen.

Der Franzose Charnacé unterhandelte seit dem Jahre 1629 mit dem Schweden. Das anfängliche Angebot indessen war zu gering. Richelieu hoffte den Schweden mit drei Tonnen Goldes und dem Angebote des morgenländischen Kaiserthumes dienstwillig zu finden.[2] Das lehnte der Schwede ab. Charnacé reiste ab und kam wieder. Wir haben schon bemerkt, daß dieß zur selben Zeit geschah, als Richelieu in der Friedensunterhandlung mit dem Kaiser als ersten Punkt feststellte: der französische König wolle weder den Kaiser selbst angreifen, noch denjenigen, von welchem dieß geschehe, mit Rath, Geld, Waffen oder sonst unterstützen, sondern ihn vielmehr zur Vernunft zu bringen suchen. Also ward der Artikel in den Friedensvertrag von Chierasco aufgenommen. Zu gleicher

[1] Richelieu, Mém. VI. 403.
[2] Geijer III. 162. Nt. 3.

Zeit hetzte Charnacé den Schweden zum Kriege. Das Interesse des Schweden und Franzosen war gemeinsam: Gustav Adolf war kriegsdurstig und hatte kein Geld, Richelieu hatte Geld und wollte nicht seinen König unmittelbar sofort in den Krieg verwickeln. Der Schwede sollte vorbereiten, die Bahn brechen. In diesem Sinne gedachte man ihn als den Untergebenen zu behandeln. Der Vertrag war so gut wie fertig, als Charnacé sich weigerte in einem der beiden Exemplare den Namen des Schwedenkönigs demjenigen des Franzosen vorzusetzen. Nur auf dem Fuße der Gleichheit wollte der Schwede unterhandeln. Er brach die Sache ab.[1] Er wußte allzuwohl, daß man ihn nöthig habe, daß man ihm wiederkommen müsse. In diesem sicheren Vertrauen begann er den Krieg ohne französisches Geld.

Es war ein Wagestück, ohne Zweifel. Dennoch spekulirte Gustav Adolf ganz richtig. Er hätte wohl am liebsten auf allen französischen Beistand verzichtet, wenn er gekonnt hätte. Denn ein solcher Verzicht lieh seiner Glaubensheldenschaft einen besseren Schein. Er konnte verzichten, wenn die Aufnahme in Deutschland seinen Wünschen entsprach, wenn man ihn als Retter und Befreier begrüßte. Es geschah nicht. Er fand im Jahre 1630 in Deutschland kein Entgegenkommen irgend einer Art, keine Hülfe, als die er erzwang. In diesem Falle blieb ihm noch das andere Mittel, die Annahme der französischen Hülfe. Und allerdings war es zu Anfang des Jahres 1631 dahin gekommen, daß ohne diese französische Hülfe der Krieg wieder eingeschlafen wäre, weil Gustav Adolf nicht weiter konnte. Er hatte kein Geld mehr, und noch stand nicht so viel deutsches Land unter der Herrschaft seiner Kanonen, daß er von daher hätte dasjenige nehmen können, was er brauchte.

Es sah in Wahrheit mit den Mitteln des Schwedenkönigs täglich schlechter aus. Man ist gewohnt ihm übergroße Lobsprüche über seine Mannszucht zu machen, die Ordnung seines Heeres, die Regelmäßigkeit der Zahlung und dergleichen. Wir ziehen seinen Willen für eine gute Ordnung nicht in Zweifel. Gustav Adolf wollte nicht wie Wallenstein müßig mit seiner Mannschaft in Quartieren liegen, um reich zu werden, sondern Thaten ausführen, für welche ein geschultes, disciplinirtes Heer das erste Erforderniß war. Es mangelte nicht an Befehlen. Dazu ließ der König seine Soldaten täglich zweimal zum Gebete oder zum Anhören der Predigt heran trommeln, die Reiter heran trompeten. Von allem Kriegsvolke, lautet seine Vorschrift,[2] soll täglich des Morgens und des Abends der Gottesdienst mit Singen und mit Beten im Lager abgewartet werden. Des Feldmarschalls Trompeter gibt dazu das Zeichen. Die Trompeter aller Reiter, die Trommler der Fußknechte haben sofort darauf zu antworten.

[1] Gustav Adolf an Ludwig XIII. am 17. September 1630: Potius hanc tractationem interrumpi passi sumus quam aliquid de ea dignitate remitti, quam a Deo et majoribus nostris accepimus. Er könne nicht glauben, daß der französische König selbst ein solches Verfahren befohlen. Abschrift des Briefes in der Königlichen Bibliothek zu Hannover.

[2] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief. Tit. II.

Der Soldat, der nicht erscheint, soll das erste und das zweitemal von seinem Rottmeister gepfändet werden, zum drittenmale Tag und Nacht im Halseisen sitzen. Der Geistliche, der dann, wenn er Predigt halten soll, betrunken gefunden wird, soll das erste und das zweitemal vom Feldconsistorium einen Verweis erhalten, beim drittenmale aus dem Lager gewiesen werden. An Sonn- und Feiertagen, auch in der Woche einmal wurde im Lager gepredigt. Außerdem gebot der König zuweilen ganze Fast-, Buß- und Bettage, wie durch sein Königreich, so auch durch das Heer. Die Gebete, welche das schwedische Feldconsistorium für diese Zwecke vorschrieb, sind uns erhalten.[1] Es ist darin viel die Rede von Friede und Einigkeit, von christlichem Vertragen, vom Schutze der Witwen und Waisen, von dem ägyptischen Pharao und seiner Vermessenheit, von den Papisten und der ihrigen, von Judas Maccabäus und dergleichen.

Allein die wesentliche Frage ist nicht, was solche Gebete enthielten, sondern was sie wirkten. Und da entsprach der Erfolg nicht der gewöhnlichen Ansicht, die sich in Betreff der anfänglichen Kriegszucht der Schweden — denn von der späteren grauslichen Zeit ist hier nicht die Rede — mit den Vorschriften und den commandirten Gebeten zu begnügen pflegt. „Es kamen dem Könige je länger je mehr Klagen vor,[2] daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegardien ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden." Das heißt: die Soldaten unter der Führung Gustav Adolfs, die wir im Allgemeinen mit dem Namen der Schweden bezeichnen, standen den Wallensteinern völlig gleich. Also im Februar 1631. Dabei verlautete besonders, daß viele Ausschweifungen von Offizieren verübt würden, namentlich unter dem Vorwande der Schutzwachen. Der König erließ dagegen Befehle und Verordnungen, und bewirkte dadurch, daß, wenn auch die Disciplin nicht hergestellt ward, sie doch auf eine Zeitlang so weit gestützt wurde, daß damals nicht alles bunt übereck und zu Trümmern gegangen ist.

Bei solchen Worten des officiell bestallten schwedischen Geschichtschreibers dürfte es überflüssig sein im Einzelnen die Vorwürfe und Klagen der Pommern zu vernehmen.[3]

Die Ursache zu solchen Dingen lag sicherlich nicht in dem Willen des Königs, der ja als Befreier erscheinen wollte. Er konnte nicht anders. Er mußte Nachsicht üben und gehen lassen, weil er kein Geld hatte zu bezahlen. Er mußte sich sogar gegen seine eigene Person von den Soldaten Dinge gefallen lassen, die für einen König und General sehr peinlich waren.[4] Er zieht den Hut vor den Soldaten ab. Er nennt sie Brüder. Er selbst ermahnt sie wegen mangelnder

[1] **Arlanibaeus, Arma Suecica p. 65 ff.**

[2] Chemnitz, schwedischer Krieg S. 127 wörtlich.

[3] Man vgl. Georg Behr, ein pommersches Lebensbild von J. v. Bohlen-Bohlendorf. (Statt Handschrift gedruckt.) Stralsund 1859. Anhang I.

[4] Rommel, Geschichte von Hessen VIII. 102. Nr. 120.

Zahlung zur Geduld. Er verspricht ihnen zur Entschädigung, wenn sie sich männlich halten, gute Quartiere. Er läßt sich von ihnen duzen, und wenn es hoch kommt, Monsieur König nennen. Er hört es auch wohl an, daß es mit dem Dickkopfe und dem Schmeerbauche lauter Aufschneiderei sei. Der König wußte oder mußte den Soldaten auf solche Reden mit Lachen und Scherzen begegnen. Dann äußerten sich die Soldaten, wenn sie nur Brot und Schuhe hätten, so wollten sie einen so tapferen und siegreichen König nicht verlassen, sondern ihm getreulich dienen. — Aber wenn sie nicht Brot und Schuhe hatten, oder auf Kosten des Königs nicht erlangen konnten? Sie nahmen es und mehr dazu. Und schlimmer als das Nehmen war das nutzlose Vergeuden und Zerstören nach Söldnerart.

Die Berichte des Königs an Oxenstjerna aus jener Zeit, von seiner Landung an bis tief in das folgende Jahr, sind eine fortlaufende Reihe von Klagen über die Geldnoth. Das war die Ursache des Mangels an Zucht und Ordnung, das die Ursache jener unköniglichen Vertraulichkeit. Die monatliche Löhnung des Fußvolkes allein betrug 90000 Rthlr. [1] Woher sollte das Geld kommen? Der englische König schickte etwas Geld. Es reichte nicht. Man borgte. Man excolirte den Credit, wie der König sagt. Man machte den Getreidehandel in Schweden zum Regal. Auch diese unerhörte Maßregel des vernichtenden Despotismus brachte nicht den gewünschten Erfolg. Von Deutschland her erhielt der Schwede nicht einen Pfennig. Die Ochlokratie in Magdeburg hob seine Fahne empor, nicht um ihm Mittel zu geben, sondern weil der Schwede ihr alles versprechen ließ, was sie nur haben wollte. Kein deutscher protestantischer Fürst vertraute sich dem Schweden an oder schickte gar ihm Geld. Sie alle wollten ihn wohl benützen als Drücker auf den Kaiser und die Liga für die eigenen Zwecke, nicht für die seinen. Weiter gingen sie damals nicht.

Gustav Adolf aber wollte mehr. Er wollte den Krieg führen, dessen günstige Aussichten für ihn sich verschieben, nicht vereiteln konnten. Es ist das Gefühl der Siegesgewißheit, welches ihn leitet. Er sprach mitten in seiner tiefsten Geldnoth im December 1630 gegen Oxenstjerna die feste Zuversicht aus: [2] „Wenn Gott uns nur über den Winter hilft, dann wird der Sommer uns leichter werden." Man sieht, an Frieden, an die Möglichkeit eines solchen, denkt der Schwede nicht.

Um jedoch den Krieg fortzuführen, bedurfte er der Mittel, welche Richelieu darbot. Er war bereit dieselben anzunehmen auch unter den Bedingungen, welche der Cardinal daran knüpfte. Also schien er in das Netz einzugehen, welches Richelieu längst gesponnen und immer fertig vorhielt. Gustav Adolf ward dadurch wenn nicht in Worten, doch in der That ein Diener der Franzosen. So wenigstens meinte es Richelieu. Anders meinte es der Schwede. Es ist merkwürdig, daß derselbe Cardinal, der durch ein solches Bündnis gerade das Gegentheil dessen that, was er eben noch dem Kaiser und dem Reiche durch

[1] Geijer III. 173.
[2] Geijer III. 174.

einen anderen Vertrag feierlich gelobt, in diesem neuen Bündnisse dem Schweden die Ehrlichkeit zutraute, daß Gustav Adolf sein Wort halten werde wider sein eigenes Interesse. Nicht also war es die Weise Gustav Adolfs. Indem er scheinbar dem Wunsche des Cardinals genügte sich als französisches Werkzeug gegen den Kaiser gebrauchen zu lassen, dagegen die Liga und den Bestand des Katholizismus in Deutschland nicht anzutasten, war Gustav Adolf beflissen die Maschen des diplomatischen Gewebes, das ihn einschnüren sollte, durch einige Clauseln vorher so mürbe zu machen, daß es von seiner Hand abhing sie stündlich zu zerreißen.

Im Januar 1631 kam der französische Gesandte Charnacé nach Bärwalde unweit Küstrin.[1] Der Franzose verlangte für die Liga ausgedehnte Neutralität. Gustav Adolf bewilligte dieselbe für den Herzog von Bayern und die Liga, insoweit dieselbe ein Gleiches zu thun sich erbieten. Schon das Wort Herzog für den anerkannten Kurfürsten des Reiches, die hinzufügte Bedingung ferner machte die Haltung des Vertrages abhängig von dem Schwedenkönig, der ihn seinen Planen gemäß weder halten konnte, noch wollte. Aber der Schwedenkönig machte noch einen anderen Zusatz, welcher ihm dieselbe Gewißheit verlieh die Neutralität mit Bayern und der Liga auch selbst dann nicht halten zu müssen, wenn diese Fürsten selber den kaum zu erwartenden Willen dazu hatten. Der Zweck des Bündnisses zwischen Schweden und Franzosen war die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freunde, die Sicherheit des baltischen Meeres, die Freiheit des Handels, die Schleifung der Festen an der Ost- und Nordsee, und in Rhätien, die Herstellung endlich der unterdrückten Stände des Reiches. Was besagte der letzte weitschichtige Ausdruck? Sollte der Franzose Charnacé denselben ebenso scharf erwogen haben, wie der Schwede? Wir bezweifeln es. Denn in diesem Falle hätte sich dem Franzosen, der für den Kurfürsten von Bayern und die Liga die Neutralität verlangte, die Frage aufdringen müssen, ob Max von Bayern jemals die Oberpfalz gutwillig wieder aufgeben werde. Der Vertrag von Bärwalde gab es in die Hand des Schweden den Kurfürsten von Bayern zum Kriege zu zwingen, auch wenn Max neutral hätte bleiben wollen.

Auch für die katholische Religion in Deutschland meinte dieser französische Cardinal zu sorgen. Wenn es dem Allmächtigen gefällt, also lautete ein Artikel des Vertrages, die Waffen des Schwedenkönigs zu segnen, so soll derselbe in in allen eroberten Orten nach den Reichssatzungen verfahren, und nirgends, wo er die Ausübung der katholischen Religion antrifft, dieselbe abändern.

Wir berühren hier den Meisterzug der Politik des Schwedenkönigs. In seinem eigenen Lande Schweden hatte er seinen Kriegeszug angekündigt als denjenigen der Religion. Auf gleiche Weise suchte er in Deutschland den Fanatismus zu entflammen. Für die romanischen Länder verkündete er, daß sein Krieg nichts zu thun habe mit der Religion, daß derselbe lediglich ein politischer Krieg gegen das Haus Oestreich sei.

[1] Richelieu. Mém. VI. 531.

Fast scheint es, als ließe die Annahme, daß der Cardinal Richelieu an diese seine Bedingung der Unantastbarkeit der katholischen Religion selber geglaubt, ihm ein Uebermaß von Ehrlichkeit zutrauen. Immerhin mochte Richelieu nicht wissen noch ahnen, wie Gustav Adolf mit den Ländern der geistlichen Fürsten für sich und seine Anhänger zu verfahren gedachte. Daß jedoch der Schwede das Restitutionsedict völlig umstürzen, die bereits zurückgegebenen Kirchen und Klöster wieder protestantisch umgestalten werde, war das wenigste, was die deutschen Anhänger des Schweden von einem Könige erwarten mußten, der selber sich als Glaubenshelden ankündigte, der redete, betete, predigte gleich einem lutherischen Pastor. Sollte diese Predigtweise des Königs in Schweden und in Deutschland dem französischen Cardinal völlig unbekannt geblieben sein? Wir wissen es nicht. Fast möchte man annehmen, daß Richelieu sich hier gutwillig belügen ließ, zumal da auf alle Fälle doch dieser Artikel des Vertrages über die katholische Religion dem Schweden einigen Zaum anlegte. Der Worte dieses Artikels aber zu Gunsten der katholischen Religion bedurfte Richelieu. Sie waren ihm unerläßlich.

Denn ebenso wie es dem Schweden in Deutschland darum zu thun war, seinen Eroberungskrieg mit dem wohlklingenden Namen der Religion zu umhüllen, um die unglücklichen Deutschen zu bethören, um die eine Hälfte der Nation zu hetzen gegen die andere: eben so war es ihm und Richelieu darum zu thun in Frankreich und Italien, vor allen Dingen in Rom selbst darzulegen, daß der Krieg des Schweden mit der Religion nichts zu thun habe, sondern ein Staatenkrieg gegen das Haus Oestreich sei. Richelieu übermittelte sofort Abschriften des Vertrages von Bärwalde nach Venedig und Rom. [1] Papst Urban VIII. war durch die Ereignisse der letzten Jahre feindselig gesinnt gegen die scheinbar auch in Italien überwachsende Kaisermacht. Er war weit entfernt die Unternehmungen des Schweden zu misbilligen, wenn nur der Schwede nicht einen Religionskrieg führe. Und gegen diese Besorgnis boten nun ja die Worte des Vertrages die genügende Gewähr. Urban VIII. war fortan überzeugt, daß der Krieg nicht ein Religionskrieg sei, und sprach und handelte in diesem Sinne.

Daß mit dem Könige Ludwig XIII. auch viele Franzosen damaliger Zeit der Meinung gewesen sind, der Schwedenkönig führe nur einen politischen und nicht einen Religionskrieg, geht hervor aus dem unwilligen Erstaunen der Franzosen bei den Handlungen der Schweden gegen die Katholiken, nur darum, weil diese katholisch waren. Sie fragen mit heftiger Erbitterung, ob ein solches Verfahren dem Vertrage von Bärwalde entspreche. [2] Noch mehre Jahre nachher, als doch den Kundigen unter ihnen längst die Falten der schwedischen Politik sich erschlossen haben mußten, konnten die Franzosen darein sich nicht finden. Auch da noch meinten sie: die Schweden und die protestantischen deutschen Fürsten ihrer Partei hätten kein Recht die katholischen Deutschen mehr zu mishandeln

[1] Ranke, Päpste III. 554.
[2] Beilage LXVII.

als die protestantischen. Den Schweden ihrerseits mochte die Behauptung der Franzosen eben so wenig einleuchten, weil daheim bei ihnen nach den Gesetzen Gustav Adolfs das katholische Bekenntnis die Todesstrafe nach sich zog.

Bei seinem Kriege in Deutschland war jedoch Gustav Adolf eifrig beflissen in den romanischen Ländern die Meinung zu verbreiten, daß sein Krieg nicht die Religion betreffe. Für diesen Zweck beauftragte er den Genfer Professor Spanheim in französischer Sprache zu schreiben.[1] Spanheim unterzog sich dem Auftrage und schrieb das Buch: Le soldat suédois. Der erste Theil erschien 1632, wie sich von selbst versteht, nicht für die Deutschen, sondern für die Franzosen.

Die Schweden, sagt Spanheim,[2] führen aus dem Artikel des Vertrages von Bärwalde über die katholische Religion den Beweis, daß der Krieg ihres Königs nicht ein Religionskrieg, sondern ein Staatenkrieg sei, der sich stütze und rechtfertige durch politische Gründe, welche von einem katholischen Könige gebilligt werden. Denn niemals hätte sich dieser auf die Sache eingelassen, wenn er nicht einen klaren Einblick in die Plane des Schwedenkönigs gehabt, wenn er nicht erkannt hätte, daß es hier Gustav Adolf nur um einen politischen Krieg gegen den Kaiser, und nicht um einen Religionskrieg zu thun sei. Deshalb haben die Freunde des Kaisers Unrecht mit dem Vorgeben, es handle sich doch um die Religion, und Gustav Adolf wolle dieselbe ändern. Es ist unrecht von ihnen gegen den Schwedenkönig diese Lärmglocke zu ziehen, und in ihre Streitigkeiten andere katholische Mächte hereinziehen zu wollen, die nichts damit zu thun haben.

Also der Professor Spanheim im Auftrage des Schwedenkönigs für die romanischen und katholischen Länder. Der Satz, daß der Krieg des Schwedenkönigs nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg sei, ist der Grundgedanke des Buches, welches Gustav Adolf durch den Genfer Professor schreiben ließ, und kehrt unter mannigfacher Abänderung wieder. Auch in unserer Darstellung wird diese Frage des Religionskrieges noch mehr als einmal wiederkehren müssen.

Der wichtigste Grund, weshalb der Schwede diesen Vertrag von Bärwalde so entschieden zu seinen Gunsten einrichten konnte, scheint darin zu liegen, daß der Franzose Charnacé die Verschlungenheit der deutschen Verhältnisse nicht so genau kannte, wie der Schwede, und noch weniger die weit reichenden Entwürfe desselben ahnte. In einer andern Beziehung dagegen überlistete der Franzose den Schweden. Der Cardinal Richelieu sollte jährlich eine Million Livres bezahlen, und Gustav Adolf versprach dafür mit 30,000 Mann den Kaiser anzugreifen. Die Vollmacht des Cardinals für Charnacé ging auf höhere Summen, als dieser dem Schweden anbot oder zugestand. Gustav Adolf erfuhr diese Vollmacht von Frankreich her.[3] Er ließ Charnacé zu sich rufen. Er brach

[1] Bayle, dict. hist. et crit. sub voce Spanheim.
[2] Soldat suéd. I. 17.
[3] Richelieu, Mém. VI. 535 f.

in heftigen Unmuth gegen den Gesandten aus. Er drohte, wenn Charnacé nicht alles gäbe, wozu er ermächtigt sei. Es half ihm nichts. Charnacé wand sich hindurch, und Gustav Adolf mußte sich mit der einmal festgesetzten Summe begnügen. Der Vertrag ward abgeschlossen am $^{13}/_{23}$. Januar 1631.

Damals stand der Schwedenkönig bereits länger als ein volles halbes Jahr auf deutschem Boden. Wir haben gesehen, wie die besondere Lage der Dinge in Regensburg die Absendung Tillys bis spät in den November 1630 verzögerte. Und auch dann noch sehen wir für einige Zeit zwei wesentliche Hindernisse eines sofortigen energischen Vorgehens obwalten. Das eine ist die Meinung und Hoffnung, daß es dennoch gelingen müsse, mit den Schweden zu einem Frieden zu kommen, das andere die Ansicht, daß es doch in Wahrheit nur der Kaiser sei, den Gustav Adolf suche, und nicht die Liga, oder gar die protestantischen Reichsfürsten.

Die Schritte des Kaisers und der Kurfürsten im Laufe des Jahres 1630 auch nach dem Einbruche des Schweden legen deutlich an den Tag, daß sie immer noch auf eine gütliche Ausgleichung hoffen. Die Vorwände des Schweden zum Kriege waren allzu gesucht, allzu erbärmlich, als daß man erwarten durfte, ein besonnener Mann werde darauf hin lieber einen weit aussehenden Krieg anfangen oder fortführen, als sich durch Gewährung einiger Vortheile zum Frieden bewegen lassen. Die eigenthümliche Natur des Eroberers, der den Krieg will um jeden Preis, der keine Schranke achtet, sei sie göttlich oder menschlich, lag noch nicht klar vor Augen. Selbst damals, als gegen das Ende des Jahres 1630 Tilly schon heranrückte, bot er dem Könige noch einen Stillstand auf vier Monate an, weil der Kaiser geneigt sei über den Frieden zu unterhandeln. In bestimmterer Fassung gelangten Friedensvorschläge an den König Gustav Adolf durch den Kurfürsten von Brandenburg.

Im Beginne des Jahres 1631 ließ Georg Wilhelm zugleich im Namen der anderen Kurfürsten an Gustav Adolf die Anfrage gelangen, ob nicht zwischen dem Kaiser und ihm der Friede herzustellen sei.[1] Georg Wilhelm bat den König, seine Bedingungen zu sagen. Zugleich jedoch entwickelte der Kurfürst seine an Verrath seiner selbst und des Reiches grenzende Halbheit. Um von demselben fremden Eroberer, der eben ihm Pommern vorweggenommen mit der unzweifelhaften Absicht des Behaltens, um von diesem fremden Könige, der in einen Krieg gegen den Kaiser die Mark Brandenburg unvermeidlich mit verwickeln mußte, die Neutralität zu erlangen, bot der Kurfürst dem Schwager von Schweden den Paß an bei Küstrin, wenn Gustav Adolf dafür das Versprechen leiste, Spandau, Küstrin, Peitz und Driesen nicht zu gefährden. Gustav Adolf betheuerte nach üblicher Weise, wie lieb es ihm sein würde, wenn dem Blutvergießen vieler unschuldiger Christen durch gütliche Mittel gesteuert werden möge. Aber der Feind, also lauten die Worte des Mannes, der um seine Bedingungen zur Unterhandlung befragt wurde, habe noch nicht guten Willen zur

[1] Chemnitz S. 113.

gütlichen Ausgleichung, sondern müsse erst bearbeitet werden. Den Paß bei Küstrin her dagegen nehme der König an als Anfang der Verständigung. Weiter könne er sich nicht erklären. — Schon daraus konnte der arme Georg Wilhelm erkennen, daß er so wohlfeilen Kaufes nicht davon kommen würde. Auch legte ihm Gustav Adolf dieß sofort deutlicher dar.

Denn zur selben Zeit, als der kurfürstliche Gesandte bei dem Schweden eintraf, war ein schwedischer auf dem Wege nach Berlin, um den Kurfürsten zu offenem Anschlusse an den Schweden zu bewegen. Als Preis des Abfalles von Kaiser und Reich verhieß der Schwede dem Kurfürsten nach dem Tode des Herzogs Bogislav das Herzogthum Pommern abzutreten, dasselbe Land, auf welches nach den Reichsgesetzen Niemand anders, als der Brandenburger Kurfürst Anspruch hatte, welches bei dem Fortbestande des Reiches Niemandem anders zufallen konnte und durfte als diesem Kurfürsten. Wie Bogislav von Pommern, also berief sich auch Georg Wilhelm von Brandenburg auf seinen Eid und seine Pflicht gegen Kaiser und Reich, und ferner auf sein Einverständnis mit den andern protestantischen Fürsten, von denen er sich nicht trennen dürfe. In Wahrheit war nach schwedischer Ansicht der Graf Schwarzenberg der einzige Mann in Berlin, der die Schmach eines solchen Abfalles widerrieth.[1] Um so grimmiger haßte der Schwedenkönig diesen Mann, der hier wieder, wie einst in Preußen, seine Plane durchkreuzte.

Wir sehen abermals, daß Gustav Adolf nicht den Frieden wollte, auf keine Weise, daß er eben darum nicht Bedingungen angeben wollte, damit nicht etwa der Kaiser durch das Zugeständnis derselben ihm jeden möglichen Vorwand benehme. Daß endlich, was das Wichtigste ist, Gustav Adolf selbst den Willen des Kaisers zum Frieden nicht bezweifelte, sehen wir aus seinen Briefen an Oxenstjerna und den Reichsrath in Schweden. „Der Kaiser,"[2] sagt er, „scheint zwar zum Frieden sich zu neigen, jedoch ohne andere Bedingungen, als daß wir ohne Rücksicht auf unsere eigene Sicherheit und diejenige unserer Nachbaren uns in unsere vorige Ungewißheit zurückziehen sollen." Die Unklarheit dieser Worte war berechnet für den schwedischen Reichsrath, und nicht minder war es die Unwahrheit derselben. Denn wie konnte Gustav Adolf von den Bedingungen des Kaisers zum Frieden reden, da er die seinigen nicht hatte sagen wollen? Er fügt indessen ausdrücklich hinzu, daß er den Frieden nicht wolle. Er verhüllt seine Plane unter die Forderung, daß ein neuer Religionsfriede aufgerichtet werden müsse, wie sich von selbst versteht, im deutschen Reiche, in welchem Gustav Adolf jegliches Recht, das er beanspruchte, erst durch die Gewalt der Waffen sich erzwingen mußte. Auch macht derselbe Mann, der zur selben Zeit den Franzosen die Sicherstellung der katholischen Religion in Deutschland versprach, dem Oxenstjerna und dem schwedischen Reichsrath gegenüber kein Hehl aus seiner Absicht dieß Versprechen nicht zu halten. Es gibt kein besseres Mittel,

[1] Chemnitz S. 115.
[2] Geijer III. 176.

sagt er, zu einem neuen Religionsfrieden, als dem Kaiser selbst etwas näher auf den Leib zu rücken, und zugleich der Klerisei, welche auf seiner Seite ist.

Am $\frac{\text{31. December 1630}}{\text{10. Januar 1631}}$ hatte sich für Tilly bereits die Ueberzeugung erschlossen, daß alle Friedenshoffnungen nichtig seien. Er meldet [1] dem Kurfürsten von Baiern, daß der Schwede offenbar als Feind vordringe und seinen Anschlag auf Schlesien gerichtet habe. Also meinte es damals Tilly. Er selber, wie vielleicht alle Anderen, wie namentlich auch der Cardinal Richelieu und die Franzosen, hielten augenscheinlich noch fest an der Meinung, daß der Kaiser es sei, den Gustav Adolf suche. Diese Ansicht ist von wesentlichem Einflusse auf die Schritte der Liga zur Abwehr, nämlich hindernd und lähmend. Wir werden darauf zurückkommen.

Die nächste Pflicht der Abwehr lag dem kaiserlichen Heere ob, den ehemaligen Wallensteinern. Wir haben gesehen, wie im Sommer und Herbste des Jahres 1630 diese Schaaren, die so unendliches Leiden über Deutschland gebracht hatten, den billigsten Anforderungen nicht entsprachen. Was auch ließ von diesen Leuten sich erwarten? Die lange Dauer des Krieges täuscht gar leicht über das, was wirklich geschehen ist. Es mochte unter diesem Heer der ehemaligen Wallensteiner im Jahre 1630 sehr wenige geben, die jemals einem Feind gegenüber gestanden. Sie hatten dazu keine Gelegenheit gehabt. Nun erst trat der Ernst des Krieges blutigroth an sie heran. Da zerrannen sie und schmolzen hin wie Schnee im Sonnenschein.

Nachdem der Italiener Conti ruhmlos, mit den Flüchen der Pommern beladen, geflohen, erhielt Schaumburg den Befehl über die kaiserlichen Truppen in Pommern und Brandenburg. Er zog dieselben im December 1630 nach Garz und Greifenhagen zusammen, und berichtete [2] dann an Tilly, wie er das Heer gefunden, das so lange Jahre unter Wallensteins Hand und Leitung die Früchte des Schweißes und Blutes der deutschen Länder in sich gesogen. Tilly war damals, gegen das Ende des Jahres 1630, in Halberstadt.

Schaumburg findet zu Garz dem Namen nach sieben Regimenter, jedes zu 10 Fähnlein, also nominell 21,000 Mann. Es sind aber in Allem nicht 4000 gesunde Männer vorhanden, mit einem Obersten, zwei Oberstlieutenants, drei Oberstwachtmeistern. Wir wissen, wie von allen Seiten gegen Wallenstein namentlich die Klage wegen der Ueberzahl der höheren Officiere erhoben war. Wo mochten diese geblieben sein? Das noch gesunde übrige Fußvolk, sagt Schaumburg, ist also nackt, bloß, verarmt und ausgehungert, daß sie bei dem geringsten Anstoße gleich hinfallen, und sich aus Mangel an Mitteln nicht zu erretten oder wieder aufzubringen vermögen. Die Reiterei ist ziemlich stark, jedoch also abgemattet und an Pferden abgekommen, daß die meisten zu Fuß gehen müssen. Dennoch darf man noch wohl 7000 Pferde zählen. Allein es

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. 176.

[2] Der Bericht vom 21. December 1630 abschriftlich im Domcapitelarchiv in Osnabrück. Das Folgende fast wörtlich danach.

fehlt an Nahrung. Im Lande ringsum ist alles so erbärmlich ruinirt, verdorben, verbrannt, öde, im Geringsten nicht angebaut, daß auf sieben bis acht Meilen oder mehr keine lebendige Seele, geschweige denn Mittel zum Unterhalte für Menschen und Pferde zu finden sind. Die Fourage muß acht oder neun Meilen weit her geholt werden. Dabei ist alles in völliger Unordnung und Wirrwarr.

Schaumburg ist darüber sehr bedrückt. „Ich sinne und mühe mich Tag und Nacht ab mit allem Fleiße; dennoch kann ich keine Mittel zur Abhülfe der unzähligen Excesse, welche durch die Gewohnheit hier eingeschlichen sind, erdenken noch erfinden. Ich habe durch verschiedene Couriere dem kaiserlichen Hofe Nachricht gegeben, jedoch bislang eine Antwort nicht erhalten.“ — Und wieder drängt sich ihm dann die jämmerliche Lage dieses Heeres vor die Seele.

„Es ist dergestalt übel und elendig bei dieser Soldatesca beschaffen,“ ruft er aus, „als ich es meine Tage niemals gesehen. Es wäre unmöglich Ew. Excellenz alles zu erzählen. Ich hätte niemals geglaubt, daß Jemand eine Armee in solchem übeln Stande und erbärmlichen Wesen hätte hinterlassen können, als ich es hier vor Augen sehe.“ Der Bericht geht über seine Kräfte. Er traut sich denselben nicht zu. Er bittet Tilly einen anderen Mann zu schicken, der alles verzeichne und genauen Bericht erstatte, wie er es gefunden. Dennoch gebietet auch ihm seine Pflicht fortzufahren.

„Der Unterhalt besteht nur in Brod, das indessen bereits zu mangeln beginnt. Ich habe mit vielfältigem langem Bitten in Wien endlich erlangt, daß man mir 20,000 Thaler schicken will; allein das Geld ist noch nicht zur Stelle. Ich habe bei meiner Ankunft aus dem Meinigen etwas hergegeben, damit nur die armen Knechte noch einige Tage sich erhalten und über den Hunger hinweg kommen. Wenn das Vorhandene verzehrt ist, so weiß ich weiter kein Mittel. Wenn nicht bald Hülfe kommt, so ist zu besorgen, daß diejenigen, welche bis dahin nicht sterben oder verderben, alle hinweglaufen, oder auch etwas Aergeres anrichten. Denn zu dem Hunger ist nun auch noch die grimmige Kälte gekommen.“

Die Gefahr vor den Schweden scheint damals für Schaumburg noch nicht sehr drohend gewesen zu sein. Er berichtet, der Schwede habe Stettin und Stargard sehr stark befestigt, habe ganz Hinterpommern inne, und alle Städte belegt bis auf Colberg. In Brandenburg hat er nur das Städtchen und die Comthurei Schivelbein besetzt. Seine Macht ist nicht so sehr groß. An Reiterei mag er 3000 Pferde zählen. Die eigentlich schwedische Reiterei ist ziemlich schlecht, und nicht so stark, wie die, welche aus Preußen kommt. Wie viel Fußvolk er an Schweden und Finnen habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; doch zählt man unter ihm zehn deutsche Regimenter, von denen drei aus Preußen gekommen sind, zwei neu geworben. Die schwedische Macht liegt hauptsächlich zwischen Stargard und Colberg, und ist namentlich gegen diese Stadt gerichtet, durch welche der Paß zwischen Preußen und Pommern gesichert sein würde. Colberg hält sich gut. Schaumburg sinnt und denkt auf den Entsatz;

aber das Land ist allzu öde und verheert. Er müßte allen Proviant mitnehmen, und hat in Garz kaum genug von einem Tage zum anderen.

Tilly hat gefragt, ob zu erwarten sei, daß der König von Schweden nach der Hoffnung der Magdeburger dahin Hülfe und Entsatz bringen werde. Schaumburg verneint diese Frage. In dem schwedischen Fußvolk, sagt er, wüthen auf ähnliche Weise, wie bei uns, die Pest und andere Seuchen. Es wäre möglich, daß der König mit der Reiterei dahin durchzubrechen versuchte. „Dann indessen könnten wir von beiden Seiten ihn zwischen uns nehmen und vernichten.“ Schaumburg glaubt nicht, daß der Schwedenkönig so unbedachtsam und kindisch handeln werde. Eher würde das geschehen können, wenn er durch die Einnahme von Colberg sich ganz gesichert hätte. Aber dieß vertheidigt sich noch. Dazu hat Wingersky, Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, zu Wismar vier schwer bewaffnete Schiffe. Sie haben neulich sechs schwedische in die Flucht geschlagen. Vielleicht ließe sich für Colberg zu Wasser Hülfe bringen. Indem jedoch Schaumburg diese Möglichkeiten erwägt, fällt ihm dann der Zustand seines Heeres wieder schwer auf die Seele. Er versichert dem Oberfeldherrn abermals und abermals, daß das Elend, die Armuth, der Wirrwarr nicht zu beschreiben sei. Er bittet nochmals, daß Tilly einen Abgeordneten schicke, der genauer berichten könne.

Also lagen die Dinge zu Garz am $^{11}/_{21}$ December 1630. Auch der Schwede kannte diese Lage. Er zog seine Truppen zusammen. Am 23. December alten Stiles brach er mit ganzer Macht von Damm auf, eine Meile von Stettin.[1] Er zog auf Greifenhagen. Am Christabend rückte er vor die Stadt. Während der Nacht bereitete er die Batterien, und am Morgen um fünf Uhr begann statt des Geläutes der Festglocken der Donner der Geschütze des schwedischen Eroberers. Es commandirte dort ein Welscher, Fernando von Capua. Er wartete den Sturm nicht ab, sondern zog fort nach Garz. Auch Schaumburg wagte nicht mit dem zerrütteten Heere dem Schweden hier entgegen zu treten. Er versenkte die schweren Geschütze, verbrannte was sonst nicht mitzunehmen war, und marschierte mit dem Heere auf Landsberg und Frankfurt an der Oder, um dort aufs neue sich zu setzen.

Tilly empfing zu Halberstadt die flehenden Klageberichte Schaumburgs von Garz aus. Die Aussichten verdüsterten sich. Hatte Tilly bis dahin geglaubt nur das Erbtheil des Hasses der gequälten Menschen gegen den früheren Oberfeldherrn anzutreten: so ergab sich hier noch ein Anderes. Der Kaiser, die Reichsfürsten, die ganze Welt kannten bis dahin diese Armee der Wallensteiner als gewaltig, als schreckenerregend. Zwar hatte Mancher auch einen tieferen Blick hineingethan, doch nicht in dieser Weise. Statt eines geordneten Heeres sollte Tilly einen halb regellosen Haufen finden, verwildert, zuchtlos und krank. Daß er es nicht also erwartet, sehen wir aus seiner Meldung an den Kurfürsten von Bayern. Die Liga hatte zu Regensburg sich geeinigt auch drei von ihren

[1] Chemnitz S. 94.

Regimentern zu Fuß und sechshundert Reiter zu entlassen. Es waren die Regimenter, die in Oldenburg und Ostfriesland lagen, dazu das Blankhartsche. Die Gelder für die Abdankung waren bewilligt. Tilly bat nun dringend nichts abzudanken. Er legt zur Begründung den Bericht von Schaumburg bei. Er hat andere Bitten. Die Liga soll den Unterhalt ihrer Reiterei auf die Casse nehmen, und die Contributionen aus den Quartieren, welche diese inne hat, den kaiserlichen Truppen verabfolgen lassen. Denn sonst haben diese nichts zu leben.[1]

Unterdessen hat Schaumburg sich nach Frankfurt zurückgezogen. Von dort aus berichtet er aufs neue am 13. Januar.[2] Die Mannschaft zu Roß und Fuß ist in raschem Abnehmen. Der Marsch von Garz nach Frankfurt unter Hunger und harter Kälte hat sie um die Hälfte verringert. Schaumburg hat noch achtzig Cornet Reiter, aber es sind höchstens 4000 Mann. An Fußgängern nur noch 4—5000 gesunde Männer. Der Oberst Cratz in Landsberg an der Warthe verlangt Hülfe: aber es fehlt an allem, was er fordert. Er fragt, was er thun solle in dem ringsumher ausgeödeten Lande. „Mir ist von Grunde meiner Seelen leid," klagt der gedrückte Mann, „und bekümmert mich bis in den Tod, daß dieses Unglück durch und über mich ausgeht. Denn ich habe doch, weiß es Gott, nicht die geringste Schuld daran. Ich bitte E. E. um nichts mehr als daß eine Commission niedergesetzt werde, welche diesen jammervollen Zustand der Armee, über den ein Stein sich erbarmen möchte, besichtige und die Ursachen untersuche. Weder Soldat, noch Officier hat Lust, Liebe noch Muth etwas zu thun. Sie sind zu allen Dingen verdrossen und unwillig. Meine Kraft allein reicht nicht aus. Aber ich setze mein Vertrauen auf E. E. Wenn Sie bei diesem Wesen einige Schuld an mir erfinden: so will ich es gern mit Leib und Leben bezahlen. Wenn ich aber unschuldig erfunden werde: so werden E. E. mich in Ihren Schutz nehmen, damit ich, wenn das Unglück über mich hereinbricht, nicht um die wenige Ehre komme, die ich in langer Zeit erlangt. Jetzt erst liegt es am Tage, warum keiner diesen Befehl hat übernehmen wollen, und, um die Wahrheit zu sagen, wenn ich nicht in kaiserlichen Diensten stehend dazu fast gezwungen wäre, hätte auch ich dieser Ehre wohl überhoben bleiben mögen." Aber nochmals bittet er dringend um Untersuchung.

Tilly schickte nicht eine Commission: er kam selbst. Am 9. Januar 1631 ist er noch in Halberstadt,[3] am 16. in Treuenbrietzen, einige Tage später in Frankfurt. Er brachte das mit, worauf zunächst es ankam, nämlich Geld.[4] Mit Erstaunen erzählte man es sich, daß das kaiserliche Heer einmal wieder Sold bekommen habe. Tilly verweilte zu Frankfurt bis gegen Ende Januar.

[1] Tillys Bericht vom 2. Januar 1631 im Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] Der Bericht eben dort. Der Auszug im Theatrum Europ. II. 264 ist fehlerhaft.

[3] Dudik, Waldstein von seiner Enthebung u. s. w. S. 34, Nr. 1.

[4] Adlzreitter III. 237.

Denn es war noch immer die Meinung, daß der Zug des Schwedenkönigs von der Neumark aus gerichtet sein werde auf die kaiserlichen Erblande, daß er südwärts vordringen werde nach Schlesien. Nicht also war es der Plan des Schweden. Er wandte sich zurück, und dann rechts ab, westwärts nach Mecklenburg. Dahin mußte auch Tilly ihm folgen.

Tilly nahm den größten Theil des kaiserlichen Heeres von Frankfurt a. O. mit sich, und marschirte von da aus zuerst fast genau westwärts auf Altbrandenburg an der Havel. Er beschrieb mithin, um nach Mecklenburg zu kommen, einen rechten Winkel. Der Grund dieses Umweges liegt ganz bestimmt ausgesprochen vor. Er wollte in Altbrandenburg einen Theil der alten Kerntruppen der Liga an sich ziehen, die unter Pappenheim vor Magdeburg lagen.

Von Altbrandenburg aus legt Tilly dem Kaiser die Sachlage dar.[1] Der Kriegesplan des Schweden ist ihm bereits klarer aufgegangen. Der Schwede, sagt er, hat nicht die Absicht es zu einer offenen Feldschlacht kommen zu lassen. Er will hin und her ziehen, um dadurch einen doppelten Zweck zu erreichen. Das kaiserliche Heer ist bereits abgemattet: es soll durch die Märsche hin und zurück, hierhin und dahin aufgerieben werden. Dieß ist die eine Seite des Planes, welchen der Schwede verfolgt.

Aber, könnte man fragen, mußte nicht auch der Schwedenkönig mit seinem Heere diese Märsche machen? Warum sollte da das kaiserliche Heer eher durch Märsche aufgerieben werden, als das schwedische? — Ein Blick auf die Karte zeigt dennoch, daß Tilly Recht hatte. Die Märsche für ihn und sein Heer waren länger als für den Schweden. Tilly suchte den Schweden. Er verfolgte hier wie immer den Grundzug seiner Strategik: sich auf den Feind werfen und den Krieg mit einem mächtigen Schlage enden zu wollen. Gustav Adolf vermied das. Er wich aus. Der Kreis, in dem er sich bewegte, war verhältnismäßig klein. Indem er sich von der Neumark nach Mecklenburg wandte, zwang er den Gegner, der ihn aufzusuchen bestrebt war, zu dem langen Marsche von Frankfurt a. O. aus über Altbrandenburg nach Mecklenburg. Tilly, der schlagen wollte, mußte gegen eine kurze Wendung des Schweden, welcher nicht schlagen wollte, jedesmal den doppelten und dreifachen Weg zurücklegen. Es lag in der Natur der Sache, daß sein Heer mehr litt als das schwedische. Dieß war die eine Seite des Planes von Gustav Adolf.

Zugleich, fährt Tilly fort, beabsichtigt der Schwede es dadurch dahin zu bringen, daß die Einwohner dieser Länder, die nun so lange schon unter dem Drucke der kaiserlichen Einquartierung seufzen, in Folge dieser Märsche zu einem allgemeinen Aufstande gereizt werden. Dieß ist allerdings zu besorgen, weil die Fürsten dieser Gegenden zur Abwehr des Feindes auch nicht das Geringste

[1] Der Bericht ist abgedruckt bei Dudik S. 28 Nr. 3. Ich habe denselben abschriftlich auch im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück gefunden. Mithin scheint Tilly selbst der Liga eine Abschrift geschickt zu haben.

thun, sondern thatlos dastehen, abwartend was davon kommen werde, um im Falle eines günstigen Ausganges für den Schweden ihm beizufallen. Deshalb, sagt Tilly, bedürfen wir stärkerer Macht, damit ein bedeutender Heerestheil immer bereit stehe dem Schweden unter die Augen zu gehen. Diese Macht läßt sich herbeischaffen durch einheitliches, nachdrückliches Zusammenwirken des Kaisers und der Liga. Tilly wiederholt diese dringende Bitte um Einigkeit; denn man müsse gerüstet sein nach vielen Seiten.

Wir werden ersehen, daß Tilly in gleicher Weise den Fürsten der Liga seine Meinung darthut. Der Grundton seiner Briefe, so wie derjenigen Pappenheims, der von dort aus gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm schreibt,[1] ist das Bedürfnis der Hülfe und des Nachschubes. In einem wesentlichen Punkte indessen wichen die Heerführer von einander ab. In den Berichten, welche Tilly von Altbrandenburg aus dem Kaiser und den Kurfürsten abstattet, suchen wir vergeblich nach einer Aeußerung Tillys über die trostlose Führung, die so viel Unheil über die Kaiserlichen gebracht. Tilly gedenkt des Conti, und wer immer sonst an dem Jammer Schuld war, mit keinem Worte. Es könnte Zufall sein, daß gerade dieser betreffende Bericht uns nicht vorläge, wenn wir nicht von Pappenheim wüßten, daß Tilly es dem Kaiser nicht hat sagen wollen. Die Frage ist zwischen den beiden zur Sprache gekommen. Pappenheim hat Tilly aufgefordert bei dem Kaiser eine Anklage zu erheben. Tilly hat sich geweigert. Warum? Pappenheim meldet[2] es dem Kurfürsten von Bayern. Er zählt die Fehler der kaiserlichen Generale auf. „Dennoch," fährt er fort, „sind Seine Excellenz so fromm und gut, daß ich sie nicht habe bewegen können Ihrer kaiserlichen Majestät den rechten Grund zu schreiben. Und doch halte ich es für so nöthig, daß dieselben zum Exempel für Andere gestraft werden, während sie jetzt vielleicht in Wien hohe Belohnungen fordern."

Vom militärischen Standpunkte aus hatte vielleicht Pappenheim Recht. Allein Tilly hatte zu seinem Schweigen offenbar noch einen anderen Beweggrund. Jede Anklage dieser Art fiel der Natur der Sache nach mittelbar zurück auf Wallenstein. Dieser war gestürzt von seiner Höhe: sollte da noch Tilly ihn anklagen oder nur anzuklagen scheinen? Lieber schwieg er.

Und doch wiederholen wir, daß Pappenheim Recht hatte. Denn noch saßen in den Besatzungen vieler festen Plätze eine Reihe von ähnlichen Welschen, wie Conti, wie Fernando von Capua. Ein Strafgericht über diese hätte eine heilsame Wirkung auf jene üben mögen. Es geschah nicht, und die Folgen dieses Unterbleibens trafen Tilly selbst mit seinem Heere.

Wir nehmen an, daß Tilly eine Anklage nicht erhob aus Rücksicht für Wallenstein. Aber hatte Wallenstein das um ihn verdient, gerade damals das

[1] Pappenheim schreibt an den Kurfürsten von Bayern am 26. Februar, dann wieder am 27. Februar, Tilly am 28. Februar. Sämmtliche Schreiben sind sehr ausführlich. Dasjenige an den Kurfürsten von Bayern zum Nachweise vieles des hier Gesagten ist Beilage LXVIII.

[2] Beilage LXIX.

um ihn verdient, als Tilly auszog um das Land Mecklenburg von den Schweden zu befreien? Wir haben diese Dinge zu erörtern. Wir haben einzugehen auf dunkele Nachtseiten der menschlichen Natur.

Tilly blieb fortdauernd mit Wallenstein in regem Briefwechsel. Er betrachtet fortdauernd Mecklenburg als das Eigenthum Wallensteins. So war es in der That; denn der Einspruch der Kurfürsten zu Regensburg war nicht weiter gediehen. Wallenstein hielt in Mecklenburg seinen Statthalter Wengersky. Tilly trug eine besondere Sorgfalt für Mecklenburg. Am 3. Februar befiehlt er dem Obersten Montecuculi zu seinem Regimente nach Mecklenburg zu reisen; wegen des Dienstes, den er dadurch dem Herzoge von Friedland erweise.[1] Schon vorher, am 9. Januar hatte Tilly an Wallenstein geschrieben: wenn nicht eilfertig Proviant herbeigeschafft werde: so sei es um die kaiserliche Armada geschehen.[2] Er wiederholt diese Bitte. Er drängt, namentlich als nun er selbst im Februar sich dahin wenden mußte gegen den Schweden. Er meldet dasselbe dem Kaiser, und wiederum der Kaiser an Wallenstein. Dieser antwortet dem Kaiser am 28. März:[3] sobald er vernommen, daß der Graf Tilly in Person sich dahin gewendet, habe er demselben nicht bloß das ganze Land anbefohlen, daß Tilly darin gebiete und verbiete, gleich als sei es sein Eigenthum, sondern auch dem Statthalter Wengersky dort die Weisung gegeben dem General Tilly mit Geschütz, Munition, Proviant und allen möglichen Dingen an die Hand zu gehen. Wallenstein legt eine Abschrift seines Briefes an Tilly bei. Der Kaiser konnte mithin beruhigt sein über den guten Willen Wallensteins.

Aber eben derselbe Wallenstein hatte längst vorher dem Wengersky dringend befohlen alles in Mecklenburg vorräthige Getreide auszuführen, zu verkaufen und das Geld dafür ihm nach Böhmen einzusenden.[4] Tilly hatte dem Wengersky im Januar aufgetragen Getreide sogar auf Borg zu nehmen, damit das Heer zu zehren habe.[5] Statt dessen verkaufte Wengersky gehorsam schon vom Beginne des Jahres 1631 an alles was da war.[6] Wengersky selbst stellt im Februar dem Wallenstein vor, daß es nöthig sei Tilly mit Proviant zu Hülfe zu kommen.[7] Wußte Wengersky nicht, warum er so zu handeln gezwungen wurde? Wallenstein wiederholt seine Befehle. Als Tilly kam, war nichts mehr da. Der redliche, nichts Arges ahnende Mann meldet selber es wiederholt an Wallenstein. Er beklagt sich heftig über Wengersky. Er verlangt, daß derselbe entlassen, daß ein Anderer an dessen Stelle gesetzt werde. Es geht ihm augenscheinlich auch nicht entfernt die Ahnung auf, daß eben derselbe Mann, bei

[1] In riguardo del servizio che ne ridonda al S. Duca di Friedland. Mittheilung des Herrn v. Hurter aus Wiener Archiven.
[2] Ebendaher.
[3] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung ꝛc. S. 27.
[4] a. a. O. S. 35 ff.
[5] a. a. O. S. 40 Nr. 1.
[6] a. a. O. S. 42. Nr. 1.
[7] a. a. O. S. 45.

welchem er Klage führt, arglistig tückisch die Ursache dieser Klagen ist, daß Wengersky nur als das Werkzeug Wallensteins gehandelt hat. Der Plan Wallensteins ist offenbar dem Heere die Lebensmittel zu entziehen, damit Tilly keine Erfolge erringe. Und dann wieder schreibt Wallenstein an Tilly: er hoffe, Tillys Feldherrntalent werde alle Schwierigkeiten überwinden.[1] Es dürfte schwer sein nachweisen zu wollen, wie im Einzelnen dieß Verfahren Wallensteins wirkte; doch kann fast mit Sicherheit angenommen werden, daß Colberg nur darum verloren ging.[2]

War diese Arglist Wallensteins zunächst gegen Tilly gerichtet, so verfolgte er gleichzeitig noch andere Gedanken und Plane.

Gemäß der Forderung der Kurfürsten zu Regensburg hatte der Kaiser den allverhaßten Mann entlassen. Ferdinand II. hatte es nicht gern gethan; denn sein Vertrauen zu dem Talente des Heerführers, dessen Anmaßung und Härte der Kaiser ja doch nie gebilligt hatte, blieb unerschüttert. Auch blieben im Rathe des Kaisers, obwohl Collalto bald starb, die alten Verbündeten Wallensteins: der Fürst Eggenberg, der Vicekanzler Werdenberg, der Kriegesrath Questenberg, die seit langen Jahren jeglichem Begehren Wallensteins das Wort redeten. Der Kaiser betrachtete Wallenstein nicht eigentlich als entlassen. Er blieb fortdauernd mit ihm in Briefwechsel. Er verlangte Gutachten von Wallenstein über die Bestallung des Fürsten von Pfalzburg als Feldmarschall, und erinnerte dabei daran, daß Wallenstein versprochen in zweifelhaften Fällen mit Rath und Gutachten ihm zur Hand zu gehen.[3] Die Forderung solcher Gutachten kehrt häufig wieder. Im Januar 1631 soll Wallenstein seine Meinung aussprechen über einen Operationsplan für Tilly nach dem Falle von Garz und Greifenhagen.[4] Wallenstein hebt dabei hervor, daß das Kriegsvolk Noth leide, daß es deshalb entlaufe, seiner Befehlshaber nicht achte. Und weiter fordert der Kaiser von Wallenstein ein Gutachten über einen Bericht Tillys.[5] Die Aufschrift der Briefe des Kaisers an Wallenstein lautet im Februar 1631 wie vor der Entlassung: Unserem General-Obristen Feldhauptmann.

Wir sehen: der Kaiser hat Vertrauen zu Wallenstein, ein recht großes Vertrauen, sowohl in sein Wollen als in sein Können. Hatte auch Wallenstein seinerseits Vertrauen zu dem Kaiser? —

Wir müssen daran erinnern, daß Wallensteins Freunde auf dem Tage zu Regensburg als Grund gegen Wallensteins Entlassung geltend machten: er werde sich rächen. Wallenstein scheint einen solchen Plan bei sich sehr bald entwickelt, sehr bald die ersten Schritte in dieser Absicht gethan zu haben. Er gebrauchte dazu den von Stralsund her wohl bekannten Hans Georg von Arnim, einen der

[1] a. a. O.
[2] a. a. O.
[3] a. a. O.
[4] a. a. O. S. 23.
[5] a. a. O. S. 26.

hauptsächlichen Vertreter des feilen Söldnerthumes. Fassen wir in kurzen Zügen die Laufbahn dieses Mannes zusammen.

Er trat zuerst 1613 in die Dienste des Schweden Gustav Adolf und brachte es bald bis zum Obersten. [1] Im Jahre 1621 finden wir ihn in den Diensten des Königs Siegmund von Polen, dessen Krieg mit Gustav Adolf nur unterbrochen, nie beendet wurde. Dann lockte ihn die Werbefahne Wallensteins. Er ward 1627 die rechte Hand desselben in dem Tückespiel gegen die Herzöge von Mecklenburg. Er belagerte dann 1628 auf Befehl Wallensteins und aus eigener Habgier die Stadt Stralsund, und entwickelte vor den Bürgern derselben die Verlogenheit seines Charakters. Dieß Thun und Treiben hinderte ihn nicht eine lange Reihe erbaulicher Betrachtungen zu schreiben, die im Drucke zu einer starken Hauspostille hinreichen würden. [2] Wir haben gesehen, wie Arnim mit Wallenstein durch diese ungerechte Belagerung dem Schweden den Weg nach Deutschland bahnte. Im Jahre 1629 führte Arnim widerwillig das Wallensteinische Hülfsheer für Polen gegen die Schweden. Er verlangte auf diesem Zuge seinen Abschied. Wallenstein gewährte denselben. Er meldete dem Arnim, daß derselbe keinen besseren Freund habe als ihn, [3] versicherte aber den Collalto, daß die Widerhaarigkeit und die Anmaßung dieses Menschen endlich seine Geduld erschöpft habe. [4] Längere Zeit war der Verkehr lau. Aber die Beiden paßten zu einander. Sie fanden sich wieder. Arnim, der von 1625 bis 1628 als Oberst, und bis 1629 als Feldmarschall nicht umsonst in kaiserlichen Diensten gestanden, erhob 1631 an den Kaiser eine Forderung von 264,050 Gulden rückständigen Soldes. [5] Wallenstein befürwortete diese Forderung.

In derselben Zeit war Arnim an einer anderen Stelle dienstfertig für Wallenstein. Durch seine Hände ging der Briefwechsel Wallensteins mit Gustav Adolf. [6] Bereits im November 1630 hat Arnim von Schweden her das Alphabet erhalten, durch welches er correspondiren solle. Mithin ist diese Correspondenz zwischen dem Schwedenkönige und Wallenstein eine geheime, um die nur Arnim weiß. Sie ist ferner eine wichtige; denn beide geben die nöthigen Befehle, daß die Briefe durch bereitstehende Couriere befördert werden bei Tag und bei Nacht. [7]

Es dürfte die Frage sein, was Wallenstein in geheimer und wichtiger Correspondenz mit dem Schwedenkönige damals anders verhandeln konnte, als Verrath an Kaiser und Reich. Wir haben dieß noch deutlicher zu erfahren. In derselben Zeit, als Wallenstein von dem Kaiser huldreiche Briefe voll Vertrauens erhielt, stand er nicht bloß mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, sondern zugleich auch mit dem anderen Todfeinde des Kaisers und des Friedens der

[1] Förster, Wallensteins Briefe III. Anhang S. 110.
[2] a. a. O. S. 114.
[3] a. a. O. S. 117.
[4] Chlumecky, Regesten S. 161. Nr. CCXLII.
[5] Förster, Wallensteins Briefe II. S. 167.
[6] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung u. s. w. S. 13.
[7] a. a. O. S. 15.

deutschen Nation, mit dem französischen Cardinal Richelieu in Unterhandlung. Der Gegenstand derselben war seine Rache an dem Kaiser. Als der hessische Gesandte Wolf im Spätherbste 1630 bei Gustav Adolf weilte, berichtete er heim:[1] Wallenstein habe neulich einen eigenen Gesandten an Richelieu geschickt und solche Dinge vorgeschlagen, daß man glauben dürfe, er wolle der Beleidigung wegen, die er zu Regensburg empfangen, dem Kaiser einen schlimmen Possen spielen. Auch sei der schon auf der Rückreise begriffene schwedische Gesandte, Ritter Rasch, in großer Eile wieder nach Paris zurückgerufen worden.

Was Wallenstein hier gewollt und zwar absichtlich im Einverständnisse mit Richelieu und Gustav Adolf gewollt, liegt zur Zeit noch nicht aufgedeckt vor. Auch ist das Einzelne unwesentlich. Wallenstein sann im Herbst 1630 auf Verrath an dem Kaiser und knüpfte zu diesem Zwecke mit den Todfeinden desselben an. Nicht die Art und Weise, nicht ein Minder oder Mehr fällt hier durchschlagend ins Gewicht, sondern die Thatsache selbst.

Das tückische Spiel dieser Unterhandlungen blieb nicht völlig verschwiegen. Auch Tilly wurde auf irgend eine Weise davon in Kenntnis gesetzt. Er war in Altbrandenburg. Es war eben damals, als Pappenheim sich vergeblich bemühte den Oberfeldherrn zu einer nachdrücklichen Klage bei dem Kaiser über die Führer der Truppen zu bewegen. Wir haben zu sehen, wie Tilly bei einer solchen Nachricht sich verhielt. Tilly erstattet nicht Bericht davon an den Kurfürsten von Bayern oder an einen anderen Fürsten der Liga, auch nicht an den Kaiser. Denn Tilly glaubt es nicht. Er kann es nicht glauben. Der Greis, der im Sturme und Schlachtendrange eines langen Lebens sich das offen vertrauende Gemüth eines Kindes bewahrt, hält die ihm gewordene Nachricht für eine Verleumdung. Darum wendet er sich an Wallenstein selbst. Diesem selbst überschickt Tilly die ihm gewordene Mittheilung, damit Wallenstein im Stande sei einem solchen bösen Gerüchte eilig entgegen zu treten. Lassen wir ihn selber reden.[2]

„Vor wenigen Tagen ist mir die Einlage zugeschickt. Ich zweifele nicht, daß der Inhalt derselben durchaus falsch, von misgünstigen Feinden Ew. Fürstl. Gnaden erdichtet sei, und messe darum meinerseits demselben auch nicht den geringsten Glauben bei. Noch weniger kann ich mir einbilden, daß Ew. Fürstl. Gnaden wider den Kaiser und Herrn, von welchem Sie so viele hohe kaiserliche Gnade und Wohlthaten empfangen, oder auch wider das römische Reich sich zu

[1] Rommel VIII. 96. N. 10. Wir beziehen uns absichtlich nicht auf die officielle Schrift, welche später der Kaiserhof in Wien gegen Wallenstein herausgeben ließ. Wir thun es deshalb nicht, weil auch ohne dieselbe die Thatsache vorliegt. Doch muß bemerkt werden, daß Förster in den Briefen Wallensteins in dem Capitel, welches er überschreibt: „die Verfälscher der Geschichte Wallensteins“ gegen die Anklagen jener Schrift nichts weiter vorgebracht hat, als die Behauptung, daß sie unwahr seien. Die Wissenschaft hat Herrn Förster dankbar zu sein für die Actenstücke, die er überhaupt bringt. Das Andere ist sein Eigenthum.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 149. Leider hat F. die Beilage Tillys nicht mitgetheilt.

solchen gefährlichen und schädlichen Planen von irgend Jemandem, wer auch immer und unter welcher Einwirkung es auch sei, jemals verleiten lassen sollten. Allein weil diese Dinge von großem Nachdruck sind, weil sie Ew. Gnaden fürstliche Person, Glimpf und Reputation betreffen: so habe ich aus treuherzigem Gemüthe nicht umhin können sie Ew. Fürstl. Gnaden mitzutheilen, damit Sie Kenntnis davon haben. Dadurch werden Sie im Stande sein, wenn dem Kaiser oder den Kurfürsten demnächst etwas davon vorkommen sollte, zeitig zu begegnen und alle unbillige Gedanken, die daraus erwachsen möchten, gebührend abzuschneiden. Ich lebe der guten Zuversicht, Ew. Fürstl. Gnaden werden dieß von mir, der ich es aufrichtig und von Herzen meine, in Gnaden vermerken und wohl aufnehmen.

Datum Alt-Brandenburg, den 21. Februar 1631."

Wallenstein erwiedert aus Gitschin am 14. März 1631. Wo er sonst eigenhändig schreibt, spricht er von sich im Singular. Ebenso auch that es der Kaiser Ferdinand. An Tilly schreibt Wallenstein eigenhändig im Plural. Auch solche Züge, so klein sie sein mögen, sind zur Charakteristik des Mannes von Bedeutung.

„Wir haben Ew. Excellenz Schreiben vom 21. des verwichenen Monats Februar recht empfangen und dasselbe mit den eingeschlossenen französischen Zeitungen, für deren Mittheilung wir uns freundlich bedanken, gar wohl verstanden. Wir verhalten Ew. Excellenz zur Antwort darauf nicht, wie es zuerst uns gar nicht Wunder nimmt, daß dergleichen unwahre Nachrichten verbreitet werden, zumal da es jederzeit so der Brauch der Welt gewesen ist. Ferner erklären wir, daß kein Abgesandter von Schweden bei uns gewesen ist; denn sonst würde derselbe vielleicht eine andere Kette von uns zum Geschenke erhalten haben, als die angeregten Zeitungen melden. Noch weniger finden wir uns von dem Kaiser beleidigt, daß wir deswegen zu dergleichen Extremitäten hätten schreiten sollen. Zumal auch da ohnedieß der Ort hier nicht danach beschaffen ist, daß man dergleichen Händel darin anfangen könnte. Derselbe ist nicht allein offen und wir sind ganz waffenlos darin, als auch liegt derselbe mitten in den kaiserlichen Ländern. Deshalb lassen sich solche Zeitungen zwar wohl anhören, aber mit Lachen beantworten." Tilly glaubte aus sich nicht an die Wahrheit dieser Nachricht; deshalb ist es möglich, daß diese Erwiederung Wallensteins ihn befriedigt und beruhigt habe. Wallenstein schrieb in gleicher Weise sofort an den Kriegsrath Questenberg und den Obersten St. Julian, die beide seiner Partei angehörten. Er theilt ihnen das Actenstück mit, das Tilly ihm übersandt hat, und was er diesem geantwortet. Er meint, es seien gar zu alberne Possen, besonders von Generalen. Wenn man lose Händel anfangen wolle: so sei der angegebene Weg dazu untauglich. Er wiederholt, daß er vom Kaiser im Geringsten nicht beleidigt sei. Gott möge ihn behüten, daß ihm so etwas in die Gedanken kommen sollte. Er erinnert daran, daß das Gerücht von anderen Orten herrührt, und daß man es Tilly zugeschickt. „Denn," also fügt er in spanischer Sprache hinzu, „ein Schuft meint, daß alle Menschen von gleicher Art sind wie er."

Wir sehen, Wallenstein betheuert hier dreimal an einem Tage, daß er vom Kaiser im Geringsten nicht beleidigt sei. Wir wissen nach den vorher angegebenen Zeugnissen, daß er dieses log, daß er in Wahrheit sich für beleidigt hielt. Auch glaubte Questenberg es selbst nicht anders, und sprach dieß einige Wochen später ohne vielen Rückhalt gegen Wallenstein selber aus.[1] Allein sein Brief an Questenberg mit jener Versicherung hatte ein anderes Ziel. Questenberg sollte denselben dem Kaiser vortragen. Also geschah es. Questenberg durfte um so weniger damit säumen, da dasselbe Gerücht über Wallenstein bereits vorher in Wien sich geregt hatte.[2] Auch muß es Questenberg bei dem Kaiser gelungen sein; denn die günstige Meinung des Kaisers über Wallenstein war im steten Wachsen. Es bedarf nicht des Nachweises, daß diese Ansicht des Kaisers über den Mann, der ihn zu verrathen suchte, nicht ein Vortheil war für den Anderen, der dem Kaiser und der Sache des Reiches treu ergeben war bis in den Tod.

Es dürfte noch die Frage sein, wie das Benehmen Tillys in dieser Sache auf Wallenstein gewirkt. Das Datum des Briefes von Tilly über die französische Nachricht ist vom 21. Februar. Die nachdrücklichste Klage des Feldherrn über Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, den Wengersky, daß aller Vorrath an Getreide und sonstigen Dingen inzwischen sich gänzlich verloren habe, ist vom 15. April, also zwei Monate später.[3] Tilly klagt den Wengersky bei Wallenstein deshalb des bösen Willens an. Er bedauert, daß er nun nicht im Stande sei Wallensteins Besitzthum dort so zu vertheidigen, wie er gewollt hätte.

Sie haben beide sich hier gekennzeichnet, ein Jeder auf seine Art.

Wir haben gesehen, daß es im Heere des Schwedenkönigs nicht so bestellt war, wie man gemeinhin annimmt. Wir haben gesehen, daß er, um die Worte des Chemnitz zu gebrauchen, mit Mühe so viel erreichte, daß nicht alles bunt übereck und zu Trümmern ging. Wir haben ferner den trostlosen Zustand der ehemaligen Wallensteiner erfahren. Stand es denn so viel besser um das Heer der Liga? Verfügen wir uns wieder nach Altbrandenburg in den letzten Tagen des Februars 1631.

Es waren bis dahin von der Liga erst etwa 6000 Mann im Felde, deren Mehrzahl unter Pappenheim vor Magdeburg lag. Noch erfolgte der Sold regelmäßig. Allein auch Tilly fürchtete, daß es bald nicht mehr geschehen könne. Wie war doch die Stellung dieses Feldherrn so unendlich schwieriger, als diejenige des Schwedenkönigs! Gustav Adolf umfaßte als König alles in seiner Person. Sein Wille im Thun und Lassen war unabhängig von demjenigen anderer Menschen. Anders stand Tilly da. Er hatte Rücksichten zu nehmen nach allen Seiten, mußte Befehle, mußte Gutachten abwarten von Wien, von München, von Mainz. Die Zahl seiner Kriegsherren war so groß. Er forderte neue Geldbewilligungen; aber selbst dasjenige, was schon bewilligt war, erfolgte

[1] Dudik S. 49. Der Brief Questenbergs ist vom 23. April 1631.
[2] a. a. O.
[3] Dudik S. 46.

säumig. Der Eine wartete auf den Anderen. Vom oberländischen Theile des Bundes, wo Maximilian von Bayern Director war, erfolgten auf das Treiben desselben die Gelder zur rechten Zeit; über den rheinischen Theil, wo Anselm Casimir von Mainz Director war, führte Tilly beständige Klage. Die Summen waren verhältnismäßig für die reichen Prälaten gering, und doch blieben sie aus. Tilly hatte sie verwöhnt. Er hatte immer und immer geklagt über diese Säumigkeit, und doch war er dann endlich zum Ziele gekommen. Sollte es auch nicht dießmal wieder so gehen? Man war ja im Jahre 1630 schon einmal dahin gekommen, daß man seine Klagen lästig fand. Warum auch sollte man so übermäßig sich anstrengen. Der Kaiser ja war es, den Gustav Adolf suchte, nicht die Liga.

Tilly selbst durchschaute solche Gedanken. Mindestens wöchentlich eilte ein Courier nach München und Mainz, und der Inhalt der Botschaft war und blieb in der Hauptsache immer derselbe: gebt Geld. Auch den Gedanken, der möglicher Weise bei diesem oder jenem seiner Kriegsherren keimen mochte, daß nämlich Tilly nur die Contributionen der besetzten Länder zu erhöhen habe, um mehr Geld zu haben, ließ Tilly nicht aufkommen. Gustav Adolf immerhin mochte die armen Pommern tributpflichtig machen für seinen Eroberungskrieg, Tilly lehnte die etwa mögliche Zumuthung eines ähnlichen Verfahrens gegen die anderen Deutschen ab, bevor eine solche ihm gemacht werden konnte.[1] Er erklärt im Voraus, daß es unmöglich sei mehr Geld aus den Quartieren zu erpressen, daß er nicht das über sich nehmen wolle. Seine Kriegsherren sollten das Geld hergeben aus ihren noch kriegsfreien Ländern. Tilly redet schärfer und nachdrücklicher als je zuvor. Er verwahrt sich hoch und theuer gegen jede Verantwortlichkeit. „Sollte man mir wider alle meine feste Hoffnung die so oft gebetene Hülfe nicht widerfahren lassen: so lebe ich doch der gewissen Zuversicht, man werde mir über mein vielfältiges, mein treues, mein unterthäniges Bitten die Schuld oder Verantwortung nicht beimessen." Er ruft den Kurfürsten Max von Bayern zum Zeugen und Fürsprecher an, und der Kurfürst schickt die sämmtlichen Schreiben in Abschrift an die Mitglieder des Bundes.[2] In Wahrheit, sie hatten im Falle des unglücklichen Ausganges Niemandem Vorwürfe zu machen als sich selbst.

Auch kennt ja Tilly das deutsche Verfahren in solchen Fällen, das Berathen, das Begutachten, das Knausern an den Summen. Darum warnt und mahnt er. „Die Gefahr, die Noth, die Armuth wächst nicht nur täglich, sondern vielmehr stündlich und augenblicklich für beide Heere. Darum ist mit Hin- und Wiederschreiben, mit Vermahnen, Flehen, mit Vertrösten, und noch viel weniger mit Ausschreibung von Zusammenkünften und Rathschlagen der Sache nicht gedient, sondern es muß schleunigst und durch die That geholfen werden. Wenn

[1] Beilage LXX.

[2] Die Schreiben Tillys aus diesen Tagen finden sich sämmtlich im Archive des ehemaligen Domcapitels in Osnabrück, mithin wahrscheinlich auch in allen anderen Archiven ehemaliger geistlicher Fürsten.

das nicht geschieht, so ist die unfehlbare und gewisse Folge, daß der ganze Kriegsschwall in die Länder der Bundesfürsten selbst gezogen wird."

Wir sehen, Tilly hat die Ansicht, als ob noch eine Neutralität für die Liga möglich sei, völlig aufgegeben. Es ist in seinen Augen nicht bloß mehr die Pflicht der Reichsstände dem Kaiser beizustehen: es ist ihre Pflicht der Selbsterhaltung für sich alle Kräfte aufzubieten. Ahnte er schon die schwedischen Plane?

Deshalb hebt er dann nachdrücklich wie immer die Pflicht der Einigung mit dem Kaiser hervor. Denn das ja ist der Grundgedanke, den Tilly in seiner Laufbahn verfolgt: die Einigkeit und Geschlossenheit des Reiches gegenüber dem Fremden. Zur Erlangung des rechten Zweckes, also meldet er seinen Kriegesfürsten, ist eine rechtschaffene, wahre und vertrauliche, beständige Einigkeit und inniges Zusammenschließen des Kaisers und der Bundesstände äußerst und vor allen Dingen erforderlich und nothwendig;[1] denn noch niemals hat das Reich in einer solchen Gefahr geschwebt.

Auch will Tilly in den Bundesfürsten nicht die Meinung aufkommen lassen, daß sie dort um das kaiserliche Heer sich nicht zu kümmern haben. Das eine Heer, ruft er ihnen zu, ist so nothwendig wie das andere. Sie bestehen nur mit einander. Früher hatte so oft Wallenstein ihn mit den Quartieren beengt und bedrängt. Die Sache liegt nun anders. Die Truppen der Liga haben Quartiere inne in der Wetterau, auf dem Westerwalde, in Hessen-Cassel, welche sie vertragsmäßig dem kaiserlichen Heere abtreten müssen. Tilly ist unwillig, daß es noch nicht geschehen. Er mahnt daran, dringend und eifrig; denn die Quartiere des kaiserlichen Heeres sind gänzlich verarmt und verdorben, die Einwohner voll Haß und Erbitterung gegen dasselbe. Er erörtert nicht, woher dieser Haß komme; nur den einen Gedanken hält er fest: dem kaiserlichen Heere muß geholfen werden, auch wenn deshalb die Fürsten der Liga sich höhere Opfer gefallen lassen müssen. Und abermals dann schließt er mit der feierlichen Verwahrung, daß er mit Warnen, Erinnern und Mahnen seine Pflicht gethan, daß er darüber hinaus nicht verantwortlich sein dürfe.

Tilly weiß, daß seine Vorwürfe den Kurfürsten von Bayern nicht treffen. Er hebt es ausdrücklich hervor, daß er mit großem Wohlgefallen vernommen, wie eifrig und ernstlich der Kurfürst auf die Zahlung der fälligen Gelder dringe. Aber Tilly bittet wiederum den Kurfürsten sich ja nicht dem Gedanken hinzugeben, als ob seine Schilderung übertrieben sei.

In der That erfolgten nun die einmal bewilligten, die mithin schuldigen Gelder richtig; aber die außergewöhnlichen Leistungen, die Tilly wegen der besonderen, in Regensburg bei der Bewilligung nicht vorausgesehenen Lage der Dinge forderte, tröpfelten spärlich und langsam. Es war die unausbleibliche Folge der inneren Schwäche, an welcher jede Genossenschaft solcher Art krankt, selbst da, wo Einzelne den guten Willen haben mochten. Der Eine wollte nicht

[1] Schreiben Tillys aus Fürstenwalde 17. Februar 1631, im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

mehr thun als der Andere, zumal da von allen diesen Bischöfen und Aebten vielleicht noch nicht einer durchschaute, daß sie und nicht zunächst der Kaiser es seien, welche der Schwedenkönig suche. Es ward ein Bundestag nach Dinkelsbühl ausgeschrieben auf den 5. Mai 1631.

Folgen wir dem Feldherrn auf seinem Wege gegen den Schweden. Als Tilly im Januar 1631 zu Frankfurt a. d. O. eintraf, standen die Schweden bereits in der Neumark. Dann wandte sich Gustav Adolf rückwärts nach Stettin, um in Mecklenburg einzubrechen.[1] Schon damals sofort durchschaut Tilly den Plan des Schweden, den er einige Tage später aus Altbrandenburg dem Kaiser schildert, daß nämlich Gustav Adolf einem Treffen ausweiche. Wollte Tilly mit Gustav Adolf schlagen: so mußte er ihn aufsuchen. Von hier an liegt der strategische Plan der beiden Heerführer klar vor Augen: Tilly will schlagen, Gustav Adolf weicht aus. Wir haben gesehen, wie Tilly von Frankfurt aus zuerst westwärts nach Altbrandenburg marschirt.

Es ist von Wichtigkeit sich den inneren Zustand dieses Heeres zu vergegenwärtigen. Von den 6000 Mann, welche die Liga damals im Felde hatte, standen zwei Drittel unter Pappenheim vor Magdeburg. Die Truppen, welche Tilly führte, waren eben dieselben Kaiserlichen, deren Zustand Schaumburg einige Wochen vorher von Frankfurt aus mit so düstern Farben beschrieben, die er schildert als muthlos, hülflos, elend. Mit diesem selben Heere suchte nun der alte Tilly den Schwedenkönig auf. War denn so bald ein anderer Geist in diese fast verkommenen Menschen gefahren?

Daß die Haltung dieser Truppen eine andere war, als wenige Wochen früher vor Tillys Ankunft, ist unzweifelhaft; denn sonst ja hätte Tilly sie nicht in's Feld geführt. Dennoch hatte er gewichtige Bedenken mit diesem Heere allein dem Feinde entgegen zu treten.[2] Deshalb marschirte Tilly, wie wir bereits angedeutet haben, von Frankfurt aus zuerst nach Altbrandenburg, um dort auch ligistische Truppen an sich zu ziehen. Es waren ein Regiment und dazu 1800 Mann von dem Belagerungsheer vor Magdeburg, also fast 5000 Mann, lauter altgediente Soldaten. Mit diesem Theile des ligistischen Heeres zog Tilly in den ersten Tagen des Märzmonates der schon vorangerückten kaiserlichen Armee nordwärts hin eilig nach.

Der Schwedenkönig hatte unterdessen in Mecklenburg rasch um sich gegriffen. Die Städte dort fielen fast ohne Widerstand. Marrazan, ein besonderer Günstling

[1] Tillys Bericht vom 9. Februar aus Frankfurt a. d. O. an den Kurfürsten Max, im ehemaligen Domcapitelarchive in Osnabrück. cf. Adlzreitter, III. 238. Tillys Bericht vom 5. Februar.

[2] Pappenheim an den Kurfürsten von B. 26. Februar 1631: weillen S. E. allerley wichtige bedenckhen gehabt mit dem Kays. volckh allein dem K. v. S. entgegen zu kommen, sind sie zu B. so lange verplieben, biß Herr Oberst v. Cronenburg mit seinem Regimente auch aukhommen, dazu Ich dan noch von dieser ploquirung 500 Pferdt vntt von E. Ch. D. hier vor Magdeburg ligendem volckh 1300 M. S. E. überlaßen müßen.

Wallensteins,[1] übergab Neubrandenburg am $^{1}/_{11}$ Februar. Auf dem Schlosse Loiz commandirte abermals ein Spanier, Namens Peralta. Er eröffnete dem schwedischen Officier, den Gustav Adolf voranschickte, seinen festen Vorsatz sich zu halten, und wiederholte, in prächtiger Rüstung angethan, seinen Schwur vor den zitternden Frauen. Als der Schwede herankam, entfiel dem Ritter das Herz. Auf das Gebot des Königs kam Peralta hervor und ließ sich von demselben die Capitulation dictiren. Während dieß geschah, ersah ein Schwede, daß der Spanier eine prächtige goldene Kette am Halse trug.[2] Er bat den König diese Kette an sich nehmen zu dürfen. Gustav Adolf gestattete es. Das geschah, sagen die Schweden und schwedischgesinnten Deutschen, ohne daß der hochmüthige Spanier sich im geringsten dawider gesetzt, oder beim Könige solches verbeten hätte.

Peralta litt es schweigend. Ist es nothwendig dieses Schweigen als eine Wirkung der Furcht anzunehmen? Wovor sollte der Mann sich fürchten, der unter dem Schutze des Völkerrechtes stand, der auf das Wort eines Königs vertrauend aus seiner Burg hervorgekommen war? Aber freilich, nicht bloß sein Leben, sondern auch seine Habe stand unter diesem Schutze, und wurde dennoch angetastet, und das unter den Augen und mit Gutheißen desselben Königs, auf dessen Wort vertrauend er hervorgekommen war. Eben darum lag zur Erklärung des Stillehaltens des Spaniers ohne Einwand und Widerspruch ein anderes Gefühl als dasjenige der Furcht eben so nahe. Es war das Gefühl der schweigenden Verachtung gegen den König, der hier das Grundgesetz in dem Verkehre der Völker mit einander, die Sicherheit der Gesandten, mit Füßen trat. Was konnte bei solchem Beispiele das zweimalige tägliche Commando zum Gebete mit Trommeln und Trompeten fruchten?

Gustav Adolf rückte weiter vor Demmin. Dort befehligte der Italiener Savelli, ein römischer Herzog, von allen Geldschindern und Räubern des einst Wallensteinischen Heeres einer der schmutzigsten. Er hatte durch die hohen Contributionen, die er forderte, alles erschöpft. Als die Leute nicht mehr geben konnten, nahm er ihr Ackergeräthe und ihre Pferde. Da sie diese nicht einzulösen vermochten, machte Savelli einen Contract mit dem Schinder und überließ ihm die Pferde, so daß der Scharfrichter für jede Haut sechs Schillinge zahlte.[3] Unterdessen nahte der Schwede. Pappenheim berichtet dem Kurfürsten mit großer Freude, daß die starke Kälte gebrochen sei, daß das Thauwetter den Platz Demmin wieder fest und unzugänglich gemacht habe.[4] Nun werde Savelli sich halten können, bis Tilly komme und ihm helfe. Savelli hatte von Tilly Befehl den Ort mindestens drei Wochen zu halten. Er hielt ihn nicht drei Tage. Als der römische Herzog beim Auszuge an dem Schwedenkönige vorüber ritt, bot dieser ihm die Hand und freute sich einen Mann zu sehen, der das

[1] Chlumecky, Regesten S. 117. CLXXXIX. W. schreibt Maranzani.
[2] Chemnitz S. 118.
[3] Theatrum Europ. II. 344.
[4] Pappenheim an den Kurfürsten 26. Februar 1631.

herrliche Rom verlassen habe, um in Deutschland Krieg zu führen. Der Italiener ritt von dannen. Dann wandte der König sich lachend um zu den Seinen und sprach: „Ich möchte nicht meinen Kopf mit dem des Savelli tauschen. Wenn dieser Italiener mein Diener gewesen wäre, so würde sein Kopf springen. Doch ihm wird dort wohl nichts geschehen, weil sich diese Leute allzu sehr auf des Kaisers Frömmigkeit verlassen." Gustav Adolf kannte die Lage der Dinge und die Personen. Es ist den Umständen nach mehr als wahrscheinlich, daß Tilly dießmal wenigstens in Wien schwere Klage erhoben und exemplarische Bestrafung gefordert habe. Allein die Erwartung des Schweden von der Gutmüthigkeit des Kaisers ward nicht getäuscht; Savelli kam mit leichter Haft davon. Und derselbe König, der aus weiter Ferne die allzugroße Milde und Versöhnlichkeit des Kaisers so richtig erkannte, faßte dennoch immer und immer wieder den Muth die große Menge mit dem Worte bethören zu wollen: nicht er wolle den Krieg, sondern der Kaiser.

Tilly vernimmt die Nachricht von dem Falle Demmins bereits auf dem Marsche.[1] Es ist ein neuer Querstrich, auf den er nicht gefaßt war. Er gibt Befehl alle Truppen der Liga bereit zu halten zum sofortigen Heranzug.[2] Er selbst dringt vorwärts; denn er glaubt, der Schwedenkönig werde sich in gleicher Weise wie an Demmin auch an die anderen Städte machen, die dort kaiserliche Besatzung haben, zunächst an Greifswalde. Dort etwa werde er ihn finden, dort müsse der Schwedenkönig sich ihm zum Treffen stellen.

Die Hoffnung ist vergeblich. Sobald der Schwedenkönig das Herannahen Tillys vernimmt, zieht er sich wieder zurück auf die Oder. Er will nicht mit Tilly schlagen.[3] Tilly hat diesen strategischen Plan längst erkannt, und doch kann er nicht anders: er muß den Schwedenkönig aufsuchen. Pappenheim ist anderer Meinung. Er bittet Tilly nicht mehr dem Schweden zu folgen, sondern diesen zu erwarten: zu diesem Zwecke sei das Hauptquartier in Altbrandenburg zu nehmen, von wo aus Tilly allen etwa bedroheten Punkten nahe genug sein werde zur sofortigen Hülfe, und zugleich mit starker Macht die Stadt Magdeburg zu berennen, die nicht lange widerstehen werde.[4]

Einstweilen beharrte Tilly bei seinem Plane. Am $^4/_{14}$ März stand er vor Neubrandenburg.[5] In diesen Ort hatte der König zwei Regimenter gelegt und über dieselben den Feldmarschall Kniphausen als Commandanten gesetzt, denselben Mann, der bereits unter Christian von Braunschweig und Mansfeld das deutsche Land auf mancherlei Heereszügen durchkreuzt hatte. Tilly fand an ihm einen

[1] Beilage LXXI.

[2] Das betreffende Rundschreiben Tillys an die Obersten der Liga sich bereit zu halten zum Heranzug ist datirt aus Neu-Ruppin 7. März 1631. Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[3] Man vgl. auch Theatrum Europ. II. 348 a. Chemnitz 129 a.

[4] Pappenheim an Tilly aus Burg 4. März 1631. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[5] Chemnitz S. 129. Theatrum Europ. II. 348.

andern Mann, als Gustav Adolf wenige Wochen zuvor an dem Welschen Marrazan gefunden. War dieser zu willfährig gewesen: so war Kniphausen zu hartnäckig, und zwar in einer Weise, die mit unserem Befremden zugleich die Frage hervorruft, ob vielleicht dieser Hartnäckigkeit besondere Zwecke zu Grunde lagen.

Der kaiserliche Feldherr schlug sein Lager vor Neubrandenburg dort auf, wo einst der berühmte altheidnische Ort Rethre gestanden, wo damals noch Trümmer desselben übrig waren.[1] Von da aus schickte Tilly an Kniphausen am $^7/_{17}$ März einen Trompeter mit der Aufforderung zur Uebergabe. Es war das, wie wir wissen, Tillys Weise, bevor er einen Ort angriff. Hier jedoch wurde diese Aufforderung unterstützt durch einen besonderen Umstand. Der König Gustav Adolf hatte für Kniphausen den schriftlichen Befehl abgeschickt bei Tillys Herannahen den Ort zu verlassen, weil derselbe nur ein ummauertes Dorf sei. Dieser Befehl des Königs wurde aufgefangen und an Tilly abgeliefert.[2] Mithin ergab sich daraus mit völliger Gewisheit, daß der König einen Entsatz nicht bringen werde. Auf der andern Seite durfte Tilly erwarten, daß seine Aufforderung um so eher Gehör finden werde. Denn es ist nicht denkbar, daß er bei seiner Aufforderung diesen Befehl des Königs unerwähnt gelassen habe.

Dessenungeachtet lehnte Kniphausen ab. Er erwiederte: er freue sich, daß ein so großer General wie der Graf Tilly zu ihm kommen wolle, und zeitlebens werde er sich einer so großen Ehre zu rühmen haben. Die Stadt aufzugeben habe er von seinem Könige keinen Befehl.

Nach der Wiederkehr des Trompeters ließ Tilly das Feuer eröffnen. In kurzer Zeit ward ein Bruch in die Mauer gelegt. Die Bürger halfen den Soldaten ihn wieder zu füllen. Am $^8/_{18}$ März begann das Feuer aufs neue und in kurzem lag abermals der Mauerbruch offen. Es erfolgte kein Sturm. Dagegen schickte Tilly abermals einen Trompeter, und bot denselben Accord an, welchen vorher der kaiserliche Oberst Marrazan von dem Könige erhalten. Abermals lehnte Kniphausen ab.

Die Sache klingt seltsam. Kannte Kniphausen etwa nicht das Geschick, welches im Falle der Eroberung nach dem Kriegesrechte jener Zeiten der Stadt harrte? Für einen Mann, der viele Jahre lang mit dem Braunschweiger Christian und Mansfeld die Länder durchirrt, wäre eine solche Annahme undenkbar. Auch haben wir sein eigenes Zeugnis. Als er selber acht Jahre früher vor die Stadt Höchst am Main rückte, drohte er bei der ersten Aufforderung: wenn die Stadt mit stürmender Hand gewonnen werde, so wolle er auch des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen.[3] Im Augenblicke, als Kniphausen vor Höchst diese Forderung that, war seine Macht noch unzulänglich. Er hatte kein Geschütz. Mithin fehlte seiner Aufforderung bei den Bürgern einer ummauerten Stadt der rechte Nachdruck. Tilly dagegen hatte bei Neubrandenburg, bevor er die Aufforderung that, seine Macht entfaltet. Dieß war in bestimmter Absicht geschehen.

[1] Franck, altes und neues Mecklenburg XIII. 109.
[2] Chemnitz S. 126 b. Franck a. a. O.
[3] Theatrum Europ. I. 724.

Denn nach den militärischen Grundsätzen des dreißigjährigen Krieges mußte man capituliren, sobald der Fall einer Stadt oder Festung unvermeidlich war.[1] Wo nicht, so mußte die Besatzung gefaßt sein, über die Klinge zu springen. Gustav Adolf pflegte darin noch weiter zu gehen. Er bestimmte einige Monate später dem Commandanten eines solchen unhaltbaren Platzes, der sich dennoch vertheidigt, den Strick, und ließ ihn davon nur los gegen das Versprechen des Verrathes der Seinigen.[2] Wir werden seiner Zeit dieß ersehen. Wallenstein und Bernhard von Weimar ließen in solchen Fällen ihre Gegner wirklich hinrichten.[3]

Dieser Grundsatz des Niederhauens einer Besatzung, die nach dem üblichen Ausdrucke wider alle Kriegsraison sich noch gewehrt, bestand in voller Kraft. Dazu kam hier noch gegenseitige Erbitterung. Ueber die Schlächterei, welche die Wallensteiner unter der Führung und dem Antriebe des Obersten Götz im September 1630 in Pasewalk verübten, waren Freund und Feind in Entsetzen ausgebrochen. Die Schweden hatten dieselbe in anderer Weise sofort wett gemacht. Im October 1630 kam der König auf der Grenze von Pommern und Mecklenburg an einen alten viereckigen Thurm bei Damgarten. Die Ueberlieferung schrieb das feste Bollwerk mit den zwölf Fuß dicken Mauern den einst berühmten Seeräubern der norddeutschen Küstenländer zu: den Vitalienbrüdern oder Liekedeelern Störtebeker und Gödeke Michael. Der Thurm, mit einem Bollwerke umgeben, hatte kaiserliche Besatzung.[4] Gustav Adolf bot nicht einen Accord an. Er ließ sofort das Geschütz richten und dann stürmen. Der Thurm ward erobert, und die kaiserlichen Soldaten von demselben köpflings hinabgestürzt. Also im Angesichte des Königs. Was demnach durfte Kniphausen in Neubrandenburg erwarten, wenn er allen gütlichen Accord ausschlug?

Auch die Bürger wußten sehr wohl, welches Loos im Falle der Erstürmung ihnen bevorstand. Der Rath und die Bürgerschaft baten Kniphausen flehend: er möge die Stadt übergeben. Kniphausen zeigte ihnen einen schriftlichen Befehl des Königs vor,[5] und schickte den Trompeter zurück.

Und hier nun erhebt sich eine gewichtvolle Frage. Der officielle schwedische Geschichtschreiber berichtet uns, daß der König an Kniphausen den Befehl der Uebergabe abgeschickt, daß Tilly dieses Schreiben aufgefangen. Der Mecklenburger Geschichtschreiber weiß dasselbe; aber er berichtet außerdem diese sonderbare Thatsache eines anderen bestimmten Befehles für Kniphausen persönlich. Wie ist das zu reimen? Es ist nicht denkbar, wir wiederholen es, daß Tilly unterlassen haben solle dem Kniphausen von jenem anderen aufgefangenen Befehle Kunde zu geben, denselben vielleicht gar im Originale vorzuzeigen. Und dennoch übt dieß Schreiben auf Kniphausen keinen Einfluß? Dennoch beharrt er bei einem Entschlusse, der unfehlbar seine ganze Mannschaft, und mit der-

[1] Soldat suédois I. 162.
[2] Chemnitz S. 231.
[3] Chemnitz, schwedischer Krieg, Thl. II. S. 112. — Röse, Bernhard Bd. II. S. 193.
[4] Chemnitz 81 a.
[5] Franck XIII. 109.

derselben die Stadt dem Verderben preis gab? Er beharrte offenbar gegen alle gewöhnliche Kriegsraison, gegen alles menschliche Mitgefühl? Er beharrte mit eigener höchster Gefahr für sich selbst und die Mitglieder seiner Familie, die mit ihm anwesend waren? Ein solches Benehmen ist sehr auffallend. Es findet seine Erklärung lediglich durch einen solchen bestimmten Befehl, wie ihn nach dem Berichte des Mecklenburger Geschichtschreibers der Commandant Kniphausen dem Rathe der unglücklichen Stadt vorgezeigt hat. Nur durch einen solchen bestimmten schriftlichen Befehl des Königs selbst konnte Kniphausen sich rechtfertigen vor den Bürgern der Stadt, die er, soviel an ihm war, dem Untergange weihete. Nur durch einen solchen schriftlichen Befehl wiederum konnte er sich rechtfertigen vor dem Könige selbst, daß er zwei Regimenter desselben anscheinend nutzlos opferte, sie wie man damals sich auszudrücken pflegte, auf die Fleischbank lieferte. Der schriftliche Befehl des Königs, den Kniphausen in Händen hatte, muß so energisch, so entschieden gelautet, so alle Rücksichten abgeschnitten haben, daß auch der andere Befehl, der in Tillys Hände gefallen war, für Kniphausen dadurch wurde, als sei er nicht da.

Demgemäß wäre der Brief des Königs in Tillys Händen eine Kriegslist. Der König ließ absichtlich dieß Schreiben in Tillys Hände gerathen, um diesen irre zu führen, um ihn glauben zu machen: es bedürfe zur Uebergabe von Neubrandenburg nur der Aufforderung, um ihn auf jeden Fall möglichst lange vor dieser Stadt zu beschäftigen. War damit die Absicht des Schwedenkönigs erschöpft? Wir haben erst dem Gange der Dinge noch weiter zu folgen.

Am $^{9}/_{19}$ März ließ Tilly feuern von sechs Uhr Morgens bis Mittag. Der Mauerbruch liegt gähnend offen, ein Thor ist fast zersprengt. Alles ist zum Sturme bereit. Nur nicht Tilly. Wir haben uns zu erinnern an sein Verfahren vor Göttingen, vor Stade. Dreimal ist es die Weise des mildgesinnten Greises, dreimal fordert er jede Stadt auf, und zwar zum drittenmale dann, wenn nach menschlicher Aussicht keine Rettung mehr ist. Also geschieht es auch hier. Um Mittag schweigen die Geschütze. Aber nicht der Sturmesruf der Kaiserlichen wird vernommen. Statt dessen erklingen am Thore zum drittenmale die Trompetenstöße eines Friedensboten. Der kaiserliche Feldherr läßt zum drittenmale Accord anbieten. Kniphausen vernimmt es, und abermals ist seine Antwort verneinend. Auf die Wiederkehr des Trompeters schaaren sich die kaiserlichen Regimenter zum Sturme. Von dem letzten Angebote des Friedens bis zum Beginne des Stürmens ist kaum eine Viertelstunde vergangen.[1]

Auf wen nun, also erhebt sich gewichtig die Frage, fällt die Schuld des Unglückes, welches Neubrandenburg erlitt? Auf Tilly oder Kniphausen? Und wenn für Kniphausen die bestimmten und ausdrücklichen Befehle keinen anderen Weg offen ließen: so bleibt nur die Wahl zwischen Tilly und Gustav Adolf. Nach den Kriegesartikeln war die dreistündige Plünderung einer eroberten Stadt das Recht der Sieger, nach dem Brauche der Zeit gereichte ihnen das Niederhauen der Besiegten, ob bewaffnet, ob wehrlos, in solchem Falle nicht zum Vorwurfe.

[1] Chemnitz S. 126 b.

Aber warum hätte Gustav Adolf das gewollt? Denn es kann ja nur von einem Wollen, und nicht von einem Zulassen die Rede sein. Es klingt sehr unwahrscheinlich. Ein solches Opfer ist nur möglich, wenn auf der anderen Seite der Vortheil, der für dieß Opfer in Aussicht stand, sehr bedeutend war.

So allerdings scheint es. Aber fassen wir die Sache näher ins Auge: so ist das Opfer doch nicht allzu groß. Der Schwedenkönig opferte die deutsche Stadt Neubrandenburg. Warum nicht? Sie war nicht sein Eigenthum. Sie hatte keine Beziehungen zu ihm irgend welcher Art. Wenn die Bürger dieser Stadt oder andere Deutsche glaubten, daß der Schwedenkönig gekommen sei sie zu erretten und zu beschützen: so war das die Sache ihrer eigenen Thorheit. Ferner opferte Gustav Adolf zwei Regimenter, etwa 2000 Mann; denn die schwedischen Regimenter waren schwach an Zahl. Es waren Söldner, die heute für diesen kämpften, morgen für jenen, wer immer sie bezahlte. Moralische Bande walteten zwischen ihnen und dem Könige nicht ob. Der Tod machte die Rechnung quitt. Die Werbetrommel erdröhnte aufs neue, und neues Handgeld lockte neue Söldner an. Der Verlust ward bald ersetzt.

Aber der Gewinn? Der Vortheil für den König? Wir werden auf denselben zurückkommen, und heben hier nur ein Wort seines Kriegesplanes hervor, welchen er mit ruhiger kalter Ueberlegung lange vorher in Stockholm entworfen, das eine Wort:[1] für den Krieg in Deutschland muß als Hauptgrund geltend gemacht werden der scharfe Gegensatz zwischen den Katholiken und den Evangelischen, so scharf, daß derjenige für thöricht zu halten wäre, der nicht ungezweifelt erkennt und bekennt, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, daß keinem Mitteldinge, keiner gütlichen Vergleichung getraut werden darf. — Es ist der Plan des erbarmungslosen Religionskrieges, der vor Gustav Adolf in Deutschland nicht da war, den er hervorrief, für den er hier eine Stadt und ein paar Regimenter opfert. Er opferte auch mehr, wie wir sehen werden.

Am $^{9}/_{19}$ März 1631 um Mittag laufen die kaiserlichen Truppen Sturm auf Neubrandenburg. Einmal, zweimal selbst gelingt es Kniphausen den Andrang abzuwehren, nicht zum drittenmale. In weniger als einer Stunde nach der letzten Verweigerung des dargebotenen Accordes ist die Stadt mit Gewalt in den Händen der Kaiserlichen. Es beginnen die üblichen Auftritte. Drei Stunden sind erlaubt.

Nicht so lange dauert es, da züngelt auch die Flamme empor.[2] Der Feldherr erblickt es. Die Plünderung kann und darf er nach dem Kriegesrechte nicht wehren, dem Brande will und muß er steuern. Aber wie soll er zu Pferde in die Stadt gelangen? Die Thore sind von innen mit Mist zugefahren, der Mauerbruch ist für ein Pferd nicht gangbar. Soll das den Feldherrn hindern zu retten und zu helfen? Er läßt Planken legen über die Mauertrümmer und das zerklüftete Gestein. Zwei Diener fassen sein Pferd am Zügel und

[1] Söltl, Religionskrieg III. 277.
[2] Franck, altes und neues Mecklenburg XIII. S. 112.

führen es über die Bretter. Sofort rasselt Trommelwirbel durch die Straßen von Neubrandenburg: Bürger und Soldaten sollen alle Quartier haben. Sie mögen nur aus ihren Verstecken hervorkommen, um das Feuer zu löschen. Einige kommen hervor auf diese Ladung, nicht alle. Tilly treibt seine Soldaten mit an. Wie der Brand gelöscht, zieht der General mit allen seinen Soldaten wieder aus. Sie stehen in Reihe und Glied vor dem Thore. Denn die drei Stunden sind abgelaufen.[1]

Also verfuhr Tilly. Es ist in Bezug auf das vorhin berührte Benehmen Kniphausens nicht unwichtig zu bemerken, daß sowohl er selbst, wie seine Familie erhalten blieb. Daß außer Kniphausen und seiner Familie nur etwa sechzig Schweden von 2000 mit dem Leben davon gekommen seien, ist schwedische Nachricht,[2] die wir mit Bestimmtheit weder bejahen, noch verneinen können. Es will uns bedünken, daß zu allen diesen Verrichtungen die Zeit von drei Stunden kaum hingereicht habe. Und ferner lag es im schwedischen Interesse, daß die Zahl der Geretteten möglichst gering erscheine.

Die Nachricht von Neubrandenburg traf den König Gustav Adolf einige Tage nach einer anderen von ähnlichem Inhalte. Ein schwedischer Posten zu Felsberg in Mecklenburg war besetzt mit 50 Mann. Auf die Weigerung sich zu ergeben, wurden sie sämmtlich niedergehauen. Gleichzeitig nun erfuhr der König, daß seine Leute in Neubrandenburg übel behandelt seien, daß man ihnen kein Quartier habe geben wollen. Also meldet der Genfer Professor Spanheim,[3] der sein Buch schrieb im Auftrage des Königs nach dem Materiale, welches der König dafür ihm zukommen ließ. K a n n dem Könige diese offenbare Unwahrheit gemeldet sein?

Wie dem auch sei, mag der Bericht an den König in dieser Weise erfolgt sein oder nicht: Gustav Adolf redete und that, als sei ihm das nicht bloß berichtet, sondern auch als sei es wahr. Schon auf die Nachricht von Felsberg hatte er betheuert: er wolle das wett machen. Er wolle dem Tilly lehren den Krieg zu führen als Cavalier und nicht als Henker. Der Name Neubrandenburg diente ihm fortan für seine Soldaten zu einem Sporn der Rache und des Blutvergießens, so lange bis der Name Neubrandenburg vor einem anderen größeren Opfer solcher Art in den Schatten trat.

Das Bestreben des Königs war doch nicht so leicht, selbst nicht bei den Schweden. Wir haben mehr als einmal früher gesehen, daß Tilly selbst der Verleumdung gegenüber sich berief auf seine Reputation vor der ehrliebenden Welt. Wir haben gesehen, wie Städte und Corporationen sich wenden an seine in aller Welt rühmlichst bekannte Clemenz und Güte. Sollte das bloß Schmeichelei sein? Es dürfte sich fragen, ob Wallenstein jemals von dem Rathe einer deutschen Stadt in solcher Weise angeredet sei. Immerhin mag darauf kein Gewicht gelegt werden. Allein es ist unzweifelhaft, daß Tilly jenes Rufes der

[1] a. a. O.
[2] Soldat suédois I. 51, dem die Späteren nachgeschrieben haben.
[3] Soldat suédois I. S. 49.

Gerechtigkeit und Milde sich erfreute. Eben das beweist der Brief, den der Schwedenkönig im Jahre 1629 an ihn richtete. Darum auch war die Nachricht, die von dem Hauptquartiere des Königs ausging, daß Tilly in Neubrandenburg grausam gewesen sei, den Schweden auffallend. Es liegen zwei ausführliche schwedische Schriften aus dem ersten und zweiten Jahre des Krieges vor. Die eine[1] derselben weiß nichts von einer besonderen Grausamkeit in Neubrandenburg. Sie sieht die Dinge dort noch im wahren Lichte. Die Mehrzahl der Schweden, sagt sie, ist niedergehauen, weil sie sich nicht hatten ergeben wollen. Die andere Schrift, die einen halbofficiellen Charakter trägt,[2] tritt der Sache schon näher. Sie verkündet, daß Tilly in Neubrandenburg den Ruhm seiner früheren Milde hintangesetzt habe.

Ob der Verfasser dieser Schrift sich klar geworden ist über das Räthsel, wie ein Mann, der bis zum dreiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens den Ruhm der Milde genossen, in diesem dreiundsiebenzigsten sich zum Grausamen umwandeln könne? Sei dem, wie ihm sei. Wir entnehmen dieser Schrift nur die Thatsache, daß nicht bloß die Deutschen, daß auch die Schweden damals noch Tilly den Ruf der Milde beimaßen, daß es mithin nicht leicht werden mochte ihm diesen Ruf zu nehmen. —

Es war Tillys Absicht den König zum Schlagen zu bringen. Deshalb war er nach Mecklenburg gezogen, nicht zunächst, um die festen Plätze wieder zu gewinnen. Da nun der König sich ostwärts an die Oder gewendet hatte, so setzte auch Tilly seinen Weg von Neubrandenburg aus nicht weiter nordwärts fort. Er wendete wieder um, südostwärts auf die Oder zu. Der Schwedenkönig hatte zu Stettin zwei Schiffbrücken verfertigen und sie die Oder hinauf bis Schwedt bringen lassen.[3] Dort lag er am linken Ufer des Stromes wohl verschanzt und vergraben, durch die Schiffbrücken im Falle eines Angriffes seiner Verbindung mit dem rechten Ufer sicher. Tilly schickte ein Paar tausend Reiter voraus zu recognosciren. Als er aus der Meldung derselben erkannte, daß abermals der Schwede zu einer offenen Feldschlacht sich ihm nicht stellen werde, ließ er ab von diesem Wege. Das Wagnis eines Sturmes auf die Schanzen vor Schwedt erschien ihm doch zu groß.

Seine Stimmung hatte sich durch die Erfahrungen der letzten Wochen nicht gehoben. Die beiden Directoren der Liga waren damals auf das eifrigste beflissen[4] seine Mahnungen an sie mit gleichem Nachdrucke wieder an die einzelnen Bundesglieder zu bringen. Die Früchte reiften erst langsam. Am 22. März erhob Tilly wiederum die nachdrücklichste Klage über den Zustand der Armee, über

[1] Phil. Arlanibaeus, arma suecica. 1632. Auch gleich damals in deutscher Uebersetzung. p. 140. p. 173.

[2] De bello tam protectorio quam vindicatorio Gustavi Adolfi r. S. maximi etc. Stettin 1631. p. 243.

[3] Chemnitz, S. 127 b.

[4] Anselm Casimir von Mainz in einer Reihe von Briefen über die Hülfe an F. W. von Osnabrück, im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

die Säumigkeit in den Zahlungen. „Und dennoch," sagt er,[1] „gibt es Leute, welche sich unterstehen das ganze Wesen auf die lange Bahn zu schieben. Der Ausgang wird zeigen, welche Früchte aus dem Zaudern entspringen. Ich bin nie anders gesinnt und entschlossen gewesen wie noch, daß ich mein Leben wagen und aufsetzen will. Weil ich aber verspüre, wie es hergeht, daß man mir nicht unter die Arme greifen will: so wird man es mir nicht ungnädig verdenken, wenn ich hiermit um meinen Abschied bitte."

Der Kurfürst sucht seinen General zu begütigen. Wir erkennen, daß Maximilian dem Gedanken eines Haupttreffens nicht sehr geneigt war. Aber er spricht diese Ansicht nicht aus in der Form eines Befehles. Er erinnert Tilly wohlmeinend sich nicht zu wagen, nicht eher sich mit dem Feinde in ein Haupttreffen einzulassen, bis er mit genügendem Volke verstärkt sei, das heißt wohl, bis er mehr Truppen der Liga an sich gezogen. Der Kurfürst schickt Geld, 200000 Gulden über seinen schuldigen Beitrag im Voraus, und fügt Klagen hinzu über die Säumigkeit der Bundesstände. Er habe denselben beweglich geschrieben: wenn sie nicht anders zuhalten und zur Sache thun wollten, so sei der Kurfürst genöthigt sein Amt als Bundesoberst aufzugeben. Er zweifelt nicht, daß sie das zu Herzen nehmen, es nicht dahin kommen lassen werden, daß es geschehe, noch daß Tilly fernere Ursache haben möge auf der Bitte seiner Entlassung zu bestehen. Der Kurfürst betheuert, alle Vorschläge, alle Erinnerungen, die getreue Sorgfalt und der gute Eifer des Feldherrn seien ja bekannt. Der Kurfürst bittet den Feldherrn, er wolle sich doch keine Gedanken machen, oder von Anderen dazu verleiten lassen solche Gedanken zu hegen, als wenn sich Leute fänden, die nicht so von ihm dächten, die etwa des Wahnes seien, daß Tilly ein besonderes Interesse verfolge. „Es ist ja weltkundig," sagt der Kurfürst, „daß eure Thaten je und allezeit das Gegentheil bewiesen haben, daher ihr euch desgleichen Verdachtes wohl sicher hättet entübrigen können."

Es liegt in diesen letzten Worten des Kurfürsten offenbar eine Art Rüge für Tilly, wenn auch in noch so milder Form. Da wir dem Kurfürsten Maximilian von Bayern das genaueste Verständnis der Persönlichkeit Tillys zutrauen müssen, so ist es von Interesse zu vernehmen, wie sich Maximilian gegen Anselm Casimir von Mainz darüber ausspricht.[2] „Es ist nicht die Macht und Stärke des Feindes," sagt er, „über die Tilly in Sorgen ist; denn diesem wird er, wo man ihm nur die Mittel zum Unterhalte des Volkes gibt, mit Gottes Hülfe wohl zu begegnen wissen, sondern lediglich wegen der Saumsal der Bundesstände, daß sie ihn und seine Armee stecken lassen, als bedürften sie seiner nicht mehr. Gerade jetzt, wo sie seiner in Wahrheit mehr bedürfen als je, läßt er einen Kleinmuth und eine Perplexität blicken, wie wir früher nie an ihm verspürt haben." Darum denn auch erneuert Max seine eindringliche Mahnung: die

[1] Das Schreiben bei Westenrieder, Beiträge VIII. 176.

[2] Max v. B. an A. C. v. Mainz 10. März 1631. Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

Bundesstände sollen nicht berechnen, was sie schon bezahlt haben, oder was fällig ist, sondern sie haben seinem Beispiele zu folgen, und im Voraus zu zahlen. „Tilly hat erklärt," sagt der Kurfürst, „daß er von den armen Unterthanen der Länder, in denen er steht, oder die er ferner berühren wird, kein Geld mehr nehmen könne, sondern daß der Krieg fortan fast allein aus der Bundeskasse geführt werden müsse. Wir haben also keine Wahl."

Jedes Wort dieses Kurfürsten spiegelt die Anerkennung des seltenen Mannes wieder. Auch Anselm Casimir schrieb an die Bundesfürsten seines Bezirkes in gleicher Weise.

Es konnte nach den geschehenen Dingen nicht anders sein, als daß Tilly sich über die Italiener im kaiserlichen Heere beklagte. Der Kurfürst gab ihm den Rath sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden, und bestätigte die Ansichten seines Feldherrn über diese Fremden. Er hat gehört, daß sich Italiener und Ausländer stark bemühen bei den vorhandenen neuen Werbungen angestellt und deutschen Obersten vorgezogen zu werden. Unter denselben sei auch Marrazan, der Neubrandenburg so liederlich übergeben. Deshalb habe Tilly um so mehr Anlaß im Interesse des gemeinen Wesens und des Reiches, dem Kaiser ernstlich vorzuhalten, daß er mit solchen Officieren vor dem Feinde nicht fortzukommen sich getraue, daß vielmehr dafür andere erfahrene und herzhafte Männer erwählt werden müssen, auf die der Feldherr sich verlassen könne. Nur auf solche auch werden die Reiter und Knechte, die doch meistentheils Deutsche, wenigstens keine Italiener seien, ihr Vertrauen setzen und ihnen Respekt beweisen. Wenn Officiere und Untergebene recht zusammen halten, also meldet der Kurfürst, so werde Tilly dem Kaiser, dem Reiche und dem gemeinen katholischen Wesen noch fernerhin tapfere und ersprießliche Dienste leisten.

Wir halten es nicht für unwichtig darauf hinzuweisen, daß nach diesen Worten des Kurfürsten an seinen Feldherrn, Max nicht den Gedanken haben konnte die Sache der Liga von derjenigen des Kaisers und des Reiches zu trennen. Er stellt diese beiden voran.

Die Antwort des Kurfürsten ging von München ab am 9. April. In denselben Tagen hatte bereits Tilly einen Weg eingeschlagen, der nach seiner Ueberzeugung die abweichenden Ansichten und Plane verbinden zu müssen schien. Max sah ungern ein Haupttreffen. Dagegen wünschte er, daß dem Beginnen der Stadt Magdeburg, welche die schwedische Fahne erhoben zu haben schien, zeitig ein Damm entgegen gestellt würde.[1] Im Wesentlichen war dieß die Ansicht Pappenheims, der dieselbe schon vor dem Zuge Tillys nach Meckenburg in Altbrandenburg geltend gemacht hatte. Bislang lag nur Pappenheim vor Magdeburg. Deshalb brach Tilly, als er bei Schwedt auf die Hoffnung einer Feldschlacht mit Gustav Adolf verzichten mußte, auch selber dahin auf. Indem dieß dem Wunsche des Kurfürsten entsprach, führte Tilly zugleich den eigenen Gedanken aus, der nach seiner Ueberzeugung dem Interesse des Kaisers und des

[1] Westenrieder VIII. 176.

Reiches entsprach. Gustav Adolf, dachte er,[1] wird Magdeburg, das sich für ihn erhoben, nicht verlassen. Er wird der Stadt Hülfe und Entsatz bringen wollen. Und weil dieß nicht möglich ist ohne ein Treffen, so muß er dann wohl oder übel sich dazu verstehen. Es ist nicht ohne Gewicht hinzuzufügen, daß diese letzte Ansicht über Tillys Zug mit ganzer Macht gegen Magdeburg fast wörtlich von dem officiellen schwedischen Geschichtschreiber getheilt wird. Dort also, dieß betonen wir, erschien der Zug Tillys in diesem Lichte.

Gustav Adolf indessen zog nicht westwärts dem kaiserlichen Feldherrn nach auf Magdeburg, sondern wandte sich, sobald Tilly weit genug entfernt war, aus seinen Schanzen bei Schwedt südwärts nach Frankfurt an der Oder. Am 2/12. April traf er vor dieser Stadt ein.[2] Am Tage zuvor hatte Schaumburg, der mit so schmerzlichem Verdrusse drei Monate zuvor den Befehl dort über die Trümmer des Wallensteinischen Heeres übernommen, das Glück gehabt dieser Bürde ledig zu werden. Tiefenbach war sein Nachfolger, nicht für lange. Die Ereignisse gingen rasch. Es war nicht die Weise des Schwedenkönigs, nach der Art Tillys belagerte Städte aufzufordern, dann zu warten, abermals aufzufordern und Zeit zu lassen. Der 3. April brach an, es war Palmsonntag. Der König ließ erst predigen und beten, dann die Batterien errichten und Geschütze auflegen. Die Besatzung verhöhnte die Anstalten. Sie hatte guten Muth, den auch das nachdrückliche Feuer der Schweden noch nicht schwächte. Am Nachmittage rüstete sie sich zu einem starken Ausfalle, nicht ahnend, wie nahe das Verderben. Denn zur selben Zeit erstieg eine kleine Schaar schwedischer Musketiere unter Rauch und Dampf an einer Sturmleiter den Wall. Es geschah, wie es nachher bei den Schweden hieß, ohne Befehl; denn der König habe den Sturm noch nicht wagen wollen. Auf kaiserlicher Seite dagegen war Verdacht des Verrathes[3] gegen den Obersten Fahrensbach, den wir bereits in so mancher chamäleonsartigen Wandlung kennen. Ueberblicken wir kurz die Laufbahn dieses Menschen.

Von Geburt ein Liefländer, stand Fahrensbach zuerst in polnischen Diensten. Er erhielt von dem Könige Siegmund den Auftrag sich mit dem Könige Gustav Adolf so zu stellen, als wolle er ihm einige Städte überliefern, und bei dieser Gelegenheit ihn zu täuschen.[4] Fahrensbach führte den Auftrag in solcher Weise aus, daß Gustav Adolf ihn in seine Dienste zog, 1620. Der Schwede vertraute ihm Geld an zur Werbung in Holland und Dänemark. Mit diesem Gelde ging Fahrensbach durch und kam zu Wallenstein. Also berichten schwedisch gesinnte Schriftsteller; jedoch ist es offenbar, daß Fahrensbach in Verbindung mit dem Schweden blieb, oder eine solche wieder anknüpfte; denn die Anträge des Königs Gustav Adolf im Jahre 1627 zu einem Bündnisse mit dem Kaiser

[1] Chemnitz S. 129.
[2] Chemnitz S. 130.
[3] Adlzreitter, III. 280.
[4] Harte, Gustav Adolf I. 67.

gegen den Dänen gingen durch Fahrensbach.[1] Später wollte Wallenstein, der ihn an Brutalität in Erpressungen mit jenem Görzenich gleichstellte, welchem er zu Rendsburg den Kopf abschlagen ließ, ihn im Dienste nicht mehr dulden. Wallenstein warnte auch den Arnim vor den Bubenstücken des Fahrensbach. In Folge dessen entlief Fahrensbach wieder zu dem Schweden, und diente als Gesandter desselben bei Bethlen Gabor.[2] Im März 1631 wollte man in Wien wissen, daß Fahrensbach 15000 Mann für den Schweden werbe.[3] Allein Fahrensbach hatte andere Dinge vor. Er meldete sich bei dem Kriegsrathe Questenberg zum Eintritt in den kaiserlichen Dienst.[4] Er behauptete, daß er von Wallenstein unschuldig verfolgt, nur darum zu dem Schweden gegangen sei, daß er dessen Correspondenz und gefährliche Anschläge genau kenne. Er bat um Wiederaussöhnung. Mit solchen Reden erschien er auch vor Tilly, dem der Kaiser die Entscheidung überließ.[5] Fahrensbach erzählte dem General, daß er bei den Schweden der katholischen Religion wegen verfolgt worden sei. Tilly nahm ihn an.

Fahrensbach wurde nach dem Falle von Frankfurt im Heere mit Mistrauen betrachtet.[6] Aber es fehlte an jeglichem Beweise, und Fahrensbach diente fort. Wir werden ihm abermals begegnen, wie er ein Jahr später bei Ingolstadt des Versuches zum Verrathe an Schweden überwiesen, und dann endlich kriegsrechtlich hingerichtet wurde.

Wie dem auch sei: ob Verrath des Fahrensbach die Bahn zur Erstürmung von Frankfurt a. d. O. ebnete, oder ob der plötzliche Anlauf lediglich ein Wagestück war: derselbe gelang. Der König benützte ihn rasch. Neue Schaaren folgen auf demselben Wege nach. Sie öffnen das Thor. Die Kaiserlichen, eben noch zum Ausfalle bereit, sehen sich eingeklemmt. Sie eilen der Oderbrücke zu, Fußgänger, Reiter, Wagen zugleich. Diese verfahren sich. Alle Ordnung bricht zusammen.

Und nun beginnt ein schauerliches Morden. Die Worte des Königs über die Eroberung von Neubrandenburg haben gewirkt. Dem Flehenden wird die Antwort: Quartier von Neubrandenburg, und zugleich der Todesstoß.

So weit war man darin schon gekommen. Die Milde, die der deutsche Feldherr durch die That bewiesen, ward im Munde des fremden Eroberers durch seine Worte in das Gegentheil verkehrt, ward aus seinem Munde für die Deutschen, die unter ihm dienten, ein Stachel und Sporn zum Würgen derer, welchen nun, nachdem sie so viel Leid und Jammer über ihr deutsches Vaterland gebracht, endlich einmal die Aufgabe zugefallen war dasselbe zu schützen gegen den Fremdling.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 143. Nr. 76.
[2] Chlumecky, S. 138. Nr. CCXXI.
[3] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung u. s. w. S. 59.
[4] a. a. O.
[5] a. a. O. S. 62.
[6] Adlzreitter III. 280. Dudik a. a. O. und später.

Es ist wahr, auch in Neubrandenburg war gewürgt und gewüthet. Allein wie weit verschieden war dieß von demjenigen in Frankfurt! In Neubrandenburg hatte es erst dann begonnen, als alle gütlichen Mittel erschöpft waren, und zwar gemäß dem damaligen Kriegsrechte. Gustav Adolf hatte gegen Frankfurt gütliche Mittel gar nicht angewandt: er hatte nicht die Stadt in Güte aufgefordert. In Neubrandenburg hatten mitten im Blutbade die Trommelwirbel Tillys Gnade und Rettung für den verkündigt, der den Brand der Häuser löschen und retten helfen wollte. Auch in Frankfurt vernahm man während des Blutbades das Wirbeln der Trommeln. Es waren kaiserliche Abtheilungen, die ihre Bereitwilligkeit zur Ergebung anzeigten. Man hörte sie nicht und mordete weiter. Die Trommeln wirbelten abermals. Aber die Schweden, heißt es bei dem officiellen Geschichtschreiber [1] derselben, waren in voller Action begriffen: sie mordeten weiter. Endlich waren sie müde. 800 Kaiserliche waren noch übrig: sie wurden gefangen.

Es war abermals, wie immer, das Recht der Soldaten die mit Sturm genommene Stadt zu plündern, drei Stunden lang. Daß Frankfurt die Stadt eines Kurfürsten war, dem alles daran lag neutral zu bleiben, daß die Bürger die kaiserlichen Truppen nicht freiwillig aufgenommen, daß nicht sie selbst, sondern jene Truppen die Stadt vertheidigt, daß die Bürger durch Schießen und Steinwerfen auf die Kaiserlichen den Schweden geholfen, daß der König sich täglich und stündlich als Befreier von den Kaiserlichen ankündigte: das alles konnte die Stadt nicht retten. Die Plünderung geschah gründlich. Es ward nichts geschont. Die meisten Menschen wurden bis auf's Hemd ausgezogen. [2] Aber die Zeit lief ab. Die drei Stunden waren verflossen. Als dieselbe Zeit in Neubrandenburg verstrichen war mit Inbegriff der Löschung des Brandes, sah man Tilly mit der Armee vor den Thoren. Nicht also in Frankfurt a. d. O. Der König und der Oberst Baudissin nahmen Prügel zur Hand und warfen sich auf die Plünderer. Auch das half noch nicht. Erst als auch der Galgen seine Dienste that, als der König einige der Verruchtesten hatte hängen lassen, ward ein Ende geschafft. Dafür rächten sie sich am Abend durch Feuer. Sechzehn Häuser gingen in Flammen auf.

Es ist merkwürdig, daß der König einen theologischen Grund zur Entschuldigung oder Rechtfertigung des Plünderns fand. Als der reformirte Superintendent Pelargus in Frankfurt sich beklagte, daß auch er mit ausgeplündert sei, erwiederte der lutherische König: [3] das sei die gerechte Strafe dafür, daß Pelargus falsche Lehren in die Kirche gebracht. Es war derselbe Gustav Adolf, der einige Wochen zuvor dem hessischen Gesandten Wolf für den reformirten Landgrafen geantwortet hatte: den Unterschied zwischen der veränderten und unveränderten Confession habe der Teufel erfunden. [4]

[1] Chemnitz S. 131.
[2] Arlanibaeus, arma suec. p. 149. Theatrum Europ. II: 350.
[3] Pufendorf, de rebus Suecicis III. 45.
[4] Rommel VIII. 94.

Tilly war bereits vor Magdeburg, als er die Kunde vernahm, daß Gustav Adolf, statt dahin ihm zu folgen, sich gegen Frankfurt gewandt. Sofort brach Tilly auch dahin auf. Es war zu spät. Das Unglück am Palmsonntage hatte allzurasch und über alles Erwarten entschieden. Das kaiserliche Heer dort war vernichtet oder zerstreut. Abermals war es auch da nicht entfernt der Wille des Königs aus Frankfurt gegen Tilly hervorzukommen und dem sehnlichen Wunsche des alten Feldherrn zu genügen. Gustav Adolf setzte die Werke von Frankfurt in besseren Stand, legte 14000 Mann hinein und eilte dann selber weiter nordostwärts, um Landsberg an der Warthe zu nehmen. Tilly sah, daß hier nichts auszurichten sei. Frankfurt und Magdeburg zugleich zu belagern, hätte eine Theilung seiner Macht erfordert, und diese getheilte Macht hätte dann nicht hingereicht. Bis Jüterbock war er gekommen. Er wandte sich wieder, um sich mit der ganzen Macht vor Magdeburg zu legen, hoffend und vertrauend, daß Gustav Adolf doch endlich dahin kommen, dort ihm zu einer Feldschlacht sich stellen müsse. Wenn nämlich der Schwede Magdeburg retten wollte. Von da an, von der Mitte des Aprilmonats an wird Magdeburg der Mittelpunkt des Interesses für den deutschen Krieg.

Bevor wir indessen dahin uns wenden, haben wir zu erörtern, wie unterdessen an anderen Orten sich die Meinungen gestalteten, wie man in Wien die Dinge auffaßte und danach handelte, wie sich im Rücken Tillys die dritte Macht bildete, mit dem Anspruche den Ausschlag gebend zwischen die Streitenden zu treten.

Der Kriegsrath Questenberg hauptsächlich führte am Kaiserhofe das Wort für Wallenstein.[1] Daß Tilly in Pommern, in Mecklenburg nicht rasche Erfolge errang, kam ihm dabei sehr zu Statten. Die Sachen stehen sehr gefährlich, sagte Questenberg dem Kaiser am 26. März. Nur der Mangel eines Hauptes trägt daran die Schuld. Der Graf Tilly ist über siebzig Jahre alt, ist nur hergeliehen, hängt von den Kurfürsten ab, ist ein guter Soldat, jedoch nichts in politischen und ökonomischen Sachen. Auch ist es sehr wohl möglich, daß bei seinem hohen Alter über Nacht der Tod ihn hinwegraffe. Er bat, der Kaiser wolle das erwägen. Das Endziel solcher Fingerzeige konnte der ganzen Sachlage nach nur das eine sein: das Vertrauen des Kaisers in Tilly sollte erschüttert, die Unentbehrlichkeit Wallensteins ihm nahe gelegt werden.

In diese Stimmung des Kaisers fiel die Nachricht des schleunigen Falles von Frankfurt a. d. O. Der General Tiefenbach erstattete Bericht.[2] Er war weit davon entfernt sich einige Schuld der Lässigkeit beizumessen. Er klagte den Oberfeldherrn an. Tilly müsse wissen, sagt er, warum er dieß kaiserliche Heer also ohne einigen Befehl, ohne einige Fürsorge und Hülfe gelassen. Also redet der Commandant einer Festung, der mit 8000 Mann dieselbe beim ersten Sturme verloren! Er nennt die Belagerung Magdeburgs ein unzeitiges

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. S. 62.
[2] a. a. O. S. 65 ff.

Vorhaben. Erkannte Tiefenbach nicht, was sich aus der ganzen Sachlage so klar ergibt, daß Tilly den Schwedenkönig zum Treffen zu bringen suchte, daß er nur darum sich nach Magdeburg gewandt, weil er der Erwartung lebte, Gustav Adolf werde diese Stadt zu entsetzen suchen? Wußte er nicht, daß Tilly dann sofort, als er den Marsch Gustav Adolfs nach Frankfurt vernommen, von Magdeburg aufgebrochen war zum Entsatze von Frankfurt, daß er auch dieser Stadt Entsatz gebracht hätte, wenn nicht Frankfurt gefallen wäre, bevor man sich dessen versehen konnte? — Das alles lag nahe genug vor Augen. Aber Tiefenbach und der kaiserliche Kriegsrath Questenberg sahen es nicht, und wollten es nicht sehen. Der Brief Tiefenbachs war abgefaßt, als hätte Wallenstein ihn dictirt. Ob mit, ob ohne Absicht, wir wissen es nicht. Tiefenbach hob ausdrücklich hervor: nun erst erkenne er klar, daß Wallenstein mehr als Recht gehabt, als er sich früher vom kaiserlichen Hofe in seinen Werbungen nicht habe beschränken, nicht davon abhangen wollen. Und einen Brief solchen Inhalts überlieferte Questenberg sofort in die Hände des Kaisers.[1] Wie ward da so trefflich das Fundament zum neuen, zum schrecklichen Militärdespotismus gelegt!

Die Nachricht von Frankfurt machte einen tiefen Eindruck auf den Kaiser und den ganzen Hof in Wien. Die Anhänger Wallensteins dort erhoben laut ihre Stimme. Der Schein sprach für sie. Questenberg rügte laut, wie Tiefenbach es gethan, den Fehler Tillys, wie man es nannte, daß er nach Magdeburg gezogen sei und alles in so schlechter Bestellung und Anordnung verlassen, daß Frankfurt darüber sei verloren worden.[2] Das hätte nicht geschehen können unter Wallenstein, hieß es. Man vernahm nicht bloß einzelne, sondern viele Stimmen, daß die Entlassung Wallensteins ein Fehler gewesen sei. Der Kaiser selbst ließ sich verlauten: er sei getäuscht worden, er habe mehr als einmal bereut Wallenstein entlassen zu haben. Wie so leicht knüpfte sich daran der Gedanke, daß Wallenstein wieder gesucht werden müsse! Seine Anhänger nährten diesen Gedanken; aber sie erhoben zugleich Bedenken, ob Wallenstein kommen werde. Er dürfte übel geneigt sein, meinten sie. Er dürfe besorgen wieder um Uebernahme des Oberbefehles angesprochen zu werden. Das sei nicht seine Neigung, sei wider seine Absicht. Questenberg erklärt, daß er Bedenken tragen würde sich in das schwierige Geschäft einer solchen Unterhandlung mit Wallenstein einzulassen. Der Oberst San Giuliano, in gleicher Weise eine Creatur Wallensteins, äußert laut: Wallenstein werde unter keiner Bedingung das Oberkommando wieder übernehmen.[3] Der Kaiser entsendet den Grafen Werdenberg an den Fürsten Eggenberg, damit dieser seine Ansicht sage, wie der gekränkte Wallenstein zu beschwichtigen sei.

[1] a. a. O. S. 68.

[2] a. a. O. S. 71. Questenberg an Wallenstein 23. April.

[3] a. a. O. S. 74. San Giuliano an Wallenstein eod. die: il Padrone ha detto hieri ad' un suo confidente Ministro, che si accorgeva hormai d'essere stato ingannata, et che si erà pentito piu d'una volta, di hauere lasciato partire Vestra Altezza u. s. w.

Wir kennen bereits diese sämmtlichen Namen von früher her als die eigentliche Partei Wallensteins.

Wichtig ist dann vor allen Dingen, daß diese Personen, Questenberg und San Giuliano, von den Reden Anderer und ihren eigenen Wallenstein sofort in Kenntnis setzen. Er konnte seine Maßregeln danach nehmen. Sein Preis war im Steigen. Wir dürfen annehmen, daß er damals seine Unterhandlungen mit Gustav Adolf und mit Richelieu aufgegeben habe. Auf der Seite des Kaisers war mehr zu erlangen. Denn daß Gustav Adolf ein Bündnis mit Wallenstein eines sehr hohen Preises werth gehalten haben sollte, erscheint bei der scharfen Menschenkenntnis des Schweden, bei seinem wegwerfenden Urtheile über den Phantasten und Narren Wallenstein kaum annehmbar.

Die Stimmung des Kaisers nach dem Falle von Frankfurt bleibt gedrückt, und unter diesem Drucke wächst der Eifer für Wallenstein. Häufig erkundigt sich der Kaiser, was Wallenstein treibe, was er antworte. Der Kaiser schreibt ihm eigenhändig im Anfang Mai: er hoffe, daß Wallenstein auf die eine oder andere Weise ihm nicht aus Handen gehen werde.[1] Bereits vom April 1631 an war Wallenstein seiner Sache sicher. Er, der eben noch den Kaiser und das Reich hatte verrathen wollen, durfte fest erwarten, daß der Kaiser früher oder später ihm die dringende Bitte um Schutz für dieses Reich stellen werde, und konnte die Bedingungen für die Gewährung dieser Bitte im voraus sich klar legen nach seinem Wunsche und Willen. Mehr hätte ihm zur Zeit auch ein geglückter Verrath nicht bieten können.

Es liegt nahe, daß die Ansicht in Wien über Wallenstein, die doch auch wohl nicht so ganz verborgen blieb, die Stimmung, die daraus sich entwickelte in Betreff Tillys, nicht ermuthigend für den Greis wirken, daß eben darum auch die Hülfsmittel, die man von Wien aus ihm bot, nicht ergiebig sein mochten. Auch in Tillys eigenen Reihen machte die Hinneigung zu Wallenstein sich bemerkbar. Pappenheim spricht gegen Wallenstein, der ihm eben zuvor beim Kaiser das Feldmarschallamt verschafft, geradezu selbst es aus, daß die erste und hauptsächliche Ursache des üblen Zustandes die Entfernung Wallensteins sei. Er findet indessen auch andere Ursachen: allzu großes Selbstvertrauen und Geiz, und ferner allzu große Schonung. „Denn wir haben diejenigen verschont," sagt Pappenheim,[2] „welche unsere Feinde sind, und uns jetzt den Hals zu brechen frei sich unterstehen werden." Er meint damit augenscheinlich Johann Georg von Kursachsen und die anderen protestantischen Fürsten.

Wir haben bereits bemerkt, wie Johann Georg von Sachsen, Georg Wilhelm von Brandenburg und Andere eine dritte Macht aufzustellen gedachten, welche neutral nach beiden Seiten hin den Ausschlag für beide geben sollte.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein solches Bestreben durch Neutralität zwischen zwei Gegnern eine dritte, Entscheidung gebende Macht bilden

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. 156.

[2] Dudik a. a. O. S. 70.

zu wollen, so häufig in schwachen, unselbständigen Charakteren sich regt. Wenn Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg Männer von einiger Willenskraft waren: so eröffnete sich ihnen damals eine bedeutsame Stellung. Um den Preis ihrer entschiedenen Hingebung an die deutsche Sache, an die Sache des Kaisers und des Reiches hätte Ferdinand II. erhebliche Opfer bringen mögen. Allein wir kennen bereits Georg Wilhelm, der niemals wußte, was er wollte. Wir haben mehr als einmal gesehen, wie er sich von seinem bibelfesten und eisengepanzerten Schwager aus Schweden mishandeln ließ. Wir kennen über ihn die Ansichten dieses Königs und die höhnenden Worte, mit welchen Oxenstjerna die geistige Schwäche des guten Kurfürsten verspottete. Und nicht so sehr viel besser stand es mit Johann Georg von Sachsen. Auch über ihn kennen wir das Urtheil Gustav Adolfs, daß die Seele dieses Kurfürsten etwas Männliches und Kräftiges zu erfassen nicht fähig sei. Er wollte wohl und wollte auch wohl nicht. Seine Manneskraft war im Merseburger Biere verschwemmt. Man nannte ihn im Reiche den Bierjörgen. Die Gesandten, die zu ihm kamen, mußten wohl oder übel dies ekelhafte Schlemmen mitmachen. Schwarzenberg, der einmal als Gesandter Georg Wilhelms in Dresden weilte, klagte diesem, daß er sich dort wohl zehn Jahre von seinem Leben habe absaufen müssen.[1] Und doch war Mäßigkeit nicht eine besondere Eigenschaft dieses Hofes von Brandenburg. Dort rühmte Konrad von Burgsdorf sich dem Kurfürsten gegenüber einmal achtzehn Maß Wein an einer Tafel desselben in sich aufgenommen zu haben. Dort durfte derselbe Mann von sich sagen, daß er öfters ein Maß auf einen Zug in einem Athem ausgeschöpft habe und dafür königlich belohnt worden sei.[2] Denn manches schöne Gut habe der Landesherr ihm ob seines herrlichen Sauftalentes verehrt.

Wir haben gesehen, wie Johann Georg noch vor dem Ausgange des Jahres 1630 an die protestantischen Fürsten und Stände die Ladung einer besonderen Versammlung nach Leipzig ergehen ließ. Der Kaiser legte kein Hindernis in den Weg. Im Anfange Februars 1631 nahten sie heran, unter ihnen auch der Landgraf Wilhelm von Hessen, der längst mit Gustav Adolf über einen besonderen Anschluß an diesen fremden König in Unterhandlung stand. Es war ein bedeutsames Zeichen der Wandlung der Dinge, daß Johann Georg von der Parteifahne seines besonderen Lutherthumes, von der Concordienformel seines Vorfahren August, sich auch nur so weit entfernen konnte die Reformirten zu einer gemeinsamen Berathung zuzulassen. Denn erst wenige Monate vorher hatten er und andere Lutheraner zu Regensburg es ausgesprochen, daß neben den Katholiken nur die Anhänger der Concordienformel des Religionsfriedens fähig seien. Nun wollte Johann Georg mit den Reformirten berathen! Und noch mehr: es wurden von beiden Seiten sogar die Hoftheologen mitgebracht, damit auch sie unter sich berathen sollten, ob es nicht für sie eine Möglichkeit des Vertragens oder gar der Einigung gäbe.

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 128.
[2] Cosmar, Schwarzenberg. Beilagen S. 32.

Hoe von Hoenegg, der wohl bekannte oberste Theologe des Kurfürsten von Sachsen, hielt am 10. Februar die Eröffnungspredigt. Der Zorneseifer des alten Psalmisten Assaph wider die Feinde des Gottes Israel diente dem lutherischen Hoftheologen für seinen Herrn wider den Kaiser und das Restitutions-Edikt. „Gott, schweige doch nicht also," begann Hoe seine Predigt, „und sei doch nicht so stille; denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, halten den Kopf auf. Sie sprechen: wir wollen unsere Gegner ausrotten, daß sie kein Volk mehr seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde. Dafür thu ihnen, wie den Midianiten, wie Sissera, wie Jabin, die vertilgt wurden zu Endor und zu Koth wurden auf Erden. Gott, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde." Auf diese und ähnliche Ergüsse der Beredtsamkeit Hoes folgte der im besonderen Sinne lutherische Kirchengesang: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord" u. s. w.

Was doch hatte der Papst Urban VIII., der den Kriegeszug Gustav Adolfs nicht misbilligte, was doch der Türke, um dessen Beistand derselbe Schwedenkönig seit einer langen Reihe von Jahren geworben, zu thun mit dem Convente dieser Fürsten und ihrer Theologen?

Die Worte des Hofpredigers Hoe klingen wie der Trompetenstoß zum Kriege der Fürsten gegen Kaiser und Reich. Dennoch würde die Annahme einer solchen Absicht dem Kurfürsten Johann Georg Unrecht thun. Zwar er befolgte nicht die wohlmeinden Warnungen [1] seines Schwiegersohnes Georg von Hessen-Darmstadt, der sich den ehrenvollen Spottnamen des Reichsfriedensboten erwarb. Johann Georg lud ferner den Vorwurf auf sich von einer Berathung deutscher Reichsfürsten schwedische und französische [2] Emissäre mit ihren Wühlereien nicht fern gehalten zu haben. Mochte im Grunde auch der Kundige ahnen, mochte namentlich Tilly es durchschauen, [3] daß der Bund, den man zu Stande bringen wollte, mit allem seinem Scheine von Worten und Vorwänden, dennoch im Grunde den Abfall von der Sache des Kaisers, des Reiches und der Nation verhülle, und auf das Ziel der Einigung mit dem fremden Eroberer hinaus laufen werde: die bewußte, planmäßige Absicht einer solchen Einigung war bei Johann Georg sicherlich nicht vorhanden. Vielmehr fuhren er und die Anderen, die mit ihm thaten, hinaus auf das wilde Meer der Planlosigkeit, ohne Ruder, noch Steuer. Nur einige wenige wußten was sie wollten. Da war es vor allen der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der das Meer seiner Schulden trocken zu legen hoffte durch Schweiß und Blut der Deutschen, die unter geistlichen Fürsten wohnten. Das endlose Hin- und Herreden, das Wollen und Nichtdürfen dieser Versammlung ward ihm bald langweilig. Er kehrte heim, um allein für sich selber zu handeln, und wie die lockenden Fremden es nannten, in der freigebigen Schenkung Gustav Adolfs den Preis des ersten Beitrittes

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 35.
[2] Hurter, französische Feindseligkeiten S. 35.
[3] Dieß spricht sich in den Berichten Tillys deutlich genug aus.

zu erlangen. Wilhelm wollte erwerben, mehr und mehr. Den Anderen war es durchgängig nur um die Erhaltung dessen zu thun, was sie an Kirchengütern einmal hatten. Sie wünschten Rücknahme des Restitutions-Edictes, nicht mehr. Es war nicht ihre Absicht vom Kaiser und Reich abzufallen, schwedische Willkür einzutauschen für die Reichsgesetze. Hoes Predigt ward von Vielen misbilligt.

Auch die Vorschläge des Kurfürsten waren weit entfernt von dem Brandrufe seines Hoftheologen. Man wolle, also erklärte Johann Georg zum Beginne, die Erhaltung des allein seligmachenden Wortes, den Trost der bedrängten Kirche: man wolle aber auch, daß der Respect und die Autorität des Kaisers erhalten, die Reichsverfassung befestigt, die deutsche Freiheit errettet, das sehr zerfallene Vertrauen zwischen katholischen und evangelischen Ständen wieder aufgerichtet, und ein sicherer und beständiger Friede herbeigeführt werde. Es war das alles gar viel und vielerlei, was man beabsichtigte. Um so seltsamer waren die Mittel, die zur Herstellung des gesunkenen Vertrauens, zur Aufrechthaltung der kaiserlichen Autorität vorgeschlagen wurden.

Es ist eine oft gebräuchliche Weise in Betreff dieser Zusammenkunft zu Leipzig zu reden von Protestanten im Allgemeinen. Eben diese Redeweise gleitet leicht und schnell über einen Hauptirrthum hinweg. Es waren nicht Protestanten als solche, die in Leipzig zusammenkamen, sondern protestantische Fürsten. Das letzte Wort bezeichnet das Wesen, das vorhergehende die zufällige Stellung. Es ist dies offenbar sehr verschieden. Es drängt sich daher die Frage auf, welches Interesse der protestantische Theil der deutschen Nation, insofern er nicht aus Fürsten und den Hoftheologen derselben bestand, an diesen Berathungen von Leipzig hatte. Die Sache der Fürsten, die zu Leipzig beriethen, fiel nicht zusammen mit derjenigen ihrer Unterthanen, die ermattet vom dreizehnjährigen Kriege daheim die Erneuerung desselben fürchteten. Die Gesandten des Cardinals Richelieu thaten in Leipzig ihren Eifer kund für die deutsche Libertät. Sie ließen durchblicken, daß das letzte Ziel dieser Libertät die Vernichtung des Hauses Oestreich und des deutschen Kaiserthums sei.[1] Der Schwedenkönig hatte schon vorher gefragt, ob die deutschen Fürsten des Kaisers Bauern und Sklaven sein wollten.[2] Allein diese Libertät der deutschen Fürsten, welche dem Interesse des französischen Cardinals Richelieu und des Schwedenkönigs Gustav Adolf entsprach, war der Natur der Sache gemäß nicht der Gegenstand des Wunsches ihrer deutschen Unterthanen. Das allgemeine Band, die Idee des Reiches war noch mächtiger, als das Band des Territoriums. Ob das Fürstenhaus, durch welches die einzelnen Deutschen mittelbar unter dem Kaiser standen, groß oder klein war, viele oder wenige Besitzungen hatte, machte für die damaligen Deutschen noch nicht eine wesentliche Verschiedenheit aus. Sowohl die Lasten als die Vortheile waren in beiden Fällen gleich, weil dieselben sich bestimmten nach dem Reiche. Man zahlte die etwa auferlegte Reichs- und Kreissteuer, und genoß

[1] Hurter, französische Feindseligkeiten S. 35.
[2] Helbig, Gustav Adolf S. 31.

dafür den Schutz der Reichsgerichte; denn der Kaiser war die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Der Landesherr hatte seine bestimmten Einkünfte, und es stand nicht in seiner Macht dieselben einseitig zu vermehren. Er durfte die Stände um besondere Beihülfe für einen einmaligen Fall angehen, mußte dabei des Abschlagens gewärtig sein, und es machte in diesem Abschlagen keinen Unterschied, ob das Territorium groß oder klein war. Die Stände des großen Territoriums hatten denselben Muth zur Versagung, wie diejenigen des kleineren, und ihnen allen stand in gleichem Maße der Rechtsweg an den Kaiser offen. Die Stände von Hessen-Cassel hatten es oft und deutlich nahe gelegt, daß sie sich an der Vergrößerungssucht ihrer Landgrafen, an der Gier derselben nach der Abtei Hersfeld und anderen kirchlichen und weltlichen Gütern nicht betheiligten, keinen Gefallen daran fanden. Wo diese Landesherren das betrieben, was ihre späteren Haus- und Hof-Historiker eine selbständige Politik genannt haben, da konnte dies nur geschehen auf Kosten des Reichsbandes durch Bündnisse mit dem Auslande. Eine jegliche Politik solcher Art übte auf die Stände den Rückschlag ihres Druckes. Sie forderte Opfer von ihnen, Beisteuern an Gelde, und die Folge dieser Beisteuern, namentlich wenn sie für Söldner verwendet wurden, war erhöhte Macht des Landesherrn über die Stände. Deshalb verband sich bei diesen das eigene Interesse mit der Pflicht gegen Kaiser und Reich den Gelüsten der Territorialherren nach Ausdehnung ihrer Macht nicht willfährig zu sein. Jede Verringerung der kaiserlichen Oberhoheit zog unvermeidlich nach sich eine Schmälerung der Rechte des einzelnen Deutschen.

Darum auch hatten die Stände dieses oder jenes Reichsfürsten kein Interesse dabei, ob der Landesherr dieses oder jenes Kirchengut in seinen Besitz brachte, oder darin behielt. Die Berathungen von Leipzig hatten für die Stände der deutschen Länder, für den protestantischen Theil der Nation nur ein mittelbares Interesse. Ob die Güter, um die es sich handelte, in dieser oder jener Hand waren, das berührte sie weniger: das einzige mittelbare Interesse, welches der protestantische Theil der Deutschen daran haben konnte, war die Aussicht, daß diese oder jene Theile von Deutschland möglicherweise wieder katholisch werden möchten. Diese Gefahr war für die Unterthanen der Erbfürsten nicht zu besorgen. Die Pommern, die Brandenburger, die Sachsen, die Hessen, die Braunschweiger und wer immer sonst, waren in ihrem protestantischen Religionsbekenntnisse gesichert durch den Religionsfrieden von Augsburg. Die Erfahrung von nun dreizehn Kriegesjahren lehrte, daß weder der Kaiser, noch die Liga das Glück ihrer Waffen in irgend einer Weise zu einer Aenderung dieses Zustandes unter den deutschen Erbfürsten benutzten.

Den Umständen nach kann mithin die Theilnahme des conservativ gesinnten Theiles der deutschen Protestanten für die Berathungen von Leipzig nur eine geringe und mittelbare gewesen sein. Nicht eine traditionelle irrige Auffassung kann darin für uns maßgebend sein, sondern die Thatsachen. Da auch nicht ein einziger Fall vorliegt, daß bis dahin eine conservativ gesinnte, dem Kaiser mittelbar untergebene Corporation — wir nehmen davon die Stadt Magdeburg

nicht aus — die Ankunft des Schweden, oder sonst eine Handlung der Feindseligkeit gegen den Kaiser freiwillig gebilligt, oder gar unterstützt habe: so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Corporationen, die Magistrate der deutschen mittelbaren Städte, die Ritter- und Landschaften der einzelnen deutschen Länder mit Furcht und Besorgnis auf den Convent von Leipzig schaueten, und von daher nichts Gutes erwarteten.

Wir haben diese Verhandlungen uns näher anzusehen.

Oben an unter den Beschwerden an den Kaiser stand, wie zu erwarten, das Restitutionsedict und die Maßregeln zur Ausführung desselben.[1] Daß dieß Restitutionsedict erschienen, daß es ausgeführt wurde, war unleugbar ein politischer Fehler des Kaisers und der Liga. Allein es war eben auch nichts anderes, und in der Erörterung der Frage des positiven Rechtes war der Sieg auf der Seite des Kaisers. Das Restitutionsedict, erwiederte er abermals auf die Beschwerden Johann Georgs und der anderen protestantischen Fürsten, die sich diesem anschloſſen, ist nichts anderes, als der klare Buchstabe des Religionsfriedens von Augsburg. Es ist erlassen auf inständiges Ansuchen der bedrängten katholischen Reichsstände. Es ist erlassen nach dem Gutachten der Kurfürsten von Mühlhausen. Hat jemand der protestantischen Fürsten und Stände darauf vertraut, daß er die Güter, die er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht, niemals wieder herauszugeben brauche, ja vielleicht gar rechtlich zugesprochen erhalten würde: so ist dieser Irrthum seine Sache. Man spricht, sagt der Kaiser, daß die Ausführung des Edictes ohne vorheriges Rechtsverfahren geschehe. Aber hat man es mit der Wegnahme anders gemacht? Ohne Weiteres hat man sich in Besitz gesetzt, ohne Weiteres werden nun die Güter zurückgenommen.

„Dennoch," sagt der Kaiser, „weil die katholischen Stände zu Regensburg geneigt waren, noch gütliche Unterhandlung zu pflegen, um weiteres Unheil abzuschneiden und dem Frieden näher zu kommen: so haben auch wir uns dazu bereit erklärt. Es finden zur Zeit keine Executionen statt, welche die beabsichtigte Unterhandlung verhindern. Daß wir aber zurücknehmen sollten, was bereits geschehen ist, das ist unserer kaiserlichen Autorität zuwider."

Die protestantischen Stände zu Leipzig erhoben ferner laute Beschwerden über das kaiserliche Heerwesen. Es waren nicht neue Klagen seit den Tagen von Regensburg, es waren abermals dieselben und zwar unter ihnen auch solche, die wegen der Abschaffung bereits unstatthaft waren. „Man hat auch Pagen und Lakaien Compagnien untergeben," hieß es abermals. Dieß fand aber damals offenbar nicht mehr statt. Und wiederum tritt uns auch bei diesen Reden und Beschwerden von Leipzig ein Unterschied klar vor Augen. Nachdem man ausführlich erörtert, wie das Wallensteinsche Heer keine Kriegszucht beobachtet, wird auch dasjenige der Liga erwähnt. „Hierzu ist ferner auch das Heer der katholischen Liga gekommen," sagen die Fürsten. Aber von einem Mangel an

[1] Copia Resolutionum welche churf. D. zu Sachsen u. s. w. 1632, mit 14 Beilagen.

Disciplin derselben ist nicht die Rede. Es ist die politische Klage, daß es ein Heer der Liga gäbe, welches durchziehe, welches einquartiert werde und Unterhalt verlange. „Welcher Reichsstand," klagen die Fürsten, „nun nicht sofort wider diejenigen, so man ohne Noth und einiges Vorwissen der Stände ins Reich gezogen — der Ausdruck ist merkwürdig, sowohl in Beziehung auf den Kaiser, als den Schweden — als Feind sich hat erklären wollen, der ist übel ausgerufen worden," d. h. die ligistischen Officiere und Soldaten haben diejenigen Deutschen, welche den Schwedenkönig nicht als Reichsfeind bezeichnen wollten, schlechte Patrioten genannt aber doch auch eben nur genannt und nicht demgemäß behandelt. Billigerweise hätten die Fürsten zu Leipzig sich über das letztere mehr verwundern sollen, als über das erstere.

Der Kaiser war weit entfernt die Uebel der Soldatesca zu leugnen. Er erkannte sie an.[1] Aber welches andere Mittel hat man ihm gegeben? Ist die Kreishülfe jemals zu erlangen gewesen? Er fragt: ob denn er als Kaiser still sitzen solle, wenn der Feind ins Reich einbreche? Das könne er vor Gott und der Nachwelt nicht verantworten, wolle auch lieber tausendmal das Leben verlieren, als sich von den Historienschreibern das nachsagen lassen, daß durch seine Schuld und Versäumnis das römische Reich, das 800 Jahre als ein Schrecken und Wunder für die Feinde gestanden, nun zu Grunde gehen solle. — Nur so in Wahrheit durfte ein deutscher Kaiser reden.

Am klarsten offenbarte sich die versteckte Unwahrheit der Versammlung zu Leipzig durch ihr völliges Schweigen über den Schwedenkönig. Sie hielt dem Kaiser ihre Beschwerden vor über den inneren Zustand des Reiches. Sie rügte den Druck seines Heeres, ohne auf die stattgefundenen Erleichterungen Rücksicht zu nehmen. Von dem dagegen, was nun sie ihrerseits thun wollte für das Reich und den Kaiser, sagte sie kein Wort. „Es ist uns das höchst befremdlich," erwiederte ihnen der Kaiser. „Und doch hat das gesammte Collegium der Kurfürsten zu Regensburg den Einbruch des Schwedenkönigs in das Reich einen unbefugten und ungegründeten genannt, und hat ausdrücklich erklärt, daß das, was auf des Reiches Boden geschehe, fremde Potentaten nicht angehe." Hatte die Rechtsfrage seitdem etwa sich geändert?

In ähnlicher Weise wie dem Kaiser, legt die Versammlung von Leipzig auch den katholischen Kurfürsten ihre Klagen dar. Diese blieben nicht unerwiedert. Zwar wagen die Mitglieder des Bundes von Leipzig abgesehen von dem Restitutionsedicte es nicht die notorische Unwahrheit eines Religionsdruckes vorzubringen. Sie waren vorsichtig in ihren Ausdrücken. „Da man sich unterstehen sollte die Confession von Augsburg auszurotten," sagt Johann Georg: „alsdann wolle er den Bedrängten beistehen." Mithin geschah es noch nicht: es war lediglich eine Furcht, daß es vielleicht geschehen könne. Allein dennoch hatte man die Klagen über den Heeresdruck so eingerichtet, als treffe er die protestantischen Reichsstände und nur diese. Darauf antworten die katholischen Kurfürsten.

[1] Khevenhiller XI. 1571.

„Die Ungelegenheiten des Krieges haben uns an vielen Orten härter betroffen, als die protestantischen Reichsstände. Dennoch haben wir auch im Besitze einer Armee die Kaiserlichen deshalb nicht gewaltsam angegriffen, sondern vielmehr alles mit Geduld ertragen." Sie fragen, ob es denn nun, wo der Schwede ohne alle Ursache, wie sämmtliche Kurfürsten zu Regensburg anerkannt, in das Reich eingebrochen, ob es denn nun Zeit sei dem Kaiser die Hülfe abzuschneiden und alles in Verwirrung zu stellen. Durch solche Beschlüsse öffne man dem Schweden Thor und Thür, und reize auch andere fremde Potentaten an in diesem trüben Wasser zu fischen. Nicht das sei das Mittel kurfürstliche Würde und Hoheit zu behaupten. Wenn man den Leipziger Verabredungen gemäß den Kaiser nicht bloß hülflos lassen, sondern ihn gar an der Vertheidigung des Reiches hindern wolle: so werde man den fremden Potentaten erst recht Anlaß geben in das Innere des Reiches zu dringen. Dann allerdings würden diese Fremden durch die That erweisen, daß sie nicht zur Rettung der deutschen Libertät, nicht zur Handhabung des Rechtes und der Ordnung ins Reich gekommen, sondern zu ihrem eigenen Nutzen. Und in diesem Falle möchte es geschehen, daß alle Gegenmittel, wie gern man auch wollte, viel zu spät kommen. Darum, sagen die katholischen Kurfürsten, sollte man sich vielmehr zusammen thun, um mit vereinten Kräften den König von Schweden als einen auswärtigen Reichsfeind von des Reiches Boden abzutreiben. Sie fragen, wie man denn jetzt, wo der Schwede im Reiche stehe, wo ein protestantischer Fürst nach dem anderen die Waffen ergreife und sich rüste, unter solchen Umständen an den Kaiser die Forderung richten möge, daß er die Waffen niederlege? Immerhin nenne man die Verabredungen des Leipziger Tages ein Defensionswerk: es ist vom Dänenkönige und dem niedersächsischen Kreise her bekannt, was aus solchem Defensionswerke entstehe. Sie erklären abermals, daß es ihr fester Wille sei den Religionsfrieden von Augsburg zu halten. Aber eben der Religionsfriede begründet klar das Restitutionsedict. Lediglich über die Art und Weise der Ausführung, wegen der Klagen über Excesse sind sie zu einer Beredung bereit, und bitten den Kurfürsten von Sachsen, auf den 3. August die angesetzte Versammlung zu Frankfurt a. M. zu beschicken. Die Forderung alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, ist völlig unthunlich.

Die Vorstellungen des Kaisers und der Liga, die theils noch vor, theils erst nach dem Schlusse des Leipziger Tages ankamen, änderten die Stimmung des Kurfürsten von Sachsen nicht. Nach zehnwöchiger Berathung faßten er und die anderen Fürsten im Anfange April 1631 den Beschluß: die Kriegsbedrückungen und die Gewalt der Soldatesca soll nicht länger geduldet werden, sondern jeder Reichsstand soll, so gut es gehe, seine Unterthanen bei dem Landfrieden schützen. Zu diesem Zwecke setzen sich die Fürsten und Stände in Kriegsverfassung, und zwar, wie sie ausdrücklich bemerken, nach dem Beispiele der katholischen Liga.[1] Waren die protestantischen Fürsten dazu nicht ebensowohl berechtigt wie die Liga?

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 36. cf. Londorp. IV. 144.

So scheint es allerdings, wenn man nur diese Worte betrachtet. Aber der Beschluß ging weiter als die unmittelbare Tragweite derselben. Denn unter Kriegsbedrückungen verstand man auch die Contributionen an das kaiserliche Heer, deren dasselbe, wie einmal die Kriegsverfassung jener Zeiten war, zum Unterhalte bedurfte. Mithin verweigerte dieser Beschluß dem Kaiser die Mittel zum Unterhalte seines Heeres, die Mittel sich und das Reich gegen den fremden Eroberer zu schützen. Und darin war die Bewaffnung dieser protestantischen Fürsten wesentlich verschieden von derjenigen der katholischen, deren Heer zusammenwirkte mit demjenigen des Kaisers. Auch bezweckte der Beschluß nicht in Wahrheit, wie es nach den Worten scheinen möchte, eine Erleichterung der eigenen Unterthanen. Es war nur eine Aenderung. Denn indem jeder Stand des Reiches neue Truppen werben sollte zu dem vermeinten Schutze, indem keiner von ihnen ein anderes Mittel der Erhaltung dieser Truppen hatte, als dasjenige der Contribution, entweder von den eigenen Unterthanen, oder von fremden: so wurde auf die Unterthanen dieselbe Last gewälzt wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß die Mittel, welche bis dahin verwandt waren zum Schutze gegen den gemeinsamen Feind, nun verwandt wurden, um zuerst den Schutz gegen diesen Feind unmöglich zu machen, und bald, um in dem Interesse dieses fremden Feindes das Reich zu zerfleischen und zu zerreißen.

Und nachdem die Fürsten zu Leipzig solche Beschlüsse gefaßt, setzten sie hinzu: zuvörderst aber wollen die Stände allerseits in dem schuldigen und gebührenden Gehorsam und in unterthäniger treuer Devotion gegen den Kaiser standhaft und unausgesetzt verharren.

Es drängt sich hier unabweislich die Frage auf, ob man sich bei so widersprechenden Dingen nur in dem unfreiwilligen Nebel der Selbsttäuschung bewegte, oder ob man sich derselben bewußt ward bis zur offenbaren Lüge. Daß die Mehrheit einen offenen Bruch mit dem Kaiser nicht beabsichtigte, thut zuerst das Benehmen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und der Herzöge von Weimar dar. Sie forderten den offenen Kampf für das, was sie politische und Gewissensfreiheit nannten.[1] Als sie nicht gehört wurden, reisten sie zornig noch vor dem Schlusse der Versammlung ab. Es ist mithin die Frage nach dem Benehmen Johann Georgs; denn nur dieser tritt in den Vordergrund. Die Kleineren sahen auf ihn und ahmten nach, was er angab.

Der Schwede hatte zu Leipzig seine Vertrauten, welche dort wirkten. Wir kennen ihre Instruktion.[2] Es war zuerst der Antrag auf öffentlichen Bund und Vereinigung mit dem Schweden. Wenn dieß nicht durchzuführen sei, so sollten die Gesandten dahin wirken, daß der Leipziger Bund für sich Truppen anwerbe zu seiner Vertheidigung, dem kaiserlichen und ligistischen Heere alles verweigere, die Waffen des Königs als gerecht anerkenne, wenigstens sie nicht misbillige, und ihm Geld zustelle. Daß auch nur zu allen diesen Dingen die Stände gemeinsam

[1] Röse, Bernhard der Große I. 114.
[2] Chemnitz S. 137 ff.

„Die Ungelegenheiten des Krieges haben uns an vielen Orten härter betroffen, als die protestantischen Reichsstände. Dennoch haben wir auch im Besitze einer Armee die Kaiserlichen deshalb nicht gewaltsam angegriffen, sondern vielmehr alles mit Geduld ertragen." Sie fragen, ob es denn nun, wo der Schwede ohne alle Ursache, wie sämmtliche Kurfürsten zu Regensburg anerkannt, in das Reich eingebrochen, ob es denn nun Zeit sei dem Kaiser die Hülfe abzuschneiden und alles in Verwirrung zu stellen. Durch solche Beschlüsse öffne man dem Schweden Thor und Thür, und reize auch andere fremde Potentaten an in diesem trüben Wasser zu fischen. Nicht das sei das Mittel kurfürstliche Würde und Hoheit zu behaupten. Wenn man den Leipziger Verabredungen gemäß den Kaiser nicht bloß hülflos lassen, sondern ihn gar an der Vertheidigung des Reiches hindern wolle: so werde man den fremden Potentaten erst recht Anlaß geben in das Innere des Reiches zu dringen. Dann allerdings würden diese Fremden durch die That erweisen, daß sie nicht zur Rettung der deutschen Libertät, nicht zur Handhabung des Rechtes und der Ordnung ins Reich gekommen, sondern zu ihrem eigenen Nutzen. Und in diesem Falle möchte es geschehen, daß alle Gegenmittel, wie gern man auch wollte, viel zu spät kommen. Darum, sagen die katholischen Kurfürsten, sollte man sich vielmehr zusammen thun, um mit vereinten Kräften den König von Schweden als einen auswärtigen Reichsfeind von des Reiches Boden abzutreiben. Sie fragen, wie man denn jetzt, wo der Schwede im Reiche stehe, wo ein protestantischer Fürst nach dem anderen die Waffen ergreife und sich rüste, unter solchen Umständen an den Kaiser die Forderung richten möge, daß er die Waffen niederlege? Immerhin nenne man die Verabredungen des Leipziger Tages ein Defensionswerk: es ist vom Dänenkönige und dem niedersächsischen Kreise her bekannt, was aus solchem Defensionswerke entstehe. Sie erklären abermals, daß es ihr fester Wille sei den Religionsfrieden von Augsburg zu halten. Aber eben der Religionsfriede begründet klar das Restitutionsedict. Lediglich über die Art und Weise der Ausführung, wegen der Klagen über Excesse sind sie zu einer Beredung bereit, und bitten den Kurfürsten von Sachsen, auf den 3. August die angesetzte Versammlung zu Frankfurt a. M. zu beschicken. Die Forderung alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, ist völlig unthunlich.

Die Vorstellungen des Kaisers und der Liga, die theils noch vor, theils erst nach dem Schlusse des Leipziger Tages ankamen, änderten die Stimmung des Kurfürsten von Sachsen nicht. Nach zehnwöchiger Berathung faßten er und die anderen Fürsten im Anfange April 1631 den Beschluß: die Kriegsbedrückungen und die Gewalt der Soldatesca soll nicht länger geduldet werden, sondern jeder Reichsstand soll, so gut es gehe, seine Unterthanen bei dem Landfrieden schützen. Zu diesem Zwecke setzen sich die Fürsten und Stände in Kriegsverfassung, und zwar, wie sie ausdrücklich bemerken, nach dem Beispiele der katholischen Liga.[1] Waren die protestantischen Fürsten dazu nicht ebensowohl berechtigt wie die Liga?

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 36. cf. Londorp. IV. 144.

So scheint es allerdings, wenn man nur diese Worte betrachtet. Aber der Beschluß ging weiter als die unmittelbare Tragweite derselben. Denn unter Kriegsbedrückungen verstand man auch die Contributionen an das kaiserliche Heer, deren dasselbe, wie einmal die Kriegsverfassung jener Zeiten war, zum Unterhalte bedurfte. Mithin verweigerte dieser Beschluß dem Kaiser die Mittel zum Unterhalte seines Heeres, die Mittel sich und das Reich gegen den fremden Eroberer zu schützen. Und darin war die Bewaffnung dieser protestantischen Fürsten wesentlich verschieden von derjenigen der katholischen, deren Heer zusammenwirkte mit demjenigen des Kaisers. Auch bezweckte der Beschluß nicht in Wahrheit, wie es nach den Worten scheinen möchte, eine Erleichterung der eigenen Unterthanen. Es war nur eine Aenderung. Denn indem jeder Stand des Reiches neue Truppen werben sollte zu dem vermeinten Schutze, indem keiner von ihnen ein anderes Mittel der Erhaltung dieser Truppen hatte, als dasjenige der Contribution, entweder von den eigenen Unterthanen, oder von fremden: so wurde auf die Unterthanen dieselbe Last gewälzt wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß die Mittel, welche bis dahin verwandt waren zum Schutze gegen den gemeinsamen Feind, nun verwandt wurden, um zuerst den Schutz gegen diesen Feind unmöglich zu machen, und bald, um in dem Interesse dieses fremden Feindes das Reich zu zerfleischen und zu zerreißen.

Und nachdem die Fürsten zu Leipzig solche Beschlüsse gefaßt, setzten sie hinzu: zuvörderst aber wollen die Stände allerseits in dem schuldigen und gebührenden Gehorsam und in unterthäniger treuer Devotion gegen den Kaiser standhaft und unausgesetzt verharren.

Es drängt sich hier unabweislich die Frage auf, ob man sich bei so widersprechenden Dingen nur in dem unfreiwilligen Nebel der Selbsttäuschung bewegte, oder ob man sich derselben bewußt ward bis zur offenbaren Lüge. Daß die Mehrheit einen offenen Bruch mit dem Kaiser nicht beabsichtigte, thut zuerst das Benehmen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und der Herzöge von Weimar dar. Sie forderten den offenen Kampf für das, was sie politische und Gewissensfreiheit nannten.[1] Als sie nicht gehört wurden, reisten sie zornig noch vor dem Schlusse der Versammlung ab. Es ist mithin die Frage nach dem Benehmen Johann Georgs; denn nur dieser tritt in den Vordergrund. Die Kleineren sahen auf ihn und ahmten nach, was er angab.

Der Schwede hatte zu Leipzig seine Vertrauten, welche dort wirkten. Wir kennen ihre Instruktion.[2] Es war zuerst der Antrag auf öffentlichen Bund und Vereinigung mit dem Schweden. Wenn dieß nicht durchzuführen sei, so sollten die Gesandten dahin wirken, daß der Leipziger Bund für sich Truppen anwerbe zu seiner Vertheidigung, dem kaiserlichen und ligistischen Heere alles verweigere, die Waffen des Königs als gerecht anerkenne, wenigstens sie nicht misbillige, und ihm Geld zustelle. Daß auch nur zu allen diesen Dingen die Stände gemeinsam

[1] Röse, Bernhard der Große I. 114.
[2] Chemnitz S. 137 ff.

beredet werden könnten, war doch kaum anzunehmen. Deshalb solle mit jedem besonders gesprochen werden. Hier trat selbstverständlich der Kurfürst von Sachsen in den Vordergrund. Es erbot sich eine vornehme Person dahin auf den Kurfürsten zu wirken. Wer war diese vornehme Person? Es ist Hans Georg von Arnim, derselbe Mann, der eben damals die Brücke machte zur Unterhandlung zwischen Gustav Adolf und Wallenstein. Wir sehen, es ist ein Zeitalter, in welchem der Verrath zur Gewohnheit wird.

Daß dieser Arnim es war, der den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen im Beginne des Jahres 1631 zum Bündnisse mit dem Schweden zu verleiten suchte, mit demselben Schweden, dessen Angriff auf das deutsche Reich und den Kaiser der Kurfürst Johann Georg zu Regensburg für unberechtigt und grundlos hatte erklären lassen, erfahren wir mit ausdrücklichen Worten von dem Deutschschweden Chemnitz.[1] Arnim selber berief sich ein Jahr später, als er bei Johann Georg in Verdacht des Verrathes an Wallenstein kam, auf dieses sein Wirken für den Schweden. Er ja sei der erste und vornehmste gewesen zu ermahnen, daß der Kurfürst sich gegen den Kaiser erkläre und auf schwedische Seite trete.[2]

Johann Georg ließ sich auf diese Beredungen mit Arnim ein, jedoch nur er persönlich. Er selbst erklärte, daß seine geheimen Räthe gar zu sehr dem Kaiser zugethan sein, als daß sie auch nur darum wissen dürften.[3] Das öffentliche Schreiben des Schwedenkönigs wiederholte abermals wie immer die Versicherung, daß weder Ehrgeiz, noch Habgier, sondern allein die Ehre Gottes, die eigene Sicherheit und so vieler tausend Christen Wohlfahrt ihn zu seinem Zuge vermocht hätte. Etwas anders lautete die besondere Instruction. Der König behauptete, daß seine Waffen nur den Zweck hätten die ihm vom Kaiser zugefügte Unbill zu rächen. Es war eine seltsame Ironie, daß derselbe Arnim, der zu dieser vermeinten Unbill das Werkzeug Wallensteins gewesen war, nun die Klage des Königs über dieselbe vorbrachte. Aber er fügte noch einen Punkt hinzu, der dem Kurfürsten mehr einleuchten mußte. Es ginge dem Könige sehr zu Herzen, sagte er, daß er zum Zwecke dieses Krieges seine guten Freunde, die Evangelischen, drücken müsse. Deshalb wünschte er seine Waffen in die Länder der Katholiken hinüber tragen zu können. Dies könne leicht geschehen, wenn die Evangelischen, insbesondere der Kurfürst von Sachsen seine Hand mit an das Werk schlage.

Auf solche Reden bewies der Kurfürst sich allemal in allgemeinen Ausdrücken dem Könige Gustav Adolf sehr zugethan. Er rühmte höchlich das, was auch er die gottselige und wohlmeinende Absicht des Königs nannte. Er war erbötig als ein evangelischer treuer Patriot zur Erhaltung der wahren evangelischen Religion, der allgemeinen deutschen Freiheit, zur Wiederbringung beständiger Ruhe und Sicherheit getreulich mitzuhelfen. Bestimmter indessen äußerte

[1] Chemnitz S. 145.
[2] Chemnitz S. 332.
[3] Arlanibaeus, arma Suec. p. 152.

er sich nicht. Wenn man näher auf die Sache einging, so war er unentschlossen. Wenn bei den Kaiserlichen etwas vorfiel, was ihm sehr zuwider war: so brach sein Zorn in heftigen Ausdrücken hervor. Aber die Galle sank wieder, der Zorn legte sich, und Johann Georg war derselbe wieder zuvor. Seine Absicht ging dahin den König zwar zum Freunde zu behalten und sich für den Fall der Noth der Hülfe desselben zu bedienen, jedoch dabei dem Kaiser keinen Anstoß zu geben, und nur in der äußersten Noth sich denselben zum Feinde zu machen. Also berichteten die Schweden dem Könige.

Wir sehen, Johann Georg verharrte wie in dem düsteren Nebel, den seine täglichen Bierräusche in seinem Kopfe zurückließen. Nur der Druck der Ereignisse konnte auf ihn wirken, ihn auch da noch zum Guten ebensowohl wie zum Schlimmen sich entscheiden lassen. Weder Gustav Adolf, noch Tilly durften volles Vertrauen zu ihm hegen. Weniger indessen der letztere, als der erstere. Denn die Rüstungen und Werbungen Johann Georgs gingen fort. Schon begannen im April in Folge des Bundestages von Leipzig die protestantischen Stände ihre Contributionen für das kaiserliche und ligistische Heer zu versagen. Johann Georg und mit ihm viele der anderen Bundesgenossen standen im Rücken Tillys. Wessen hatte sich der Feldherr von ihnen zu versehen?

Pappenheim gibt den Gedanken, die sich bei Tilly und ihm in Folge dieser Dinge regten, den entsprechenden Ausdruck.[1] Während Tilly bis Jüterbock marschirte, um womöglich Frankfurt zu entsetzen, blieb Pappenheim vor Magdeburg zurück. Von da aus schilderte er dem Kurfürsten Max die Lage der Dinge. „Ich wünsche," sagt er, „daß ich Euerer kurfürstlichen Durchlaucht den jetzigen Stand der Dinge so vor Augen stellen könnte, wie er in Wahrheit ist. Der Schwedenkönig hat sich mit neuer Macht aus Preußen und von Stralsund her so gestärkt, daß er uns weit überlegen ist. Er belagert Frankfurt. Die Protestirenden zu Leipzig haben beschlossen zu werben, und werden in wenigen Tagen ein starkes Heer auf den Beinen haben. Das englische Hülfsheer ist schon unterwegs. Die Generalstaaten ruhen auch nicht. Das ganze Land wartet nur auf einen guten Rückhalt, um sich im allgemeinen Aufstande zu erheben."

„Frankfurt zu entsetzen ist es wahrscheinlich schon zu spät. Das Heer ganz über die Oder zu führen würde den protestantischen Fürsten von Leipzig ihre Werbung und den Entsatz von Magdeburg erleichtern. Das kaiserliche Heer würde dann von der Elbe abgesperrt und vom Reiche abgeschnitten. Wenn wir dagegen Frankfurt unentsetzt lassen, so sieht auch das seltsam aus und es geht ein guter Theil des kaiserlichen Heeres verloren. Dem Feinde wird dadurch der Paß nach Böhmen und Schlesien eröffnet."

Wir sehen, auch Pappenheim erkennt noch die Plane des Schwedenkönigs nicht. Auch er meint, der König werde den Kaiser als seinen eigentlichen Feind betrachten und auf die Erblande losgehen. Dies war nicht das Ziel des Schweden.

[1] Khevenhiller XI. 1783.

Schon die Eröffnung des Königs an Johann Georg von Sachsen durch Arnim deutet an, daß Gustav Adolf mit seiner eigentlichen Absicht auf die Länder der geistlichen Fürsten nicht mehr so völlig zurückhielt. Pappenheim aber fährt in seiner Ansicht fort:

„Ziehen die Tillyschen und kaiserlichen Truppen nach in die kaiserlichen Erbländer: so verlassen wir das Reich. Bleiben wir dagegen im Reiche: so sind die Erbländer verloren. Wenn nicht Gott etwas dazu thut, was der Sinn der Menschen nicht ergründen kann: so sind die Sachen ärger als je zuvor, außer damals, als Thurn an der Brücke zu Wien stand.“ Pappenheim schließt mit der dringenden Bitte: der Kurfürst und die katholischen Bundesstände möchten nicht vom kaiserlichen Hofe ein Hülfsmittel erwarten. In der Liga beruhe der Nerv der Sache sowohl wegen der Mittel, als wegen des Vertrauens der Soldaten. Je länger man warte: desto ärger und gefährlicher werde der Zustand. „Es ist unmöglich diesen Krieg auszuführen, wenn man nicht neben den nothwendigen Besatzungen zwei starke Kriegsheere hat.“

Noch ist der Brief nicht beendet, da erhält Pappenheim die Nachricht von dem Falle Frankfurts a. O. Die Schweden sind vor Landsberg gezogen. „Gott wolle denen in Landsberg helfen; denn sie sind von uns abgeschnitten, und wir können sie nicht entsetzen. Zu Frankfurt und Landsberg ist der beste Kern des kaiserlichen Heeres gewesen. Nun kann auch die Belagerung von Magdeburg schwerlich fortgesetzt werden; denn wir sind nicht im Stande die Stadt von beiden Seiten der Elbe zu berennen und zugleich dem Heere des Königs uns entgegenzustellen. Das einzige Mittel besteht in schnellen starken Werbungen zu unserer Hülfe.“

Wir sehen, wie Pappenheim in Sorge ist um die Folgen der Versammlung von Leipzig. Und ebenso spricht der Kaiser selbst. Er habe den Tag von Leipzig zugelassen, sagt er, [1] weil er gehofft, die evangelischen Reichsstände dort würden gütliche Handlungen anbahnen. Dagegen will man dem Heere die Contributionen aufkündigen. Man will werben. Aber ohne kaiserliche Bewilligung hat nach der Reichsverfassung kein Stand das Recht der Waffen. Daran erinnert der Kaiser und mahnt ab von Rüstungen. Es war zu spät. Sie waren schon in vollem Gange. Voraussichtlich stand in wenigen Wochen eine dritte, oder wenn man lieber will, eine vierte Macht bewaffnet im Reiche da. Wie so düster senkte sich der Himmel nieder über das arme deutsche Land!

Am 5. Mai traten die Abgeordneten der Liga zu Dinkelsbühl zusammen. Die Noth drängte, die nachdrücklichen Forderungen Tillys lagen vor. Die Fürsten erklärten sich bereit zum Unterhalte des Heeres, zur Werbung von noch drei Regimentern. Wir haben gesehen, wie die Liga von dort aus den Forderungen und Beschwerden der protestantischen Fürsten von Leipzig antwortete. Doch hielt sie für rathsam den Antrag anzunehmen, den der Erzbischof Ferdinand von Köln befürwortete: die Ausführung des Restitutionsedictes soll einstweilen

[1] Khevenhiller XI. 1617.

eingestellt werden, nur was bereits zur Ausführung gebracht ist, soll in diesem Zustande verbleiben. [1]

Es geht durch alle Beschlüsse und Berichte der Liga das Bestreben im Einverständnisse und Frieden zu bleiben mit Johann Georg von Sachsen. Es schien das doch möglich sein zu müssen. Also schien es, weil man die volle Kraft — wenn wir so es nennen wollen — des Schwedenkönigs nicht durchschauete. Wir haben diese besondere Kraft kennen zu lernen bei einem der wichtigsten Ereignisse des grauenvollen Krieges, bei der Eroberung und Zerstörung von Magdeburg. Wir haben zugleich zu ersehen, wie der wackere deutsche Held sich benahm bei diesem Ereignisse. Vorher fordert die Entwickelung der Dinge in dieser Stadt vor dem erschütternden Falle unsere Aufmerksamkeit.

## Neunzehnter Abschnitt.

In der Stadt Magdeburg war frühzeitig die Bewegung der Reformation zum Siege gelangt. Sie nahm Theil an dem Bunde von Schmalkalden. Die Wellen gingen hoch. Als der Kaiser Karl V. 1547 drohend vor dem nahen Wittenberg stand und von da aus die Magdeburger zur Unterwerfung aufforderte, gaben die Geistlichen der Stadt dem Rathe ihre Meinung kund, daß der Teufel durch den Antichrist und andere große Tyrannen und Wütheriche die greuliche und blutige Verfolgung wider Gott und das göttliche Wort zu Wege bringe, und das Kind des Verderbens, der Mann der Sünde, habe seine Freude daran. [2] Diese Ausdrucksweise und der Sinn, aus welchem sie sproßte, vererbte unter den Predigern von Magdeburg.

Im Auftrage des Kaisers belagerte der neue Kurfürst Moritz die Stadt. Die Geistlichen predigten wider den Apostaten. Die Bürger wehrten sich mannhaft. Daß Moritz ihre Stadt gar nicht nehmen wollte, daß er die Belagerung nur benutzte zum Deckmantel seiner weitreichenden Plane gegen den Kaiser: das ahnten die guten Magdeburger nicht. Indem sie täglich so viel und so viel Feinde erlegten, die Moritz dem Gaukelspiele seines Gehorsams gegen den kaiserlichen Befehl wider Magdeburg zum Opfer brachte, sahen die Magdeburger die himmlischen Heerschaaren in flammender Rüstung leibhaftig für sie streiten. Als endlich Moritz die Zeit der Ausführung seiner Plane für gekommen erachtete, bot er den Magdeburgern eine ehrenvolle Capitulation. Auch da noch und

[1] Bericht in Ziffern im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück: Man hat jetziger zeit nach rathsamb Gefunden mit vollstreckung des wegen Execution des Kays. Edictes angeordneten biß zu beßerer gelegenheit dissimulando etwas einzuhalten, was aber allbereit zur execution gestellet, im selbigen zustande zu belassen.

[2] Hortleder, vom deutschen Krieg Theil II. S. 254.

fernerhin fanden die Geistlichen und Bürger von Magdeburg den Grund ihrer Rettung nicht dort, wo er verborgen lag, nicht in der Person ihres Feindes, dem mit ihrer Bezwingung oder gar ihrem Untergange nicht gedient war, sondern sie fanden ihn fort und fort in sich selber, in der eigenen Kraft und der Hülfe himmlischer Mächte. Um so weniger dämmerte in ihnen oder in ihren Nachkommen der Gedanke auf, daß je nach der Politik der Mächtigen dieser Erde das Verhältnis sich einmal völlig umdrehen könnte, daß ebenso wie ein erklärter Feind zu eigenem Nutz und Frommen sie geschont hatte, ebenso auch ein erklärter Freund zu eigenem Nutz und Frommen sie dem Untergange weihen könnte.

Magdeburg kam seitdem nicht wieder zu bleibendem inneren Frieden. Unsere deutschen Städte sind um die Grenzscheide des sechzehnten und des siebzehnten Jahrhunderts reich an inneren zerwühlenden Kämpfen, niemals ohne mitwirkende Theilnahme der Geistlichen, ob lutherisch, ob calvinisch. Durchweg stehen die Theologen auf Seiten der demokratischen Partei des Volkes, gegen die aristokratische des Rathes. Also lag es in der Natur der Sache.

Die Geistlichen gehörten durch Geburt und Erziehung höchstens den mittleren, häufiger den unteren Lebensständen an. Dort wurzelten sie, dort fühlten sie sich heimisch. In enger Verbindung damit stand ein Gegensatz, der sich herschrieb von den Zeiten der Reformation selbst. Von dem ehemals so reichen Kirchengute, welches in den Zeiten der Reformationsbewegung die weltlichen Gewalten hier mehr dort minder an sich nahmen, fiel auf deutschem Boden verhältnismäßig nur ein geringer Antheil den Verkündigern der neuen Lehre zu. [1] Die Ausstattung der Geistlichen war dürftig. Wir sehen die Ehefrau eines angesehenen lutherischen Theologen zu Berlin 1615 einen Schank mit Bernauischem Biere halten. [2] Daß man dieß nicht unstatthaft und tadelnswerth fand, deutet auf sehr ungünstige Verhältnisse in pecuniärer Beziehung. Damit verband sich die Erinnerung, daß die geringe Ausstattung der Pfarreien den Magistraten zur Last gelegt werden durfte. Die Geistlichen vermeinten ein natürliches Recht auf ausreichende Besoldung aus dem alten Kirchengute, den alten Stiftungen zu haben, welche von den Magistraten bei den betreffenden Reformationen ihrer Städte säcularisirt waren. Diese Wünsche fanden selten Gehör. Die Obrigkeiten pflegten höchstens aus altkatholischer Zeit die Fundationen der eigentlichen Pfarrstellen zu belassen, wie dieselben ausgestattet waren für den einzelnen Mann und nicht für eine Familie mit ihm. Es ist bekannt, wie in allen Schriften Luthers, in seinen Predigten, seinen Briefen diese Klage wiederkehrt, daß man die Geistlichen darben lasse, sie geradezu dem Hungertode aussetze. Indem Luther in seinen letzten Lebensjahren den Studenten zu Wittenberg die fünf Bücher Mosis erklärt, indem er redet von Abraham und Noah, von Israel und Joseph, steigt in ihm immer wieder dieser Gedanke empor und schlägt herdurch in allen seinen

[1] Man vgl. die Schilderung der sehr verwandten Verhältnisse in Holland bei Aitzema II. 229.

[2] K. A. Menzel, neuere Geschichte d. D. VI. 107.

Reden: man läßt die Geistlichen darben.[1] Diesen Klagen ward noch lange nicht abgeholfen. In Holland sagte man auch noch im siebzehnten Jahrhunderte, daß ein Geistlicher beinahe betteln müsse, um seine Familie zu erhalten.

Hier lag der natürliche Gegensatz der Geistlichen gegen die bürgerliche Aristokratie nahe genug. Es kam hinzu, daß die Angehörigen der besser gestellten Lebensstände sehr häufig unkirchlich waren.[2] Auch bei Luther prägte sich diese Erfahrung oft schon in sehr starken Worten aus. Die Geistlichen dagegen erkannten ihre Macht. Sie hatten Ansehen und Gewicht bei den niederen Bürgern. Auf diese stützten sie sich. Im Vertrauen auf diese Stütze wagen einige unter ihnen Dinge, die fast unglaublich erscheinen. Als der Rath von Magdeburg dem heftigen Heshus die Kanzel verbot, sprach ein Gesinnungsgenosse des Heshus von der Kanzel den Bannfluch über den Rath und die Anhänger desselben. Er schneide sie ab, sagte er, als faule, stinkende Glieder von der Gemeinde Christi, schließe ihnen den Himmel zu und die Hölle weit auf, und übergebe sie dem leidigen Teufel. Der Rath versuchte mit Heshus gütlich zu unterhandeln. Heshus erwiederte: nach dem Bannfluche sei der Rath keine Obrigkeit mehr. Um den furchtbaren Demagogen aus der Stadt zu schaffen, bedurfte der Rath eines Aufgebotes von 500 getreuen, bewaffneten Bürgern.

Dieß geschah lange Jahrzehnte vor dem dreißigjährigen Kriege. Es kam nicht wieder zu solchen Ausbrüchen. Aber der Zustand der Dinge, in welchem sie geschehen konnten, blieb derselbe, und mit ihm die Möglichkeit einer ähnlichen Sinnesrichtung und Aeußerung, wie Heshus sie bewiesen.

Keineswegs aber darf man geneigt sein dem Magistrate von Magdeburg, den angesehenen Familien, die dort an der Spitze des bürgerlichen Gemeinwesens standen, eine hohe sittliche Haltung zuzusprechen. Der moralische Zustand unserer deutschen Nation beim Beginne des unseligen Krieges tritt in wenigen anderen Thatsachen so trostlos zu Tage, als in dem Kipper- und Wipperwesen, in der Münzfälschung während der ersten Jahre des Krieges. In Magdeburg kam es im Jahre 1622 dahin, daß ein Thaler vollwichtigen Geldes gleich zehn Thalern des geprägten Kleingeldes stand.[3] Es waren nicht etwa gewöhnliche Falschmünzer, die dieß Geschäft betrieben. Das Uebel wurzelte deshalb so tief, wirkte darum so unsäglich verderblich, weil es ausging von den gesetzlichen Münzstätten selbst, welche von den Fürsten und Obrigkeiten verpachtet zu werden pflegten. Viele deutsche Obrigkeiten betheiligten sich an dem ehrlosen Gewinne, theils unmittelbar, theils durch nachsichtiges Gehenlassen. Daher entstand eine Reihe von Volkstumulten. In Magdeburg führte die Erbitterung des Volkes zum bewaffneten Aufstande, zu Kampf und Blutvergießen. Die Sache ward beigelegt; aber das Mistrauen der unteren Stände gegen den Rath blieb. Auch die Geistlichen

[1] Man schlage einen beliebigen Band der Werke Luthers auf. Man wird kaum ein Paar Seiten lesen ohne diese Klage, namentlich aus seinen letzten Jahren in Walch Tom. I.

[2] Vgl. auch hier Aitzema a. a. O.

[3] Hoffmann, Geschichte von Magdeburg III. 20.

in Magedeburg haderten fort und fort. War es nicht mit dem Rathe, so predigten und schrieben sie wider einander. [1]

An anderen Verwickelungen fehlte es nicht. Als die Reformation den deutschen Fürstenhäusern die Aussicht auf die geistlichen Güter als weltliche Besitzthümer eröffnete, warfen die Hohenzollern die Augen auf das Erzstift Magdeburg. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erschien das Erzstift fast wie ein Zubehör dieses Hauses. Im Jahre 1598 ward der bisherige Administrator selber Kurfürst. Er vermochte das Domcapitel seinen damals eilfjährigen siebten Sohn, Christian Wilhelm, zum Nachfolger zu erwählen. Im Namen des Knaben regierte das Domcapitel bis 1608. Dann trat Christian Wilhelm als Administrator selber die Regierung an, aber mit den Fesseln strenger Wahlbedingungen. Er hätte gern derselben sich entledigt; allein statt einer Erledigung mußte er sich bei seiner Heirath mit einer Prinzessin von Braunschweig eine Verschärfung gefallen lassen. Die Interessen kreuzten sich. Der Rath von Magdeburg wünschte für die Stadt die völlige Reichsfreiheit. Darin standen ihm Administrator und Capitel hindernd entgegen. Dennoch hätte es für Christian Wilhelm ein Mittel gegeben der Stadt näher zu treten. Die empor blühenden Vorstädte von Magdeburg, Neustadt und Sudenburg, standen nicht unter dem Rathe von Magdeburg, sondern unter dem Administrator und dem Capitel. Christian Wilhelm war bereit sie um den Preis der Huldigung an ihn dem Rathe von Magdeburg hinzugeben. Aber man ward nicht einig. [2] Solche Dinge gaben Gelegenheit zu mannigfachen Reibungen. Christian Wilhelm konnte es nicht dahin bringen, daß er vom Rathe zu Magdeburg die ersehnte Huldigung erhielt. Weder der Administrator, noch das Capitel übten thatsächlich irgend welche Hoheitsrechte über den Rath von Magdeburg aus.

In solcher Weise vielfach aus einander strebend fand der Ausbruch des dreißigjährigen Krieges den Administrator und die Stadt. In einer Beziehung jedoch stimmten sie damals überein: in dem Entschlusse keinen Theil am Kriege zu nehmen. Denn das ist ja überhaupt die Stellung der lutherischen Partei beim Beginne des Krieges. Wir haben gesehen, wie nur einige der kleineren deutschen Fürsten, namentlich des älteren sächsischen Hauses, gegen den Willen ihrer Stände sich mit dem Kriege in Böhmen und sonst befassen: die anderen sämmtlich waren dem Kaiser und dem Reiche getreu. Wir haben gesehen, wie 1620 kaiserliche Gesandte das Reich durchreisten, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen. [3] Als sie dem Rathe zu Magdeburg die staatsrechtlichen Verhältnisse Böhmens darlegten, wie die ganze Bewegung dort, die man für eine Sache der Religion ausgebe, nur in den maßlosen Bestrebungen des Feudaladels wurzele, erwiederte ihnen ein Mitglied: „Hätte man dieß doch schon längst offenkundig gemacht! Wie viele Tausende sind nicht aus Unwissenheit von dem

[1] a. a. O. S. 22.
[2] a. a. O. S. 17. 38.
[3] Hurter, Ferdinand II. Bd. VIII. S. 215.

Kaiser ab und den Böhmen zugefallen!" Christian Wilhelm brachte an der Tafel das Wohl des Kaisers aus mit dem Zusatze: „Möge der Kaiser in Allem glücklich sein, besonders in der Wiedererwerbung seiner Länder! Möge der Teufel diejenigen holen, welche es ihm nicht gönnen!" — Auch später noch dauerte diese Gesinnung Christian Wilhelms. Am Ende des Jahres 1622, als schon für Friedrich von der Pfalz alle Hoffnung eines Sieges verloren war, betheuerte Christian Wilhelm: der Kaiser habe ein friedsames Gemüth und von den katholischen Reichsständen sei dasselbe zu erwarten. [1]

Der Rath von Magdeburg beharrte in dieser Gesinnung. Nicht also Christian Wilhelm. Da der Kaiser ihm die Bestätigung als Administrator des Erzstiftes verweigerte, schlug er andere Wege ein. Er trat zu dem Dänenkönige. Er nahm Theil an den Beschlüssen von Lauenburg, an der Wahl des Königs zum Kreisobersten. Weder das Domcapitel, noch die anderen Landstände des Erzstiftes, am wenigsten der Rath von Magdeburg billigten diese Schritte. Sie weigerten dem Christian Wilhelm jegliche Unterstützung zu seinem Kriege. Es ist im Erzstifte Magdeburg dieselbe Treue der Landstände gegen Kaiser und Reich, wie in Braunschweig, in Calenberg, in Mecklenburg, und wo immer sonst es sei.

Da Christian Wilhelm keinen Rückhalt in seinem Erzstifte hatte: so brachte er dem Dänenkönige nichts als seine eigene Person. Der Eifer derselben ersetzte nicht den Mangel an Geld und an eigener Fähigkeit. Von einem Ruhme Christian Wilhelms in diesem Kriege hat Niemand etwas berichtet. Sein reiches Erzstift hatte er verwirkt.

Wallenstein besetzte dasselbe schon im Oktober 1625. Mit dem Tage seines Einzuges begann für das reiche fruchtbare Land die lange Kette namenloser Leiden. Wallenstein war nicht feindlich gekommen. Welchen Grund auch hätte er dazu gehabt, wo das Land dem Kaiser treu ergeben war? Wallenstein hat überhaupt mit Ausnahme von Jütland während seines ersten Generalates kein Land betreten, das er nicht als kaiserlich getreu und deutsch erfunden hätte. Das indessen war kein Hemmnis seiner Habgier.

Es ist ein schauerliches Bild, welches uns der Magistrat von Magdeburg im Jahre 1629 von der ungezügelten Gier der Wallensteinischen Officiere und ihrer Schaaren entwirft. [2] Die unglücklichen Bürger und Bauern dieses reichen Landes arbeiteten fortan nicht mehr für sich. Sie baueten den Acker nicht mehr für ihre Familien, ihre Weiber, ihre Kinder, sondern für die Contribution. Es war das entsetzliche Wort, welches den Wohlstand des Landes zerfraß, die Dörfer, die Städte entvölkerte, die Menschen zum Selbstmorde oder hinaus in das Bettlerelend trieb. Nicht die Früchte des Baumes wurden gepflückt, sondern der Baum ward umgehauen um seiner Früchte willen, und häufig noch die Wurzeln dazu aufgewühlt, daß ihnen auch die Kraft des Wiederausschlagens verging. Wie

[1] Rommel VI. 215. Nr. 152.

[2] Deduction der Stadt Magdeburg von 1629. Abgedruckt bei Calvisius, das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg. S. 143.

Wallenstein die Obrigkeiten größerer Städte einsperrte bei Wasser und Brod, ihnen persönlich neue Geldstrafen zudiktirte, wenn sie bei dem Kaiser um Nachlaß der ungeheuren Forderungen baten: [1] so verfuhr jeder Officier in seinem Kreise im Kleinen. Schon anderthalb Jahr nach dem Einrücken Wallensteins in das Erzstift fand man zu Neuhaldensleben die Hälfte der Häuser leer und verlassen. Unter solchen Umständen war an Handel und Verkehr kaum noch zu denken. Wenn auch der Rath von Magdeburg jeglichen Antrag Wallensteins zu einer Einquartierung mit glatten Worten ablehnte: so litten doch mittelbar die Bürger sehr schwer. Die Nahrungslosigkeit stieg von Jahr zu Jahr.

Der Rath von Magdeburg jedoch beharrte in der Treue gegen den Kaiser. Christian Wilhelm hatte eine kleine Partei in der Stadt. Mit ihrer Hülfe gedachte er im Sommer 1626 sich derselben zu bemächtigen. Der Weimarer Herzog Johann Ernst, der dem Dänen diente, und Christian Wilhelm ritten heran und baten um Einlaß für sich und ihr Gefolge. [2] Nach dem üblichen Sprachgebrauche des Dänenkönigs und seiner Obersten war der Beweggrund ihres Thuns die Religion. Es war der Plan beim Einlaß mit dem Gefolge unter dem Thore zu verweilen, und so die noch versteckten Truppen mit in die Stadt zu bringen. Der Rath indessen ließ sich so nicht fangen. Er schenkte den beiden Fürsten ein Faß Wein und schlug ihr Begehren ab. Der Kaiser lobte den Rath sehr wegen dieses Verhaltens. Er sicherte der Stadt abermals die Erhaltung ihrer Privilegien zu, und bat sie sich nicht irre machen zu lassen durch das Vorgeben, daß der Krieg, den der fremde König erregt, die Religion betreffe. Er versprach der Stadt abermals, daß er sie bei dem Religionsfrieden von Augsburg schützen wolle. [3]

Bei solcher Gesinnung des Kaisers war wiederum auch der Rath sehr willfährig. Der Abt von Strohoff zu Prag hatte längst gewünscht die Reliquien des heil. Norbert, der den Prämonstratenser-Orden gestiftet, aus Magdeburg nach Prag zu holen. Die erste Bitte darum ward nicht gewährt. Wenn auch immer die Bevölkerung von Magdeburg protestantisch war: so hielt sie dennoch fest an der Ueberlieferung, daß die Gebeine des heil. Norbert das Glück an die Stadt fesselten, daß dem Verluste derselben das Unglück folgen werde. Der Administrator Christian Wilhelm untersagte dem Probste des Liebfrauenklosters, in dessen Kirche Norberts Ruhestätte war, bei Todesstrafe die Ablieferung. [4] Der Rath und das Capitel jedoch meinten bei der wiederholten Forderung Aldringers: man müsse willfahren. Der Abt von Strohoff aus Prag mit einigen kaiserlichen Commissarien erschien in Magdeburg und sicherte im Namen des Kaisers Straflosigkeit zu. Man eröffnete das Grab und fand in einem steinernen Sarge die Gebeine, die fünfhundert Jahre der Verwesung getrotzt hatten. Sie wurden im November 1626 nach Prag geführt und dort mit allen erdenklichen Ehren empfangen.

[1] Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises I. 347 ff.
[2] Calvisius a. a. O. S. 140.
[3] a. a. O. S. 152.
[4] Senkenberg XXV. S. 516.

Ob es dennoch wohl manchem Bürger von Magdeburg bange zu Muthe werden mochte, daß mit diesem Tage das Glück von Magdeburg geschieden sei?

Dagegen schlug der Rath eine andere Forderung ab, weil dieselbe in Widerspruch zu stehen schien mit den Privilegien der Stadt. Der kaiserliche Oberst Aldringer erhob eine schwere Anklage auf Raub und Mord gegen den Anführer der städtischen Soldaten, den Oberstlieutenant Schneidewind.[1] Es war ferner allgemein bekannt, daß Schneidewind im Sommer 1626 thätigen Antheil an dem Plane gehabt dänische Truppen in die Stadt einzulassen. Aldringer forderte deshalb die Auslieferung dieses Mannes. Der Rath weigerte sie. Er selbst hielt den Schneidewind in Haft, anfangs auf dem Rathhause. Dann ward die Haft dahin ermäßigt, daß es dem Schneidewind verstattet wurde in dem Wirthshause zur goldenen Krone zu wohnen, unter dem Versprechen bis zum Austrage der Sache nicht von da zu weichen.[2] Die Haft dieses Mannes und das Wirthshaus erlangten bald hohe Bedeutung für die Entwickelung der Dinge.

Schon vorher hatte sich eine sonderliche Gesellschaft in Magdeburg gebildet.[3] Dieselbe pflegte zu einem Wein- und Bierhause aus und zum anderen einzugehen. Dort trug man zusammen, was in den Angelegenheiten der Stadt und des Rathes vorfiel, bekrittelte und tadelte es, deutete alles zum ärgsten aus und brachte es also unter die Bürgerschaft. Die Mitglieder selbst dieser Vereinigung beflissen sich der Pracht und der Hoffahrt, des Saufens, Spielens und Schandirens. Ihr Hauptquartier war in der Rathsschenke der Vorstadt Sudenburg, Dingebank genannt, und daher hieß der gemeine Mann diese Gesellschaft die Brüder von der Dingebank. Nachdem Schneidewind in der goldenen Krone seine Wohnung aufgeschlagen, erkoren sich die Brüder diesen Ort. Ihm wurde die Zeit lang. Man suchte sie ihm zu kürzen, und er seinerseits kargte nicht mit den guten Weinen seines Wirthes. Man vernahm von dort aus allerlei Reden. Schneidewind sei ein unschuldig Gefangener, hieß es. Nur der Neid und Haß des Rathes sei daran Schuld, weil Schneidewind den Dänen mehr gewogen sei als den Kaiserlichen, und durch jene die Befreiung gehofft habe von der Ueberlast und dem Drange der Wallensteiner. Das Wirthshaus war der Punkt zur Vereinigung aller Unzufriedenen. Dort erschienen die eifrigen Pastöre, der Dr. theol. Gilbert, ferner Cramer und Kotzebue.[4] Sie lebten dort lustig und froh, auch die Frauen kamen dahin. Aber neben den Gastmählern, die dort gefeiert wurden, entwickelte sich ein tiefer Ernst dieser Zusammenkünfte. Man vernahm die Rede, daß Schneidewind zu seiner Zeit für den erlittenen Schimpf und Schaden sich an den Urhebern erholen werde. Die Geistlichen, die zur Partei gehörten, forderten mit ungestümen Reden[5] von der Canzel die

[1] Hoffmann, Magdeburg III. S. 42. Nr. 1.

[2] Otto Gericke, Chronik der Eroberung von Magdeburg, S. 17.

[3] Diese Beschreibung wörtlich nach Gericke a. a. O.

[4] Ausführliche und wahrhaffte Relation u. s. w. bei Calvisius S. 77.

[5] Gericke: sehr importunirlich.

Freilassung dieses Mannes. Die Gesellschaft schloß sich zusammen zum Vereine. Derselbe holte Gutachten ein von Universitäten, ob es nicht rathsamer sei zu den Waffen zu greifen. Denn der Krieg betreffe ja doch die Religion. Es war um dieselbe Zeit, als die Stände von Braunschweig dem dänischen Commandanten in Wolfenbüttel schrieben: sie würden in der Uebung ihrer Religion durch Niemanden gestört, als durch die raubend umherstreifenden Schaaren seiner Garnison in Wolfenbüttel. Die Gutachten für den Krieg erfolgten nicht. Dagegen holte der Rath das Gutachten zweier Universitäten ein, daß das Verfahren gegen Schneidewind ein rechtmäßig begründetes sei.[1] Schneidewind blieb in Haft; aber der Prozeß rückte nicht vor.

Es ist seltsam zu sehen, wie weiter der Rath sich benimmt.[2] Statt den Zusammenkünften in der goldenen Krone ein Ende zu machen, ihnen den Führer zu nehmen, läßt er die Sache gehen. Er betheuert seine gute, kaiserlich getreue Gesinnung; aber die Geistlichen predigen öffentlich und reden geheim gegen das kaiserliche Heer. An geeigneten Thatsachen dazu ließen es ja die Wallensteiner nicht fehlen.

Die Gesinnung des Rathes für den Kaiser und die deutsche Sache zeigt sich nicht bloß in Worten, sondern auch in der That. Als Tilly 1627 bei Sandau eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen läßt, gibt die Stadt dazu ihre Fahrzeuge. Sie liefert dem ligistischen Heere Lebensmittel, die Tilly allerdings, wie es seine Weise war, baar bezahlt. Noch näher schien der Rath dem damals aus Ungarn zurückkehrenden Wallenstein zu treten,[3] freilich in einer Weise, die beiden Theilen wenig zur Ehre gereicht. Die blühenden Vorstädte Sudenburg und Neustadt waren der Altstadt Magdeburg längst ein Dorn im Auge. Der Rath hatte schon 1625 beim ersten Einrücken Wallensteins in das Stift über den Abbruch derselben unterhandelt. Er hatte mehr gethan. Er hatte sofort die Hand ans Werk gelegt. Im ersten Anlauf wurden 66 Häuser zerstört. 1627 fand man dafür eine noch bessere Form. Wallenstein gestattete dem Rathe die Festungswerke der Stadt um 1000 Schritte hinaus zu legen, und alles was dabei im Wege sei, zu zerstören. Nach dem Rechte, mit welchem dieser Mann bei einer Stadt, in welcher er keine Besatzung hatte noch haben konnte, über das Eigenthum und die Habe von etwa 10,000 Menschen verfügte, ward dabei nicht gefragt. Ein Anderes war die Hauptsache. Magdeburg sollte ihm dafür 133,000 Rthlr. bezahlen. Was der Rath vorgebracht haben mochte, um die Bewilligung zu erlangen, liegt in einem Zornesworte des kaiserlichen Generals Schlick deutlich ausgesprochen. Als der Magistrat bei der Abmessung sich beschwerte, daß die bewilligten 1000 Schritte nicht ganz gegeben würden, fiel Schlick entrüstet ein: „Ei was, ihr habt ohnehin mehr als euch zukommt. Sind das Kotten, Gartenhäuser und Strohküssen? Wie habt ihr

[1] Gericke, a. a. O. S. 18.
[2] Ausf. u. w. Relation bei Calvisius S. 78.
[3] Hoffmann III. S. 46 ff.

berichtet![4] Es wurden niedergerissen das Rathhaus der Neustadt, eine Reihe anderer Gebäude und 500 Wohnhäuser. Die Verwendungen des Domcapitels für die unglücklichen Vorstädte waren fruchtlos. Doch ließ der Kaiser den Rechtsweg offen.

Es war der Fluch des Unrechtes gegen diese Vorstädter, daß eben daran der Hader zwischen Rath und Gemeinde von Magdeburg sich fortspann. Der Rath schrieb zur Abtragung der Summe an Wallenstein den zehnten Pfennig aus. Die Bürgerschaft bewies sich säumig und ungehorsam. Sie wollte diesen verhaßten Wallensteinern nichts zahlen.[1] Statt der Hälfte kam bei dem ersten Termine nur etwa der achte Theil des Geldes ein. Die Wallensteinischen Heerführer drohten. Das wirkte etwas; aber noch lange zog sich die Abzahlung hin. Der Zwiespalt zwischen der Stadt und Wallenstein war durch diese Zögerung einmal erregt: er konnte wiederkehren.

Zur selben Zeit, im Beginne des Jahres 1628, gewannen die Eiferer auf den Kanzeln einen, wie es schien, triftigeren Grund zum Religionskriege zu mahnen. Eine große Zahl der Geistlichen, ein nicht geringer Theil der Bürger, die unter der Nahrungslosigkeit am meisten litten, hatten auch ja vorher es sich niemals ausreden lassen, daß der Krieg die Religion angehe. Wir kennen bereits die Geschichte des Christian Wilhelm. Weil derselbe seine Wahlbedingungen mehrfach verletzt, weil er am Kriege gegen das Reichsoberhaupt Theil genommen: so erklärte das Domcapitel im Januar 1628 ihn seiner Würde verlustig, und wählte statt seiner den Prinzen August von Sachsen. Der Kurfürst Johann Georg beeilte sich für seinen Sohn die Bedingungen zn genehmigen, bevor der Kaiser Einspruch thäte. Dennoch geschah es. Der Kaiser weigerte sich die Wahl zu bestätigen, weil sie mehr aus politischen, als aus kanonischen Rücksichten geschehen sei. Ferdinand II. hatte seinem Sohne Leopold das Erzbisthum zugedacht.

Das Restitutionsedict schwebte damals in der Luft. Es trat mehrfach in Wirksamkeit, bevor es formell erlassen war. Im Erzstifte Magdeburg wurden schon im Laufe des Jahres 1628 einige Klöster wieder mit Mönchen und Nonnen besetzt.[2] Solche Vorgänge erregten den Eifer der Geistlichen von Magdeburg zu zornigen Predigten, zur Aufreizung des großen Haufens. Und dazu schwoll der ungeheure Druck des Wallensteinischen Heeres täglich an. Die Wege fern und nah waren wie versperrt. Gewerbe und Handel lagen danieder. Kornpachten, Zehnten und Zinsen aus der Umgegend blieben aus. Das traf namentlich die Kirchen, die Schulen, die Geistlichen. Etwa erledigte Stellen konnten nicht wieder besetzt werden. Das Verfahren war in keiner Weise verschieden von demjenigen, welches Wallenstein und seine Obersten überall befolgten; aber es war für die eifernde Partei in dem festen, sicheren Magdeburg ein treffliches Mittel, um die einmal erregten Gemüther bei allgemeiner Nahrungslosigkeit noch

[1] Gericke S. 2.
[2] Hoffmann III. S. 52.

mehr zu erregen. Man sah die unabwendbaren Folgen des Kriegszustandes und der Nähe der Truppen Wallensteins als eine besondere Absicht gegen Magdeburg an, oder stellte es wenigstens so dar.[1] Wallensteins Officiere trieben Handel, wie er selbst. Sie kauften die Wolle auf und versandten sie. Sie ließen Bier brauen und verschickten es. Wallenstein wußte genau die Marktpreise, wo das Korn am höchsten zu verwerthen war. Nach solchen Orten ließ er durch seine Obersten das Getreide in großen Quantitäten senden. Es liegt nahe, daß ein Feldherr, der an der Spitze seiner Truppen Handelsgeschäfte treibt, nicht bloß den Vorwurf einer ungeziemenden Gewinnsucht auf sich ladet, sondern auch den Verdacht erweckt, ob die Art und Weise, wie er in den Besitz des zu verkaufenden Getreides gekommen, immer und überall auf dem freien Vertrage des Kaufes beruht. Eine Klage, ein Vorwurf über diese unzeitige Gewinnsucht und Habgier war gerecht. Aber in Magdeburg faßte man die Sache anders. Die unvermeidliche Folge der Wallensteinischen Habgier ward dort als Absicht aufgefaßt und dargestellt. Nach der Anschauung derer, welche in Magdeburg das laute Wort führten, trieben die Wallensteiner solche Dinge nicht, um sich selber zu bereichern, sondern der eigentliche Zweck war die Verarmung der Stadt Magdeburg. Vor allen Dingen schürten die Geistlichen.[2]

In eine solche mit bitterem Ingrimme erfüllte Stimmung der Gemüther fiel im Januar 1629 eine neue Forderung Wallensteins. Da bislang die Stadt Magdeburg weder im Dienste des Kaisers, noch sonst zum besten des gemeinen Wesens irgend etwas Ersprießliches geleistet: so sei es billig, daß sie fortan ein Regiment Soldaten in der Stadt unterhalte.

Wollte Wallenstein nur das? nur den Unterhalt eines Regimentes? In denselben Tagen, als er der Stadt diese Zumuthung machte, meldete er dem Kaiser sein Gutachten:[3] das beste Verfahren in Betreff der Stifter Magdeburg und Halberstadt sei nach dem Rechte des Krieges sie zu ergreifen, zu behalten und dem Erzherzoge Leopold zu übertragen. Die Früchte eines solchen Verfahrens sollten, wie zu erwarten, zunächst für Wallenstein selber reifen. Denn ein Statthalter dürfe, fügte er hinzu, so lang der Krieg dauere, nicht dahin geschickt werden. Wenn der Statthalter und der General auch Sohn und Vater wären: sie würden sich nicht vertragen, weil der Statthalter den

[1] Man vgl. über alles dieß die Schrift: Eigentliche Ursache, Mißhandlung und Verbrechen der Stadt M. 1631, ferner die Deduction der Stadt M. von 1629. Beilage XVI.

[2] Ausführl. und wahrh. Relation bei Calvisius S. 78. Sie schildert die Bemühungen des Rathes um den Frieden zwischen den Bürgern und Officieren. Dann: „obwohl der Rath alles wieder gut und los gemacht, aufs beste entschuldigt, Sperrungen abgeschafft, daß die Zufuhren wieder eröffnet worden, also in kaiserlicher getreuer Devotion verblieben und sich dabei wohl befunden: So hat dennoch das Ministerium nicht acquiesciren können, sondern sowohl privatim als öffentlich von der Kanzel den gemeinen Mann wider die kaiserl. Armee verhetzet.

[3] Chlumecky, Regesten S. 94. CLXIII.

besonderen Nutzen suche, der General den allgemeinen, denjenigen des Reiches, und dieß Vertrauen ja hege der Kaiser zu ihm.

Wenn man in Magdeburg auch von diesen bestimmten Planen nichts wußte: so erkannte man doch sehr wohl die Tragweite einer Einlagerung. Die Stadt weigerte sich. Wallensteins Drohungen blieben fruchtlos. Er wollte sie zwingen. Am 12. März 1629 [1] gebot er die Blokade der Stadt zu Wasser und zu Lande, damit das völlige Abschneiden der Zufuhr die Stadt zu seinem Willen nöthige. Es ist dasselbe rechtlose Verfahren des Zwingherrn, wie ein Jahr zuvor gegen Stralsund. Es mußte unausbleiblich Früchte bringen von ähnlicher Art.

Die Blokade ward ausgeübt, scharf und brutal. [2] Der Rath der Stadt wandte sich bittend hierhin und dorthin. Er schickte im Mai eine Deputation nach Güstrow, wo Wallenstein als Herzog residirte. Es ist merkwürdig das hochtrabende Wesen dieses Mannes in Vergleich zu bringen mit den Verhandlungen über die Sache. Nicht er selbst besprach sich mit den Abgeordneten, sondern ließ sie an den Obersten Aldringer verweisen. Die erste Forderung war der Unterhalt eines Regimentes gewesen. Aldringer ermäßigte sie auf den Unterhalt eines halben. Auch das erschien zu viel. Aldringer stimmte herunter und verlangte 100,000 Rthlr. auf einmal. Es war zu viel. Er verlangte 50,000 Rthlr. Es war zu viel. Die Abgeordneten boten 16,000 Rthlr. Das war zu wenig.

Die Blokade ward verschärft. Die Geduld des mishandelten Volkes riß. Am 8. und 9. Mai stürmten Haufen vom Volk bei Tausenden zu Roß und Fuß aus der Stadt hervor. Mit dem Geschrei: schlagt die kaiserlichen Schelme todt, warfen sie sich auf einige Haufen derselben und erlegten sie. Der Rath selbst war in Lebensgefahr. Er schickte am anderen Tage zu dem Obersten Becker hinaus und bat um Entschuldigung: er habe es nicht hindern können. [3]

Nicht das war Walleinsteins Meinung. Er meldet es sogleich seinem Genossen Collalto. „Der Aufstand erfreut mich von Herzen," meldet der tückische Mann; „denn nun habe ich eine rechtmäßige Ursache sie zu blokiren."

Nach solchen Worten liegt bei der ganzen Blokade vorher die Absicht zu Grunde: die Magdeburger sollen so lange gereizt werden, bis sie durch einen Aufstand ihrerseits der Brutalität gegen sie einen Schein des Rechtes verleihen.

Wallenstein wiegt sich in Hoffnungen des Gelingens. Die Magdeburger fahren fort auf ihrem Wege. Das, meint er, soll zu ihrem gänzlichen Ruin dienen. [4] Seine Plane gehen weiter. „Der Erzherzog Leopold soll nun ein rechter Bischof und Herr zu und nicht von Magdeburg sein." Wir haben schon angedeutet, wie Wallenstein es im Grunde damit meinte. Aber er will noch mehr. Nicht bloß Magdeburg soll getroffen werden, sondern der ganze Hansebund. „Sie sind des Reiches Holländer," sagt Wallenstein. „Ich will nicht

[1] Calvisius S 145.
[2] Man vgl. Deduction der Stadt Magdeburg S. 41 ff.
[3] Chlumecky, Regesten S. 149.
[4] a. a. O. S. 153. CCXXXII.

zugeben, daß meine Städte Rostock und Wismar länger in ihrem Bunde sind. Der Erzherzog Leopold wird es nicht zugeben von Magdeburg und Bremen. Denn wenn der Kaiser dem Grafen Tilly es befiehlt: so wird dieser gern die Stadt Bremen blokiren." Wußte Wallenstein das so gewis? Es liegt auch nicht der geringste Grund für diese Annahme vor, als Wallensteins Meinung, die eben so gegründet sein mochte, wie alles Andere, was er hier sagt. Aber er hofft es und trägt dem Collalto auf mit dem Fürsten Eggenberg es fertig zu machen, daß der Hansebund beseitigt werden könne.

War man denn schon so weit? Einstweilen war zunächst Magdeburg noch ein harter Stein des Anstoßes auf diesem Wege. Der Aufstand, den Wallenstein durch seine Blokade herausgefordert, brach wiederholt wild hervor. Der Pöbel warf sich auf die restituirten Klöster in der Stadt, U. L. Frauen und St. Agneten.[1] Mit Mühe schützte der Rath die Bewohner. Derartige Dinge gingen über Wallensteins Erwarten und Berechnen. Er meinte: die Magdeburger müßten närrisch geworden sein.[2] Dann findet er eine andere Erklärung. Derselbe Mann, der wenige Tage vorher sich das Zeugnis ausgestellt, daß er die Bürger zum Aufstande gereizt, um ihre Freiheit zu vernichten, findet nun, wo der Aufstand weiter geht, als er gedacht, eine andere Ursache. Das Restitutionsedict macht das alles, sagt er: man hätte damit Geduld haben sollen.

Doch die Wellen scheinen sich wieder zu legen. Abermals fünf Tage später berichtet Wallenstein:[3] „Die Magdeburger kriechen zu Kreuz, schieben das begangene Bubenstück auf den Pöbel. Wir aber wollen uns des Ortes versichern, auf daß es nicht mehr geschieht."

Wußte der Kaiser von solchen Planen des Mannes, der alles Recht, das nicht nach seinem Sinne war, arglistig tückisch mit Füßen trat? Der Kaiser kannte die Thatsache des Angriffes der Magdeburger auf das Heer. Darum erließ er am 28. Juni ein scharfes Schreiben an die Stadt; denn die Schritte derselben, sagt er, deuten auf offene Rebellion, Aufruhr und Meuterei. Diese Vorwürfe trafen weniger den Rath, dem der Kaiser sogar Lob zusprach wegen des Schutzes der Klöster; aber es erging an diese Behörde die ernstliche Aufforderung über ihr obrigkeitliches Ansehen zu wachen. Die Antwort des Rathes war so gehalten, daß der Oberst Becker vor Magdeburg sich damit zufrieden erklärte, und meinte: in Folge dessen werde der Kaiser sofort die Blokade aufheben lassen. Dennoch ging das Schreiben nicht ab. Es ist seltsam zu hören, warum es nicht geschah. Becker erbot sich das Schreiben an den Kaiser zu besorgen. Der Rath von Magdeburg wollte einen eigenen Boten damit abschicken. Diesem versagte der Oberst den Paß.[4]

Unterdessen trafen die Gesandten der Hansestädte, die von dem Rathe zu

[1] Chlumecky S. 158.

[2] a. a. O.

[3] a. a. O. S. 159. CCXXXIX.

[4] Eigentliche Ursache, Mißhandlung und Verbrechen der Stadt M. mit den Beilagen. — Theatrum Europ. II. 53—66.

Magdeburg um Vermittelung ersucht waren, am $^{10}/_{20}$ Juli in Magdeburg ein. Der innere Zwiespalt zwischen Rath und Gemeinde lag klar vor Augen.

Die Hanseaten ermahnten die Bürgerschaft zum Gehorsam und zum friedlichen Verhalten gegen den Rath. Diesen dagegen bewogen sie zu der Gewährung einer Wahl von achtzehn Vertretern der Bürgerschaft nach den achtzehn Vierteln. Außerdem waren schon achtzehn Viertelsherren da. Diese achtzehn neuen Vertreter, welche nur für die Dauer der Belagerung im Namen der Bürgerschaft an den Berathungen des Magistrates Theil nehmen sollten, führten den unglücklichen Namen der Plenipotenzer.[1] Der unheilvolle Schritt weissagte den völligen Sieg der Volkspartei. Es kam nur für die Plenipotenzer darauf an sich auch nach der Belagerung zu behaupten. Wir werden sehen, ob ihnen das gelang.

Dann erschienen die Hanseaten und mit ihnen die Abgeordneten von Magdeburg vor Wallenstein, der sich nach Wolmirstedt begeben hatte. Was im Grunde wollte Wallenstein? Er ändert seine Forderungen. Zuerst will er sich abkaufen lassen. In diesem Sinne hatten die Hanseaten vier Forderungen nach Magdeburg mitgebracht und dort mit dem Rathe erwogen. Aber bevor sie die ablehnende Antwort desselben dem gebietenden Manne vortragen können, erklärt ihnen Wallenstein: es sei ihm um die Stadt zu thun. Er müsse dieselbe haben und eine Besatzung hinein legen. Rath und Bürgerschaft verwarfen einstimmig diese Forderung. Die Hanseaten baten noch einmal, am 13. August 1629, um Unterhandlung mit Wallenstein. Er ließ sie nicht vor. Noch fünf Tage, erklärte er, wolle er der Stadt Bedenkzeit geben, nicht mehr. Die Bitte einen Paß zum Kaiser zu verwilligen, schlug er ab.

Wir sehen, es ist die Maßlosigkeit dieses Mannes, welche mit hochprahlenden Soldatenreden, was alles er ausführen wolle, alle gütlichen Wege versperrt. Ein Jahr zuvor hatte sein Uebermuth, seine Habgier durch den eben so ungerechten Angriff auf Stralsund den deutsch und kaiserlich gesinnten Rath dieser Stadt dahin getrieben, daß derselbe die dargebotene Hülfe eines fremden Königs nicht mehr ausschlagen konnte. Gerade ein Jahr später trieb dieselbe Ungerechtigkeit, dieselbe Härte die innerlich erschütterte, die wankende Stadt Magdeburg in die Arme der Revolution. Jeder Erfolg gegen den äußeren Feind übte seinen Rückschlag nach innen. Jeder Erfolg erschien als eine Bestätigung dessen, was die Wortführer, voran unter ihnen einige Theologen, verkündeten. Er hob die Partei derselben empor, er unterwühlte die gesetzliche Autorität des Rathes. In Stralsund war das Ende der glücklichen Abwehr der Belagerung die Herrschaft eines fremden Königs, in Magdeburg unabwendbar diejenige der Ochlokratie, für die Stadt, für das deutsche Reich und die Nation zu unsäglichem Verderben.

Allen voran trat der Pastor Gilbert de Spaignart.[3] Ihm that der Rath

[1] Man vgl. Ausführliche und wahrhaffte Relation nebst Beylagen, bei Calvisius S. 80 und weiter. Gerike zu Anfang.

[2] Deduction der Stadt Magdeburg von 1629 S. 70—85 mit den Beilagen. Theatrum Europ. II. 64.

[3] Hoffmann III. 72.

niemals genug. Daß derselbe im Kriege gegen den Dänenkönig dem Heere der Liga Lebensmittel zugesandt, war in Gilberts Augen ein Verrath an der evangelischen Religion. Daß der Rath dem Kaiser gehorchte, war abermals in Gilberts Augen eine Begünstigung des Katholicismus. Eine andere Aufgabe, meinte er, habe der Rath. Er müsse die Kaiserlichen mit Gewalt aus dem Lande treiben. Weil dieß nicht geschah, war der Rath verdächtig. Spaignarts Reden machten diese Obrigkeit verhaßt und verächtlich dazu. Es lösten sich die Bande des Gehorsams. Einzelne Mitglieder der Gemeinde nahmen sich heraus die Briefe des Rathes an kaiserliche Officiere den Boten abzunehmen und zu erbrechen. [1] Als das nicht geduldet ward, verschärfte jener tobende Mann seine Anklage auf der Kanzel. Deutlich erkenne man nun die Verräther, sagte er, weil sie den Inhalt ihrer Schriften nicht wollten bekannt werden lassen. Er fügte andere ehrenrührige Dinge hinzu. Als der Magistrat ihn zur Verantwortung ziehen wollte, nahm sich das Ministerium [2] des fanatischen Mannes an und entschuldigte ihn.

Daneben stand eine andere zahlreiche Partei, diejenige der Dingebank-Brüder, unter der Führung [3] des Oberstlieutenants Schneidewind in der goldenen Krone, und eines anderen Mannes, Namens Heinrich Pöpping. Wir werden diesen bald näher kennen lernen.

Dem Rathe der Stadt Magdeburg war eine schwere Aufgabe zugefallen. Feinde von außen, den schlimmeren Feind in Inneren der Stadt: wie war da hindurch zu kommen?

Zunächst ging man fort auf der Bahn des Unrechtes gegen die Vorstädte. Im Beginne des Septembermonates 1629 ward den Einwohnern dort, die in keiner Beziehung unter der Gerichtsbarkeit der Altstadt Magdeburg standen, von dem Rathe anbefohlen die Häuser auf dem erkauften Terrain abzubrechen. Es ist merkwürdig, wie der Rath und die Bürger von Magdeburg hier unzugänglich waren gegen die Vergleichung, die sich ihnen aufdringen mußte. Sie hielten sich zu solchen Schritten gegen die Vorstädte berechtigt durch den Verkauf, den sie mit Wallenstein abgeschlossen, den der Kaiser vorläufig aus militärischen Gründen genehmigt. Wallenstein hatte über die Vorstädte von Magdeburg nicht mehr Recht und Befugnis, als über Magdeburg selbst. Wenn er aus militärischen Gründen die Vorstädte, die nicht ihm gehörten, an Magdeburg zum Abbruch verkaufte: so durfte er aus denselben oder anderen Gründen, die er von seinem Standpunkte aus als General immerhin militärische nennen mochte, von der

[1] Ausführliche und wahrhaffte Relation, bei Calvisius S. 80.

[2] Es ist damit indessen nicht gesagt, daß alle Geistliche damit einverstanden waren. Die Worte des Dompredigers Bake vgl. Hoffmann a. a. O. gegen Gilbert sind scharf. Er schließt: Nescio qua intemperie quibusve furiis homo iste nimis elatus et contentiosus exagitabatur et parum certe abfuit, quin dirae ipsum vorassent tandem et ad locum suum, sc. eum, de quo hic Psalmus (109) proprie agit, ablegassent.

[3] Gerike a. a. O. S. 19.

Stadt Magdeburg fordern, daß sie eine Besatzung einnähme. Das Eine war nicht schlimmer, als das Andere. Aber so dachten Rath und Bürger von Magdeburg nicht. Ueber die Vorstädte gestanden sie dem Wallenstein das Recht zu, weil dieß Zugeständnis ihr Vortheil war. Ueber die eigene Stadt versagten sie ihm dieß Zugeständnis, weil nicht sie selbst darunter leiden wollten. Und nicht einmal begnügten sie sich mit dem, was Wallenstein für ihr Geld ihnen durch Schlick bereits zur Zerstörung hatte überweisen lassen. Sie gingen nun darüber hinaus. Sie verlangten von den Bewohnern der Vorstädte noch fernere Zerstörung. Als diese sich weigerten, erschienen am 24. September die Soldaten von Magdeburg. Da fügten sich jene, aber sie fügten sich unter Flüchen und Verwünschungen über die Bürger von Magdeburg.[1] Beschleunigten sie das Verhängnis, an welchem dort so eifrig schon gewoben wurde?

Der neue Frevel gegen die Vorstädte war um so unnöthiger, weil seit der Mitte des Augustmonates schon am Frieden gearbeitet wurde. Der Rathsherr Johann Alemann, der im Hauptquartier weilte, erbot sich zur Unterhandlung. Dem Rathe war es willkommen, die Bürgerschaft widersetzte sich zuerst der Abreise der Deputirten. Diese traten am 13. September zu Ottersleben vor Pappenheim. Er forderte, wenn die Stadt keine Besatzung einnehmen wollte, 300,000 Rthlr. Das war zu hoch. Man erwartete die Deputirten der Hansestädte. Mit diesen erschienen die Magdeburger am 23. September zu Halberstadt vor Wallenstein selbst. Er hatte seinen hohen Ton herabgestimmt, und verlangte nur 50,000 Rthlr. Auch diese Forderung wehrten die Magdeburger ab. Wallenstein verlangte nur noch Erstattung der Getreideschiffe, welche die Bürger ihm weggenommen. Die Summe betrug 10,000 Rthlr. Sie ward bezahlt, und damit zu Ende Septembers der Friede geschlossen. Die Sperre ward geöffnet. Der freie Verkehr ward hergestellt.

Es war Friede für Magdeburg. Die Glocken läuteten. Die Geistlichen hielten Dankpredigten. Die Geschütze donnerten, nicht mehr um zu tödten, sondern zum Gruße. Die Bürger eilten hinaus in das kaiserliche Lager, und wiederum die Soldaten in die Stadt. Man kaufte und verkaufte. Man bewies Freundschaft von beiden Seiten. Es waren auf Seiten der Belagerer 2000 umgekommen, auf Seiten der Bürger 136. Das ward vergessen. Die Bürger konnten im kaiserlichen Lager nicht merken, daß sie zuvor Feinde gewesen seien, und eben so wenig die Soldaten in der Stadt. Es war Friede.

Freilich es war Friede nach außen, um so mehr Hader im Innern. Der Friede war offenbar ein Sieg über Wallenstein. Ein solcher Sieg kam der wühlenden Partei der Bewegung zu Gute, der Partei, welche von Anfang an gefordert hatte sich der Wallensteiner mit den Waffen zu erwehren. Der Erfolg sprach für diese Partei. Der Vergleich der hochtrabenden Reden des kaiserlichen Feldherrn mit dem für ihn so jämmerlichen Ausgange lag gar zu nahe. Der Vergleich schien zu beweisen, daß es überhaupt nur des entschlossenen Auftretens

[1] Theatrum Europ. II. 66.

gegen das kaiserliche Kriegsheer bedürfe, um sich desselben überall zu erwehren. Der gemeine Mann, der schwer unter der Nahrungslosigkeit litt, war davon überzeugt. Dieser Ansicht gemäß handelte der Rath offenbar zu furchtsam, zu bedenklich. Es konnte besser sein, wenn nicht dieser Rath wäre. Dazu drohte das Restitutionsedict des Kaisers. Wenn es durchgeführt wurde, so kam beinahe der dritte Theil[1] von Magdeburg in die Hände katholischer Grundherren, des Domcapitels und der Collegiatstifte in der Stadt.

Die Frucht dieser Lage der Dinge war, daß der Magistrat nicht wagte die achtzehn Plenipotenzer, welche nur für die Zeit der Belagerung erwählt waren, nach dem Frieden wieder abzuschaffen. Sie blieben. Ihre Macht wuchs. Sie nahmen nach wie vor sich der Verwaltung an, und ihre Befehle fanden Gehorsam bei dem großen Haufen. Sie versammelten sich an dem Orte der Dingebankbrüder, in dem Wirthshause zur goldenen Krone. Dort war fortan das eigentliche Rathhaus. Mehre der Geistlichen thaten dazu mit allem Fleiße. Wiederum war es Gilbert de Spaignart. Er verlas vor und nach jeder seiner Predigten den 109ten Psalm. Es ist der Fluch der Rache und der Verwünschung über die Gegner, voll der orientalischen Glut des Hasses, deren eine deutsche Brust in der Regel nicht fähig ist. Und wer waren diese Gegner, denen Gilbert zürnte mit solchem Grimm? Es war der Rath von Magdeburg, wenn Gilbert auch denselben nicht nannte. Irgend Jemand mahnte den Geistlichen ab von solchem Beginnen. „Wenn man mich noch mehr reizt," entgegnete der zorneswüthige Mann: „so lese ich nicht bloß den Psalm, sondern füge noch eine Erklärung hinzu." Mit solchem frevelhaften Beginnen war wenigstens einer der Amtsbrüder, der Domprediger Bake, nicht einverstanden, und äußerte sich später über den zanksüchtigen aufgeblasenen Mann in scharfen Worten.[2] Ob Bake jedoch damals, als Gilbert in der Fülle seines Ansehens bei der Menge stand, als der Strom derselben sichtlich mit ihm rann, auch also sich zu erklären gewagt habe: darüber ist nichts überliefert. Es ist merkwürdig, daß auch in diesem trüben Spiele die Generalstaaten den Schlamm aufrühren halfen, es wäre denn, daß die Partei die Nachrichten von dort her nur vorgegeben.[3] Wenn ein neuer Rath gewählt würde, hieß es in Magdeburg: so würden die Generalstaaten der Stadt 50,000 Thlr. vorschießen. Schon seien ihre Gesandten da und hätten das Geld mitgebracht. Die Plenipotenzer nahmen einen Syndicus an, den Dr. Markus, der früher Syndicus der Landschaft und als solcher eifriger Anhänger des Administrators Christian Wilhelm gewesen war. Markus arbeitete rüstig im Sinne der Plenipotenzer. Es waren noch nicht zwei Monate nach dem Friedensschlusse der Stadt mit Wallenstein verflossen, da erschien Markus im Namen der Plenipotenzer, mehrer Viertelsherren und vieler Bürger von Magdeburg, in Lübeck. Er sollte Klage führen über das Empor-

[1] Hoffmann, Geschichte von Magdeburg Bd. II. S. 330 gibt die Umgrenzung an.

[2] Hoffmann III. 72. Nr. 1. Er bezieht sich auf Kettwigs magdeburgischen Clerus S. 216.

[3] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius S. 80.

wachsen der inneren Misverständnisse in Magdeburg. Er sollte die zur Tagfahrt versammelten Mitglieder des Hansebundes ersuchen, daß sie von Bundes wegen der Stadt beispringen wollen, um den inneren Streit zu ordnen und zu schlichten.[1] Das Ziel war nicht bloß eine Rathsveränderung in Magdeburg, sondern ein völliger Neubau der Verfassung.

Die Verfassung des Rathes zu Magdeburg war in der That höchst schwerfällig, verwickelt und weitläufig.[2] An zahlreichen Misbräuchen fehlte es nicht. Der Rath selbst erkannte das an und erklärte seine Bereitwilligkeit zur Abhülfe. Aber man kam damit nicht vorwärts. Deshalb bewiesen auch andere, denen es nicht zur eigenen Erhebung um einen Umsturz des Bisherigen zu thun war, sich nicht abgeneigt gegen den Ruf, daß in Zukunft nur die tüchtigsten und klügsten Männer im Rathe sitzen sollten. Der Hansetag in Lübeck erwog diese Dinge. Markus ward auf demselben nicht zugelassen, und entwickelte dafür um so energischer seine Thätigkeit nebenher. Noch vor dem Ende des Jahres 1620 übertrug das Directorium der Hanse den Städten Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig und Hildesheim die Ausgleichung der inneren Streitigkeiten zu Magdeburg. Keineswegs jedoch beschloß die Hanse eine Aenderung des Rathes und der Verfassung dieser Stadt.[3] Die Abgeordneten erhielten Vollmacht, das zu thun, was ihnen als das beste erscheinen würde, jedoch ohne auffallende Neuerungen. Vielmehr sollten sie den bisherigen Rath über die Klagen vernehmen, sie sollten die Verbundenen von ihrem Vorhaben abmahnen und der Obrigkeit Beistand leisten, wie es das Bündnis der Hansa erfordere.

Es war für die Plenipotenzer und die ganze Partei derselben in Magdeburg leichter auf die Abgeordneten der Hanse zu wirken, als auf das Directorium derselben zu Lübeck. Die Deputirten der Hanse handelten in Magdeburg nicht nach ihrer Instruction. Sie hörten den alten Rath nicht. Sie hörten die Plenipotenzer, und sie sahen, wie die Strömung der Mehrheit in der Bürgerschaft mit denselben war. Sie beriefen dieselbe zu Rathhause und vernahmen dort, daß weitaus die Mehrheit eine Aenderung des Rathes, eine Beschränkung der Zahl der Mitglieder desselben wünsche. Wenn nicht willfahrt wurde, so stand ein Tumult zu befürchten. Gilbert hatte bereits gepredigt, daß eine Regierungsform auch durch Aufruhr geändert werden könne.[4] Er hatte hinzugefügt, daß er seine Zuhörer indessen davor warne. Die hansischen Deputirten waren in der Klemme. Sie entschlossen sich dem Volkswillen nachzugeben, die Stadtverfassung zu verändern, einen neuen Rath wählen zu lassen mit beschränkter Zahl der Mitglieder. Der alte Rath protestirte feierlich gegen ein solches Verfahren, vor Notar und Zeugen. Er verwahrte sich hoch und theuer, daß er an allem Unglücke, das hieraus entstehe, vor Gott, dem Kaiser und Jedermann

[1] Gerike S. 5.

[2] Hoffmann I. 248.

[3] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius S. 82. Man sehe Beilage LXXII.

[4] Hoffmann III. S. 73. Nr. 1 ff.

entschuldigt sein wolle. Die Urkunden über die Veränderung wurden unterzeichnet von den Deputirten der Hanse auf der einen Seite, von den Viertelsherren und Plenipotenzern auf der anderen.[1] Der alte Rath protestirte gegen jeden Schritt aufs neue.

Und dann fand ein seltsam unerhörtes Verfahren statt. Zuerst wurde gemäß der Urkunde der neuen Verfassung aus jedem der achtzehn Bezirke der Stadt je ein Körherr erwählt. Diese achtzehn sollten den neuen Rath kören. Er sollte aus vierundzwanzig Personen bestehen, lebenslänglich sein. Der alte Rath sträubte sich: er wollte in Güte nicht nachgeben. Die Körherren wußten ein Mittel. Sie hielten die geöffnete Thüre der Rathsstube besetzt. Vor derselben wogte das Volk und übertäubte den Widerspruch durch das Geschrei: kaiserliche Schelme und Verräther.[2] Wenn der alte Rath lebendig vom Rathhause kommen wollte: so blieb ihm kein anderes Mittel, als schweigend in das Unabänderliche sich zu fügen.

Die hansischen Deputirten scheinen erkannt zu haben, in welchen Handel sie sich eingelassen. Es war zu spät. Zurücktreten war nun nicht mehr möglich. Was von ihrer Seite noch angewendet werden konnte, war die größtmöglichste Vorsicht. Diese glaubten sie aufzubieten. Sie setzten die Körherren nach abgelegtem Eide entfernt von einander, so daß sie nicht mit einander reden, einander nicht auf die Hand sehen konnten. Sie dachten nicht, daß die energische Partei dieß alles vorher erwogen. Unter den Körherren befand sich Parsch, der Weinwirth zur goldenen Krone. Die Mitglieder des neuen Rathes waren in seinem Hause längst erwählt und fest bestimmt, und Parsch hatte alle Namen wohl im Kopfe. Zuerst stand es fest, daß kein Mitglied des alten Rathes in den neuen gelangen sollte. Weil etliche unter den Körherren weder schreiben noch lesen konnten; so gab man ihnen hölzerne Täfelchen, auf welche sie bei dem Vorschlage einer Person zum Zeichen der Bejahung ein Kreuz machten, zum Zeichen der Verneinung eine Null.[3] Parsch nun drückte beide Zeichen vorn auf sein Wams, und zeigte je nach den Umständen auf das geeignete hin. Nur zwei Mitglieder des alten Rathes wurden wieder gewählt. Der neue Rath war wesentlich ein Ausschuß der Brüder aus der Dingebank. Das geschah im Februar 1630.

Als der Lübecker Syndikus Winkler, der die Wahl geleitet, dem alten Rath die Namen der Gewählten mittheilte, erhob noch einmal der Bürgermeister Dauth mit Nachdruck dagegen seine Stimme. „Die Herren Abgesandten," sagte er, „haben die Wahl für sich, auf das Anreizen etlicher Leute aus der Gemeine, wider die Einwilligung des regierenden Rathes vorgenommen. Es ist ein hohes und wichtiges Werk. Es bedingt den Ruin und Untergang unserer Stadt. Es ist vor Gott, vor dem Kaiser, und vor der Hanse nicht zu

[1] cf. die Beilagen A und B zu Gerikes Chronik.

[2] Hoffmann III. 74. Nt. 3, aus der Protestation des alten Rathes.

[3] In dem Nebenrecesse B bei Gerike ist dieß Verfahren mit den Täfelchen vorgeschrieben.

verantworten. Darum bitte ich um Gottes willen selbst noch mit einrathen zu dürfen. Ich bin mit den Personen, die zuvor im Rathe und Ausschuß gewesen, wohl zufrieden. Die Gewählten dagegen hate ich nicht für tüchtig. Es sind hier graue Häupter von Verdienst um die Stadt übergangen; dagegen hat man junge Leute erwählt, ohne Erfahrung, einander verschwägert. Dadurch wird der alte Rath im ganzen Reiche wider den Beschluß der Hanse zu Lübeck, wider die Zusage der Abgeordneten beschimpft und in Unglimpf gebracht."

Als die hansischen Abgeordneten nun erst näher in Erfahrung brachten, wer die Gewählten seien, waren sie sehr bestürzt. „Wir hätten gern gesehen," erwiederte der Lübecker Syndikus Winkler, „daß die Körherren qualificirter gewesen wären und die Leute besser gekannt hätten." In der That, was auch sollten er und die anderen Abgeordneten nach der Wahl, die sie selbst als rechtmäßig angeordnet und überwacht hatten, noch thun? Sie versuchten, was sie noch konnten. Sie legten dem neuen Rath einen sehr schweren Eid vor, welchen einer nach dem andern knieend leisten mußte. Der Lübecker Syndikus ermahnte sie zu Friede und Einigkeit. Er ermahnte sie getreu in kaiserlicher Devotion zu verbleiben. Wenn sie aber neue Händel anrichten wollten: so würden die Hansestädte sich ihrer hinfort nicht mehr annehmen, sondern sie aus dem Bunde ausschließen. [1]

Der alte Rath trat ab und legte die Schlüssel dar. Man ersuchte ihn nach der alten Sitte die Neugewählten unter Glockenklang der Gemeinde zu verkünden, sich selbst der Gemeinde gegenüber zu bedanken. Er weigerte sich. Noch einmal eilte der Lübecker Syndikus den Abgehenden nach, bat zu verweilen, daß zum Baurding geläutet, die Namen dann verkündet würden. Abermals weigerte sich der Rath. Still und stumm schritten die alten Männer vom Rathhause hernieder, die Brust voll banger Ahnung der kommenden Dinge. Aber sie protestirten nochmals feierlich vor dem kaiserlichen Commissär Walmerode, daß sie sich gutwillig zu keinem der stattgehabten Dinge verstanden. Sie lehnten alle Verantwortung für das was etwa kommen möge, von sich ab, und warfen sie auf diejenigen, die mitgeholfen oder geschehen lassen hatten. [2] Die hansischen Abgeordneten kehrten heim im März 1630.

Wenige Tage hernach blitzte wie ein Lichtstrahl das letzte Ziel der Leiter des neuen Rathes hervor. Der Willkommenstrunk auf dem Brauergildenhofe löste einem der neuen Rathsherren die Zunge. „Wir sind nun gut schwedisch," rief er. [3] Bestürzt starrten die Andern ihn an. Noch waren solche Worte zu unerhört.

In denselben Tagen vernahm man, daß Heinrich Pöpping, eines der vornehmsten Führer der Dingebankbrüder, der wegen Bankerotts nicht länger in Magdeburg bleiben durfte, auf und davon gegangen sei, und in Hamburg in

[1] Calvisius S. 85.
[2] a. a. O. S. 87.
[3] a. a. O. S. 88.

die Dienste des früheren Administrators, des Markgrafen Christian Wilhelm zu treten.[1] Das erschien sehr auffallend. Pöpping war Bürger und Kaufmann zu Magdeburg gewesen, mithin unerfahren in fürstlichen Diensten zu stehen. Die Frage, was er dort suchen mochte, gab Stoff zu vielem Nachdenken. Wir haben uns nach Christian Wilhelm umzusehen.

Nachdem dieser Fürst bis zum April 1627 unter dem Dänenkönige gedient, war er mit Genehmigung desselben nach Holland gegangen. Er theilte dem Prinzen von Oranien mit, daß er durch Frankreich und Italien nach Siebenbürgen reise, um Bethlen Gabor, den Halbtürken, zum Kriege gegen den deutschen Kaiser anzureizen.[2] Er legte Briefe vor der Höfe von Frankreich, England, Dänemark, und der Signoria von Venedig, welche sämmtlich das Unternehmen empfahlen. Der Prinz von Oranien hielt auch mit seiner Billigung nicht zurück, und ließ Christian Wilhelm auf einem Kriegsschiffe nach Calais bringen. Der thateneifrige Mann fand in Siebenbürgen seine Rechnung nicht. Er kehrte wieder um und begab sich zu dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Obwohl Christian Wilhelm von dem Kaiser als Administrator des Erzstiftes Magdeburg nie bestätigt, von dem Domcapitel nach seiner Theilnahme am Kriege für Dänemark, nach der über ihn ausgesprochenen Reichsacht entsetzt war: so gedachte Christian Wilhelm doch das reiche Erzstift wieder zu erlangen. Obwohl ferner die Stadt Magdeburg ihm als Administrator niemals hatte huldigen wollen: so sollte doch sie, oder vielmehr die demagogischen Elemente in ihr für den Markgrafen das Mittel sein ihm die Stadt und durch die Stadt das ganze Erzstift zu gewinnen.

Christian Wilhelm wandte sich an den Schwedenkönig, dessen Frau die Bruderstochter des Markgrafen war. Er reiste nach Schweden, um mündlich und schriftlich seine Sache vorzubringen.[3] Zum Unterhändler bediente er sich eines gewissen Johann Stalmann. Die Person desselben reiht sich in entsprechender Weise den anderen an, die wir in Magdeburg thätig sehen. Stalmann ward einige Jahre später bei den Schweden wegen Verrathes in Magdeburg selber gehängt. Christian Wilhelm baute mit ihm seine Plane und Vorschläge bei Gustav Adolf in sehr kühner Weise auf. Nicht bloß die Bewohner der Stadt Magdeburg, sagte er 1629, sondern die ganze Bevölkerung des Erzstiftes trüge nach ihm als ihrem alten Herrn ein sehnliches Verlangen. Von dort her habe er das Versprechen, daß sie alles für ihn willig hergeben wollten, wenn er nur ihnen mit einem Heere zu Hülfe komme. Er legte sogar bestimmte Rechnung vor, auf wie viele tausend Mann dort er bauen könne, die unverzüglich zu ihm treten würden. Um nun dieß auszurichten, bat er den König um Geld zur Anwerbung von 10000 zu Fuß und 3000 zu Roß, dazu um Gewehr, Geschütz und Heergeräth. Eine solche Bitte um Geld an den Schwedenkönig,

[1] Gerike S. 19.
[2] Aitzema II. 254.
[3] Chemnitz S. 74 ff.

den nur der Geldmangel hinderte die längst gehegten Plane auszuführen, war etwas stark. Eben so auffallend waren die anderen Hoffnungen des Markgrafen. Er wolle das Heer so zusammen bringen, sagte er, daß der Feind es nicht eher erführe, bis die Armee fertig stehe. Dann wolle er nicht bloß dieß Heer, sondern 20000 unterhalten, ohne daß der König ferner etwas beizusteuern habe. Denn die Stiftsunterthanen würden alles freiwillig für ihn hergeben, dazu auch wisse er große Vorräthe der kaiserlichen Truppen.

Die Abenteuerlichkeit dieser Vorschläge und Hoffnungen ward überboten durch den Entwurf der ersten That, welche Christian Wilhelm mit dieser seiner Macht auszuführen gedachte. Es scheint ihm das Beispiel des pontischen Königs Mithridates gegen die Römer, oder gar die Bartholomäusnacht von Paris als nachahmungswürdig vorgeschwebt zu haben. Während er mit dem Heere aufbricht, sollen in einer Nacht alle Bewohner des Erzstiftes sich erheben wie ein Mann. Sie sollen sämmtliche kaiserliche Officiere an allen Orten zugleich in derselben Nacht aufheben und nach Magdeburg bringen, die übrigen gemeinen Soldaten sämmtlich todtschlagen. Der Markgraf hält es für zweckmäßig dieß Morden noch etwas weiter auszudehnen. Nicht bloß im Erzstifte Magdeburg, sondern auch im Stifte Halberstadt und in der Altmark Brandenburg müsse dasselbe geschehen, damit dort auch nicht ein einziger von des Feindes Volk lebendig verbleibe. Dann habe man freie Bahn.

Man sieht, das sind Plane, die ein Knabe entwirft, indem er Mohnköpfe im Garten abschlägt. Wir haben davon Kenntnis nehmen müssen, um den ganzen Leichtsinn des Verbrechens darzulegen, mit welchem dieser Markgraf in seiner Einbildung ein Blatt der deutschen Geschichte zu besudeln gedachte, wie bis dahin keines besudelt ist.

Der König Gustav Adolf kannte seinen Mann. Daß er ein moralisches Bedenken gegen die Plane desselben gehabt haben sollte, erfahren wir nicht. Wenn sie auszuführen wären, meinte er, so könne ihm das wohl zu Statten kommen. Aber eine Möglichkeit dazu sah er nicht ein. Indessen der Markgraf hatte nun einmal den guten Willen etwas zu thun. Sollte man diesen guten Willen brach liegen lassen? Der König war nicht dieser Ansicht. Er wollte den guten Willen benutzen, möglichst jedoch auf Kosten des Markgrafen selbst oder Anderer, die sich willig dazu finden würden. Gustav Adolf kannte die deutschen Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß die Grundlage der Plane des Markgrafen, die Willigkeit der Bewohner des Erzstiftes für ihn, eine ersonnene sei. Der Schwedenkönig wußte sehr wohl, daß die verfassungsmäßigen Gewalten in Deutschland, daß die conservativen Corporationen der Magistrate, der Landstände dem Kaiser und dem Reiche getreu gesinnt waren. Christian Wilhelm hatte den Schwedenkönig mit dem falschen Vorgeben eines Eifers derselben für ihn zu belügen gesucht, um von dem Schweden Unterstützung zu erhalten. Da lag es für den Schweden nahe dasselbe Verfahren in umgekehrter Ordnung zu machen. Gustav Adolf forderte den Administrator auf das Unternehmen nicht fallen zu lassen. Geld könne der König zwar nicht geben; doch möge der

Markgraf sich nach Cavalieren umsehen, die auf eigenen Beutel werben wollten. Damit er indessen das Werk nicht völlig mit leerer Hand angriffe, wolle der König sich für 100,000 Rthlr. verbürgen. Also die Worte des Königs, welche der officielle schwedische Geschichtsschreiber ihn sprechen läßt. Eine solche Bürgschaft des Schwedenkönigs in Wirklichkeit ist nie erfolgt.[1] Er hat, wie wir später sehen werden, weder Geld für Magdeburg und Christian Wilhelm hergegeben, noch sich dafür verbürgt. Auch ist nicht anzunehmen, daß er, der das ganze erste Jahr in Deutschland in beständiger, äußerster Geldklemme war, jemals die Absicht gehabt haben sollte das Geld, welches er persönlich so höchst nöthig gebrauchte, für einen Mann mit so unklarem Kopfe wie den Markgrafen Christian Wilhelm zu verwenden. Was nachher durch die That offenbar wurde, daß nämlich der König nur darauf ausging den Markgrafen Christian Wilhelm durch das Versprechen einer Bürgschaft zu kirren, die Gustav Adolf niemals leisten wollte, war den Umständen nach von Anfang an wohldurchdachter Plan.

Dennoch wünschte der König nun auch nicht ein unzeitig voreiliges Losbrechen. Sein Rath ging dahin, daß der Markgraf suchen möchte auch andere Fürsten in der Nähe zu gewinnen und inzwischen den Kaiser zu täuschen. Um nämlich das Spiel ganz verdeckt zu treiben, solle Christian Wilhelm durch Aitzema, den holländischen Residenten in Hamburg, zunächst bei Wallenstein und wieder durch diesen bei dem Kaiser um Verzeihung und um eine Pension handeln.[2] Es ist merkwürdig, daß Gustav Adolf hier ohne Weiteres die Möglichkeit eines solchen Verkehres zwischen dem holländischen Gesandten Aitzema in Hamburg und Wallenstein voraussetzt. Christian Wilhelm besaß nicht die Geduld zu einer so zähen, lang ausgesponnenen Heuchelei. Er wollte sogar schon vor dem völligen Siege seiner Partei in Magdeburg die Stadt um ein Darlehen für den Anfang von wenigstens 150,000 Rthlr. ersuchen.[3] Es war ein Unglück für die Stadt, daß die Werkzeuge Christian Wilhelms sich klüger bewiesen als er, und dieß Gesuch nicht vorbrachten. Es hätte von vorne herein die Magdeburger scheu gemacht. Die Dinge dort wandten sich günstiger für ihn ohne sein Zuthun. Noch im Februar 1630 kam er von Nycöping in Schweden herüber nach Hamburg, um in der Nähe zu sein.

Dort brachte ihm Heinrich Pöpping die Meldung von der Rathsveränderung und der dadurch eröffneten Aussicht.[4] Es kam nun für die Partei darauf an mit Christian Wilhelm in nähere Verbindung zu treten. Auch dazu eröffnete sich bald die Gelegenheit. Es war damals die Absicht in den Niederlanden Anknüpfungen zum Absatze des Magdeburger Bieres zu gewinnen. Ein ehemaliger Syndikus der Stadt, Namens Werdenhagen, hatte dazu aufgefordert,

[1] Hoffmann III. 80. Nr. 1.
[2] Aitzema III. 207. — Chemnitz 76 b.
[3] Hoffmann III. 80 Nr. 1.
[4] Calvissus p. 88.

und Bremen zum Orte der Besprechung bestimmt.[1] Das erschien der Bürgerschaft sehr annehmlich. Man erwählte mehrere Mitglieder des Rathes, welche die Geistlichkeit empfahl. Auch darunter wieder fand sich ein Mann von zerrütteten Umständen, der als ein verdorbener Apotheker bezeichnet wird. Die Instruction derselben lautete, daß, wenn sie Werdenhagen zu Bremen nicht träfen, sie weiter keine Kosten daran wagen, sondern heimkehren sollten. Sie fanden Werdenhagen nicht in Bremen. Er war in Hamburg. Die Magdeburger Deputirten beschlossen unter sich ihm dahin nachzureisen. So nahe hier der Verdacht liegen könnte, daß Werdenhagen planmäßig sie dahin gelockt: so ist doch gegen diesen Mann der Verdacht ungegründet. Werdenhagen warnte sogar in Hamburg die Deputirten seiner Vaterstadt vor jeglichem Einlassen mit Christian Wilhelm. Schon früher waren ähnliche Warnungen von Holland aus nach Magdeburg gekommen; denn dort, in der vielbewegten kaufmännischen Welt, wußte man neue Plane der Erschütterung, des Krieges und des Friedens immer zuerst. Die Warnungen Werdenhagens indessen wurden nicht zu Herzen genommen. Die Magdeburger verkehrten mit dem Markgrafen. Er lud sie ein. Sie verkehrten auch mit den Schweden. Doch war dabei unter diesen Magdeburgern selbst wieder ein großer Unterschied. Nur zwei von ihnen wurden von Christian Wilhelm und Pöpping eines besonderen Vertrauens gewürdigt. Die Anderen wußten nur zu sagen, daß sie sich allzusammen bei dem Markgrafen einen guten Rausch getrunken, und daß viele geheime Zwischensprache gewesen, die sie nicht verstanden hätten.[2]

Als sie sich zur Heimkehr anschickten, gab der Markgraf ihnen den Heinrich Pöpping mit. Damit derselbe seiner Schulden wegen zu Magdeburg nicht eingesteckt würde, verschaffte Christian Wilhelm ihm zuvor die Bestallung eines schwedischen Proviantmeisters.[3] Die Deputirten legten dem Rathe Bericht ab über ihre Verhandlungen mit Werdenhagen wegen des Absatzes von Bier nach Holland. Zu einem Verkehre mit dem Markgrafen waren sie nicht beauftragt gewesen. Darum erwähnten sie dem Rathe gegenüber nichts von dem, was mit diesem vorgefallen.[4]

Denn obwohl dieser neue Rath emporgehoben war durch die Dingebankbrüder und der Mehrheit nach denselben angehörte: so waren doch auch diese nicht alle Wissende. Ja es scheint, daß der conservative Sinn, der auf den Rathhäusern der deutschen Städte zu wehen pflegte, auch selbst diesen neuen Rath angehaucht habe. Ein großer Theil der Mitglieder dieses neuen Rathes hatte die ernstliche Absicht ungeachtet aller begründeten Klagen gegen Wallenstein und seine Schaaren, dennoch nach dem Beispiele der benachbarten Kurfürsten und der anderen Reichsstände in getreuer Devotion gegen das Oberhaupt des Reiches zu verharren, und die Erledigung der Beschwerden nur auf dem

[1] Gerike p. 13. Calvisius p. 88.
[2] Gerike p. 14.
[3] Calvisius p. 89.
[4] Gerike a. a. O.

ordnungsmäßigen Wege eines Reichstages zu suchen.[1] Und zur Verwirklichung dieser Hoffnung war ja damals im Frühlinge 1630 alle Aussicht vorhanden.

Nicht also jedoch wollte es die andere Partei. Heinrich Pöpping war ein auserlesenes Werkzeug zum Wühlen.[2] Er hatte zwei Schreiben bei sich, das eine von dem Schwedenkönige Gustav Adolf, das andere von Christian Wilhelm. Mit diesen Briefen war er geschäftig bei diesem und bei jenem, drei Wochen lang, ohne Wissen des Rathes. Die eigentlich Wissenden hatten sich durch einen besonderen Eid gegen einander zum Stillschweigen verbunden; dennoch wurde die Sache von Zechbrüdern in Weinschenken und Lustgärten eifrigst erwogen. Pöpping arbeitete rastlos, bis er zwei Bürgermeister, sieben Rathsherren, fünf Geistliche, in allem nahe an dreißig Personen für seine Plane gewonnen hatte.[3]

Alsdann erst, nachdem er drei Wochen zu Magdeburg im Stillen gewirkt, erbat Pöpping im Namen des Markgrafen Christian Wilhelm Gehör vor dem Rathe der Stadt. Er legte dort die beiden Schreiben vor, eines von dem Schwedenkönige Gustav Adolf im December 1629 datirt, eines von Christian Wilhelm. Gustav Adolf ging nicht weiter darin, als er selber klar sehen konnte, wie die Dinge lagen. Er eröffnet seinen Plan, daß und warum er seinen üblichen Redensarten gemäß in Deutschland einbrechen wolle. Aber nicht einmal fordert der Schwede in diesem Schreiben die Stadt zum Bündnisse auf. Anders der Markgraf oder Administrator. Sein Schreiben war zunächst eine Vollmacht für Pöpping. Dieser Mann, der Natur der Dinge gemäß bei wohlhabenden Bürgern ohne Gewicht und Ansehen, soll die Stadt Magdeburg bewegen, daß sie von den Truppen, welche Christian Wilhelm mit schwedischer Hülfe zur Wiedereroberung und zum Schutze des Erzstiftes aufstellt, eine Besatzung einnimmt. Eine Besatzung von Söldnern, ob Freund, ob Feind, einnehmen zu sollen, war unter allen Umständen für die Bürger damaliger Zeit ein schrecklicher Gedanke. Aber noch mehr. Christian Wilhelm, der umherirrende, landflüchtige Aechter, der keinen Fußbreit Landes sein Eigenthum nennen durfte, der selber in Hamburg nicht so viel hatte, um von einem Tage zum anderen ohne Schaden seines Wirthes zu leben, der diese Vorschläge dem Rathe einer festen, gesicherten Stadt machen ließ durch einen von Schulden erdrückten, creditlosen Mann, fügte diesen Vorschlägen an Magdeburg noch das Erbieten hinzu, daß er die Verantwortlichkeit für den Schritt auf sich nehme. Was für eine Verantwortlichkeit war dieß und worin bestand sie? Worin konnte sie bestehen gegenüber den Bürgern einer Stadt, die mit Leben und Habe, mit aller ihrer Wohlfahrt für ihn eintreten sollten? Christian Wilhelm glitt über diese Frage hinweg. Statt dessen fügte er noch einigen Honig hinzu. Er wolle die Stadt durch die Arbeit des Landvolkes noch mehr befestigen, allen Beschwerden abhelfen, die Privilegien vermehren.

[1] Gerike p. 12.
[2] Gerike p. 16.
[3] Calvisius 89 die Namen.

Die Mehrheit des Rathes war bei solchen Vorschlägen sehr bedenklich. Sie erwog hin und wieder. Die Anhänger des Markgrafen, unter ihnen einer, der einige Wochen zuvor mit in Hamburg gewesen war, Conrad Gerhold mit Namen, führten seine Sache mit Heftigkeit.[1] Es kam im Rathe zu lebhaftem Streite. Unterdessen eilte auch Pöpping unermüdlich durch die Stadt von Einem zum Anderen. Er drang nicht durch. Man meldete dem Markgrafen: die Sache sei zu wichtig zur sofortigen Entscheidung: darum möge er sich gedulden. Man erwählte einen Ausschuß; unter den Mitgliedern desselben auch Gerhold. Der Ausschuß fand den Ausweg diese hochwichtige Sache dem Gutachten der Hansestädte anheim zu stellen. Also genehmigte es der Rath von Magdeburg. Daß die Hansestädte eine solche für Magdeburg nutzlose Unbesonnenheit nicht gut heißen würden, lag nahe. Mithin war der Beschluß einer Ablehnung in milder Form gleich zu achten.

Es kam nicht zur Ausführung desselben. Nachdem schon zwei Deputirte nach Lübeck erwählt waren im Juni 1630,[2] traf ein Schreiben von Johann Stalmann ein, der wie Pöpping zugleich in Diensten des Schwedenkönigs und des Markgrafen stand. Stalmann meldete, daß die Aussichten der beiden sich weit günstiger gestalteten als früher, daß er selbst darum in kurzer Frist nach Magdeburg kommen und den Zustand der Dinge ausführlich darlegen werde. Das Schreiben gab den Anhängern des Markgrafen neuen Muth. Man könne doch nicht wissen, hieß es, was Stalmann vorzubringen habe: es sei besser sich nicht zu übereilen. Sie erreichten so viel, daß die Gesandtschaft nach Lübeck unterblieb.

Zu gleicher Zeit, im Beginne des Julimonates 1630, regte eine andere Kunde die Gemüther auf. Wir haben, um dieselbe recht zu würdigen, zuvor uns das Verhältnis der Stadt zu dem Restitutionsedicte klar zu machen.

Magdeburg gehörte zu dem Bezirke, den der Kaiser dem Bischofe Franz Wilhelm von Osnabrück und den Gehülfen desselben zur Restitution überwiesen. Wir finden die Commission, die sich einige rechtsgelehrte Mitglieder beigeordnet, am 23. December 1629 zu Halberstadt in Berathung über Magdeburg.[3] Wallenstein hatte von jeglichem Versuche abgemahnt. Der Grund liegt nahe. Wenn ein energischer Widerstand erfolgte: so wäre dem Wallenstein die Aufgabe zugefallen denselben zu brechen. Seine jüngste Erfahrung mahnte ihn, daß dieß schwierig sei. In Wahrheit erhob sich im Schoße der Commission nur die Stimme Johannes von Hyen für das Vorgehen gegen Magdeburg, und auch diese nur wegen des Domes. Die Anderen erwiederten: die Stadt habe sich bereits einen Namen gemacht, sie lasse sich nicht schrecken. Der Bischof Franz Wilhelm bezog sich auf Tilly: der Fall liege ähnlich wie derjenige mit Bremen. Man wolle nichts anfangen, was nicht durchzuführen sei.

[1] Gerike p. 22.
[2] Gerike p. 24.
[3] Protokoll derselben im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

Also ward die Sache angesehen von der Commission, welche Befehl und Auftrag vom Kaiser hatte. Man sieht, Magdeburg hatte nichts zu befürchten. Aber die Verkettung der Dinge, die über Magdeburg das Verderben herauf beschwor, fügte sich so sonderbar und merkwürdig, daß an die Stelle der besonnenen Erwägung der beauftragten Commission der blinde Eifer nicht befugter Personen trat, um die Erbitterung zweck- und ziellos hoch aufzuschüren.

Vier Monate nach jener Berathung der Commission in Halberstadt, im April 1630 schickte der Kaiser zwei Bevollmächtigte in das Erzstift, um dort die Huldigung für seinen Sohn Leopold Wilhelm in Empfang nehmen zu lassen. Es waren der Freiherr von Metternich als Administrator von Halberstadt, und der Reichshofrath Hämmerle.[1] Sie beriefen das Domcapitel und die anderen Landstände nach Halle. Gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg, gemäß dem Restitutionsedicte als der Ausführung desselben erklärten diese Commissarien die protestantischen Domherren für abgesetzt, und verordneten katholische an ihre Stelle. Auch der Rath von Magdeburg ward vorgeladen. Er schickte zwei Deputirte. Die kaiserlichen Commissarien sprachen denselben die Erwartung aus, daß der Rath von Magdeburg die katholischen Domherren bei der Besitznahme ihrer Curien unterstützen, und sie gegen den Pöbel in Schutz nehmen werde. Es ergab sich auf die Erkundigung des Rathes, daß die kaiserlichen Commissarien zu dieser unzeitigen Aufforderung nicht beauftragt waren, daß sie dieselbe gethan hatten aus eigener Macht. Der Rath wich aus. Er müsse erst die Meinung der Hanse vernehmen, erwiederte er, und werde demgemäß sich an den Kaiser wenden. Obwohl die kaiserlichen Commissarien nicht in der Lage waren ihren Worten irgend welchen Nachdruck zu geben, begnügten sie sich doch mit dem Bisherigen nicht. Der Reichshofrath Hämmerle ließ heimlich in der Nacht vom 6. Juli an die Thüren des Domes und der Curien ein offenes Mandat anschlagen, welches den protestantischen Domherren auferlegte binnen acht Tagen ihre Pfründen abzutreten, und alle Documente und Urkunden in die Hände des Probstes zum Kloster U. L. Frauen in Magdeburg abzuliefern. Man sieht die ganz erstaunliche Häufung von Misgriffen. Zuerst war Hämmerle zu allen diesen Dingen nicht befugt. Ferner wenn er befugt gewesen wäre: so hätte er dennoch sehr unklug gehandelt. Indem er nicht erwarten durfte, daß diesem heimlich angeschlagenen Befehle gehorcht wurde, indem er noch gar des Nachdruckes wegen die Androhung der kaiserlichen Acht für den Ungehorsam hinzufügte, setzte er das kaiserliche Ansehen auf das Spiel. Wußte denn dieser Mann nichts von der Lage der Dinge in Magdeburg? Es ist nicht anzunehmen, daß die Mehrzahl der zwölf Geistlichen, vor allen die fünf, welche dem Bunde mit dem Markgrafen angehörten, irgend etwas in dieser Sache, was zu besprechen dienlich war, unbenutzt gelassen haben sollten.

In denselben Tagen verbreitete sich das Gerücht, daß der Schwedenkönig

[1] Schreiben des Rathes von Magdeburg vom 11. November 1630, abgedruckt bei Calvisius 155.

in Pommern gelandet sei, daß er bete und predige gleich einem Pastor, und behaupte, er sei gekommen zum Schutze der Religion.

Für die Stadt Magdeburg eröffneten sich, wie es schien, lachende Aussichten. Pöpping und seine Sinnesverwandten verkündeten den lauschenden Bürgern: der König und der Administrator hätten der Stadt solche Mittel und Wege dargeboten, daß sie allem Kriegs- und Reformationswesen entgehen, statt dessen mit mehr Privilegien und Landgütern begnadigt werden sollte.[1] Der Oberst Schneidewind, sagte man, habe große Forderungen an die Stadt, zur Entschädigung für den unrechtmäßig gegen ihn begonnenen Proceß. Er achte sie so gut wie baar Geld; aber er wolle sie gutwillig schwinden lassen, wenn die Bürgerschaft desto eher sich entschließe dem evangelischen Wesen beizutreten. So seltsam es klingt: der Markgraf Christian Wilhelm hatte sich bereit erklärt die Forderung der Entschädigung, die Schneidewind an den Rath von Magdeburg erhob, auf sich zu nehmen und ihm dafür Landgüter zum Werthe von 50,000 Rthlr. zu geben.

Die Stimmung in der Bürgerschaft war im Juli 1630 aufs höchste gereizt und verbittert. Diejenigen Glieder des Rathes, welche der Vereinigung mit dem Markgrafen das Wort redeten, waren sicher beim großen Haufen Ehre und Lob davon zu tragen.[2]

Die günstige Gelegenheit dieser Strömung bot sich zur Benutzung dar. Pöpping eilte nach Hamburg. Dort erwog und beschloß das kleine Häuflein dieser Männer, daß der Markgraf auch ohne Bündnis mit dem Rathe von Magdeburg, auch ohne Erlaubnis desselben nach Magdeburg eilen müsse. Der Wirth zur goldenen Traube in Hamburg erhob gewichtige Bedenken gegen das Abreisen.[3] Christian Wilhelm hatte viel verzehrt und nichts bezahlt. Durfte ein solcher Umstand die großen Plane hindern? Es gelang den besorgten Wirth mit dem Vorgeben zu beschwichtigen, daß der Markgraf nach Bremen reisen wolle, um da Geld zu holen und dann seine Schuld zu bezahlen. Also brachen sie auf: der Markgraf, Stalmann, Pöpping und ein gewisser Boie, der Oberstlieutenant genannt [illegible]d, ursprünglich ein Kothknecht zu Halle. Der Fürst ließ sich, um nicht erkannt zu werden, Haar und Bart nach der Weise eines Kaufmannes verschneiden. Am Abend des 26. Juli 1630 betrat ihr unheilbringender Fuß das Ulrichsthor von Magdeburg. Pöpping führte seinen Herrn geheim und unbemerkt in ein Haus, wo schon ein Quartier für ihn bereitet war. Die anderen beiden ritten zum Kröckenthore ein, und dann schlich sich Stalmann zum Markgrafen. Ihm folgte der Oberst Schneidewind, der als Gefangener auf Ehrenwort in der goldenen Krone weilen sollte.[4] Dazu kam ein Mitglied des Rathes. Niemand sonst wußte oder ahnte die Sache. Erst das Geplauder

[1] Gerike p. 24. Ueberhaupt Gerike hier Hauptquelle.

[2] a. a. O.

[3] Calvisius p. 90.

[4] Gerike p. 19 Nr. 5, undt zward wieder sein versprechung auß dem arrest.

der Frauen des Hauses über die Speisung des Fremden brachte das Gerücht unter die Menge.

Anderswo freilich wußte man schon mehr von diesen Dingen. In Folge des Anschlages, den Hämmerle wegen des Restitutionsedictes gemacht, schickte der Rath Gesandte zu dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der selber für seinen von dem Domcapitel 1628 gewählten Sohn August Ansprüche auf das Erzstift erhob. „Was wollt ihr bei mir euch Raths erholen und Schutz suchen," warf der Kurfürst den Abgeordneten entgegen;[1] „ihr, die ihr den früheren Administrator bereits in der Stadt habt?" — Bestürzt vernahmen es die Abgeordneten. Der Kurfürst gab ihnen weiter den Bescheid: sie sollten verharren in treuem Gehorsam gegen Kaiser und Reich.[2] Damit zogen die Abgeordneten von dannen. Sie fanden in Magdeburg, was der Kurfürst in Dresden ihnen gesagt. Christian Wilhelm wandte sich selber an Johann Georg um gemeinsames Bündnis mit Gustav Adolf. Er erhielt die Antwort: sein Unternehmen sei pflichtwidrig und gefährlich.[3]

Am zweiten Tage nach der heimlichen Ankunft ließ Stalmann, der das Amt eines schwedischen Agenten mit seinem Dienste bei dem Markgrafen vereinte, dem Rathe ansagen: er habe wegen des Königs und des Markgrafen dem Rathe etwas kund zu thun, woran dem gemeinen evangelischen Wesen höchlich gelegen sei.[4] Von da an beginnt auch in Magdeburg das mit Geschick angewandte Verfahren anstatt des Wortes: schwedische Absichten, schwedische Eroberungsplane zu setzen: das gemeine evangelische Wesen. Stalmann bat um Absendung zweier Deputirten des Rathes zu ihm. Es geschah. Stalmann zeigte denselben eine königliche Vollmacht vor, nach welcher er in Deutschland die protestantischen Kurfürsten und alle anderen Reichsstände und Städte zum Bündnisse mit dem Schweden bewegen sollte. Wenn sich ein oder anderer Stand in ein solches Bündnis begeben würde: so ermächtigte der König den Stalmann zur Fortsetzung eines solchen Werkes in Hamburg bis zu 100,000 Rthlr. zu erheben und dafür zu verwenden. Diese Vollmacht legte Stalmann vor unter Handschrift und Siegel des Schwedenkönigs. Dann redete er aus sich selbst und begehrte Ueberbringung seiner Worte an den Rath.[5]

„Nachdem es nunmehr durch göttliche Verleihung dahin gediehen ist, daß sich die benachbarten evangelischen Kurfürsten, Fürsten, Stände und Städte mit dem Könige zu Schweden zwar noch in großem Geheimnis zu einem besonderen Bündnisse vereinigt haben: so möge auch die Stadt Magdeburg dem evangelischen Wesen beistehen, und in gleicher Kraft heben und legen helfen."

Ob diese beiden Deputirten des Rathes von Magdeburg wußten oder ahnten, daß an dieser Rede Stalmanns auch nicht ein einziges Wort wahr sein

[1] Calvisius p. 90.
[2] Helbig, Gustav Adolf p. 18.
[3] Helbig, Gustav Adolf 26.
[4] Gerike p. 25 ff.
[5] Die Rede wörtlich nach Gerike p. 26.

konnte, daß damals, am 29. Juli 1630, der Schwede auf deutschem Boden keinen anderen Verbündeten hatte als den armen Bogislav von Pommern, den er umklammerte mit eiserner Faust?

Stalmann erörterte weiter die Sache. Es sei gar kein Nachtheil zu befürchten. Die Stadt solle sicher sein gegen alle Feindseligkeiten. Daß dies also sei, dafür sollten die Generalstaaten, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte zu Bürgen gestellt werden. Dagegen hob er die Vortheile hervor: neue Privilegien und Güter. Aber Eile sei Noth, sagte Stalmann; denn er müsse weiter reisen auch zu anderen, und es stehe auf eine versäumte Stunde Leibes- und Lebensgefahr. Darum müsse der Rath sich schleunigst erklären.

Der Rath hatte nicht diese Eile. Es ist unverkennbar, daß die Mehrheit des Rathes vorsichtig handeln wollte. Sie beschloß die Sache dem Ausschusse der Fünfzig vorzutragen, und wenn dieser damit einverstanden sei, der Hanse die Entscheidung zu überlassen. Mithin schien noch keine Gefahr der Ueberstürzung da zu sein. So schien es; aber es fragte sich, ob diese bedächtige Mehrheit des Rathes die Verschanzungen ihrer Beschlüsse noch lange behaupten würde. Nicht bloß die Keckheit und Gewandtheit Stalmanns war zu fürchten, sondern auf der anderen Seite die Strömung des großen Haufens.

Noch am selben Tage versammelte einer der Viertelsherren die Anderen um sich,[1] forderte einen Eid des Schweigens und berichtete Wahres und Falsches. Er erzählte, welche günstige Anerbieten dem Rathe von dem Schwedenkönige und dem Markgrafen gemacht seien, wie dennoch der Rath diese Schreiben ein halbes Jahr lang unter sich behalten und der Gemeine verhehlt habe. Bereits sei ein eigener Gesandter der Fürsten in der Stadt. Der Viertelsherr erhob die Frage, ob es nicht besser sei dem Rathe die Schlüssel zu den Thoren abzufordern und selber mit dem Gesandten zu unterhandeln, damit nicht der Rath die günstige Gelegenheit verschleppe. Die Forderung erschien noch gar zu revolutionär. Sie wurde von der Mehrheit der Viertelsherren verworfen. Aber die Strömung schwoll an.

Am anderen Tage ward der Ausschuß der Fünfzig berufen. Der Rath legte seine Meinung dar. Viele Stimmen erhoben sich tadelnd, daß der Rath so lange gezaudert die Frage dieses wichtigen Bündnisses vor die Bürgerschaft zu bringen. Sie erklärten vor derselben entschuldigt sein zu wollen wegen dieser Versäumnis. Nur dem Rathe falle die Verantwortlichkeit zu. Dennoch drang die Obrigkeit dießmal noch durch. Auch der Ausschuß beschloß der Hanse die Entscheidung zu überlassen. Der Rath meldete dieß dem Stalmann. Zugleich aber auch gingen bei diesem viele Personen, die im Geheimnisse waren, aus und ein und erstatteten Bericht, wie die Stimmung in der Bürgerschaft ungleich günstiger sei, als im Rathe, wie bei jener sich viel leichter etwas erlangen lasse, als bei diesem. Stalmann nahm danach seine Maßregeln.

[1] Gerike S. 27.

Er hat sich später, nachdem er mit dem schwedischen General Banier zerfallen war, hoch und theuer verwahrt, daß er ungern diese Dinge betrieben.[1] Er erzählt, daß er wider seinen Willen den Markgrafen nach Magdeburg begleitet, daß er es gethan auf das Versprechen, der Fürst werde sich dort still und ruhig verhalten und günstiger Gelegenheit harren. Stalmann berichtet ferner, daß der Markgraf in Magdeburg sofort die Umstände benutzt, welche sich ihm dargeboten hätten durch einige Mitglieder des Rathes und durch den von katholischen Domherren aufgereizten Pöbel. Er erzählt, daß durch diese Umstände auch er selbst gezwungen gewesen sei mit der Instruction des Schwedenkönigs sich bloß zu stellen und zu unterhandeln. Also habe er gethan und den Ausgang dem lieben Gott anheimgestellt.

Der Verfolg der Dinge wird zeigen, ob der Markgraf oder Stalmann der intellectuelle Urheber der Dinge war.

Auf die Meldung des Rathes erwiederte Stalmann den Abgeordneten desselben: der Administrator sei bereits in der Stadt und richte an den Rath das gnädige Gesinnen auf den folgenden Morgen einige Deputirte zu ihm zu schicken. Der folgende Tag war ein Sonntag, der erste August. Der Bürgermeister Brauns berief in aller Frühe den Rath und theilte die wichtige Kunde mit. Die Anhänger des Markgrafen erhoben sich und erzählten, daß am 4. August alle evangelischen Kurfürsten und Stände sich erheben würden, um das kaiserliche nnd päpstliche Kriegsvolk als die Feinde des Evangelii zu verfolgen. Die unsinnige Erfindung war augenscheinlich nicht das Werk dieser Mitglieder des Rathes. Sie fügten hinzu, daß zu diesem Zwecke der Markgraf gekommen sei, daß er rund umher auf dem Lande an 4000 Mann versteckt hatte, daß er andere Hülfstruppen erwarte. Es sei Gefahr im Verzuge, und namentlich könne das Zaudern der Stadt Magdeburg die evangelischen Stände ins Verderben stürzen.

Solche Dinge klangen gar zu ungeheuerlich. Jedem der Anwesenden von nur einiger Besonnenheit mußte die Unmöglichkeit derselben klar vor Augen stehen. Dennoch was sollte man thun? Es fehlte der moralische Halt. Auch die Zögernden, die Widerwilligen fühlten, daß sie den trüben Elementen dienen mußten, durch welche sie emporgehoben waren. Die Mitglieder des Complottes machten daraus kein Hehl. Wenn der Rath sich weigere auf den Antrag einzugehen, erklärten sie: so wüßten der Administrator und der schwedische Gesandte sehr wohl, daß die Bürgerschaft anderer Meinung und Willens sei dem Schwedenkönige den Paß zu eröffnen. Wie es dann hernach denjenigen ergehen würde, welche das evangelische Wesen gehindert hätten: das stünde einem Jeglichen zu erfahren. Das wirkte. Die Mehrheit beschloß die Absendung einer Deputation an den Administrator.

Die Erwählten begaben sich sofort dahin, und redeten in der Gegenwart des Markgrafen mit Stalmann hin und wieder. Sie waren noch keineswegs so weich,

[1] Gerike S. 29.

wie Stalmann sie wollte. Der Markgraf gebot die Predigt im Dome aufzuschieben bis 10 Uhr.[1] Es erfolgte keine Einigung; dagegen lud der Markgraf die Deputirten ein mit ihm zur Kirche zu gehen und nachher bei ihm zu speisen. Eine Verweigerung erschien unhöflich. Der Markgraf und Stalmann ritten voran zum Dome, die Mitglieder des Rathes folgten. Ringsum drängte das Volk in endlosen Schaaren, voll Freude ob dieses Tages, der in ihren Augen die Morgenröthe des Friedens, das Aufhören des unsäglichen Kriegsdruckes zu verkündigen schien. Der ehrenwerthe Bake betrat die Kanzel, um das Evangelium dieses Tages zu verkünden. Es war aus dem 19ten Kapitel des Evangelisten Lucas die Weissagung des Herrn über Jerusalem, und lautete also: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und um deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem anderen lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist." Das seltsame Zusammentreffen dieses Evangeliums mit dem, was da vor Augen geschah, preßte Bake auf der Kanzel den Seufzer aus:[2] „Gott wolle gnädig abwenden, daß dieses nicht ein böses Omen sei, daß es Magdeburg nicht ergehen möge wie einst Jerusalem."

Auf den Markgrafen Christian Wilhelm und auf Stalmann mochte das geringe Wirkung thun. Sie hatten in Magdeburg nur zu gewinnen und nichts zu verlieren. Die Gelegenheit war günstig über Erwarten: man mußte sie benutzen. Kaum war der Bürgermeister Brauns von der Tafel des Markgrafen heimgekehrt, als Heinrich Pöpping vor ihn trat.[3] Die Sache leide gar keinen Verzug, meldete Pöpping. Deshalb sei der Markgraf gesonnen der gesammten Bürgerschaft die Entscheidung vorzulegen, und ersuche den Bürgermeister um Berufung derselben. Es ist das ein merkwürdiger Zug bei der Umsturzpartei jener Zeit, daß die Fürsten an den großen Haufen sich wenden. So hatte es Johann Ernst von Weimar im Oktober 1625 zu Hannover versucht,[4] und wiederum derselbe im März 1626 vor Osnabrück.[5] Beidemale hatten die Stadträthe sein Begehren abgeschlagen. Auch in Magdeburg erschien eine solche Forderung, daß dem allezeit leicht bewegten, dort noch dazu von Grund aus zerwühlten großen Haufen die wichtigste Angelegenheit zur sofortigen Beschlußfassung anheim gegeben werden solle, allzu sehr wider allen Brauch und alle Sitte einer Stadt des deutschen Reiches. Der Bürgermeister lehnte ab. Um aber seinerseits wieder entgegen zu kommen, soviel nur immer ohne Hintansetzung aller Ordnung und aller Würde möglich war, berief er sofort den Rath

[1] Gerike S. 32.
[2] Calvisius S. 91.
[3] Gerike S. 33.
[4] Rathsarchiv zu Hannover.
[5] Rathsarchiv zu Osnabrück.

und Ausschuß und zog zum Ueberfluß [1] die achtzehn Viertelsherren hinzu. Es war die größtmögliche Ausdehnung, die er der Versammlung geben konnte. In derselben trug er die Vorschläge vor, welche am Morgen Stalmann gemacht. Mit Bedenken und Sorge ward es vernommen. Wenige Tage vorher hatte ein Rechtsgelehrter, Namens Alemann, Mitglied des zuerst erwählten Ausschusses der fünf, ein ausführliches Gutachten über diese Frage eines Bündnisses mit Schweden gestellt. [2] Er widerrieth dasselbe nachdrücklich, indem er weniger noch die moralischen und Rechtsgründe, als die politischen hervorhob. Es fehle diesem Bündnisse, sagte er, alle feste Grundlage. Man stütze sich auf Erwartungen und Hoffnungen, die lediglich in der Einbildung beruhten. Magdeburg werde ganz allein stehen, sagte er. Weder Kursachsen, noch die Hansestädte würden dazu treten. Das Gutachten ward verbreitet, gelesen, besprochen. Es blieb nicht ohne Einwirkung auf die Glieder des Rathes.

Das alles aber wußte Stalmann eben so wohl. Was von dem Rathe zu erwarten sei, wenn man ihn sich selber überlasse, hatte er in der Besprechung am Morgen deutlich erkannt. Demnach war es die Aufgabe den Rath nicht zur ruhigen Erwägung kommen zu lassen, sondern rasch und eilig die Sache vor aller Erwägung zu beschließen und zu beenden. Als der Bürgermeister seine Mittheilung geendet, als nun die Berathung beginnen sollte, erfolgte die Meldung: der Administrator und der schwedische Ambassadeur — denn also nannte sich Stalmann — seien da und begehrten Einlaß. Wir sehen abermals dieselbe haltlose Schwäche, wie zuvor. Die Mehrheit der Versammelten war gegen die Vorschläge und das Bündnis; dennoch hatte sie nicht den Muth den Einlaß zu verweigern. Christian Wilhelm und Stalmann traten ein.

Sie verlangten sofortige Entscheidung. [3] Einige wagten ihr Befremden über diese Hast, dieses Drängen auszusprechen. Sie begehrten Aufschub, Bedenkzeit; denn die Sache sei gar zu wichtig. Man müsse zuvor den Rath der Hansestädte einholen. Stalmann fiel ihnen ins Wort, und schilderte die Vortheile des Bündnisses. Der Markgraf wolle mit mächtigem Beistande des Königs von Schweden die kaiserlichen Officiere verjagen, die bedrängte Stadt wieder zu guter Nahrung bringen. Die Generalstaaten, Kursachsen, Kurbrandenburg, viele Städte wüßten darum, und gehörten mit zum Bündnisse. Die Stadt oder Bürgerschaft habe gar kein Geld herzuschießen, vielmehr wollten der König und der Markgraf den Krieg auf eigene Kosten führen, die Stadt dagegen mit Nahrung und Reichthum begaben. [4] Stalmann versprach der Stadt 90,000 Rthlr. für ihre Bedürfnisse und den Festungsbau. Wohl mochte Mancher sich zweifelnd fragen, ob an allen diesen Reden auch nur ein wahres Wort sein könne; aber man hatte keine Zeit zur Erwägung. Stalmann drängte abermals um sofortige, um augenblickliche Entscheidung. Wo nicht, so müsse der Administrator sich an die Bürgerschaft

[1] Worte Gerikes S. 33.
[2] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius S. 92 f.
[3] Hoffmann III. 85.
[4] Gerike S. 35. p. 14. — Calvisius S. 92.

wenden. Diese stand in dichten Haufen vor dem Rathhause. Sie war wohl vorbereitet. Man hatte ihr seit so langer Zeit schon vorgeredet, daß aller Druck des Wallensteinischen Heeres nur ausgeübt werde wegen des protestantischen Glaubens der Magdeburger. Daß Wallenstein denselben Druck ausübte auf katholische Länder, daß mehr als die Hälfte seines Heeres aus Protestanten bestand, daß die katholischen Fürsten vor dem Kaiser die Klage erhoben, Wallenstein verwende absichtlich protestantische Officiere für katholische Länder: wie konnte das die Bürgerschaft von Magdeburg erwägen? Aber man band den Gläubigen noch andere Dinge auf. Stalmann mochte sich vor dem Rathe wenigstens schämen selbst die eine große Lüge vorzubringen, welche er durch einige Mitglieder des Rathes vorher in der Versammlung hatte ausstreuen lassen. Vor dem armen betrogenen Volke schämte man sich keiner Lüge. Am 4. August, hieß es abermals, würden alle evangelischen Kurfürsten und Stände die Waffen gegen die allverhaßten Feinde des Glaubens erheben.[1] Sollte da Magdeburg zurückstehen, die Stadt, die noch sich sonnte an dem Glanze des Ruhmes, den sie einst über den Apostaten Moritz errungen? Wenn der Administrator und Stalmann ihre Drohung ausführten, wenn sie sich an die Bürgerschaft wendeten: so wußte der Rath die Antwort im Voraus. Aber der Administrator und Stalmann forderten nun diejenige des Rathes selbst. Nicht einmal eine Berathung ward mehr gestattet. Was sollten die Hülflosen thun? Sie saßen da, zagend und bangend auf denselben Polstern, von denen die Befähigteren zu verdrängen sie sich so viele Mühe gegeben hatten.

Wenn unter ihnen eine energische Persönlichkeit gewesen wäre, die der Gesinnung und Meinung der Mehrheit den rechten Ausdruck gegeben, sie um sich geschaart und zunächst die beiden Eindringlinge entfernt hätte: so war auch damals noch nichts verloren. Eine solche Persönlichkeit fand sich nicht. Der Syndikus, bestürzt, verblaßt, übereilt, sammelte die Vota ein. Ihm hallte ein wirres Gerede entgegen von vielen Stimmen zugleich: man müsse bei Gottes Wort stehen, dem Könige zum Besten der evangelischen Sache den Paß verstatten, und ähnliche Dinge mehr. Der Syndikus faßte sich und brachte als den Willen der Mehrheit die Erklärung hervor: zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Wesens, und damit nicht durch die Zögerung der Stadt den Ständen des Reiches, die mit dem Könige von Schweden verbündet seien, eine Gefahr erwachse, solle der Paß durch die Stadt für den König offen stehen. Der Beschluß selbst drückt die Lüge aus, welche gegen die Unglücklichen angewendet, die Täuschung, in welcher sie befangen waren. Es hatte sich noch Niemand mit dem Schweden verbündet. Wiederum schimmert durch den Beschluß die Bedenklichkeit des Rathes sich mit dem Schwedenkönige allzu tief einzulassen. Der Rath von Magdeburg bewilligt dem Könige nichts weiter als den Paß durch die Stadt. Es war die Aufgabe Stalmanns und der Anderen mit oder ohne Willen des Rathes dieses Zugeständnis auszuweiten. Fürerst waren er und der Markgraf

[1] Gerike S. 36. conf. Hoffmann III. 85.

mit dem Anfange zufrieden. Sie traten auf jeden Einzelnen zu und reichten ihm die Hand. Frohen Muthes stiegen die beiden vom Rathhause hernieder. Ob die Mehrheit des Rathes wohl auch so leichten Herzens von dannen ging?

Daß sie unmuthig war, gewahrte Christian Wilhelm sehr bald. Nachdem er zuerst den Schneidewind seiner Haft entlassen, ihn zum Obersten gemacht, dem Pöpping die Domherrnschenke verliehen, verlangte er von dem Rathe einen Theil des städtischen Militärs, um seine 4000 Söldner zu holen, die auf der Haide von Gardeleben versteckt seien.[1] Die neue Lüge war gar zu maßlos. Der Rath schlug das Begehren ab. Aber der Rath war nicht mehr Herr. Die Bürgerschaft wurde nach den Bezirken in die Häuser der Viertelsherren berufen, und dort bewilligte die Mehrheit den Auszug. Die 4000 Mann wurden gesucht und nicht gefunden. Dagegen lief anderes Kriegsvolk zu. Die Werbetrommel wirbelte ringsum: lockend winkte die Aussicht auf Beute. Abermals suchte der Rath ein Herz zu fassen. Er erließ am 4. August ein öffentliches Verbot,[2] daß bei Leib- und Lebensstrafe kein Bürger sich vergreife an dem Eigenthume von Klöstern oder anderen Unterthanen in und außerhalb der Stadt; daß keiner unter dem Scheine, als sei er ein fremder Soldat, seinen bürgerlichen Stand und Beruf verlasse. Er mahnte bei Bürgereid und Pflicht daran, daß Niemand fremde, unbekannte Personen in die Stadt aufnehme. Ob der Markgraf und Stalmann darum sich viel kümmerten? Sie zwar hatten kein Geld; aber in der Kirche zu Köthen fand man 25,000 Rthlr. Das reichte hin, um Handgeld zu bezahlen. Dann hatte der Markgraf kein Pulver, und der Rath weigerte sich ihm das städtische Magazin zu eröffnen. Solche Weigerung, rief man, diene zur Verhinderung des evangelischen Wesens. Wohl oder übel mußte der Rath sich entschließen dem Markgrafen, der alles doppelt wieder zu geben versprach, für seine Unternehmungen hundert Centner Pulvers zu leihen.[3]

Die Besatzungen der Wallensteiner in den nahe gelegenen Orten waren schwach. Sie wurden leicht überwältigt, die Beute heimgeschleppt. Wo man auf energischen Widerstand stieß, da ließen sowohl der Markgraf wie sein neuer Oberst Schneidewind ab und kehrten schleunigst wieder um.[4]

Der Fortgang in Magdeburg entsprach den Wünschen des Schwedenkönigs, und er ermunterte den Markgrafen zum Beharren und Fortschreiten. Er verhieß demselben baares Geld und Wechsel. Dann fügte er noch einen Rath hinzu von besonderer Art. Der Schwedenkönig wiederholte seine frühere Ansicht, daß Christian Wilhelm die Gegner zu täuschen suchen müsse. Er möge sich auch fernerhin stellen, als suche er ernstlich bei dem Kaiser Verzeihung.[5] War schon früher dieses Lügenspiel dem Eifer des Markgrafen nicht entsprechend gewesen: so war es im August 1630, nach dem offenen Losschlagen für ihn unmöglich. Gustav

[1] Calvisius S. 93.
[2] Abgedruckt bei Calvisius S. 161.
[3] Gerike S. 40.
[4] Gerike S. 39. S. 43.
[5] Mailáth III. 236 aus dem k. k. g. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Adolf gab den Rath; aber es ist zu bezweifeln, ob selbst er ihn damals noch hätte ausführen können.

Der Rath von Magdeburg dagegen war auch nach seiner ersten Bewilligung noch wieder unschlüssig geworden.[1] Der Markgraf, Stalmann, Schneidewind trieben an zur Abfassung eines eigentlichen Vertrages. Wenn sich Stimmen erhoben, daß das was gegen die Kaiserlichen geschehe, nicht genug sei, so erwiederten jene: man könne nicht eher mehr unternehmen, als bis alles schriftlich vollzogen sei. Man müsse es gehen lassen, wie es gehe. An allem bisher erfolgten Verrathe und Schaden sei wegen solcher Säumnis der Rath die Ursache, der Markgraf dagegen und seine Leute unschuldig. Wo doch war ein Ausweg für diesen unglücklichen Rath? Er erwog, daß ein Beharren in dem bisherigen Zustande der Halbheit nicht möglich sei. Entweder mußte er sich zu einem schriftlichen Vertrage mit dem Schwedenkönige und dem Markgrafen bequemen, oder wieder auf kaiserliche Seite treten. Das letztere erschien wegen des Vorgefallenen nicht thunlich. Also entschloß sich der Rath zu dem ersteren. Der Vertrag mit dem Schwedenkönige ward abgeschlossen.[2]

Wie emsig war man von Seiten des Rathes bemüht auch da noch in Worten sich zu verwahren gegen die grelle Wirklichkeit! Der König von Schweden, heißt es dort, will die evangelische Freiheit retten; zu diesem Zwecke verbindet sich mit ihm die Stadt Magdeburg. Das Bündnis ist nicht gerichtet gegen den Kaiser, nicht gegen das Reich, nicht gegen die Kurfürsten und Stände desselben, sondern nur gegen die Störer des Friedens, welche wider die Versicherungen des Kaisers die evangelischen Stände bedrängen. Der Schwedenkönig verspricht, wenn die Stadt seinetwegen angegriffen wird, sich ihrer anzunehmen, sie auf seine Kosten zu schützen und in keiner Noth zu verlassen.

Wir haben namentlich diese beiden letzten Punkte ins Auge zu fassen. Gustav Adolf durfte demgemäß von der Stadt keine Geldleistungen fordern, und mußte unter allen Umständen ihr zu Hülfe kommen. Es fragt sich, ob Gustav Adolf diese Bedingungen einging mit dem Willen sie zu halten. Wir werden diese Fragen später beantworten.

Die Stadt verpflichtet sich den König, seine Officiere und Beamte in ihre Mauern aufzunehmen, nicht sein Heer. Dieses soll aufs Land verlegt werden, oder ein Feldlager beziehen.

Wenn mithin Gustav Adolf auf Magdeburg zog, sei es auch zur Hülfe der Stadt: so hatte er keinen Anspruch darauf, daß seinem Heere die Thore geöffnet würden.

Nur 500 Mann will die Stadt einnehmen; doch müssen sie auf Kosten des Königs und des Markgrafen verpflegt werden.

Des Markgrafen, der nichts besaß?

[1] Gerike S. 43.

[2] Der Vertrag ist abgedruckt bei Hoffmann III. 86. Er gibt das Datum nicht an, meldet aber die Ratification des Königs vom 16. August.

Diese Truppen müssen auch unter dem Befehle des Königs und des Markgrafen der Stadt vereidigt werden. Die Bürgerschaft hat für den Unterhalt der fremden Truppen nichts zu contribuiren. Der König darf mit Truppen durch die Stadt ziehen; doch sollen diese zur Schonung der Bürger auf einer oder zwei Schiffbrücken hinübergeführt werden.

Nachdem so der Rath, wie er meint, in Einzelheiten für die Sicherheit der Stadt gesorgt, fügt er am Schlusse noch einmal hinzu, daß das Bündnis in keiner Weise dem freien Stande der Stadt nachtheilig sein dürfe. In Wahrheit, wenn es in solchen Dingen auf Worte ankam: so hatte man sich den Umständen nach möglichst verwahrt.

Dennoch war das Nationalgefühl damals noch nicht so abgestumpft, daß sich nicht auch bei den Eifrigsten das Gewissen geregt hätte, ob es recht sei dergleichen Erbietungen von einem fremden Könige anzunehmen. Regte sich dieß Gefühl ja doch auch sogar bei dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und seinem Gesandten Wolf, als dieser nach einem Vorwande haschte, unter welchem man dem Kaiser feindlich gegenüber treten könne. Um so eher mußte es in Bürgern sich erheben. „Es ist zwar eine bedenkliche Sache," meinten sie bei sich,[1] „von dem Commissar eines auswärtigen Potentaten, welcher der Reichsmatrikel nicht einverleibt ist, welchem auf des Reiches Boden kein Recht zusteht, Privilegien anzunehmen und dagegen von dem rechten Haupte zu wanken." Der Knoten war unleugbar da. Er war sehr verworren, schwierig zu lösen. Der Scharfsinn der Dingebankbrüder erlahmte an dieser Aufgabe. Nicht freilich derjenige einiger Theologen. Diese nahmen das ihnen eigenthümliche Schwert zu Hülfe und zerhieben den Knoten. „Wenn es Gott also gefällt," sagten sie: „so kann weder der Kaiser, noch der Papst mit allen Jesuiten es umstoßen. Deshalb muß es seiner Allmacht anheimgestellt bleiben." Allein, wenn es Gott nicht also gefiel? — Die Bedingung selbst läßt uns erkennen, daß die Urheber den Zweifel an der Gottgefälligkeit ihres Werkes bei sich selbst nicht so sehr leicht überwanden.

Der Schwedenkönig bestätigte den Vergleich sofort. Er fügte abermals das Anerbieten einer Unterstützung hinzu mit Geld und Truppen für die Stadt. Willfährig nahm der Rath die Worte dieses Anerbietens an, am 27. August 1630. Da mußte es doch Vielen scheinen, als sei dieser König lauter Großmuth, als denke er nicht daran jemals andere und weitere Forderungen an die Stadt zu erheben.

Noch immer stand es damals in der Macht der Stadt sich loszuwinden von dem Markgrafen Christian Wilhelm.[2] Erst am 14. September kam der Vertrag mit ihm zu Stande. Christian Wilhelm bedurfte der Stadt, und nicht bedurfte die Stadt seiner. Statt diese Lage der Dinge so zu benutzen, daß man wenigstens dieses Mannes sich entledigte, gedachte der Rath sie ganz und gar

[1] Fax Magdeburgica abgedruckt bei Calvisius p. 50.

[2] So die ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius 94.

zu seinem Vortheile zu verwerthen.[1] Christian Wilhelm war in der Lage alles bewilligen zu müssen, was man von ihm forderte. Deshalb legte ihm der Rath Bedingungen vor, welche der Markgraf weder halten konnte noch wollte, welche er nicht halten zu können seinem Werkzeuge Stalmann zuvor offen eingestand.[2] Er vergab dieß, er vergab jenes, was ihm nicht gehört haben würde, auch wenn er rechtmäßiger Inhaber des Erzstiftes gewesen wäre. In Wahrheit hielt er selbst sich nicht für den rechtmäßigen Besitzer. Er schrieb in denselben Tagen, wo er diesen Vertrag mit der Stadt Magdeburg unterzeichnete, an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, daß es nicht seine Absicht sei den Ansprüchen des sächsischen Prinzen August auf das Erzstift zu präjudiciren.[3] Der Prinz August war aber gewählt, weil und nachdem Christian Wilhelm abgesetzt war. Jede Anerkennung der Rechte und Ansprüche des Prinzen August durch Christian Wilhelm war mithin eine Verneinung der eigenen Rechte und Ansprüche. In denselben Tagen also, wo Christian Wilhelm seinem Mitbewerber gegenüber selber die eigenen Rechte und Ansprüche verneinte, betrug er sich den Bürgern gegenüber als rechtmäßiger Besitzer, und griff weit hinaus über die Befugnisse eines rechtmäßigen Besitzers. Er vergab dem längst gehegten Wunsche der Magdeburger gemäß die Vorstädte Neustadt und Sudenburg. Er vergab die Klöster in der Stadt und Vorstadt an den Rath als Eigenthum der Stadt. Er mochte immerhin schenken; denn den nächsten Vortheil hatte doch nur er. Seine Schenkungen konnten im günstigsten Falle erst später vollzogen werden; aber der unmittelbare Vortheil war sein. Es war der Vortheil, daß eine gesicherte, feste Stadt ihre Wohlfahrt an diejenige eines landflüchtigen, geächteten Mannes knüpfte, dem von allen Besitzthümern der Erde nichts geblieben war, als seine fürstliche Geburt und sein Name. Und diesem Vertrage fügte man hinzu, daß der Schwedenkönig, die Generalstaaten, die Hansestädte beide Theile bei ihren Rechten schützen würden. Auch dieser Zusatz kann abermals nichts anderes bezweckt haben, als eine Täuschung des armen verblendeten Volkes, welches zuletzt büßen mußte für die Sünden seiner Führer.

Man war in solchen Täuschungen eifrig, und man mußte es sein, weil allmählig durch alle Spalten und Ritzen des morschen Bauwerkes der Lüge das Licht der Wahrheit hindurch zu schimmern begann. Es ward klar, daß alles Gerede von einer allgemeinen Erhebung der Protestanten nichtig sei. Es leuchtete ein, daß Magdeburg völlig allein stand, daß diese Stadt allein im deutschen Reiche die schwedische Fahne erhoben. Man erfuhr zu deutlich, daß weder die benachbarten Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, noch die Hansestädte die Sache billigten. Es trat ein, was der Lübecker Syndikus Winkler bei Gelegenheit der Umwälzung im März vorhergesagt, daß bei Erregung neuer Händel in Magdeburg der Bund der Hanse sich ferner um die Stadt nicht

[1] Hoffmann III. 92.
[2] Mailáth III. 232.
[3] a. a. O. 235 aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

kümmern werde. Die Kurfürsten und die Hanse weigerten auf ihrem Gebiete jegliche Werbung für Magdeburg. Sie untersagten und hinderten die Ablieferung der für die Stadt gekauften Munition. Der Schwedenkönig war weit. Er hatte noch viel zu thun, um bis Magdeburg zu gelangen. Man erkannte, daß der Markgraf, der den Krieg auf seine Kosten führen wollte, kein anderes Geld und keine anderen Kriegsmittel hatte, als was er auf den Plünderungszügen zusammen brachte. Das hörte bald auf, namentlich seitdem er einige empfindliche Niederlagen erlitten. Das Kriegsvolk ward nicht mehr bezahlt. Auch erhielt es kein Brot. Dennoch wollten die Söldner leben, und zwar gut. Die Bürgerschaft von Magdeburg war vertragsmäßig berechtigt nichts zu zahlen, und hielt fest an diesem Vertrage: also nahmen es die Söldner des Markgrafen von den unglücklichen, noch übrigen Bewohnern der Vorstädte und des umliegenden Landes. Sie bankettirten unziemlich. Die Blokade der Stadt Magdeburg begann nicht erst durch die kaiserlichen Truppen, sondern durch diejenigen des Markgrafen, weil vor diesen, vor dem Obersten Schneidewind kein Landmann sich mehr nach der Stadt getraute.[1] Die Söldner brachen das Holzwerk des Klosters Bergen ab bis auf die Mauern, und verkauften es in die Stadt Magdeburg. Der Markgraf suchte Geld zu schaffen, nicht auf Kosten der Bürger von Magdeburg, welche festhielten an dem Vertrage, sondern Anderer. Es war früher Gold und Silber in die Stadt geflüchtet und den wohlhabenden Umwohnern des neuen Marktes in Verwahrung gegeben. Diese wurden durch Eidesleistung genöthigt alles ihnen anvertraute Gut als Anleihe herzugeben.[2] Der Kirchenornat, die Kleinodien des Domes wurden zu Gelde gemacht. Der Hoftheologe des Markgrafen predigte dazu fleißig über das Beispiel Davids, der hungernd in den Tempel ging und die Schaubrode aß. Man wühlte die Gräber auf und nahm heraus, was Geldes Werth hatte.

Dennoch wollte das alles nicht erklecken noch reichen. Unmuth, Furcht und Mißtrauen keimten empor. Selbst die Geistlichen begannen zu wanken. Und freilich hatten sie noch einen besondern Kummer.[3] Der neue Rath nahm nicht bloß Gewohnheiten des alten an, er ging darüber hinaus. Früher hatten die Mitglieder des Rathes im dritten Jahre gewechselt, nun waren sie lebenslänglich, fühlten sich daher um so sicherer. Auf Hochzeiten, auf Gastgeboten und Begräbnissen stellten und setzten sich die Glieder des neuen Rathes über die Prediger. Dann gingen diese wieder davon und ließen sich verlauten: „Haben wir sie hinauf gebeten, so können wir sie auch wieder herunter bitten.“ Mehre der Geistlichen vergaßen, was sie früher für das Bündnis gepredigt. Gleich als hätten sie jemals gegen dasselbe gesprochen, wälzten sie die Widerwärtigkeiten dem neuen Rathe zu. Das komme davon, sagten sie,[4] weil der Rath nicht dem Beispiele des Königs David gefolgt sei. Der Magistrat habe nicht zuvor nach

[1] Gerike S. 46.

[2] Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius S. 96.

[3] a. a. O. 81.

[4] Gerike S. 47.

Davids Beispiele den Herrn unseren Gott, oder an dessen Statt seine Diener das Ministerium gefragt noch mit zu Rathe gezogen. Dem Markgrafen und dem Stalmanne ward bei solchen Aeußerungen der theologischen Demagogen gar nicht wohl zu Muthe. Man suchte sie zu begütigen.[1] Man brachte ihnen häufig neue Berichte. Der Markgraf lud sie zu seiner Tafel, schickte ihnen Vieh und andere Dinge, die von Klöstern und Aemtern hereingebracht wurden: Butter, Ochsen, Schweine und dergleichen, damit sie das Volk fleißig vermahnten. Auch wurden ihnen die Pfründen und Canonicate der Domherren in Aussicht gestellt. Das mochte wirken. Die Geistlichen predigten wieder wie vordem von der Aufrechthaltung und Vertheidigung der evangelischen Religion und dergleichen Dingen mehr, und das Volk hörte ihnen zu.

Unterdessen war die Nachricht des Geschehenen nach Wien gelangt. Der Kaiser erließ am $^{14}/_{24}$ September 1630 eine Abmahnung, freundlich, ohne Drohen.[2] Der Kaiser hat mit Befremden vernommen, daß der Markgraf Christian Wilhelm heimlich in die Stadt geschlichen und dann öffentlich als Administrator aufgetreten sei. Einige Mitglieder des Rathes haben ihm bei seinem bösen Vorhaben Hülfe geleistet, die Warnung der Verständigen ist von dem wild erregten Haufen verworfen. Der Kaiser ermahnt die Stadt und gebietet ernstlich sich des Markgrafen nicht mehr anzunehmen, sondern denselben als Reichsfeind aus der Stadt zu schaffen. Wenn dieß geschieht, will der Kaiser der Stadt Magdeburg in Gnaden gewogen bleiben. Wir sehen, eine mildere Sprache konnte das Oberhaupt des Reiches gegen die in solcher Art rebellische Stadt nicht führen. Abermals lag das Geschick in den Händen des Rathes.

Dieser antwortet dem Kaiser am 10. November 1630.[3] Die Schrift ist ein Knäuel von Verworrenheit, das rechte Bild der Zustände von Magdeburg. Ein Mitglied des Rathes, unser Gewährsmann Otto Gerike, berichtet:[4] der Rath sei seiner selbst damals nicht mehr mächtig gewesen: darum sei die Antwort verzögert und darum auch sei sie so ausgefallen, wie sie sei. War denn dieser Rath jemals seiner selbst mächtig gewesen? Der Rath erzählt in seiner Antwort, wie getreu die Stadt früher immer dem Kaiser gewesen, wie der Kaiser und die Generale sie oft dafür gelobt. Das war unzweifelhaft. Der Rath erzählt ferner, wie die Stadt nun sechs Jahre nach einander unter dem Kriegsdrucke geseufzt. Er wiederholt alle Plagerei und Quälerei der Wallensteiner. Aber dagegen hatte ja die Stadt ihr eigenes Recht gesucht und sich zur Wehre gestellt. Sie hatte dieß gethan mit Erfolg und einen ehrenhaften Frieden errungen. War es denn nun noch die Zeit die Anklagen neu zu erheben, wo der Kaiser den klagenden Fürsten und Ständen des Reiches Genugthuung gegeben hatte durch die Entlassung seines Feldherrn, durch die Erleichterung des Kriegsdruckes. Der Rath

[1] Gerike S. 47. Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius 94. Wie sich von selbst versteht, sind diese Berichte unabhängig von einander.

[2] Calvisius S. 137. Hoffmann III. 95.

[3] Das Schreiben des Rathes bei Calvisius S. 137 ff.

[4] Gerike S. 49.

von Magdeburg berührt das nicht. Er schildert ausführlich, was Hämmerle wegen des Restitutionsedictes vorgenommen. Aber der Rath wußte ja, daß Hämmerle vom Kaiser dazu keinen Auftrag gehabt. Er berichtet, welche harte und nachdenkliche Reden in Folge dessen einige unbekannte Personen im Dome geführt. Und auf solche Dinge hin hätte man den Verrath an Kaiser und Reich begangen? Doch nicht so weit gingen die Magdeburger. Daß sie auf Grund dieser Klagen sich zur Gegenwehr gesetzt, den Markgrafen deshalb aufgenommen, mit dem fremden Könige ein Bündnis gemacht — das wagen sie nicht zu sagen. Sie sprechen dem Kaiser das Vertrauen aus, daß alle solche Handlungen wider seinen Willen vorgegangen. Sie bitten ihn noch ihren Klagen abzuhelfen. Aber der Markgraf Christian Wilhelm? Er ist ohne unser Wissen und Wollen in die Stadt gekommen, sagen sie. Vielleicht hat er mit den Domherren über seine Ansprüche an das Stift unterhandeln wollen, sagen sie. Sie fügen gar zum Beweise dieser Vermüthung eine Beilage hinzu. Auch ist nicht unwahr, sagen sie, daß der gemeine Haufe, wie in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sonderlich Fremde und Auswärtige ihm zugefallen sind. Der Rath hat ihm auch zu Anfang einige Truppen geliehen, sagen sie weiter; doch die sind längst vor dem Befehle des Kaisers zurückgefordert. Sie haben nichts davon gewußt, sagen sie, daß der Markgraf ein Feind des Kaisers sei. Aber nun doch sagte es ihnen der Kaiser, sagte ihnen, daß er ihnen gewogen bleiben wolle, wenn sie den Markgrafen hinausschafften. Und abermals behielten sie ihn? Sie sagten, der Administrator habe Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß; deshalb stehe es nicht in ihrer Macht ihn auszuschaffen. Wenn dieß Wahrheit gewesen wäre: so war es das demüthigende Geständnis einer Obrigkeit, daß nicht sie, sondern ein Fremder Herr sei in der eigenen Stadt. Wir wissen freilich, daß es nicht die Wahrheit war. Nicht einmal so viel war die Wahrheit, daß der Rath unter dem Drucke der Truppen des Administrators stand. Diese lagen nicht in der Stadt, sondern in den Vorstädten. Aber der Rath von Magdeburg hatte bereits die Rede des Markgrafen sich zu eigen gemacht. Nicht der Rath sei verantwortlich für das Geschehene, melden diese Leute in ihrer Verblendung dem Kaiser, sondern der Markgraf.

Mit Sehnen und Bangen mochte wohl oft dieser Rath von Magdeburg sich umschauen, wie herauszukommen sei aus dem Irrsale, in das er sich gestürzt. Das einfachste, das leichteste Mittel, welches der Kaiser selbst gefordert, die Ausschaffung des Markgrafen, war nach einigen Monaten seiner Wirksamkeit unzweifelhaft leichter, als im Beginne. Auch den Grund zur Rechtfertigung dessen hatte der Markgraf selber gegeben, indem er offenbar nicht im Stande war die eingegangenen Verpflichtungen zum Unterhalte eines Heeres zu erfüllen. Da der Magistrat dieß Mittel verschmähte oder nicht wagte, so blieb ihm keine andere Zuflucht, als mit Vertrauen auf den größeren zu hoffen, den Schwedenkönig.

Magdeburg entsprach nicht dem ursprünglichen Plane Gustav Adolfs. Die Stadt leistete nicht das, was Gustav Adolf nach seinem Systeme und Spruche: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, von jeder deutschen Stadt, die er

berührte, von jedem deutschen Fürsten, der sich im Bereiche seiner Kanonen befand, unnachsichtig forderte. Magdeburg war ihm nicht unbedingt ergeben. Es hatte sich nicht verpflichtet sein Heer aufzunehmen: es hatte sich ausdrücklich dagegen verwahrt. Deshalb paßte Magdeburg nicht in den Plan der absoluten Direction des Krieges. Aber Magdeburg war sehr nützlich. Es bot den Vortheil, daß es geeignet war einstweilen die Gegner zu beschäftigen, und zwar ohne daß es dem Schwedenkönige einen Pfennig kostete.

Nur mußte Magdeburg beharren. Der Schwede ermahnte dazu von Pommern aus, von Mecklenburg. Dennoch war es unverkennbar, daß im Herbste 1630 die Sache dort durch ihre innere Haltlosigkeit in sich zu zerfallen drohte. Die unglückliche Verkettung der Schicksale der deutschen Nation, die Lage der Dinge in Regensburg hinderte es, daß gleich damals im Herbste 1630 ein thatkräftiger Mann mit einer bedeutenden Macht gegen Magdeburg rückte und dem traurigen Wirrsale dort ein Ende machte. Eine solche Wendung der Dinge ließ sich für Gustav Adolf vermeiden, wenn er selbst dort die Hände ins Spiel brachte. Auch dazu fand er einen Weg. Die Unfähigkeit des Markgrafen Christian Wilhelm zur militärischen Leitung war notorisch. Mithin durfte Gustav Adolf darauf rechnen, daß sein Angebot einen kriegserfahrenen Officier zu senden, bereitwilligst dort ergriffen würde. Also geschah es. Er erwählte dazu den Obersten Falkenberg. Daß Gustav Adolf für einen solchen Posten einen der fähigsten, der entschlossensten, der erprobtesten seiner Leute ausgesucht habe, ist vorauszusetzen. Falkenberg kam unbekannt in Schifferkleidung nach Magdeburg: er brachte weder einen Soldaten mit, noch einen Thaler Geld. Und ein solcher Mann sollte die militärische Oberleitung ganz in seine Hände zu bringen suchen! Das Wort: militärisch bedeutete noch etwas mehr. Die absolute Direction des Krieges, sagt Gustav Adolf, bedingt alles. Dieß Vertrauen mußte also der Schwedenkönig zu Falkenberg haben, dieser mußte es in sich selber fühlen.

Wir kennen bereits diesen Falkenberg. Er war schwedischer Gesandter im Haag gewesen, hatte dann in Emden seine Werbefahne für den Schweden aufgesteckt und mehrere Regimenter dort gesammelt. Er war mit dem Schweden nach Deutschland gezogen, hatte dann bei seiner Sendung nach Magdeburg ausgedehnte Vollmacht zur Unterhandlung mit deutschen Fürsten.[1] Wir haben bereits seine Unterredung mit dem hessischen Gesandten Wolf auf dieser Reise vernommen. Falkenberg traf im November 1630 in Magdeburg ein. Die absolute Direction des Krieges bedingt alles: mithin vertrauten fortan die Magdeburger ihr Geschick, ihr Leben, ihre Habe, ihr Alles diesem Manne an, den sie nicht kannten, von dem sie nichts wußten, der in Magdeburg nichts sein eigen nannte, der seinem Herrn, dem fremden Könige vereidet war und nicht der Stadt Magdeburg und ihrem Rathe. Was besagte die Instruction des Falkenberg? Er betheuerte dem Rathe, wie er es an Mühe und Fleiß zum Schutze der Stadt nicht fehlen lassen, wie er alle Freiheit und Gerechtigkeit der Stadt

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 29.

in Acht nehmen und schützen wolle.[1] Er legte dem Rathe von Magdeburg seine schriftliche Vollmacht von dem Schwedenkönige vor. Er berichtete, wie der König ihm mit hochbetheuerlichen Worten versichert, daß er mit allem Fleiße dahin arbeite Magdeburg zu Hülfe zu kommen. Er erzählte, wie der König noch beim Abschiede ihm gesagt: er hoffe mit dem Entsatze noch wohl eher nach Magdeburg zu kommen, als Falkenberg. Dieser war über Hamburg gereist. Das war alles, was Falkenberg zu sagen hatte. Konnte der Rath wissen, ob Falkenberg nicht noch weitere Instructionen hatte, als die er vorwies? Kannte auch der Rath von Magdeburg das Wort des Schwedenkönigs: die absolute Direction des Krieges bedingt alles? — Wir müssen nach 230 Jahren dem Gange der Dinge nachspüren, ob es möglich sei eine weitere Instruction Falkenbergs nicht aus Worten und vom Papiere, sondern aus Thaten wieder abzulesen.

## Zwanzigster Abschnitt.

Am 26. November 1630, wenige Tage nach der Ankunft des schwedischen Obersten Falkenberg in Magdeburg, erhob sich am Nachmittage zwischen drei und vier Uhr ein solch grausamer und schrecklicher Sturmwind, daß desgleichen bei Menschengedenken nicht erhört war.[2] An der St. Johanniskirche zu Magdeburg riß er den größeren der beiden Thürme um und warf ihn über das Dach, daß dasselbe ganz davon zerschlagen wurde. Auch der kleinere Thurm ward in seinen Grundfesten erschüttert, und drohte den Einsturz. Noch vier andere Kirchthürme zu Magdeburg verloren ihre Spitzen. Der Wind durchheulte die Vorhalle des Domes, das Paradies genannt, in welchem viele Dinge und Ereignisse des alten und neuen Testamentes abgebildet waren. Dort riß er den klugen Jungfrauen die Lampen aus der Hand und zerschmetterte sie. Fünf Windmühlen und sechs Wassermühlen wurden zerbrochen, und unsäglicher Schaden angerichtet. Auch andere Wunder und Vorzeichen geschahen zur selben Zeit, und verständige Leute machten sich daraus die Rechnung: das bedeute ohne Zweifel ein großes Unglück für die Stadt. Also ein Bericht damaliger Zeit. Wir bezweifeln diese letzte Deutung nicht, und muthmaßen mit eben so großem Rechte, daß verständige Leute bei ihrer Rechnung auch noch andere Dinge als den Aufruhr der Elemente mit in Anschlag brachten. Nicht in gleicher Weise faßten es die Geistlichen, und unter ihnen predigte Gilbert de Spaignart laut und ungescheut, daß das lauter Gnadenzeichen seien.[3]

[1] Gerike S. 52.
[2] Arlanibaeus, arma Suecica S. 83.
[3] Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius S. 92.

Um dieselbe Stunde hielt der alte Tilly Kriegsrath zu Hameln an der Weser.[1] Es handelte sich um Magdeburg, was zu unternehmen sei gegen diese Stadt des deutschen Reiches, die den Obersten eines fremden Königs und Reichsfeindes in ihre Mauern aufgenommen. Da brach das Wetter herein mit entsetzlicher Gewalt. Es zerschlug das große Wasserrad in der Weser. Ein Blitz fuhr hernieder in das Pulvermagazin und dasselbe stieg empor mit flammendem Krachen. Der alte Feldherr sprang von seinem Sitze, warf sich auf die Knie und betete laut. Die Generale und Obersten folgten seinem Beispiele. Dann erörterten sie weiter die Frage. Pappenheim meinte, 4000 Mann würden hinreichen. Tilly schätzte nie einen Gegner gering. Er wies Pappenheim darauf hin, daß er hier nicht mit östreichischen Bauern zu thun habe, sondern daß starke Mauern und hohe Wälle ihm entgegen stünden.[2] Pappenheim zog mit 6000 Mann in das Erzstift. Tilly machte sich daran das kaiserliche Heer zu sammeln. Gegen das Ende des Jahres 1630 war er zu Halberstadt. Von da aus forderte er den Rath zu Magdeburg und den Markgrafen Christian Wilhelm zur Umkehr auf von dem betretenen Wege der Rebellion.[3]

Tillys Forderung ist ernst und wohlmeinend. Er droht niemals weder hier, noch sonst: er warnt. Er weist hin auf das Unrecht, welches die Stadt auf sich lade gegen die anderen benachbarten Fürsten und Stände, deren Unterthanen leiden müssen für das unverantwortliche Beginnen von Magdeburg. „Denn ihr habt," sagt er ihnen, „zu irgend einer Widersetzlichkeit auch nicht die allergeringste Ursache. Ihr habt ganz unnöthiger Weise zu den Waffen gegriffen." Er fragt sie, was für sie selber das Ende des Beharrens sein könne, als Untergang und Verderben. Das sehen wir gleichsam vor Augen, sagt er. Er weist sie hin auf das Beispiel aller derjenigen, die bislang sich gegen den Kaiser als die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit aufgelehnt haben. Daran mögen sich die Magdeburger spiegeln. Also, fügt er am Schlusse hinzu, ist es meine gutherzige Warnung an euch. In ähnlicher Weise schrieb er an den Markgrafen. Dieser entgegnete mit der üblichen Redeweise, daß er ungehört und uncitirt entsetzt, darum aber vor Gott und der Welt seiner obrigkeitlichen Verpflichtung gegen die Landschaften nicht entlassen sei, sondern dieselben schützen müsse.[4] Hier war an eine Nachgiebigkeit, an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken.

Eben so wenig entsprach der Rath von Magdeburg den Erwartungen Tillys. Es verstrichen volle vier Wochen, bis derselbe sich zu einer Antwort an den Feldherrn entschloß. Dann berichteten[5] am $^{17}/_{27}$ Januar die Väter der Stadt, daß das Weihnachtsfest sie an der Antwort verhindert habe. Es sei ihnen niemals, sagen sie, in den Sinn gekommen von der treuen Devotion

[1] Teutscher Florus S. 241.
[2] Westenrieder VIII. 174. 176.
[3] Das Schreiben bei Calvisius S. 166.
[4] Theatrum Europ. II. 355.
[5] Das Schreiben bei Calvisius S. 168.

gegen den Kaiser abzuweichen. Erst kürzlich, sagen sie, haben wir ein Schreiben vom Kaiser empfangen, ihm darauf unsere Klagen gemeldet, und sind nun der kaiserlichen Entscheidung darauf gewärtig. Darum hoffen sie, daß Tilly sie weiter nicht beschweren, sondern sich bei dem Kaiser darüber erkundigen werde. Eine solche Antwort nach solcher Frist trug das Gepräge der Thorheit von Magdeburg noch deutlicher an der Stirn, als selbst die lang ausgesponnenen, verwickelten Reden des Markgrafen Christian Wilhelm. Auch hier war in Güte einstweilen nichts auszurichten, Tilly mußte wohl oder übel die Waffen walten lassen. Er beließ Pappenheim vor Magdeburg, um selber weiter zu ziehen gegen den Schwedenkönig.

Wir haben bereits gesehen, wie Tilly dabei verfuhr, wie das Bestreben des deutschen Feldherrn immer nur darauf gerichtet ist den Schweden zu einem Haupttreffen zu vermögen. Deshalb begibt Tilly sich zuerst nach Frankfurt a. O. Aber der Schwede weicht aus der Neumark zurück, und geht über Stettin nach Mecklenburg. Tilly kehrt um. Er zieht über Altbrandenburg nach Mecklenburg, um dort den König aufzusuchen. Auch von dort hat bei Tillys Ankunft der Schwedenkönig mit dem Hauptheere sich weggewendet nach Stettin. Sofort nach der Eroberung von Neubrandenburg kehrt auch Tilly wieder zurück, um dem Schweden den Paß die Oder hinauf zu verlegen. Gustav Adolf will nicht schlagen. Er steht im festen Lager bei Schwedt, wohl verschanzt, so daß ein Angriff Tillys auf diese Schanzen nur mit großem Nachtheile denkbar ist. Denn es ist die Strategik des Königs nicht gegen Tilly in das offene Feld zu treten. Gustav Adolf hat dazu verschiedene Gründe. „Mein Heer," sagt er[1] zu denen, die damals ihn auffordern etwas zu wagen, damit er Magdeburg entsetze, „mein Heer, besonders die Reiter sind durch die harte winterliche Zeit übermäßig angestrengt. Der Kurfürst von Brandenburg versagt mir den Paß von Küstrin und schwächt mich dadurch sehr. Das Heer Tillys ist neu gestärkt und frisch, seine Macht ist größer. Deshalb wäre es wider alle Vernunft das ganze evangelische Wesen auf einen einzigen ungewissen, ja sehr gefährlichen Schwertschlag zu setzen. Und wenn ich dadurch den Karren umwürfe: so wäre der Stadt Magdeburg damit so wenig gedient, daß sie vielmehr eben dadurch selbst dem Feinde in die Hände fallen würde."

Prüfen wir diese Gründe. Dem Conti und den anderen unfähigen Führern des Wallensteinischen Heeres, die im Winter einen Waffenstillstand begehrten, hatte Gustav Adolf sagen lassen: die schwedischen Truppen seien im Winter eben so gute Soldaten wie im Sommer. Angenommen auch dieß sei in Bezug auf die Nationalschweden ganz richtig gewesen: so machten diese Nationalschweden kaum den dritten Theil seines Heeres aus.[2] Die Anderen waren zuerst leider Deutsche, dann allerlei Nationen, wie eben die Lust am Kriegsgetümmel, die

[1] Kurtzer und wahrhafftiger Bericht warum die K. M. von Schweden der Stadt Magdeburg u. s. w. Die Schrift ist sehr häufig, auch abgedruckt bei Calvisius S. 190.

[2] Arlanibaeus p. 89 rechnet von 118 Cornet Reiter 36 schwedische, von 344 Fähnlein Inf. 120 schwedische.

Gier nach Beute, die Furcht vor Rad und Galgen der Heimat diesen oder jenen hinaus getrieben hatte. Dem Conti und den anderen Anführern seines Schlages gegenüber waren noch im December diese Schaaten in des Königs Augen winterfest: dem alten Tilly gegenüber waren sie es im Februar nicht mehr. Und waren denn die Truppen Tillys in der That neugestärkt und frisch? Wir haben aus Tillys Berichten gesehen, wie es darum stand. Aber der Paß von Küstrin? Hatte dieser in Wahrheit die Wichtigkeit für Gustav Adolf, welche er demselben hier beimaß? Wir sehen ihn gleich darauf sich weiter südwärts nach Frankfurt an der Oder wenden, ungeachtet er der Festung Küstrin nicht sicher war. Wir vernehmen das Urtheil des alten kriegserfahrenen Tilly und Pappenheims. Sie sprechen ihre Besorgnis aus, daß dem Könige nach der Einnahme von Frankfurt die kaiserlichen Erblande offen liegen. Sie hegen diese Besorgnis und sprechen sie aus, ungeachtet sie wissen, daß Küstrin nicht in den Händen des Schwedenkönigs ist. Es steigt in ihnen nicht der Gedanke auf, daß der Schwedenkönig durch den Nichtbesitz von Küstrin sich abhalten lassen sollte in Schlesien einzubrechen. Fügen wir nun endlich hinzu, daß Gustav Adolf diese seine Gründe, warum er gegen Tilly nicht schlage, vorbringt in seiner späteren Entschuldigung, weshalb er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen sei, und zwar in seiner Entschuldigung, die an das große Publikum gerichtet ist: so enthüllt sich uns völlig die Hohlheit dieser angegebenen Gründe, und es bleibt nur der eine übrig, der alle Schwierigkeiten löst: Gustav Adolf wollte auch nach Tillys Rückkehr aus Mecklenburg nicht mit Tilly schlagen, weil er ihn fürchtete. Deshalb hielt Gustav Adolf sich in seinem festen Lager bei Schwedt, wo er für Tilly unangreifbar war.

Wenn aber Gustav Adolf für Magdeburg Hülfe und Entsatz bringen wollte: so mußte er mit Tilly schlagen.

Auf diesen Satz baute Tilly seinen weiteren Plan.[1] Da er bei Schwedt Gustav Adolf nicht zur Schlacht bringen konnte, nahm er von da aus seinen Weg nach der Elbe, augenscheinlich mit dem Entschlusse die Stadt Magdeburg mit aller Macht anzugreifen. Denn er hoffte: wenn Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht verloren gehen lassen wollte: so werde er um der Stadt Magdeburg willen zu einer Schlacht sich gezwungen sehen. Tilly dachte mithin, Gustav Adolf würde ihm an die Elbe folgen.

Gustav Adolf that es nicht. Er schlug, ungeachtet Küstrin nicht in seinen Händen war, statt der südwestlichen Richtung auf Magdeburg die südöstliche auf Frankfurt ein. Tilly sah, daß seine Erwartung ihn getäuscht hatte. Kaum bei Magdeburg angekommen, wendete er sich um nach Frankfurt zu. Hier mußte es gelingen den Schweden zum Treffen zu nöthigen, wenn nämlich Frankfurt a. d. O. sich nur einige wenige Tage hielt. Wir haben gesehen, wie Frankfurt am $^{3}/_{13}$ April rasch und unerwartet fiel. In Jüterbock erhielt Tilly die Nachricht. Ob da endlich nach diesem Siege Gustav Adolf ein Treffen annehmen

[1] Vgl. auch Chemnitz p. 129*.

würde? Tilly hörte, daß der Schwede weiter und zwar nordöstlich, in entgegengesetzter Richtung gezogen sei auf Landsberg an der Warthe. Bis dahin durfte Tilly ihm nicht folgen. Er kehrte zurück vor Magdeburg, in der festen Hoffnung und Zuversicht, daß Gustav Adolf diese Stadt nicht verlassen werde, daß es dort gelingen müsse den zum Entsatze herannahenden Schwedenkönig zum Treffen zu zwingen. Und um den Schwedenkönig nach der Ansicht des kaiserlichen Feldherrn desto eher und rascher herbeizuziehen, mußte nun die Berennung der Stadt mit allem Nachdrucke ins Werk gesetzt werden.

Wir haben zu fragen, wie bei dieser dritten Ankunft Tillys dort die Sachen standen. Wir haben den Gang der Belagerung bis dahin, vor und nach Tillys zweiter Ankunft kurz zu überblicken.

Der schwedische Oberst oder Hofmarschall Falkenberg fand bei seiner Ankunft in Magdeburg die Dinge nicht so, wie er sie sich gedacht. Als man ihm alles berichtet, namentlich wie der Markgraf Christian Wilhelm sich in die Stadt eingeschlichen und zum Herrn derselben gemacht, äußerte er sich: wenn er das alles vorher gewußt, sollten ihn zwölf Pferde nicht in die Stadt gebracht haben.[1] Indessen er war nun einmal da. Andererseits waren viele Bürger nicht sehr erfreut über die Art und Weise seiner Ankunft.[2] Sie hatten sich sehr nachdrücklich den Satz des Vertrages mit dem Schwedenkönige eingeprägt, daß der König ihnen helfen und sie schützen wolle auf seine Kosten, und nicht auf die ihrigen. Nun war aber Falkenberg gekommen ohne Truppen und Geld. Woher also sollte dieses kommen, als von den Magdeburgern selbst? Falkenberg behauptete, daß in Hamburg schwedische Gelder lägen. Er forderte die Bürger auf Gold, Geld und Silber dem Könige vorzuschießen, und gab dafür Wechsel auf Hamburg. Die Freunde Falkenbergs stellten den besorgten Bürgern vor, daß dieß ein ganz vortreffliches Mittel sei sich zu decken, selbst für den Fall, daß die Stadt Magdeburg in feindliche Hände falle, indem dann die Darleiher die hergegebenen Gelder in Hamburg sicher wieder in Empfang nehmen könnten. Das leuchtete Diesem und Jenem ein, und sie brachten Geld. Sie bedachten nicht, daß bis zu diesem Termine des Wiederzahlens noch viele Dinge sich verändern könnten.

Indessen Falkenberg hatte nun doch etwas Geld, und begann damit zu werben. Auch der Markgraf gab seine noch vorhandenen Truppen, so weit sie nicht aus Mangel wieder entlaufen waren, unter Falkenbergs Befehl.[3] Er behielt für sich nur seine Leibcompagnie von 250 Mann. Da wieder Handgeld bezahlt wurde, liefen auch wieder Söldner zu. Aber dann kam es auf die Verpflegung und den Unterhalt dieser neugeworbenen Truppen an. Falkenberg wollte die Truppen bei den Bürgern ins Quartier legen: für die Verpflegung und Löhnung versprach er zu sorgen. Allein die Mehrheit der Bürger wollte

[1] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius p. 96.
[2] a. a. O. 95.
[3] Gerike p. 53.

von einem Quartiergeben an Soldaten gar nichts hören. Die Bürger hatten in den Vorstädten das Walten dieser Söldner gesehen: sollten sie sich derselben Gefahr aussetzen? Nicht also lautete der Vertrag. Es war ihnen nicht genug, daß diese Soldaten vermeintlich auf schwedische Kosten geworben waren. Der Vertrag mit dem Schweden sagte mehr. Der Schwedenkönig war nicht bloß verpflichtet diese Truppen zur Vertheidigung der Stadt auf seine Kosten zu werben: er war auch verpflichtet sie auf seine Kosten zu unterhalten. Man hielt dem Falkenberg entgegen: seine Forderung liefe wider die Verheißung, daß die Stadt mit dem Kriege nichts zu thun haben, auch nichts herschießen, sondern daß der König und der Administrator allein die Kosten tragen wollten. Es ward ihnen eingewendet, daß diese Söldner, wenn man sie wieder entließe, sich zum Feinde schlagen würden, und daß es ja die Aufgabe dieser Söldner sei die Stadt bei der Religion zu schützen, welche die kaiserlichen Truppen ihr nehmen wollten.[1] Es gelang der Ueberredungsgabe des Falkenberg es durchzusetzen, daß ein Regiment von 800 Mann mit Widerwillen in die Stadt aufgenommen wurde. Bevor die Thore sich ihnen öffneten, nahm man ihnen den Eid ab für die Stadt. Falkenberg ließ dem einzelnen Mann aus den Geldern, die er in der Stadt anlieh, wöchentlich 21 Gr. für die Verpflegung zahlen.

Es solle nur auf sechs Wochen sein, sagte Falkenberg. Das war im December 1630.

Wer auch sollte das nicht glauben? Sowohl schriftlich als durch eigene Boten ließ der Schwedenkönig die Stadt oft und theuer des Entsatzes versichern. Auf jeden Fall wollte der König das kaiserliche Heer so beschäftigen, daß die Stadt keine Gefahr zu befürchten haben solle. Falkenberg und Christian Wilhelm trieben diese Ermuthigungen noch etwas weiter. Bei jedem neuen Begehren, welches sie erhoben, waren sie so vorsichtig allemal am neuen Markte in den vornehmsten Höfen und Häusern Anstalten für das Quartier des Königs treffen zu lassen.[2]

Die Erfolge des Grafen Pappenheim während des Winters vor Magdeburg waren gering. Nur der Oberst Schneidewind, einer der ersten Urheber des Wirrsals von Magdeburg, ließ sich mit seinen Truppen gefangen nehmen, und ward darauf von Falkenberg in Magdeburg bei dreimaligem Trommelschlage für ehrlos erklärt.[3] Daß Schneidewind sich feig benommen, lag zu Tage: es scheint dazu auch der Vorwurf des Verrathes gekommen zu sein. Doch erkannte Gustav Adolf später die guten Dienste dieses Schneidewind in Magdeburg an und gab ihm die Landgüter, welche der Markgraf als Entschädigung für seine Klage gegen die Stadt Magdeburg versprochen. In den kleinen Scharmützeln mochte immerhin Pappenheim die Oberhand behalten; allein zu nachdrücklichen Angriffen reichte die Anzahl seiner, obwohl an Güte vortrefflichen Truppen nicht hin.[4]

[1] Relation bei Calv. 95.
[2] Gerike p. 54.
[3] Gerike p. 55.
[4] Beilage LXXIII.

Dazu wurden seine Bemühungen gelähmt durch das schlechte Einverständnis zwischen ihm und seinem Mitanführer, dem Grafen Wolf von Mansfeld.[1] Auch nicht die Ankunft Tillys vor dem Zuge nach Frankfurt a. d. O. gab der Belagerung einen nachdrücklicheren Charakter. Einige Tage nach seinem Aufbruche zogen die schwedisch-markgräflichen Truppen aus Magdeburg, fünf bis sechs Meilen Weges südöstlich, und holten so viele Beute auf, daß die Preise in der Stadt erheblich sanken.[2] Sie brachten allein 2000 fette Schweine mit, so daß man das Stück, das sonst wohl 8—9 Rthlr. werth war, um 2—3 Rthlr. verkaufte. Dazu hatte man Pferde, Rindvieh und Schafe in großer Menge. Ferner beschäftigte Falkenberg die Soldaten und die Bürger auch in anderer Weise, nämlich durch die Anlage neuer Befestigungen. Und hier erfordert die Lage der Stadt Magdeburg unsere Aufmerksamkeit.

Nach Süden, Osten, Westen war die eigentliche Stadt Magdeburg völlig fest, und wie sich später erwies, durch einen Sturm nicht zu nehmen. Wir haben nur diejenige Seite der Stadt ins Auge zu fassen, wo später der Sturm gelang, die Seite nach Norden, wo unmittelbar an die Befestigungen die Neustadt sich anschloß.

Bei dem Beginne des Krieges im Jahre 1625 ließ der Rath von Magdeburg die Häuser der Neustadt, welche nahe an dem Graben der Altstadt standen, für die Sicherheit der Werke dort abbrechen.[3] Es war der Plan dort ein neues großes Bollwerk zu errichten. Zu diesem Zwecke wurden zunächst die alten, zu beiden Seiten hoch ausgemauerten Gräben ausgefüllt. Die Bürgerschaft murrte darüber und meinte: das diene dazu in dieser Kriegeszeit dem Feinde gleichsam eine Bahn in die Stadt zu eröffnen. Sie wurde des vielen Schanzens und Arbeitens an diesem neuen Bollwerke sehr überdrüssig und schwierig. Die Folge davon war, daß dasselbe unvollendet liegen blieb, daß namentlich der Graben um das neue Bollwerk nirgends gehörig ausgetieft wurde, so sehr, daß man vorn von der Spitze desselben mit Pferden bis auf und in die Faussebraye, den Unterwall, reiten konnte. Dazu hatte dieses Bollwerk andere, jedem Nichtmilitär auffällige Schwächen. Die Gefahr, die dadurch entstehen konnte, war deshalb groß, weil dieß neue Werk in unmittelbarer Verbindung mit dem Hauptwalle, also auch mit der Stadt selbst stand. Deshalb war es der Wunsch und Vorschlag Vieler, daß dieß unvollendete und darum Gefahr drohende neue Werk durch einen Graben von dem alten Walle und der eigentlichen Festung abgeschnitten würde.[4] Der Wunsch fand kein Gehör. Das neue Werk der Neustadt gegenüber blieb auch nach der Ankunft Falkenbergs in dem bisherigen Zustande.

Falkenberg beschäftigte sich mit anderen Anlagen. Er ließ eine Reihe neuer Werke anlegen, weithin und zerstreut. Er war sehr thätig, sehr geschäftig. Zwei dieser ausgedehnten Schanzen sollten dienen zur Aufnahme des schwedischen

[1] Theatrum Europ. II. 356 ff.
[2] Arlanibaeus, arma S. p. 133.
[3] Gerike p. 80.
[4] Es sind Gerikes Worte. Vgl. dazu Fax Magd. bei Calvisius p. 69.

Heeres, wenn der König komme.[1] Das gefiel den Magdeburgern. Es bewies ja, daß der König und Falkenberg an eine Aufnahme des schwedischen Heeres in die Stadt wider den Vertrag nicht dachten, wenn nämlich der König komme. Einige warfen die Frage auf, wozu die vielen und weit abgelegenen Schanzen dienen sollten. Man werde sie ja doch nicht halten können. Vielmehr werde man sie mit Verlust des Volkes, der Geschütze, der Munition dem gegen diese Werke allzu starken Feinde überlassen müssen. Die Anderen entgegneten, Falkenberg sei ein kriegeserfahrener Mann, und darum müsse man ihm Vertrauen beweisen. — Es scheint, daß man damals noch nicht einmal gewußt habe, aus welchem Materiale diese so schnell entstandenen Schanzen errichtet waren. Man hatte es bald zu erfahren.

Am $\frac{30.\ \text{März}}{9.\ \text{April}}$ kehrte Tilly von seinem Mecklenburger Zuge wieder, und zog mit großer Macht von Pechau aus daher.[2] Die neuen Schanzen, die Falkenberg herausfordernd Trutz-Pappenheim, Trutz-Tilly u. s. w. genannt, fielen sämmtlich sofort in den ersten Tagen. Nicht so sehr diese Erfolge der kaiserlichen Waffen fordern unsere Aufmerksamkeit, als eine besondere Handlungsweise Tillys zum Vergleiche mit dem Schwedenkönige in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir das Verfahren des Königs voran, obwohl es drei Vierteljahre später geschah.

Auf dem Marsche von Königshofen in Franken nach Schweinfurt schickte der König Gustav Adolf eine Abtheilung Reiter unter einem Rittmeister Ozenhaupt voran.[3] Dieser fand in dem Marktflecken Lauringen ein starkes steinernes Haus, in welchem sich eine Anzahl Bauern unter der Anführung eines einäugigen Capitäns von Würzburg verbollwerkt hatten. Sie schossen scharf. Der Rittmeister erkannte, daß er nothwendig an dem Hause vorüber müsse. Er stieg mit seinen Reitern vom Pferde und stürmte diese Bauernfestung. Die Bauern wurden sämmtlich niedergemacht, der Capitän gefangen. Dagegen waren einige Reiter gefallen, der Rittmeister verwundet. Als der König unlängst nachher eintraf und die Sache vernahm, befahl er den gefangenen Capitän, weil derselbe an einem so schnöden Orte sich der ganzen marschierenden Armee habe widersetzen wollen, alsbald aufzuhängen. Der Generalgewaltige und Henker waren indessen nicht zur Stelle. Bevor dieselben herbeigerufen waren, gelang es dem Capitän durch flehentliches Bitten vom Strange sich endlich loszuwirken, jedoch nur unter dem Versprechen, daß er dem Könige Ort und Stelle anweisen wolle, wo das Schloß Würzburg am bequemsten anzugreifen, am leichtesten zu gewinnen sei. Also der officielle schwedische Geschichtschreiber.

Sehen wir Tilly. Am $\frac{30.\ \text{März}}{9.\ \text{April}}$ griffen seine Truppen außer anderen Schanzen ein befestigtes Wachthaus an, der Magdeburger Succurs genannt, in welchem ein Lieutenant mit 24 Mann lag.[4] Diese Schaar schlug fünf Stürme ab und tödtete über 100 Kaiserliche. Dann riß eine Kugel dem Führer den Arm weg,

[1] Gerike p 57.
[2] Calvisius p. 30.
[3] Chemnitz 231, fast wörtlich.
[4] Calvisius 30.

und die Schanze war nicht mehr zu halten. Die Kaiserlichen drangen ein. Ob sie in der Erbitterung die Vertheidiger niedergehauen, ob dieselben sich erboten haben sich unterzustellen, ist zweifelhaft je nach den Berichten. [1] Der Lieutenant ward vor Tilly geführt. Der alte Feldherr sprach demselben seine Anerkennung aus für das wackere Verhalten, und entließ ihn frei nach Magdeburg.

Diese Erfolge Tillys wurden unterbrochen durch den Zug, den er in den nächsten Tagen unternahm, um Frankfurt a. d. O. zu entsetzen. Wir haben gesehen, wie er nur bis Jüterbock kam, wie er dort die Nachricht erhielt, daß Frankfurt am $^3/_{13}$. April bereits gefallen sei. Er kehrte wieder um vor Magdeburg, und erst von da an galt es dieser Stadt mit aller Macht. Es galt derselben, weil ihre Gefahr den Schwedenkönig herbeirufen solle, damit er endlich sich zu einem Treffen stelle. Also auch erkannten es die Magdeburger selbst. [2] Das vereinte kaiserlich ligistische Heer vor Magdeburg bestand damals aus 7000 Reitern und 23000 Fußgängern. [3]

Falkenberg hatte unterdessen, wie die Magdeburger glaubten, [4] eingesehen, daß die weit abgelegenen Schanzen und Redouten nicht zu halten seien. Deshalb ließ er im Anfange des Aprilmonates zu besserer Vertheidigung der Elbbrücke, welche die Zollschanze am rechten Ufer mit der Stadt am linken Ufer verband, eine Reihe anderer Werke anlegen. Auch diese wurden hauptsächlich von den Bürgern und Einwohnern von Magdeburg gemacht. Das neue Bollwerk dagegen an der Nordseite der Stadt blieb, wie es war.

Allmählig wurde die Bürgerschaft überdrüssig und verdrießlich. Allzu lang nun, hieß es, [5] sei man vertröstet, und des Wachens, des Schanzens sei kein Ende. Es sei fraglich, ob jemals ein Entsatz komme. Falkenberg, der Markgraf und Stalmann beriethen mit dem Magistrate, was zu thun sei. Es fand sich ein Advokat, Namens Hermann Cummius, der für das Versprechen einer guten Belohnung den Schwedenkönig aufsuchen wollte, wo auch immer er anzutreffen sei. Also geschah es. Cummius reiste ab und kam wieder. Er berichtete dem Rathe und Ausschusse und wer sonst ihn fragte, auf Treue und Glauben, daß der König Gustav Adolf bei seinem Worte und seiner Würde sich vielfach gegen ihn erklärt: er wolle die Stadt Magdeburg königlich entsetzen und über die rechte Zeit nicht ausbleiben. Als Cummius weiter in ihn gedrängt, die Noth und Gefahr der Stadt nachdrücklich vorgestellt, habe der König erklärt, daß er aufs allerlängste unfehlbar zu Ausgang des Aprilmonates kommen werde.

Ob Cummius alles entdeckte, was er dort vernommen? Er erzählte später nach der Eroberung der Stadt: [6] er habe vorgestellt, daß die Bürgerschaft von Magdeburg sich von dem Entsatze und der Ankunft des Königs längst andere

[1] a. a. O. cf. dagegen: Riccius, de bellis germanicis lib. III. p. 227.
[2] Gerike p. 60.
[3] Schreiben Pappenheims bei Mailath III. 286.
[4] Gerike p. 61 wörtlich.
[5] Gerike p. 58 ff.
[6] Gerike a. a. O. — Mailath III. 237.

Hoffnungen gemacht. Der König habe geantwortet: „Ja ich habe nicht gewußt, daß der Markgraf so früh gehen würde." Aber der König hatte seine Erbietungen, seine Versprechungen an die Stadt Magdeburg gemacht, nachdem sie den Markgrafen aufgenommen, und von irgend welcher Einschränkung dieser wiederholten Verheißungen, von irgend einem Bedingtsein derselben durch die Voreiligkeit des Markgrafen war bis dahin auch nicht ein Wort gefallen.

Es ist merkwürdig, daß der König den Bescheid über den Entsatz an Cummius nicht schriftlich gegeben. Dennoch lesen wir keine ausdrückliche Bemerkung der Berichterstatter, daß dieß aufgefallen sei. Einige waren der Meinung, daß Cummius noch wohl besondere Aufträge an Falkenberg, Stalmann, den Markgrafen mitgebracht habe. Der König hatte ihm eine Belohnung von 200 Dukaten versprochen. In welcher Weise diese Schuld entrichtet wurde, werden wir später ersehen.

Wie dem auch sei: die Magdeburger hatten nun das abermalige königliche Wort, daß Gustav Adolf bis spätestens zu Ende April den Entsatz bringen werde. Das mochte ihnen einigen Trost geben bei dem abermaligen und diesmal sehr drohenden Herannahen Tillys.

Denn nach dieser Wiederkehr desselben begann die Belagerung mit allem Nachdrucke. Jeder Tag brachte neue Erfolge. Es erfand sich, daß die anscheinend starken Bollwerke, die Falkenberg errichtet, nur aus losem Sande aufgeführt waren. Sie fielen ohne besonderen Verlust der Belagerer, ohne sonderlichen Widerstand der Belagerten.[1] In wenigen Tagen waren alle Außenwerke, etwa zwanzig an der Zahl, in den Händen der Kaiserlichen. Diejenigen, welche Falkenberg zum Schutze der Zollschanze errichten ließ, waren zum Theil noch nicht einmal vollendet. Am 19/29 April war nur noch das wichtigste aller Außenwerke, die Zollschanze übrig. Sie war das wichtigste, einestheils durch ihre Stärke an sich, anderentheils, weil sie die Verbindung der Stadt mit dem rechten Elbufer sicherte. Wenn von dorther Entsatz oder Hülfe kam, so war die Zollschanze der Paß über die Brücke nach Magdeburg. Die Zollschanze zwang den kaiserlichen Feldherrn sein Heer auf beide Ufer des Stromes zu vertheilen, zugleich die Stadt am linken Ufer einzuschließen, und die Zollschanze am rechten Ufer zu berennen. Wenn Gustav Adolf rasch und unversehens kam: so konnte diese den Umständen nach unvermeidliche Theilung des Heeres den Kaiserlichen sehr gefährlich werden. Deshalb mußte vor der eigentlichen Berennung der Stadt selbst die Zollschanze am rechten Ufer in Tillys Händen sein. War diese gefallen: so konnte er sein Heer ganz auf das linke Stromufer herüber ziehen, die Stadt selbst angreifen und doch in Ruhe die Ankunft des Schwedenkönigs erwarten, der dann durch den Strom von dem kaiserlichen Heere getrennt war.

Die Nebenwerke der Zollschanze waren bis zum 19/29 April gefallen oder verlassen. Tilly ließ an diesem Tage einen Angriff unternehmen; aber die Ungunst der Witterung stand entgegen. Es wehte heftig. Der Regen strömte kalt

[1] Chemnitz p. 151.

hernieder. Die Soldaten konnten in den nassen Laufgräben nicht dauern. Tilly verschob den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens. Es war nicht mehr nöthig.

Desselben Abends um 11 Uhr am $^{19}/_{29}$ April berief der schwedische Hofmarschall Falkenberg den Rath von Magdeburg. Der Schwede sprach diesen Bürgern seine Ansicht aus, daß es rathsam sei die Zollschanze eben so ohne Schwertstreich preis zu geben, wie es bereits mit mehreren anderen Werken geschehen sei. Die Begründung dieses Vorschlages war eigenthümlich. Falkenberg hatte bei der ersten Anlage der Schanzen dieselben verstreut und vereinzelt angelegt. Bei der zweiten Anlage hatte er Bedacht darauf genommen, die vorhandenen Werke zu schützen.[1] Zu diesem Zwecke hatte er eine neue Umwallung von drei ganzen und zwei halben Bollwerken um die Zollschanze abstecken lassen, und den Rath ersucht, daß die Bürgerschaft dieß Werk zu bauen auf sich nehme. Es war damit der Anfang gemacht. Weit gediehen konnte es den Umständen nach nicht sein. Nun waren die Kaiserlichen bis in den Graben dieser neuen Anlage vor der Zollschanze gekommen. Danach erschien es Falkenberg nicht möglich diese neue Anlage noch zu halten. Wenn aber dieß Werk verlassen werden müsse, sagte Falkenberg: so gebe das den Gegnern eine bequeme Brustwehr und einen großen Vortheil zur Gewinnung der Zollschanze selbst. Deshalb erachtete Falkenberg für rathsam nicht allein dieß neu aufgeworfene Werk vor der Zollschanze, sondern auch die Zollschanze zugleich aufzugeben, und das Kriegsvolk an andere Posten zu desto besserer Verwahrung der Stadt zu vertheilen.

Es war ein sonderbarer Vorschlag, bei dem sich gar mancherlei Fragen diesem oder jenem Rathsmitgliede aufdrängen mochten. Es war seltsam, daß die Anlegung weitläufig neuer Werke, welche diese wichtige Schanze decken sollten, dem Erfolge gemäß nur dazu gedient hatten dem Feinde die Annäherung zu erleichtern. Darauf ließ sich antworten, daß diese weitläufig neuen Werke nicht fertig geworden waren. Aber hatte man sie denn auch wohl mit der Absicht auf Vollendung angelegt? Warum doch, wenn die Nichtvollendung dieser Werke so gefährlich werden konnte, hatte Falkenberg den Rath ersucht, diese weitläufig neuen Werke durch Bürger machen zu lassen, deren Gehorsam und Fleiß nicht auf gleiche Weise in der Hand Falkenbergs war, wie derjenige der Soldaten? Und weiter. Immerhin mochte es sein: die Zollschanze ward bedroht, sobald diese neue Anlage in den Händen Tillys war. Aber zur Zeit war diese neue Anlage noch nicht in Tillys Händen, und wenn dieß eintrat: so war die Zollschanze auch immer noch nicht mehr als bedroht. War das ein Grund sie im Voraus preis zu geben, ohne Schwertstreich?

Wir wissen nicht, ob die Mitglieder des Rathes diese Einwendungen erhoben. Daß die Bürgerschaft sehr unmuthig sein würde,[2] durfte Falkenberg erwarten. Deshalb machte er seine Vorschläge um Mitternacht, mit dem Zusatze der

[1] cf. Gerike p. 62.

[2] Fax Magd. bei Calvisius 55. Man hat die Zollschanze so liederlich verlassen u. s. w.

Nothwendigkeit sofortiger Ausführung.[1] Einige Mitglieder des Rathes wandten ein, daß die Zollschanze doch noch wohl zu halten sei. Falkenberg erwiederte ihnen, daß man auch 1550 bei der Belagerung durch den Kurfürsten Moritz die Zollschanze ohne Nachtheil für die Stadt geräumt habe. Er machte nicht aufmerksam auf den großen Unterschied, daß damals der Feind von draußen nicht gewollt habe. Nach einigem Reden siegte bei der Mehrheit des Rathes die Meinung, daß man die eigene Ansicht der Kriegserfahrung Falkenbergs unterordnen müsse. Der Rath genehmigte den Vorschlag. Die Ausführung geschah sofort. Mitten in der Nacht rief Falkenberg die Besatzung der Zollschanze ab. Sie hob ein Joch der Brücke aus und zog in die Stadt.

Als im Morgengrauen die kaiserlichen Truppen sich zum Sturme auf die Zollschanze anschickten, war es drinnen alles still. Kein Schuß ward gethan, kein Wort ward laut, keine Waffe ward geschwungen. Es war kein Zweifel mehr: die Schanze war verlassen. Man berichtete es dem Feldherrn. Tilly traute der Nachricht nicht. Er hielt sie nicht für möglich.[2] Er besorgte eine Kriegslist irgend welcher Art, ein System von Minen, wie es damals üblich war, welches die etwa Eindringenden in die Luft sprengen würde. Den ganzen Tag über wagte er nicht seine Soldaten die Schanze betreten zu lassen. Erst am Abend zogen einige Compagnien hinein und verbrannten zunächst die Brücke, damit jede Verbindung der Schanze mit der Stadt aufgehoben sei. Alle Berichte sind einstimmig, daß der Feldherr mit der Besitznahme der wichtigen Schanze auf so leichte Weise sehr wohl zufrieden war.

Nicht also war man es an demselben Tage in der Stadt Magdeburg. Viele wurden stutzig.[3] Sie erörterten, ob es nicht besser sei bei so trüber Lage der Dinge die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte um ihre Vermittelung zu ersuchen, daß man durch diese einen Stillstand und Aufhebung der Belagerung erhalten möge. Falkenberg dagegen empfing andere Berichte und streute sie aus. Der König habe einen Capitain abgesandt, und dieser wiederum Jemanden über die Elbe mit der Meldung an Falkenberg geschickt: der König sei in der Mark Brandenburg bereits im Marsche auf Magdeburg begriffen und bitte bei seiner Seelen Seligkeit, daß Magdeburg sich getrost halte: er wolle sie bald königlich entsetzen. Das beruhigte wieder die Gemüther und brachte diejenigen, welche von Vermittelung geredet, zum Schweigen. Dazu thaten die Geistlichen das ihrige. Die Mehrzahl derselben predigte in den Kirchen:[4] man wolle sich doch solcher Gedanken, daß mit den Päpstlern und Feinden des Evangelii zu unterhandeln sei, völlig entschlagen. Denn, fügten sie hinzu, diejenigen, die das thun wollten, könnten keine Hoffnung, noch Vertrauen auf Gott haben, der sein Wort gewis erhalten und der Stadt in einer so gerechten Sache

[1] Gerike p. 64.

[2] Ausführlicher und wahrhafter Bericht bei Calvisius 32. Fax Magdb. eben dort S. 55, und andere.

[3] Gerike p. 65.

[4] Gerike p. 67—68.

wohl beispringen werde. Vielmehr wollten solche Leute, die derartige Vorschläge des Unterhandelns machten, lieber dem Teufel dienen und ihr Vaterland dem abgöttischen Papstthum in den Rachen stecken.

Während diese Männer also predigten, wandte sich die ganze kaiserliche Macht herüber auf das linke Ufer, um nach den Vorbereitungen zur Hauptsache zu kommen. Pappenheim, der bislang am rechten Ufer gelegen, zog mit fünf Regimentern über eine Schiffbrücke bei Schönebeck, und lagerte sich nordwärts an der Stadt Magdeburg, zunächst vor der Neustadt. Das neue Werk an der Nordseite von Magdeburg, wo die Neustadt an die Altstadt grenzte, blieb wie es war.

Dagegen entwickelten sich in der Stadt andere sonderbare Dinge. Am selben Tage, als Tilly nicht trauen wollte, ob denn in Wahrheit die Zollschanze so verlassen war, wie man ihm berichtete, am $^{20}/_{30}$ April trug Falkenberg im eigenen Namen und demjenigen des Markgrafen Christian Wilhelm dem Rathe von Magdeburg vor, daß die kleine Besatzung nicht hinreiche, um die wenig befestigte Vorstadt Sudenburg im Süden der Stadt zu vertheidigen.[1] Deshalb sei es erforderlich an die dort noch stehenden Häuser Feuer zu legen und sie zu verbrennen. Der Rath bat dringend, daß dieß, wenn es möglich sei, unterbleibe. Auf Falkenbergs Erwiederung, daß das Interesse der Vertheidigung es erfordere, erwog der Rath und beschloß, daß der kriegserfahrene schwedische Commandant schalten und walten möge nach seiner Discretion. Ein Tag ward zum Ausräumen vergönnt. Am Abend des $\frac{21.\ \text{April}}{1.\ \text{Mai}}$ loderte diese Vorstadt und der anstoßende Flecken St. Michael empor. Sudenburg hatte eine schöne Kirche, und von den Häusern war kein einziges mit Stroh gedeckt. Von den unglücklichen Bewohnern mochten die bemittelten sonst ein Obdach finden, den Armen und Kranken überließ man den Kreuzgang der St. Nicolaikirche in Magdeburg. Dort durften sie erwarten, was etwa ihnen von frommen Leuten dargeboten wurde.[2]

Am folgenden Tag ward ein Adjutant Tillys gefangen, der mehrere wichtige Schreiben bei sich hatte.[3] Der Schwedenkönig hatte an Magdeburg ein Schreiben abgesandt, daß er im vollen Marsche sei die Stadt zu entsetzen. So wahr als er ein König in Ehren sei, er wolle sie nicht lassen. Von anderen Briefen des Königs an die Stadt in dieser letzten Zeit weiß sonst Niemand etwas zu berichten: es ist merkwürdig, daß gerade dieser eine, den er schrieb, in Tillys Hände fiel. Das Schreiben übte auf den Feldherrn die unausbleibliche Wirkung. Er schickte es an Pappenheim mit dem Befehle auf seinem Posten an der Neustadt die Sache mit um so größerem Nachdrucke zu betreiben, da der König im Anzuge sei. Beide Briefe geriethen nun in die Hände der Magdeburger. Der Adjutant erwähnte dazu, daß Pappenheim an seinem Angriffe auf die Neustadt nur noch verhindert sei durch den Mangel an Pulver und Blei.

[1] Gerike p. 68.

[2] Gerike a. a. O.

[3] Truculenta expugnatio. Kurzer jedoch wahrhafftiger und eigener Bericht u. s. w. Ebenso darnach die Fax Mgdbg. bei Calvisius 50.

Demgemäß trug Falkenberg dem Rathe vor, daß auch die Neustadt im Norden von Magdeburg, welche Pappenheim eben angreifen wollte, in Asche gelegt werden müsse. Der Rath überließ das abermals der Discretion des kriegserfahrenen schwedischen Obersten.[1] Falkenberg vertröstete die Einwohner, daß bei der Ankunft des Schwedenkönigs er ihnen Wiedererstattung vermitteln wollte. Die Vertröstung reichte für die Unglücklichen nicht hin. Sie ergaben sich nicht gutwillig darein. Sie sträubten sich. Am anderen Tage kam rasch Pappenheim herzu und jagte die Brandstifter fort. Das Werk war noch viel unvollkommener gelungen, als in der Sudenburg.[2] Es blieb von den großen steinernen Häusern, Kirchen und anderen Gebäuden an Wänden, Mauern und anderen Dingen so viel stehen, daß sich die kaiserlichen Soldaten sofort dabei erhalten, sich dahinter verschanzen und Batterien bauen konnten. Dort begann Pappenheim sogleich seine Laufgräben auszuwühlen, nun unmittelbar gegen die Stadt. Die Keller der einstigen Neustadt erleichterten die Arbeit, die bald sich nahe heran bis unter die Kanonen vorwärts schob. Das neue Bollwerk der Stadt Magdeburg gegen die Neustadt, das auch damals noch durch einen Graben leicht abzuschneiden war, ließ Falkenberg unverändert, wie es war.

Zugleich mit den Vorstädtern, die man, wie Falkenberg sagte, im Interesse der Vertheidigung ihres Obdaches beraubte, hatten nun auch sämmtliche Soldaten in die Stadt Magdeburg aufgenommen werden müssen. Wir haben gesehen, wie man anfänglich dieß wider Willen nur für die 800 gestattet hatte, die Falkenberg angeworben, und zwar, wie er sagte, nur für sechs Wochen; denn innerhalb sechs Wochen sollte ja der Schwedenkönig kommen. Aus den sechs Wochen waren reichlich sechzehn geworden, und nun kamen noch die Truppen des Markgrafen hinzu. Die Zahl derselben war nicht mehr so groß. In der ersten Zeit, im Spätsommer 1630, als jeder neue Tag einen neuen Raubzug in die Umgegend verhieß, wo nur immer eine kleine kaiserliche Besatzung lag, waren die Söldner stark zugelaufen. Ihre Zahl stieg bis auf 8000 zu Fuß und 600 zu Roß.[3] Vertragsmäßig gab die Stadt Magdeburg nichts dazu her. Der Markgraf mußte diese Truppen unterhalten. Da nun die anfängliche Beute sehr bald erschöpft war, da nichts Neues wieder dazu kam, da von den Vorstädtern, denen man diese Truppen auferlegte, bald nichts mehr zu erpressen war: so verliefen diese Söldner bis auf den fünften Theil. Etwa 1500 zu Fuß und 250—300 zu Roß blieben übrig. Diese mußten nun bei der Zerstörung der Vorstädte wider den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönig und darum mit höchstem Unwillen von den Magdeburgern innerhalb der Stadt aufgenommen werden.

Es geschah in Wahrheit mit höchstem Unwillen, den Söldnern sehr fühlbar. Auch schon vorher hatte man diejenigen in der Stadt es bitter entgelten

[1] Gerike p. 67.
[2] Fax Magdbg. bei Calvisius 56.
[3] Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius 96.

lassen, daß man sie unterhalten müsse, während doch dem Vertrage gemäß allein der Schwedenkönig und der Markgraf diese Kosten zu tragen hatten. Die Soldaten bettelten umher um Brod.[1] Mehrere starben vor Hunger und an dem Genusse des elenden Commisbieres. Aehnlich erging es nun den anderen Truppen, die nach Abbrennung der Neustadt in Magdeburg aufgenommen wurden. Die Reiter zeichneten sich in jenen Zeiten vor den Fußgängern durch alle Untugenden der Söldner aus, und diese Schaar hatte das an den Neustädtern bewiesen: die Magdeburger wollten sie nicht ins Haus nehmen. Die Reiter lagen Tage und Nächte unter freiem Himmel, auch den Officieren wollte man nicht ein Zelt leihen.[2] Endlich verschaffte ihnen der Rath Quartier. Aber Verpflegung war für sie nicht zu erlangen. Dieselbe wurde nur dadurch möglich, daß einige vermögende Rathsglieder eine Summe Geldes herliehen. Davon wurden jedem Soldaten wöchentlich 21 Groschen gereicht, für die er sich seine Bedürfnisse einkaufte. Auch für die Officiere lieh Falkenberg Geld auf den Credit des Schwedenkönigs, dessen baldige Ankunft man ja hoffte. Er, also erwarteten die Darleiher kraft des Vertrages mit ihm, werde ja alles bezahlen.

Dennoch gewann nun erst, als man von der Stadt aus gewahrte, wie Pappenheim an vier Stellen zugleich regelrechte Laufgräben auszuwühlen begann, bei Vielen die Ueberzeugung die Oberhand, daß Tilly eine ordentliche Belagerung vorhabe.[3] Daß es dazu kommen werde, hatten seltsamer Weise diese arg bethörten Menschen bis dahin nicht glauben wollen. Selbst der Markgraf Christian Wilhelm scheint dieser Ansicht zugethan gewesen zu sein. Nun erst traten alle Mängel der Festung hervor. Nun erst ward die Versäumnis gerügt, daß man statt in ordentlichen wehrhaften Stand sich zu setzen, im Herbste des vorigen Jahres nach Raub und Beute das Land durchstreift hatte.

Auch Tilly baute auf diese Erkenntnis die Hoffnung einer friedlichen Lösung. Er durfte, nachdem man ihn ohne nachdrücklichen Widerstand so viele Fortschritte hatte machen lassen, nachdem man die Zollschanze freiwillig geräumt, die Vorstädte nicht zu vertheidigen gewagt hatte, nach solchen Erfahrungen durfte er auf Nachgiebigkeit hoffen. Zugleich mochte der aufgefangene Brief des Schwedenkönigs mitwirken. Tilly gedachte die Sache gütlich abzumachen, bevor Gustav Adolf komme. Denn daß der Schwedenkönig kommen wolle, daran zweifelte Tilly nicht, wenigstens nicht in seinen Berichten an seine Kriegsherren.

Deshalb ließ der Feldherr am $\frac{\text{24. April}}{\text{4. Mai}}$ drei mahnende Briefe an den Rath der Stadt, an den Markgrafen Christian Wilhelm und an Falkenberg abgehen.[4]

[1] Der Bericht bei Calvisius p. 33. Ferner Fax Magd. bei Calvisius p. 69 cf. auch Hoffmann III. 100.

[2] Gerike sagt: zwei Tage und eine Nacht. Es ist zu bemerken, daß die Vorwürfe in der Truculenta expugnatio ungleich schärfer sind. Der Verfasser derselben ist augenscheinlich ein Militär.

[3] Der Bericht bei Calvisius p. 33.

[4] Copia Manifesti samt etlichen beygefügten Schreiben u. s. w. 1631. Tilly ließ diese Schrift nach der Eroberung ausgehen. Auch abgedruckt bei Calvisius p. 171 ff.

Tilly droht nie. Er thut es auch dießmal nicht. Er warnt und mahnt und stellt die unausbleiblichen Folgen vor Augen.

„Ihr werdet bereits mehr als Euch lieb sein mag," schreibt er an den Rath von Magdeburg, „durch die That erfahren haben, in welch großen Schaden Ihr durch Eure Halsstarrigkeit und Rebellion gegen den Kaiser gerathen sind. Ihr seid fast um alle Eure zeitliche Güter und Wohlfahrt gekommen, und die Sache steht so, daß es in meiner Hand ist Euch mit allem noch übrigen, mit Weib und Kindern zu verderben. Allein ich zweifle gar nicht daran, daß Ihr schon jetzt herzlich bereut und daß Ihr wünscht zur schuldigen Devotion gegen den Kaiser zurückzukehren. Deshalb erinnere ich Euch aus getreuer Sorgfalt und Wohlmeinung gegen Euch, ermahne und warne Euch in Ernst, daß Ihr Euch die Gnadenthür, die Euch noch offen steht, nicht verschließt. Ich zweifle nicht, Ihr werdet selbst Euer Bestes wissen. Ihr werdet es nicht zum Aeußersten kommen lassen, welches für Euch, Eure Weiber, Eure Kinder, für Hab und Güter das höchste Unglück heraufführen würde. Das wäre mir selbst herzlich leid. Ihr habt es ja auch bereits durch die That erfahren, und es ist klar vor Augen, daß diejenigen, welche Euch zu vertheidigen und zu schützen übernommen, gar nicht Willens sind Euren und der Eurigen Nutzen zu fördern, sondern nur sinnen auf des ganzen Landes Verderben."

Eben so eindringlich ist die Sprache des alten Feldherrn an den Markgrafen Christian Wilhelm. Tilly kennt die Magdeburger Faction. Er weiß, daß sie allein Schuld ist an allem dem Jammer, der über Magdeburg kommen kann und bereits vor der Thür steht. „Aber damit," sagt er, „Eure Fürstl. Gnaden erkennen, daß man auf unserer Seite gar keine Lust, noch Gefallen, sondern vielmehr den höchsten Abscheu vor diesem Unheil trage: so bitte ich nochmals aufrichtig und wohlmeinend, erinnere treulich und mahne, Eure Fürstl. Gnaden wollen in sich selbst gehen, sich der unverantwortlichen Faction entschlagen und sich nach Pflicht und Recht dem Kaiser unterwerfen. Dadurch werden Eure Fürstl. Gnaden das bevorstehende Unglück abwenden, sich beim Kaiser die Gnadenthür wieder öffnen, und für Magdeburg eine erträgliche Capitulation bewirken, zu welcher sie nachher vielleicht nicht mehr gelangen könnte. Dieß wird für Eure Fürstl. Gnaden und die Magdeburger um so nöthiger sein, weil sie selbst sehen und spüren, daß sie von Fremden und Ausländern, auf deren Hülfe und Beistand sie sich so sicher verlassen, auf deren Rath sie sich, wie es scheint, in diese Irrsale gestürzt haben, nur mit Vertröstungen in Worten vergeblich hingehalten werden."

Dieselben Gedanken in etwas anderer Form spricht Tilly gegen Falkenberg aus. „Das Unglück und Verderben von Magdeburg," sagt er, „ist vor der Thür. Weil wir aber an solchem Unglück kein Belieben noch Gefallen tragen, sondern dasselbe durch die schuldige Unterwerfung der Stadt unter den Kaiser viel lieber abgewendet sehen möchten, weil es ferner," also spricht Tilly zu Falkenberg, „nicht christlich, noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich ist, daß so viele unschuldige Menschen mit Verlust Leibes und Gutes,

auch aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerste Elend gestürzt, und die Soldaten des Königs nutzlos geopfert werden: so wollen wir den Herrn als einen Reichsunterthan an seine Pflicht gegen den Kaiser erinnern, daß er die Magdeburger in ihrem Unfuge nicht weiter stärke, sondern sie zur schuldigen Unterwerfung ermahne. Um so mehr, da wir nicht dafür halten können, daß der König von Schweden unter solchen Umständen anders handeln würde, oder anders zu handeln befohlen habe. Ein Succurs ist nicht mehr möglich."

Auf diesen letzten Gedanken legt Tilly Nachdruck in allen drei Briefen. Allein die Umstände waren für eine bereitwillige Aufnahme dieser Worte nicht günstig. Erst am Tage zuvor war den Magdeburgern der Brief des Schwedenkönigs in die Hände gefallen, den zuerst Tilly aufgefangen und dann an Pappenheim geschickt hatte, der Brief mit den inhaltsschweren Worten Gustav Adolfs: so wahr er ein König in Ehren sei, er wolle Magdeburg nicht verlassen. Demnach war es für Falkenberg und die betreffende Partei leicht die Aufforderung Tillys als eine Wirkung seiner Besorgnis vor dem herannahenden Schwedenkönige darzustellen. Die Hinweisung Tillys, daß ein Entsatz nicht mehr möglich sei, verlor nicht bloß alle Kraft: sie wandelte sich in das Gegentheil. Der Entsatz durch den Schwedenkönig war nach dem Briefe desselben in den Augen der eifrigen Partei zu Magdeburg nicht bloß möglich, sondern gewis. Dennoch wurde im Rathe auch die andere Meinung erhoben und verfochten, so sehr daß mehre Tage vergingen, bis Falkenberg und seine Anhänger eine Antwort in ihrem Sinne durchsetzten.[1] Dagegen erlangten sie so viel, daß am nämlichen Tage die Vertheidigung neu geordnet ward. Dem Hofmarschall des Königs von Schweden ward abermals die Oberleitung bestätigt. Wir haben von seinen Maßregeln und Anordnungen, von dem was er that und was er unterließ, nur eins ins Auge zu fassen. Er beließ das neue Werk im Norden von Magdeburg gegen die Neustadt in demselben Zustande, in welchem es war, und übergab die Bewachung und den Schutz desselben dem von ihm geworbenen Regimente.[2]

Nicht besseren Erfolg als das Schreiben Tillys hatten am selben oder vorhergehenden Tage die Bemühungen eines Bürgers der Stadt.[3] Johann Alemann, früher selbst Mitglied des Rathes von Magdeburg, damals auf seinem Gute bei Sohlen[4] unfern von Tillys Hauptquartiere, erfuhr von den höheren Officieren, daß und wie man gesonnen sei die Belagerung seiner Vaterstadt mit allem Nachdrucke zu betreiben. Er schrieb[5] deshalb an seine Frau, die noch in Magdeburg weilte, an seinen Schwager, den Bürgermeister Kühlwein: das rathsamste Mittel sei die Abordnung einer Deputation an Tilly. „Wenn man mich mit dazu haben will," sagte Alemann, „so hege ich das Vertrauen, daß das

[1] Gerike p. 75.
[2] Gerike p. 70.
[3] Ausführliche und wahrhafte Relationen bei Calvisius 97.
[4] Hoffmann III. 141 N. 2.
[5] cf. Vortrab vorhabender Außführung, aus was Grund, Mittel, Anfang und Ende die gute Stadt Magdeburg u. s. w. Hildesheim 1633, von Alemann.

Vorhaben der nachdrücklichen Belagerung der Stadt noch abzuwenden sei." Der Brief lief um. Er wurde vielen Leuten kund, insbesondere der Brauerinnung, welche die wohlhabendsten und angesehensten Leute der Stadt unter sich zählte. Eine große Anzahl derselben, der Mehrheit nach ältere Männer, traten zur Besprechung zusammen. Man wies einander hin auf das klägliche Schauspiel der abgebrannten Vorstädte. Die rauchgeschwärzten Trümmer derselben predigten eine sehr eindringliche Mahnung. Niemand wisse, sagten diese bekümmerten Männer, ob nicht dasselbe Schicksal, das hier über die Vorstädte verhängt sei, auch über Magdeburg kommen werde. Man erwog, was das Kriegsrecht dem Soldaten erlaube in einer Stadt, die mit Sturm genommen sei. Man einigte sich den Brief des Mitbürgers und ehemaligen Rathsherrn Alemann dem Rathe der Stadt mitzutheilen und dort anzufragen, ob nicht dieser Vorschlag ein geeignetes Mittel sei der Stadt zu helfen. Vorher jedoch verwahrte sich die Innung durch eine ausdrückliche Protestation, daß sie nicht beabsichtige dem Rathe in seinen Befugnissen vorzugreifen. Während man schon darüber einig war, trat Hans Herkel hervor, ein unruhiger Mensch und verdorbener Apotheker, vor der Rathsveränderung der Führer [1] der Plenipotenzer, welche dieselbe durchgesetzt hatten. Er pflegte sich an anderen Orten auszulassen: ehe man akkordire, solle lieber alles über und über gehen. [2] Deutlicher noch hatte er seine Meinung kund gegeben: [3] „Ehe wir vom Kaiser hören wollen, soll lieber kein Stein auf dem anderen bleiben." Waren solche Worte buchstäblich zu nehmen, oder war es nur eine allgemeine Drohung? — Der Name des Kaisers war ihm so verhaßt, daß er denselben in keinem schriftlichen Vorschlage, in keiner Berathung leiden wollte. In gleicher Weise redete er auch hier vor der Brauerinnung. Die alten Herren, sagte er, wollten gern wieder auf den rothen Polstern sitzen. Sie hätten lieber den Bürgern ihr Gold und Silber im Beutel belassen und die Kaiserlichen nachdrücklicher angreifen sollen: so säßen sie noch wohl da. Das Ziel des Vorschlages, den sie an den Rath zu bringen gedächten, laufe auf Akkordiren hinaus. Die Brauerinnung kehrte sich nicht weiter an die Reden dieses Mannes. Sie erwählte eine Deputation von acht der ihrigen, um dieselben mit dem Notare der Innung nach dem Rathhause zu senden.

Unterdessen eilte Hans Herkel fort nach dem Rathhause. Dort fand er einen der Prediger. Er theilte demselben das Vorgefallene mit, und beide ließen sich in der Rathstube anmelden. Sie erhielten sofort Einlaß. Sie berichteten daß die Brauerinnung beisammen sei, wegen des Schreibens von Alemann berathe und deswegen Anträge an den Rath richten wolle. Sofort wurden zwei Rathsherren mit einem Sekretär nach dem Gildehofe der Brauerinnung entsendet. Sie erklärten der Innung im Namen des Rathes: derselbe wisse, was die Innung bezwecke. Nun sei aber das Schreiben des Johann Alemann ein

[1] Sein Name steht unter den Unterschriften der Plenipotenzer in der Beilage A bei Gerike oben an.

[2] Vgl. den Auszug des Verhöres bei Mailáth III. 238.

[3] Calvisius p. 98.

Privatbrief, auf welchen der Rath keine Rücksicht zu nehmen habe. Vielmehr erwäge man bereits andere Punkte, und denke auf andere Mittel. Deswegen möge die Innung sich versichert halten, daß der Rath die Mittel habe, durch welche die Stadt aus dem Labyrinthe gebracht werden könne. Die Innung möge sich ruhig verhalten und die Zusammenkünfte abstellen. Die Mitglieder der Brauergilde fügten sich und kamen nicht wieder zusammen. Sie mußten gehen mit den Anderen, zum Ziele derselben.

Der Gedanke, daß eine große Genossenschaft von Menschen den Todeskampf wagt um ihre edelsten Güter, um die Religion, um die Freiheit, um das Vaterland: der Gedanke allein ist groß und erhebend. In solchen Zeiten werden Opfer dargebracht, die in der Selbstsucht des täglichen Lebens unbegreiflich erscheinen. Ein anderes geistiges Leben durchpulst die Menge. Die Kraft des Starken schwillt zum Heroismus, und auch der Feige fühlt seine Brust gehoben von Muth. Das Unedle, das Gemeine muß dem Höheren weichen. Der Mensch setzt alles ein, um alles zu gewinnen.

Die menschliche Geschichte ist nicht arm an solchen Beispielen von Kraftanstrengungen gewaltiger Art. Und ob auch sie nicht immer gelungen sind, ob auch die Uebermacht des Drängers sie in den Staub getreten hat: so verfolgt doch auch die späte Nachwelt mit Theilnahme das Geschick der Unterlegenen und Besiegten, und in den Zeiten eigener Erregung treten solche Beispiele mahnend und erweckend vor Augen.

Ist ein solches Beispiel, das mahnend und erweckend uns vor Augen treten könnte, auch in dem Magdeburg des Jahres 1631 gegeben?

Wir haben gesehen, wie die Bürger gegen die Söldner handelten, die im Namen des Schwedenkönigs und des Markgrafen Christian Wilhelm die Stadt vertheidigen sollten. Immerhin mag es entschuldigt werden. Die Bürger hatten für sich das Recht des Buchstabens, den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönige: sie waren nicht verpflichtet etwas für diese Söldner zu thun. Dazu waren die Söldner, wo nicht etwa die starke und zugleich freundliche Hand eines Tilly sie im Zaume hielt, wild und unbändig überall. Freiwillig einen Söldner ins Haus zu nehmen, ihm einen Platz anzuweisen an dem eigenen Tische, das war für einen Hausvater eine unerhörte Forderung. Aber eben darum durfte man von ihnen selbst, um deren irdische Wohlfahrt es sich handelte, um so größere Opferwilligkeit und Freudigkeit erwarten. Wir haben aus den Berichten der Magdeburger selbst, der Theilhaber an der Sache zu entnehmen, ob eine solche Opferwilligkeit und Freudigkeit vorhanden war.

Man fand bei den Meisten, also berichtet ein Bürger,[1] eine große Nachlässigkeit. Der Eine sah auf den Anderen und wollte nicht das Geringste mehr thun, als der Andere. Man schätzte die waffenfähigen Bürger auf 2000, die Bürgersöhne, Knechte und Handwerksburschen auf 3000. Eine solche Zahl mit

[1] Wahrhafftiger Bericht u. s. w. bei Calvisius 34. Hoffmann gibt III. 110 die Worte genauer.

den 2500 Soldaten, war zur Vertheidigung hinter Wall und Mauern ein stattliches Heer. Aber wie war es innerlich beschaffen? Der Arme misgönnte dem Reichen seine Wohlfahrt, daß dieser mehr Freiheit genoß, auch wenn derselbe sein Gesinde und seine Diener, zwei und drei oder mehr zu Walle schickte. Die Reichen dagegen misbrauchten dieser Freiheit. Manche von ihnen kuckten nicht einmal auf den Wall, oder doch sehr selten. Dieß geschah namentlich, sagte man, von denen, welche gut kaiserlich gesinnt waren und von Anfang an in die Verträge nicht gewilligt hatten. Von denen, die zu Walle gingen, hatten die Wenigsten im Sinne dem Feinde ernstlich Widerstand zu leisten, oder ihm Abbruch zu thun. Sie wollten entweder etwas Neues hören, oder sie gingen hin, weil ihre Nachbaren sie aufgefordert sie zu vertreten, und dafür sie bezahlten. Deshalb lagen die Meisten den ganzen Tag auf dem Walle, und handhabten die Bierflaschen besser als die Musketen. Dazu kam die alte Ordnung, daß jedem Viertel der Stadt bestimmte Posten angewiesen waren. Die Mehrheit weigerte sich diese alte Ordnung ändern zu lassen. So geschah es, daß die Wachen auf den weniger bedrohten Posten sich um gar nichts zu kümmern hatten, die anderen an ausgesetzten Stellen Tag und Nacht des Feindes gewärtig sein sollten. Diese wurden darüber unwillig, müde und verdrossen, jene wurden in ihrer Trägheit noch träger.

Wir sehen, nicht auf die eigene Kraft vertrauten die Bürger von Magdeburg. Nicht durch sich selber wollten sie erringen, was sie ihre edelsten Güter, ihre Religion und ihre Freiheit nannten, sondern es sollte alles von anderen für sie gethan werden.

Wir reden hier von den Bürgern von Magdeburg im Allgemeinen, gleich als fiele die Schuld der Gesammtheit zur Last. Dem ist allerdings nicht so. Die ganze Partei des alten Rathes, der herkömmlichen Ordnung, mit einem Worte: die conservative Partei, die von Anfang an das Bündnis mit dem Schweden und dem Markgrafen misbilligt hatte, wünschte eine friedliche Ausgleichung. Aber sie blieb in dem Wunsche stecken. Es wird nicht berichtet weder zum Lobe, noch zum Tadel, daß nach dem schwachen Versuche der Brauerinnung auch nur einer aus dieser Partei innerhalb der Stadt energisch seine Stimme erhoben habe gegen einen Zustand der Dinge, welcher das völlige Verderben der Stadt unausbleiblich in nahe Aussicht stellte. Hatte die eine Partei des Uebermuthes und Trotzes nicht auf sich selber, sondern auf fremde Kraft zu viel: so ermangelte die andere auch derjenigen Thatkraft, welche ein jeder Bürger eines Gemeinwesens sowohl zur eigenen Erhaltung, als für das Gesammtwohl zu beweisen schuldig ist.

Nur ein Nichtbürger in der Stadt wagte es einmal einen nachdrücklichen Schritt zu thun.[1] Der Priester Sylvius, Verwalter des Liebfrauenklosters, der den Charakter und die Gesinnungen des Volkes genau kannte, that dem Rathe der Stadt kund: wenn man ihn auf freien Fuß setze und zum Kaiser reisen

[1] Tepler Manuscript abgedruckt in den historischen politischen Blättern XIV. 300 f.

lasse: so hoffe er die verwickelten Dinge gütlich beilegen zu können. Als Falkenberg das erfuhr, eilte er zornig in das Kloster, wo man diese Geistlichen gefangen hielt, und drohte mit eigener Hand den Sylvius zu ermorden. Nur die Unerschrockenheit desselben, und dann sein Versprechen dergleichen Vorschläge nicht wieder zu thun, entrissen ihn dem augenscheinlichen Tode. Am folgenden Tage kam auch der Markgraf ins Kloster, zog den Sylvius bei Seite und fragte ihn, auf welche Art Sylvius gedenke ihn mit dem Kaiser zu versöhnen. Sylvius verlangte Verzicht auf das Erzbisthum und meinte dagegen: der Kaiser werde den Markgrafen mit anderen Ländereien, die er erblich besitzen könne, hinreichend entschädigen. „Denn ich weiß,“ setzte Sylvius hinzu, „daß der Kaiser sehr gütig und versöhnlich ist.“ Das misfiel dem Markgrafen. Zwar schied er freundlich von Sylvius; doch untersagte er ihm bei Todesstrafe allen Briefwechsel mit den Bürgern der Stadt. Am folgenden Tage ließ der Markgraf ihm alles Schreibmaterial nehmen. Auch das reichte noch nicht hin. Wenige Tage später gebot Christian Wilhelm den Sylvius und die übrigen Mönche in Fesseln zu legen.

Ergab sich die conservative Partei in der Stadt allzu willig in ihr Schicksal: so waren Falkenberg und seine Anhänger um so eifriger. Sie besprachen unermüdlich das Wort des Schwedenkönigs, daß er bis zu Ende April kommen werde. Dieß war, wie sich von selbst verstand, nach dem alten Kalender. Es langten außerdem andere königliche Schreiben an. Falkenberg zeigte sie vor.[1] Sie enthielten dieß und jenes, und die Magdeburger glaubten es. Die Unglücklichen wußten nicht, daß diese königlichen Schreiben auf der Propstei zu Magdeburg geschmiedet waren, um sie zu bethören, um nur vor allen Dingen jeden gütlichen Accord mit Tilly zu vereiteln. Dann auch wieder hieß es: der Entsatz sei da. Schon erblicke man die schwedischen Fahnen. Der Markgraf Christian Wilhelm stieg auf den Domthurm, um die Befreier herannahen zu sehen, um sie zu begrüßen. Das war für die Menge ein untrüglicher Beweis, daß es also wahr sei, und Niemand unter ihnen wagte von Accord zu reden. Und wiederum predigten die Geistlichen, voran unter ihnen der Dr. theol. Gilbert. Reich und Arm, Klein und Groß bezeichneten später ihn und den Pöpping als die Anstifter aller Widersetzlichkeit.[2] Er pries die Ankunft der Schweden auf deutschem Boden als das Werk Gottes, schloß die Fortschritte derselben in das allgemeine Kirchengebet, vertröstete und ermahnte die Bürgerschaft in den Predigten zum Schlagen, Stechen und Fechten bis auf das Aeußerste.

Die traditionelle Auffassung der Geschicke unserer deutschen Nation bringt es mit sich, daß auch heutzutage leider noch viele Deutsche mit dem Magdeburger Pastor Gilbert von 1631 gleiche Ansicht hegen. Ob dieselbe überhaupt irrig sei oder nicht, diese Frage liegt uns weniger nah, als die andere, wie das Benehmen Gilberts in jener Zeit erscheinen mußte. In den Tagen als Gilbert

[1] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius p. 90.
[2] Mailáth III. 238.

predigte, stand noch der Schluß des Tages von Regensburg fest, wo der Schwedenkönig vom Kaiser und den Kurfürsten für einen Feind des Reiches erklärt war. Noch hatte kein deutscher Fürst freiwillig sich offen dem Schwedenkönige angeschlossen: Gustav Adolf war damals noch nicht bloß in Worten, sondern auch in der That der Feind des deutschen Reiches. Und demgemäß fiel das Urtheil der damaligen Deutschen über den Dr. theol. Gilbert aus als dieser Mann, der nach Eid und Pflicht sonntäglich beten sollte für seinen Kaiser, statt dessen betete für die Waffen des fremden Königs und Eroberers gegen sein deutsches Vaterland.

Spätestens bis zum Ende des Aprilmonates hatte der Schwedenkönig Entsatz verheißen. Der April ging zu Ende, und auch das schärfste Auge von den Domthürmen aus gewahrte noch nicht die schwedischen Fahnen. Das erwog der Rath von Magdeburg und beschloß, wo möglich, Zeit zu gewinnen. Der Markgraf Christian Wilhelm hatte Tillys Aufforderung vom $\frac{\text{24. April}}{\text{4. Mai}}$ bereits am $\frac{\text{27. April}}{\text{7. Mai}}$ beantwortet. [1] Er behauptete, daß er völlig in seinem Rechte sei. Er wolle auch ferner durch Verleihung des heil. Geistes seine Handlungen so anstellen, daß sie zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines allein seligmachenden Wortes, Wiederkehr des Friedens u. s. w. gereichten. Doch fügte er hinzu, daß er geneigt sei die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Directoren des Leipziger Conventes, um guten Rath anzugehen, wenn nur Tilly ihm den Paß dazu verstatten wollte. Der Rath von Magdeburg spann diesen Gedanken weiter aus. Als die längste Frist, die der Schwedenkönig zum Zwecke seines Entsatzes gesteckt, völlig verstrichen war, wendete sich der Rath am $\frac{\text{30. April}}{\text{10. Mai}}$ an Tilly, um das Schreiben desselben vom $\frac{\text{24 April}}{\text{4 Mai}}$ zu beantworten.

Die üblichen Phrasen fehlen dabei nicht. Magdeburg ist sich so wenig einer Rebellion bewußt, sagen diese Berather der Stadt, [2] daß vielmehr der Kaiser und nicht minder Tilly selbst der Stadt immer das Zeugnis der größten Devotion gegeben. An dem, was gegen sie geschehe, trage die Stadt gar keine Schuld. Damit nun aber doch sie eine Aussicht habe dieser Kriegslast ledig zu werden, sei sie erbötig alles der Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie der Hansestädte anheim zu stellen, und sich den Vorschlägen derselben nach Billigkeit zu bequemen. Zu diesem Zwecke bat die Stadt um Paß und Rückpaß für ihre Gesandten, und sprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin seine Annäherung an die Stadt nicht fortsetzen werde. — Auch Falkenberg schrieb eine Antwort. Sie enthielt nicht viel. Er werde alles thun, meldete er, was ihm sein Gewissen und sein ehrlicher Name gestatte. Wie weit das reiche, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte, als Falkenberg selbst.

Tilly entgegnete am $^2/_{12}$ Mai. Seine Absicht sei lediglich zu bewirken, daß die Stadt Magdeburg sich ihrer Pflicht gemäß dem Kaiser unterwerfe. Da er nun gar nicht zweifele, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ganz derselben Meinung seien wie er, und in gleicher Weise sie ermahnen werden:

[1] Theatrum Europ. II. 362.
[2] a. a. O. S. 363.

so habe er kein Bedenken gegen den Vorschlag und übersende daher die gewünschten Pässe. Indem er bis dahin willfahrt, schlägt er dann die List dieser Berather von Magdeburg völlig danieder. „Ich besorge jedoch,“ fügt er hinzu, „daß diese Abordnung und Berathung viele Zeit erfordern wird. Nun sind die Dinge dahin gekommen, daß sie keinen langen Verzug mehr leiden. Deshalb ist es besser für Euch, wenn Ihr sofort einen Entschluß faßt. Ich stelle es Euch anheim; denn es handelt sich um Euer Heil und Eure Wohlfahrt. Die Gefahr, die aus solcher Verzögerung entstehen kann, habt Ihr Niemandem beizumessen, als Euch selbst allein.“

Die Pässe lagen dem Schreiben bei. Erst dann, erst nach der Unterzeichnung fiel es Tilly aus sich ein, daß neben den Pässen ein Trompeter noch mehr Sicherheit gewähren würde. Obwohl der Rath von Magdeburg nicht darum, sondern nur um die Pässe gebeten, die er sofort erhielt, fügte Tilly aus sich das Anerbieten hinzu den Abgesandten je nach den drei Orten einen Trompeter mitzugeben.[1] Er verlangte nur darüber Nachricht, wann die Gesandten abreisen sollten. Dann würden die Trompeter zur Verfügung stehen.

Dennoch sind diese Gesandten nicht abgegangen. Woran es lag, ist nicht mit völliger Sicherheit zu ermitteln. Nur so viel ist klar, daß von Seiten des kaiserlichen Feldherrn nicht ein Hindernis obgewaltet hat.[2] Wiederholen wir die Sachlage. Der Rath von Magdeburg hatte die Absendung beschlossen. Er hatte zum Zwecke derselben von Tilly sich Pässe erbeten, nichts mehr. Tilly hatte die Pässe sofort geschickt. Er hatte mehr gethan. Er aus sich hatte dazu die Trompeter angeboten. Diese von Tilly freiwillig dargebotenen Trompeter zu erlangen, hing von dem Rathe ab. Es war die Pflicht des Rathes sich weiter darum zu bemühen, nicht diejenige Tillys, der das Angebot gethan. Der Rath war nicht sehr eifrig. Er scheint ungeachtet dessen, daß er Gesandte bereits erwählt hatte, weiter keinen Schritt für die wirkliche Absendung gethan zu haben. Wozu auch sollte es? Nicht die Absendung war der eigentliche Zweck, um dessen willen man bei Tilly die Bitte gestellt hatte, sondern der Gewinn an Zeit. Diesen Plan hatte Tilly durch seine Erklärung nicht feiern zu wollen, im Voraus vereitelt. Wozu also noch die Absendung?

Denn eine günstige Antwort durfte der Rath von Magdeburg weder bei den Kurfürsten, noch bei den Hansestädten erwarten. Sie alle hatten von Anfang an diese Ochlokratie von Magdeburg entschieden misbilligt. Sowohl Johann Georg von Sachsen, als die Hansestädte hatten von Anfang an den Magdeburgern keinen anderen Rath gegeben, als denjenigen der Unterwerfung unter den Kaiser. Als der Convent von Leipzig bevorstand, hatte der Rath von Magdeburg im Februar 1631 in einem ausführlichen Schreiben[3] die flehende Bitte dargelegt, daß die Fürsten sich der bedrängten Glaubensgenossen der

[1] Man sehe das Schreiben Tillys in der Copia Manifesti mit dem Postscript.
[2] cf. Beilage LXXIV.
[3] Abgedruckt bei Calvisius p. 132 vom 3. Februar 1631.

christlichen evangelischen Kirche annehmen möchten. So sehr auch diese Redensarten denjenigen entsprachen, die bei der Versammlung in Leipzig selbst ertönten: so scheuten sich doch die Fürsten sich hineinzumengen in den trostlosen Wirrwarr dieser Ochlokratie von Magdeburg. Sie thaten nichts. Sie scheinen nicht einmal geantwortet zu haben. Nur diejenige Partei, welche den Krieg wollte um jeden Preis, die Partei des Landgrafen von Hessen-Cassel und seiner Gleichgesinnten, hoben hervor, daß Magdeburg wohl ins Auge gefaßt werden müsse.[1] Einen weiteren Antrag scheinen auch sie nicht vorgebracht zu haben. Sie warteten ab, was aus der Sache von Magdeburg kommen werde. Eines Zuspruches, einer Unterstützung gar durfte der Rath von Magdeburg bei keinem deutschen Fürsten sich getrösten.

Eben so wenig aber durfte nun Tilly sich Hoffnung auf Erfolg von einem Schritte machen, den er selber damals bei diesen beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg that. Er hatte schon bei dem Beginne der Belagerung sie aufgefordert ihren Einfluß anzuwenden, daß die Rebellion von Magdeburg zur Ruhe gebracht werde. Er wiederholte am 10. und 15. Mai neuen Stiles diese Aufforderungen.[2] Diese zweideutige Stellung der beiden Fürsten war keinem bekannter als Tilly selbst; dennoch oder vielmehr eben darum hatte er ein Recht zu seiner Forderung, daß sie ihm die starke Hand böten wider Magdeburg. Noch hatten beide Kurfürsten nicht geradezu einen Schritt gethan gegen die Erklärung ihrer Gesandten zu Regensburg, und nach dieser Erklärung, nach dem einmüthigen Schlusse aller Kurfürsten zu Regensburg war der Einbruch des Schwedenkönigs in das deutsche Reich ungerechtfertigt, mithin auch die Kurfürsten des Reiches dem Kaiser zur Hülfe gegen diesen fremden Eindringling verpflichtet. Tilly legte nun Gewicht darauf, daß sich die Ochlokratie von Magdeburg nur auf diesen fremden König verlasse. Tilly bittet die Kurfürsten zu erwägen, was die Deutschen von fremden Potentaten und ausländischen Völkern zu erwarten haben. Er weist hin auf die kundbare Erfahrung, auf die täglichen Beispiele, daß die Fremden in Deutschland nichts suchen als eigene Herrschaft und ihr besonderes Interesse, daß sie alles zu behalten suchen, was sie an sich reißen, und ihr letztes Ziel immer sei die Zerstückelung des deutschen Reiches. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch solche Worte die schwachen, von bestochenen Räthen umgarnten Kurfürsten, von denen noch gar Georg Wilhelm wehrlos in der Hand seines furchtbaren Schwagers war, nicht zu ihrer Pflicht zurück riefen. Sie beharrten in ihrem Schaukeln und Schwanken, bis der Drang der Umstände sie zwang Partei zu nehmen gegen das kaiserliche, das deutsche, das eigene Interesse. Aber es ist wichtig hervorzuheben, daß der deutsche Feldherr offen und unumwunden also zu ihnen gesprochen, und mit richtigem Blicke der Erfahrung alles andeutet, was nachher unvermeidlich über das deutsche Reich gekommen ist.

[1] Helbig, Gustav Adolf ꝛc. S. 37.
[2] Copia Manifesti, auch bei Calvisius p. 178.

Und noch kräftiger, noch klarer spricht der alte Feldherr in denselben Tagen zu den Städten der Hansa. Wir haben gesehen, wie der Kaiser Ferdinand diesen Städten zugethan war, wie er ungeachtet ihres Schmollens aufbot, was er vermochte, um sie wieder empor zu bringen auch gegen die Feindschaft der Herrscher des europäischen Nordens. Wir haben freilich auch sehen müssen, wie und durch wen diese Plane zerrannen, ohne daß der betrogene Kaiser den verderblichen Mann durchschauete. Die Hansestädte waren weder dem Dänen, noch dem Schweden geneigt. Sie hatten den einen zu fürchten, wie den anderen. Aber sie fürchteten auch das Restitutionsedict. Deshalb nahmen sie Theil an dem Convente zu Leipzig, und traten in Folge dessen unter sich zu Lübeck zusammen. Dahin richtete Tilly am 6. Mai 1631 seine Warnung.

Man hat ohne Scheu, sagt der alte Feldherr,[1] fremde, undeutsche Potentaten ins deutsche Reich gelockt. Sie treten auf unter einem glänzenden Vorwande, als wenn sie etwa diesem oder jenem Glaubensgenossen Beistand leisten, die deutsche Freiheit und Libertät zu vertheidigen helfen wollen, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Dadurch wissen sie sich mit Glimpf zu insinuiren. Und dennoch suchen sie in der That nichts Anderes als eigene Herrschaft und ihren besonderen Nutzen. Sobald sie festen Fuß gefaßt und ihre Absichten erlangt, werfen sie Fürsten und Herren, namentlich aber Städten und Communen das unleidliche Joch der Knechtschaft über den Hals. Also ist es das Verfahren des Königs von Schweden. Er hat nicht bloß alles, was er occupirt, ohne Rücksicht auf irgend Jemanden, ohne Freundschaft für Jemanden inne behalten und nennt es sein eigen, sondern hat auch in Pommern und anderen Gegenden sich zunächst der Seestädte bemächtigt.

Was hier der alte Feldherr warnend voraussagte, das fand in den Ereignissen, in der Entwickelung der nächsten Jahre nur allzu reichlich seine Bestätigung. In den deutschen Städten ruhte zu einem bedeutenden Theile die Kraft des Reiches. Aber nur Deutschland, nur das eigenthümlich deutsche Wesen kannte solche Städte, nur auf deutschem Boden hatte sich eine solche Selbständigkeit mit allen reichen Blüthen der Freiheit, der Bildung und des Wohlstandes entwickeln können. Der Schwedenkönig kannte in seinem Lande nicht ein deutsches städtisches Leben. Er kannte nur Unterthanen, die willig oder unwillig ihm gehorchten, um mit ihrem Blute und ihrer Armuth ihm zu dienen für seine Kriegeslust. Darum hätte für die deutschen Städte Heil und Sicherheit nur im engen Anschlusse an ihren Kaiser gelegen, der ihre Selbständigkeit unangetastet ließ, der sie dabei schützte. Wenn der Boden, auf welchem die deutschen Städte empor gewachsen und erstarkt waren, nicht mehr deutscher, sondern schwedischer Boden wurde: so mußte auf diesem fortan schwedischen Boden die Selbständigkeit der Städte verwelken, ihre Freiheit zu Grunde gehen. Die deutschen Städte mußten auf die Dauer werden, was die schwedischen waren.

Aber freilich: Magdeburg hatte sich ja gegen solche Möglichkeiten verwahrt.

[1] Theatrum Europ. II. 393.

Es hatte, wie der Rath dieser Stadt nach Stalmanns Worten glaubte, einen Vertrag mit dem Schwedenkönige abgeschlossen nach eigenem Willen und darin alle Rechte und Privilegien, seine Autonomie feierlichst gewahrt. Es ist nicht zu leugnen, daß dieß alles wohlverbrieft auf dem Papiere stand, untersiegelt und unterschrieben von der Hand des Königs in Schweden. Der Schwedenkönig wollte ohne allen Vortheil seinerseits die Stadt bei dieser Autonomie schützen und erhalten. Also hatte er wiederholt und nachdrücklich zu thun versprochen, und selber die letzte Frist seiner Hülfe auf den Ausgang des Aprilmonates gesetzt. Bis dahin hatte der König die gewünschte Hülfe nicht gebracht. Aber bei dem Ausgange des Aprilmonates war es mit Magdeburg noch nicht zu Ende. Der König konnte noch die Hülfe bringen. Also durften die Magdeburger hoffen. Der König selbst hegte noch eine andere Hoffnung. Es bot sich ihm die Möglichkeit die Noth und Gefahr von Magdeburg zu benutzen als Drücker auf die Unentschlossenheit des Kurfürsten von Sachsen.

Zunächst mußten die Magdeburger ermahnt werden sich zu halten. Am $^{15}/_{25}$ April fiel Landsberg an der Warthe. Von da aus kehrte Gustav Adolf nach Frankfurt a. O. zurück, und schickte von dieser Stadt aus den Magdeburgern Bericht:[1] er sei begriffen seine sehr ermüdete Armee zusammen zu ziehen, und hoffe sich mit Kursachsen zu verbinden, um seinen Weg gerade aus auf Magdeburg zu nehmen und die Stadt zu entsetzen. Sie möchte sich deshalb nur noch drei Wochen halten, und sich mit einer Capitulation nicht übereilen. Dieser Bericht ist nach der Meldung des officiellen schwedischen Geschichtschreibers abgegangen. Danach ging die Frist bis zum $^{6}/_{16}$ Mai. Der König setzte hinzu: er lebe der gewissen Hoffnung, daß, wenn nur auch Andere ihre Pflicht thäten: so werde alles glücklich und nach Wunsch ablaufen.

Ihre Pflicht thäten? Was doch meinte der Schwede damit? Die Worte konnten den Umständen nach nur auf den Kurfürsten von Sachsen gedeutet werden. Aber nicht der Kurfürst von Sachsen hatte irgend eine Verpflichtung gegen Magdeburg auf sich genommen, sondern nur der Schwedenkönig Gustav Adolf. Johann Georg hatte von Anfang an auch nicht die leiseste Neigung gezeigt das Unwesen von Magdeburg zu billigen.

Dennoch wandte der König sich in entsprechender Weise an Johann Georg.[2] Er schrieb demselben von Frankfurt a. O. aus am $\frac{\text{25. April}}{\text{3. Mai}}$. Er legte abermals nach seiner bekannten Weise dar, daß er nur ungern und gezwungen diesen Krieg unternommen. Da aber die Ausführung seiner gerechten Sache, wie er sagte, mit der Wohlfahrt des Kurfürsten von Sachsen eng verbunden, da deshalb ihnen beiden an dem Entsatze von Magdeburg viel gelegen sei: so möge der Kurfürst sich zu diesem Zwecke mit ihm verbinden. Der König wolle auf die Dessauer Schanze gehen, der Kurfürst solle auf der anderen Seite des Elbstromes an die Muldebrücke sich begeben. Von dort aus würden sie mit

[1] Chemnitz 142 [a].
[2] a. a. O. 144 [b].

vereinter Kraft den Feind vor Magdeburg angreifen. Derselbe Arnim, den wir bereits in so verschiedenen Gestaltungen kennen, und ein sächsischer Hofbeamter übernahmen es auf Johann Georg in dieser Weise zu wirken.

Johann Georg jedoch hielt damals noch fest an seinem Entschlusse einer dritten Partei, welche entscheidend und den Ausschlag gebend zwischen die beiden kriegenden treten sollte. Wie er den Mahnungen des Kaisers zur Niederlegung der Waffen seine Klagen und Beschwerden entgegenstellte, die Aussicht auf die Möglichkeit einer Verbindung mit dem Schwedenkönig durchblicken ließ: so berief er sich dem Schweden gegenüber auf seine Devotion und Pflicht gegen den Kaiser. Er verweigerte nicht bloß die Verbindung seiner Truppen mit den schwedischen, sondern auch den Durchzug durch sein Gebiet und den Verkauf von Lebensmitteln. Der König erneute seine Bitten, seine Aufforderungen.

Während Gustav Adolf also zu Kursachsen redete, benutzte er dasselbe Mittel bei seinem Schwager von Brandenburg.[1] Man hat diesen Verhandlungen in Berlin oft eine Wichtigkeit beigelegt, welche sie nicht haben. Johann Georg von Sachsen hatte für den Schwedenkönig eine schwere Bedeutung, weil er ein Heer zusammengebracht hatte. Georg Wilhelm von Brandenburg hatte ein solches nicht. Er konnte weder nützen, noch schaden. Die Bemühungen des Schweden drehten sich hier um die Erlangung der Festungen Küstrin und Spandau. War die Erlangung derselben unter den obwaltenden Umständen für Gustav Adolf von solcher Wichtigkeit? Gustav Adolf war nicht im Besitze derselben gewesen, als er gegen Frankfurt a. d. O. zog, und doch ließ er Tilly damals fast in seinem Rücken. Gustav Adolf deutet in seinen Bemühungen bei Kursachsen keineswegs an, daß zum Entsatze von Magdeburg der Besitz dieser Festungen für ihn nöthig sei. Er fordert lediglich eine Verbindung der schwedischen und sächsischen Truppen an der Brücke zu Dessau, um vereint gegen Tilly zu ziehen. Hätte Johann Georg sich dazu verstanden: so hätte Gustav Adolf den Zug nach Magdeburg unternommen auch ohne den Besitz von Küstrin und Spandau. Die Festungen waren für ihn überhaupt nicht nothwendig. Wallenstein hatte Jahre lang mit fast unbeschränkter Macht über das brandenburgische Land geboten, ohne jene festen Plätze zu besitzen. Er konnte es, weil Georg Wilhelm daneben auch nicht über das kleinste Heer verfügte. Eben so wenig aber verfügte Georg Wilhelm über ein solches Heer, als sein Schwager aus Schweden ihn bedrängte, als dieser behauptete: er bedürfe der Festungen zu seiner Sicherheit. Immerhin war es ein Vortheil für Gustav Adolf sie zu haben. Die Forderung entsprach dem Plane seiner Strategik Niemandem, der im Bereiche seiner Kanonen war, eine Neutralität, einen Rest von Selbständigkeit zu verstatten. Aber daß er gerade damals die Festungen forderte, als Magdeburg täglich und stündlich ihn erwartete, als er an den Kurfürsten von Sachsen seine Boten schickte wegen des Entsatzes von Magdeburg, wo er doch früher bei seinem Zuge auf Frankfurt diese festen Plätze nicht gefordert hatte:

[1] Chemnitz 142 b.

dieß. Verfahren zwingt zu der Annahme, daß der hauptsächliche Zweck des Schwedenkönigs bei dieser Forderung nicht auf den Gewinn der festen Plätze, sondern auf denjenigen von Zeit gerichtet war.

Sehen wir zu diesem Ende das weitere Verfahren des Königs. Am $\frac{23.\ \text{April}}{3.\ \text{Mai}}$ richtet er von Frankfurt aus seine Aufforderung an Kursachsen. Damals mußten nach der Lage der Dinge von Magdeburg aus wiederholte Berichte an ihn gelangen über die Bedrängnis der Stadt. Gustav Adolf fordert gleichzeitig von seinem Schwager, der offenbar ganz in seine Hand gegeben war, Küstrin und Spandau. Das erstere will Georg Wilhelm hergeben, nicht das letztere. Am $^1/_{11}$ Mai ist Gustav Adolf mit seinem Heere in Köpenick, um von dort aus seiner Forderung Nachdruck zu geben. Er weist dabei, wie sich von selbst versteht, in seinen Worten immer darauf hin, daß die Gefahr für Magdeburg keinen Verzug dulde. Am $^2/_{12}$ Mai weigert Georg Wilhelm. Am $^3/_{13}$ Mai zieht Gustav Adolf mit einer Anzahl Truppen auf Berlin. Der Kurfürst kommt ihm entgegen und sie besprechen sich in einem Wäldchen. Die Besprechung ist fruchtlos, und der König erklärt, daß er sich in sein Quartier zurückbegeben werde, um seine gesammte Macht herbeizuholen.[1] Da treten die Weiber dazwischen, unter ihnen die alte Kurfürstin, die Mutter Friedrichs V. von der Pfalz, und bitten den König mit nach Cölln an der Spree herein zu kommen. Es geschieht. Der ganze folgende Tag, der $^4/_{14}$ Mai, wird mit Unterhandlungen hingebracht. Der König wiederholt unablässig seine Betheuerungen, daß sein Zug auf Magdeburg gerichtet sei. „Wenn man mir nicht helfen will," sagt er, „so ziehe ich zurück und schließe meinen Frieden mit dem Kaiser. Aber am jüngsten Tage werdet Ihr Evangelische dann Rechenschaft geben müssen, daß Ihr nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier schon wird es Euch vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe: so sehet, wie es Euch gehen wird."

Es ist die Andeutung, daß der Schwede den Fall von Magdeburg dem Kurfürsten in's Gewissen schieben werde. Was denn hatte eine legale Obrigkeit, wie der Kurfürst von Brandenburg, gemein mit den Demagogen von Magdeburg? Aber Gustav Adolf entwickelte hier noch weiter die Gewandtheit seiner Worte. Eben hatte er gedroht, dann wieder bedauerte er. „Ich kann dem Kurfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken," sagte der fremde Eroberer, der seit vier Jahren diesen seinen armen, übel berathenen Schwager in Preußen und in Pommern beraubt und mishandelt hatte. „Ich kann es ihm nicht verdenken," sagte Gustav Adolf; „denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewis. Allein was ich begehre, das begehre ich nicht zu meinem Vortheile, sondern zum Besten des Kurfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit." Es sind die Worte, die noch heute so viele thörichte Deutsche verblenden, daß sie in dem fremden Verderber den Retter und Freund erblicken. Ob die Worte damals denselben Erfolg hatten, bezweifeln wir.

[1] Chemnitz 143 b.

Eindringlicher als der Schwedenkönig redete die Kunde von der nahe vor Berlin stehenden schwedischen Heeresmacht. Um 9 Uhr Abends brach die letzte Kraft des Widerstandes bei dem unglücklichen Georg Wilhelm zusammen. Er gab sich in die Hände des furchtbaren theologischen Schwagers. Der Minister Schwarzenberg floh von dannen. Er war fortan seines Lebens in der Mark Brandenburg nicht mehr sicher.

Wir sehen, wie ungeachtet des Eifers, der in den schwedischen Worten sich ausspricht, dennoch die Thatsachen selbst nicht eine solche Eile an den Tag legen. Noch dauerten die Versuche des Schweden auf den Kurfürsten von Sachsen. Aber da nun Spandau dem Schwedenkönige geöffnet werden sollte, mußte er westwärts vorrücken. Er that dieß am $^{5}/_{15}$ Mai und besetzte Spandau.[1] Er zog weiter nach Potsdam, nach Saarmund. Von dort aus richtete er an Kursachsen seine letzte Aufforderung.

Er betheuerte[2] abermals mit Eid und Schwur, daß er bei seinem Werke nichts suche als die Ehre Gottes und das gemeine Beste. Er wiederholte alle Redensarten, die er mit so erstaunlicher Geläufigkeit handhabte. Er erklärte geradezu, daß es für ihn nicht kriegsverständig sei sich zwischen zwei so unsichere Freunde hinein zu begeben. Waren es zwei? Wir wissen, daß Georg Wilhelm von Brandenburg, auch wenn er geneigten Willen dazu hatte, den Schweden gar nicht schaden konnte, weil er gar kein Heer besaß. Nur auf den Kurfürsten von Sachsen kam es an. Wenn Johann Georg nicht mithelfen wolle, sagte Gustav Adolf weiter, so werde er längs der Havel gehen und sein Bestes thun, ob vielleicht der Allmächtige mit seiner Gnade ihm beistehen würde. „Wenn es aber dem göttlichen Willen gefällig ist," schloß endlich Gustav Adolf seine Rede, „unserer Sünden halber etwas Anderes über uns zu verhängen: so begehre ich nicht solchem zu widerstreben, sondern getröste mich, daß ich es gut gemeint und meines Ortes nichts, was von mir gefordert werden kann, unterlassen habe. Ich will auch an allem Blute und Unheile vor Gott und der ehrbaren Welt entschuldigt sein, und solches denjenigen zu verantworten hingeben, welche mich in dieser christlichen Sache verlassen."

Es war der letzte Druck, welchen Gustav Adolf auf den Kurfürsten von Sachsen anwenden konnte. Er fügte demselben noch den Köder hinzu, daß er dem Sohne des Kurfürsten in seinen Ansprüchen an das Erzstift Magdeburg gute Dienste leisten werde. Das schrieb derselbe König, der mit dem Markgrafen Christian Wilhelm im Bunde war diesen Fürsten in das verlorene Erzstift wieder einzusetzen, während der Sohn Johann Georgs nur dadurch Ansprüche hatte, daß er anstatt des abgesetzten und geächteten Christian Wilhelm gewählt war. Wenn dieser letzte Druck mislang: so hatte doch der Schwedenkönig mit gewohnter Meisterschaft eben durch das Mislingen einen neuen Drücker für die Zukunft vorbereitet. Er hatte dem Kurfürsten hier mit wenig verhüllten Worten

[1] Chemnitz 144.
[2] a. a. O. 146 b.

vorhergesagt, daß Magdeburg fallen würde, nicht etwa fallen würde durch eine Capitulation, sondern mit Blut und Schrecken. Wie war das sonderbar! Wenn er für Magdeburg keine Hülfe mehr bringen konnte, also sollte man denken: so brauchte doch darum die Stadt nicht in Blut und Schrecken unterzugehen. Noch stand ja der Weg der Capitulation offen. Es war seltsam, daß Gustav Adolf gerade auf den schlimmsten Ausgang der Dinge so hinwies, als verstehe sich dieser schlimmste Ausgang von selbst. Ihm diente freilich hier die Hinweisung auf einen solchen Ausgang. Er hatte im Voraus diesen Fall von Magdeburg mit Blut und Schrecken für künftige Verwickelungen dem Kurfürsten ins Gewissen geschoben, um den etwaigen Gewissensbiß bei dem Schwächlinge als ferneren Hebel anzusetzen. Das war für den Fall des Mislingens dieses letzten Druckes.

Er mislang. Am $^6/_{16}$ Mai war Gustav Adolf in Saarmund. Wartete er auf Antwort von dem Kurfürsten? Sie kam nicht. Dort lagerte sich der Schwedenkönig. Die kaiserlichen Besatzungen, die möglicherweise auf dem Wege nach Magdeburg ihn aufhalten konnten, zu Brandenburg, Rathenow, Zerbst zogen ab. Der Weg nach Magdeburg war völlig offen, war frei. Es war ein Marsch von höchstens zwei Tagen. Die kaiserlichen Generale wußten es. Sie erwarteten den Schweden nicht mehr täglich, sondern stündlich. Er kam nicht. Er lagerte in Saarmund, und Tilly berannte Magdeburg, die deutsche Stadt, die auf Wort und Zusage des fremden Königs vertrauete. Ob nicht ein lauer Frühlingswest den Donner der Kanonen vor Magdeburg hinübertrug in das Lager von Saarmund? — Also dauerte es vier Tage. Dann war alles vollbracht.

---

## Einundzwanzigster Abschnitt.

So sehr anfangs Tilly gewünscht hatte den Schwedenkönig auf Magdeburg heranzuziehen und dort gegen ihn zu schlagen: so stiegen doch allmählig schwere Bedenken in ihm auf.[1] Pappenheim hatte schon früher diesen Besorgnissen Ausdruck gegeben. Um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen, meint er, sei noch ein eben so starkes Heer nothwendig, wie dasjenige, welches vor Magdeburg lagere. Sowohl der Kaiser als der Kurfürst von Bayern sahen die Sache leichter an. Max spricht wiederholt in den letzten Tagen der Stadt an Tilly die Erwartung aus: „Wir hoffen, daß Magdeburg nunmehr in euren Händen ist." Er baut darauf die Hoffnung, daß Tilly, der dann die Stadt zu seiner Kriegsburg machen werde, einige Truppen entbehren könne. Denn schon sehen die geistlichen Fürsten mit Angst und Sorge auf den Landgrafen

[1] Hormayrs Taschenbuch von 1852—53 p. 293.

von Hessen-Cassel. Sie wissen, daß dieser in seinen Mitteln höchst beschränkte Fürst die Werbetrommel rühren läßt: von woher anders kann er die zulaufenden Söldner bezahlen wollen, als durch Raub an seinen katholischen Nachbarn?

Tilly indessen verhehlt dem Kurfürsten Max seine Sorge nicht.

Indem dieser die Einnahme sicher erwartet, trifft er schon Verfügung über die demnächstige Besatzung derselben. Er meint: Tilly müsse ligistische Truppen hineinlegen. Der Feldherr entgegnet: dieß sei nicht zu rathen, weil ja der Sohn des Kaisers als Erzbischof gewählt und bestätigt sei. Dann aber tritt er zur Hauptsache. Er hat noch nicht viel Vertrauen. Es ist der 14. Mai neuen Stiles, sechs Tage vor dem Falle der Stadt. „Von der Eroberung," meldet der alte Feldherr, „ist zur Zeit noch wenig zu melden oder zu hoffen. Die protestantischen Stände stehen in Rüstung. Das Reich ist im Wirrwarr. Der König von Schweden ist stark. Er hat erst acht Regimenter erhalten, welche die Königin herüber geführt. Wenn er sich gegen mich wendet, wie ich denn stündlich erwarten muß: so muß ich die Belagerung aufgeben und mich auf die Weser zurückziehen."

Am folgenden Tage war der Schwedenkönig in Potsdam, dann zwischen Saarmund und Altbrandenburg und blieb dort stehen.

Indem Tilly stündlich ihn erwartete, gedachte er noch einmal die Sache gütlich zu betreiben, und seiner Gewohnheit gemäß auch die Stadt Magdeburg zum drittenmale aufzufordern. Seine Vollmacht[1] vom Kaiser lautete, daß er in Betreff der Religion die freie Uebung derselben gemäß dem Passauer Vertrage bewilligen solle; denn es sei nicht der Wille des Kaisers irgend Jemand gegen den Passauer Vertrag oder den Religionsfrieden von Augsburg zu beschweren. Wir haben gar oft gesehen, wie diese Anschauung der Dinge sich durch Ferdinands ganzes Leben zog, wie eben sie wieder die Grundlage des Restitutionsedictes war. Tillys Aufforderung an die Stadt geschah am $^{8}/_{18}$ Mai. Der Rath der Stadt hatte die am $^{2}/_{12}$ Mai von Tilly übersandten Pässe nach Dresden, Berlin, Lübeck nicht benutzt und bat nun abermals um neue. Tilly schlug die abermalige Uebersendung ab, und legte der Stadt noch einmal nachdrücklich seine Warnung ans Herz.

„Wir sind nicht abgeneigt gewesen," sagt[2] Tilly, „die begehrten Pässe auf die benannten Personen abermals zu übersenden. Weil jedoch die Dinge so weit gekommen sind, daß jede Verzögerung, wie Ihr selbst vor Augen seht und spürt, die größte Gefahr mit sich bringt: so wird die Absendung zu spät fallen, und sicherlich vergeblich sein. Da denn nun kein anderes und besseres Mittel übrig ist, als daß Ihr bei dieser Lage der Dinge alle anderen Erwägungen hintansetzt und kurzen Entschluß faßt: so haben wir Euch hiermit zu allem Ueberflusse nochmals wohlmeinend erinnern und treulich ermahnen wollen, daß Ihr wohl und reiflich beherzigt, in welche augenscheinliche Leib- und Lebensgefahr, in

[1] Mailáth III. 239.
[2] Copia Manifesti etc.

welchen Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt Ihr und die Eurigen unfehlbar gerathen werdet, und daß Ihr darum jetzt alsbald dem Kaiser, Eurer höchsten Obrigkeit, gemäß Eurer Pflicht und Schuldigkeit Euch gehorsamst unterwerft. In diesem Falle sind noch heilsame Mittel da, durch welche Ihr Euch und die Eurigen erhalten, auch eine solche Capitulation treffen könnt, zu welcher Ihr sonst nimmermehr gelangen würdet."

„Wenn Ihr diese unsere wohlmeinende und treuherzige Ermahnung bei Euch gelten laßt: so gereicht das zu Eurem eigenen Besten. Wenn nicht: so müssen wir es an seinen Ort gestellt sein lassen. In diesem Falle aber werden wir vor Gott und der Welt wohl entschuldigt und in unserem christlichen Gewissen gesichert sein, daß nicht wir, sondern Ihr selbst, und diejenigen, welche Euch in Eurer Halsstarrigkeit stärken, Eures Unglücks und Verderbens einzige Ursache seid, und allein Ihr und jene Anderen die Verantwortung auf Euch ladet, welche bei Gott und der Nachwelt hiernächst Euch schwer fallen wird."

Also der alte Feldherr. In gleichem Sinne, kurz, bündig und eindringlich schrieb er gleichzeitig an den Markgrafen Christian Wilhelm, an den schwedischen Obersten Falkenberg.

Diese letzte eindringliche Ermahnung Tillys blieb nicht ohne Erfolg. Die Stimmung in der Stadt war erschüttert, zumal da Tilly dieser seiner letzten Mahnung und Warnung durch das Feuer aller seiner Geschütze Nachdruck gab. Daß in der Stadt sich Gedanken der Nachgiebigkeit regten, ward auch Tilly dadurch kund, daß man seinen Trompeter, der die letzten Schreiben gebracht, nicht wiederkehren ließ. Man hielt ihn in der Stadt zurück. Wozu anders konnte es sein, als weil man dort über die Bitte um eine Capitulation berieth?

Nur einer stand entgegen mit klarer Einsicht, mit bewußtem Willen dessen, was er that: es war der schwedische Oberst und Hofmarschall Falkenberg. Demgemäß stand mit ihm auch die kleine Schaar der entschlossenen Eiferer, welche von Anfang die schwedische Partei in der Stadt ausmachten. Die Wohlhabenden, die conservativ Gesinnten, die ganze Partei des alten Rathes, die unter den drohenden Umständen in dieser letzten Gefahr stündlich wachsen mußte, hatte ja den Bund mit dem fremden Schwedenkönige nie gebilligt. Nur in jenen hatte Falkenberg seine Stütze gefunden: in Pöpping, in Herkel, in Cummius, in dem Pastor Gilbert und anderen Männern desselben Schlages. Diese waren für Falkenberg, stimmten und wirkten für ihn. Diese ganze Partei wollte nichts wissen von einer Capitulation: an ihrer Spitze Falkenberg. Wie sie widerstrebten, unter welchen Umständen sie entgegenwirkten, das haben wir nachher zu untersuchen. Füreist genügt uns die Thatsache, daß Falkenberg widerstrebte bis zum letzten und allerletzten Augenblicke, so lange er gesehen wurde.

Und warum that das Falkenberg? Es liegt die Antwort nahe; weil der Dienst seines Königs es so erheischte, weil er die Stadt für seinen König erhalten wollte, so lange er konnte, weil er deshalb lieber auf dem ihm anvertrauten Posten sterben, als ihn aufgeben wollte. Diese Antwort scheint wenigstens als die natürlichste nahe zu liegen. Allein diese Antwort erschöpft

die Frage keineswegs. Ein Soldat hält den ihm anvertrauten Posten, so lange er kann, das heißt so lange er das Leben hat. Dieß versteht sich von selbst, wenn es nur eben ein von Soldaten besetzter Posten ist. Anders gestaltet sich die Sache, wenn dieser Posten eine bewohnte Stadt ist. Hier tritt die Rücksicht auf die Bürger ein. Diese Rücksicht steigt nach dem Verhältnisse der Bürger gegenüber der militärischen Besatzung, namentlich wenn die Bürger selbst Theil nehmen an der Vertheidigung. In solchem Falle tritt der militärische Gesichtspunkt den Ort um jeden Preis zu halten, zurück gegen das menschliche Interesse der Schonung. Eine von Bürgern und Soldaten vertheidigte Stadt kann nur so lange vertheidigt und gehalten werden, als Aussicht da ist auf Entsatz.

Diese Ermäßigung der streng militärischen Ansprüche durch die Rücksicht auf menschliches Wohl würde schon gültig sein, wenn Magdeburg eine Stadt des schwedischen Königs gewesen wäre, vertheidigt durch seine Truppen und durch die Bürger, die ihm unterthan waren. Nicht also liegt hier die Sache. Die Rücksicht auf die Bürger und ihre Erhaltung in Magdeburg mußte weit größer sein. Falkenberg vertheidigte die Stadt nicht für seinen König, um dieselbe seinem Könige zu erhalten, sondern um der Stadt willen selbst. Magdeburg hatte frei mit dem Schwedenkönige ein Bündnis geschlossen. Er hatte keine Truppen dort; denn die wenigen, die Falkenberg angeworben, wurden von den Bürgern unterhalten und zwar höchst widerwillig, weil der Vertrag mit dem Schwedenkönige sie davon frei sprach. Gustav Adolf hatte in Wahrheit zu Magdeburg nur einen einzigen Mann, den Obersten Falkenberg. Die Stadt hatte keine Verpflichtungen gegen ihn: nur er hatte gegen sie Verpflichtungen, deren Vortheile er bereits genossen. Er hatte vertragsmäßig gegen Magdeburg die Verpflichtung sie in keiner Noth zu verlassen, auf seine Kosten, seine Gefahr sie zu befreien. Diese Verpflichtung hatte er von Anfang an. Er hatte sie gesteigert durch seine fortdauernden Ermahnungen, daß die Stadt sich halten möge. Er hatte noch in den letzten Tagen seine Ehre dafür verpfändet. Er steigerte seine Pflicht durch seine Nähe; denn eben so wie der kaiserliche Feldherr, der allerdings den Vertrag nicht kannte, durch welchen die Stadt Magdeburg das Schwedenheer auf jeden Fall ausschloß, eben so wie Tilly mit Besorgnis stündlich die Ankunft des Schweden erwartete: so durfte die Partei in Magdeburg sie stündlich mit Freuden hoffen. In der That, die Pflicht des Königs der bedrängten Stadt Ersatz zu bringen, war groß und schwer, wie jemals eine von dieser Art. Und wenn er den Entsatz nicht zu bringen vermochte, so erwuchsen aus diesem Nichtvermögen andere Pflichten gegen die Stadt. Indem wir diese etwaige Pflicht nachher zu erörtern haben, drängt sich zuerst die Frage vor, ob im Sinne des Schwedenkönigs selber ein Entsatz möglich war. Die Beantwortung dieser Frage haben wir am sichersten nur zu suchen bei Gustav Adolf selbst.

Als Alles vorbei war, erließ der Schwedenkönig für das große Publikum einen kurzen Bericht, wie er sagt, warum er der Stadt Magdeburg nicht habe zu Hülfe kommen können. Es ist ein merkwürdiges Aktenstück, ein seltsames Beispiel, wie die menschlichen Gedanken sich unter einander entschuldigen und

anklagen. Gustav Adolf beginnt dasselbe mit dem Vorwurfe, daß die Stadt Magdeburg zu Anfang aller fleißigen Bitten und Ermahnungen ungeachtet kein Geld für ihn habe hergeben wollen. Man traut kaum seinen Augen. Das sagt derselbe König, dessen Abgesandter Stalmann die unglücklichen Magdeburger dadurch bethört und ins Netz gelockt hatte, daß er ihnen versprach, es solle ihnen nichts kosten; der König bezahle alles. Das sagt ferner derselbe König, der in dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg ausdrücklich dieß unterschrieben und untersiegelt hatte: er wolle den Magdeburgern helfen auf seine Kosten, sie in keiner Noth verlassen auf seine Kosten.

Und dennoch, selbst wenn diese Lüge, daß Gustav Adolf von Magdeburg Geld gefordert, daß die Stadt Magdeburg dieß Geld verweigert hätte, selbst wenn diese Lüge wahr gewesen wäre: so war jeglicher Vorwand der Entschuldigung, die der König darauf hätte bauen können, hinweggenommen durch die bedingungslose Versicherung des Königs, welche am $\frac{24.\ \text{April}}{4.\ \text{Mai}}$ durch den Umweg über Tilly in die Hände der Magdeburger kam, durch die Versicherung Gustav Adolfs: so wahr er ein ehrlicher König sei, er wolle sie nicht verlassen! —

Durch diesen Mangel an Unterstützung, sagt weiter der König, sei zu Anfang viel versäumt. Das falle aber nicht ihm zur Last, sondern den Rädelsführern und Verräthern zu Magdeburg. Er selbst behauptet große und ansehnliche Geldposten zur Unterhaltung des Heeres nach Magdeburg geschickt zu haben.

Davon wußten die Magdeburger nichts. Falkenberg hatte von ihnen auf den Credit des Königs Anleihen erhoben, von deren Wiederbezahlung die Vernichtung der Gläubiger den Schuldner entband.

Gustav Adolf sagt ferner: er habe der Stadt auch verschiedene Male Hülfe versprochen. „Aber alle kriegsverständige und sonst kluge und vernünftige Leute wissen," fährt er fort, „daß solche Versprechen nach eines jeden Menschen Möglichkeit und Fleiße und nicht so buchstäblich zu verstehen sind, daß der König blind zufahren und sich vergeblich in Gefahr setzen sollte, ohne Magdeburg zu helfen."

Wenn der Schwedenkönig den unglücklichen Magdeburgern gegenüber auch nur einmal angedeutet hätte, daß er bei seinem Eide und Schwure diese Bedingung eines vernünftigen Mannes, wie er sagt, im Sinne behalte: so möchten die Magdeburger ihr Vertrauen ein wenig beschränkt haben. Da er das nicht that, so vertrauten sie. Sie kannten nicht die kurze, sehr verständliche Lehre Macchiavellis. Ein kluger Fürst, sagt dieser italienische Fürstenlehrer, [1] kann und darf sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben sich gegen ihn selbst kehren würde, und wenn die Ursachen aufhören, die ihn bewogen haben es zu geben. Einem Fürsten kann es nie an einem Vorwande fehlen den Bruch seines Wortes zu beschönigen.

Dennoch konnte nun ja der Schwedenkönig den Magdeburgern gegenüber nicht bloß einen Vorwand, sondern auch Gründe haben, weshalb er sein

[1] Macchiavelli, il principe p. 18.

verpfändetes königliches Wort, seine Ehre nicht einlöste. Er hatte dieß Wort, wie wir wissen, zum letztenmale am $\frac{24.\ \text{April}}{4.\ \text{Mai}}$ den Magdeburgern kund gethan.

Die Gründe, die Gustav Adolf aufzählt, sind die Schwierigkeiten, welche er in Pommern und Mecklenburg im Herbste des Jahres 1630 angetroffen: der kalte, scharfe Winter, der Mangel an Lebensmitteln während desselben, die Besorgnis vor Tilly in der Mark und Mecklenburg. Das alles erörtert der Schwedenkönig, um zu beweisen, weshalb er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen vor der Belagerung durch Tilly. Aber dann? Da es nicht rathsam gewesen, dem Tilly ins Angesicht zu ziehen und das andere kaiserliche Heer in Frankfurt a. d. O. stehen zu lassen: so sei der König im Interesse der Stadt Magdeburg auf Frankfurt a. d. O. gezogen. Er erzählt, wie er dort gesiegt, wie er dann zurückgekehrt, um Magdeburg zu helfen.

Wir haben gesehen, wie das alles in schneidendem Widerspruche mit der Wahrheit steht. Tilly belagerte und bedrängte Magdeburg. Mithin wenn Gustav Adolf Magdeburg vor Tilly retten wollte: so mußte er nicht nach Frankfurt a. d. O. gehen, er mußte nicht vor Tilly ausweichen, sondern er mußte Tilly aufsuchen, mußte mit Tilly schlagen, der seinerseits keinen anderen Plan der Strategik verfolgt hatte, als nur den des Schlagens mit Gustav Adolf.

Aber der Kurfürst von Brandenburg, sagt der König, habe ihn aufgehalten durch Unterhandlungen über Spandau, der von Kursachsen habe sich auf seine Pflicht gegen den Kaiser berufen.

Es ist die wohl berechnete Kunst des Schweden, immer wieder diese beiden Kurfürsten in die Sache von Magdeburg zu verflechten, mit welcher sie nichts zu thun hatten. Aber sei es auch selbst, daß jene beiden ihn aufgehalten hätten. Er war dennoch nur so lange aufgehalten worden, daß er am $^6/_{16}$ Mai zwischen Saarmund und Altbrandenburg stand, und dort vier Tage blieb. Es kam auf diese letzten, die entscheidenden Tage an, wo Gustav Adolf zwischen Saarmund und Altbrandenburg fast im Angesichte der bedrohten Stadt lag.

Gustav Adolf berührt das nicht. Er sagt kurz: „Da die Lebensmittel, die in der Mark ganz fehlten, aus dem Kurfürstenthum Sachsen uns nicht geschafft werden sollten: so hätte das Heer, das ohnehin bei schwerer Hitze und kümmerlicher Nahrung ausgemattet und sehr unwillig war, wenn Tilly nur in seiner Stellung still und unbewegt liegen geblieben wäre, allein aus Hunger und Kummer verderben, oder wohl gar bei der Nähe des Feindes und neuer Werbung verlaufen müssen."

Da Gustav Adolf nach dem Falle von Magdeburg fernerhin noch Wochen lang in derselben Gegend verweilte, ohne daß sein Heer vor Hunger und Kummer verging oder fortlief: so enthüllt sich abermals die neue Unwahrheit. Aber sehen wir, was denn im Grunde diese Rede enthält. Gustav Adolf sagt nicht, daß er im Anmarsch gewesen, daß Magdeburg zu schnell nach seiner Berechnung gefallen, daß er sich in derselben getäuscht, daß er gekommen sein würde, wenn die Magdeburger nur noch ein wenig, nur noch einige Tage sich gehalten hätten. Von dem Allen nichts. Von diesen letzten vier Tagen ist bei ihm überhaupt

nicht die Rede. Der Gesichtspunkt wandelt sich. Gustav Adolf entschuldigt sich nicht deshalb, daß er bis zum 20. Mai nicht habe Entsatz bringen können: er entschuldigt sich, daß er einen Entsatz überhaupt nicht habe bringen können. Hier tritt die Blöße seiner Entschuldigungen sichtbarlich hervor. Indem Gustav Adolf sich entschuldigt, weshalb er nicht gekonnt habe, wendet sich die Sache zu einer Darlegung: weshalb er nicht gewollt habe.

Und nun kehren wir zurück zu der Erörterung der Pflicht, welche für den König erwuchs, wenn der Entsatz nicht möglich war. Geben wir zu, was wir zuzugeben nicht genöthigt sind, daß Gustav Adolf wohl habe helfen wollen, aber nicht können. Sei es also, daß er nicht gekonnt habe. Dieß mußte er sicher wissen mit der entschiedenen Weigerung, die er von dem Kurfürsten zu Sachsen erhielt. Indem er sicher wußte, daß einen Entsatz zu bringen nicht in seiner Hand sei, war es seine menschliche Pflicht der Stadt Magdeburg dieß zu sagen, ihr zu rathen, daß sie capitulire. Diese Pflicht steigerte sich für ihn durch die öftere Verpfändung seiner Ehre, daß er helfen wolle. Indem er die Stadt durch seine Verheißungen so weit hineingeführt, war es nun, da er keine Möglichkeit sah diese Verheißungen zu erfüllen, seine Aufgabe zu sorgen, daß sie nicht um des Vertrauens willen auf diese Verheißungen zu Grunde ging. Es war das Wenigste, was der Schwedenkönig thun konnte, um seinen ehrlichen Namen in Magdeburg auch nur so weit zu retten.

Dieß Wenigste hat Gustav Adolf nicht gethan. Sein Oberst in Magdeburg widerrieth jede Capitulation, absichtlich, laut, bis auf die letzte Stunde und in der letzten Stunde. Er war der Führer des Widerstandes gegen jedes gütliche Abkommen. Indem Falkenberg klar einsah, was davon kommen mußte, wenn man nicht capitulire, und indem er dann dennoch widerrieth, bleibt nur die Annahme übrig: Falkenberg wollte das Verderben, den Untergang der Stadt Magdeburg nicht hindern. Eine solche Annahme, die wir zunächst nur als Annahme hierher setzen, zwingt uns aus sich selber sofort und unmittelbar einen Schritt weiter zu gehen. Der Commandant einer belagerten Stadt, der den Untergang der von ihm vertheidigten Stadt nicht hindert, befördert denselben; und es tritt dann die zweite Frage hinzu, ob er bloß negativ befördert durch Nichthindern, oder ob er auch positiv befördert durch Erleichtern der Angriffe, durch in die Hände spielen fester Werke.

Wir haben mithin die Pflicht den Beweis für diese Annahme zu bringen. Doch bevor wir diesen Beweis antreten, aus den äußeren Thatsachen selbst es darzuthun suchen, ob diese Annahme begründet sei oder nicht, liegt noch eine andere Aufgabe uns näher. Bevor wir die äußere Wahrscheinlichkeit untersuchen, haben wir die innere darzulegen. Wir haben zu fragen, was denn der König Gustav Adolf durch einen Entsatz der Stadt Magdeburg für sich zu erwarten hatte. Wir haben zu diesem Zwecke zurück zu blicken auf den Vertrag, welchen Stalmann im August 1630 mit der Stadt abschloß, welchen der König einige Tage später unterschrieb und untersiegelte.

Den Worten dieses Vertrages gemäß war der Schwedenkönig verpflichtet

der Stadt zu helfen auf seine Kosten. Auf eine Aufnahme in die Stadt Magdeburg mit seinem Heere vor einem Treffen hatte Gustav Adolf nicht zu rechnen. Ausdrücklich schlossen die Worte des Vertrages sein Heer aus. In dem Sinne der Magdeburger waren das nicht leere Worte. Nur durch den Köder dieser und ähnlicher Worte konnte man eine übel berathene Stadt des deutschen Reiches bethören mit einem fernen, fremden Könige ein Bündnis einzugehen. Und daß man in Magdeburg diese Worte scharf nahm nach dem Sinne, bewies das Verfahren gegen die Truppen des Markgrafen. Sie waren zur Vertheidigung der Stadt bestimmt; dennoch duldete die Stadt sie nicht innerhalb ihrer Mauern. Sie verleugnete in der Furcht vor einem Söldnerhaufen in den eigenen Mauern so sehr alles Rechts- und Billigkeitsgefühl, daß sie die Truppen, welche Magdeburg schützen sollten, in die Vorstädte sich einquartieren ließ, die mit der Sache von Magdeburg nichts zu thun hatten. Die Stadt nahm endlich diese Söldner auf, aber nur mit höchstem Widerwillen. Geschah das gegen die geringe Zahl der Truppen des Markgrafen: wie viel weniger durfte Gustav Adolf darauf rechnen vor einem Treffen sein Heer binnen Magdeburg aufgenommen zu sehen! Auch haben wir gesehen, wie Falkenberg bei der Anlage seiner Schanzen auf die Worte dieses Vertrages Rücksicht nahm. Er bestimmte mehrere derselben vor der Stadt ausdrücklich zur Aufnahme des schwedischen Heeres. Also entsprach es dem Sinne der Magdeburger. Der Schwedenkönig sollte kommen und schlagen um der Magdeburger willen, für sie, mit seinem Heere, zu ihrer Errettung, ohne ihr Zuthun. Also, wir wiederholen es, war es nicht bloß der Wunsch der Magdeburger, sondern dieser Wunsch gründete sich auf den Wortlaut des Vertrages, welchen der Schwedenkönig mit der Stadt besiegelt und unterschrieben.

Das war die Sachlage der Dinge vor einem etwaigen Treffen, welches bei der Annäherung des Schweden zwischen ihm und Tilly mit Sicherheit zu erwarten stand. In diesem Treffen konnte Gustav Adolf entweder geschlagen werden oder siegen. Ward er geschlagen, so stand ihm nach dem Wortlaute des Vertrages mit Magdeburg keine Unterstützung irgend welcher Art von Seiten der Stadt in Aussicht. Wo er keinen Anspruch hatte, da durfte er noch weniger die Erfüllung eines Wunsches hoffen. Es war nicht zu erwarten, daß die Stadt freiwillig einem geschlagenen Heere ihre Thore öffnen würde. Mit größerem Rechte durfte Gustav Adolf besorgen, daß in solchem Falle die Stadt mit dem Sieger ihren Frieden schließen werde auf Kosten des geschlagenen Heeres, nämlich durch die völlige Preisgebung desselben, dem sie vertragsmäßig ohnehin zu nichts verpflichtet war. Nicht einmal den geringsten Unterhalt war die Stadt dem schwedischen Heere schuldig. Denn ausdrücklich sagte der Vertrag: die Bürgerschaft hat für den Unterhalt des Heeres nichts zu contribuiren.

Es war der andere Fall möglich, daß Gustav Adolf in dem zu erwartenden Treffen mit Tilly siegte, daß in Folge dieses Sieges Tilly die Belagerung aufheben mußte. Wenn dieß geschah: so hatte Gustav Adolf gemäß dem Vertrage mit der Stadt Magdeburg seine Pflicht erfüllt, nicht mehr. Er hatte für die

Stadt geleistet, was diese nach seinen Versprechungen an sie zu fordern berechtigt war, nicht mehr. Eine weitere Gegenforderung von seiner Seite an die Stadt konnte auf den etwaigen Sieg nicht gebaut werden. Der Vertrag mit der Stadt sicherte derselben die völlige Autonomie zu, die ungekränkte Selbständigkeit. Deshalb war an die Aufnahme einer schwedischen Besatzung in Magdeburg nach einem etwaigen Siege nicht zu denken. Und das mußte sehr lähmend auf die ferneren Entwürfe des Schweden wirken. Es war sein fester Plan, den wir ihn später unwandelbar befolgen sehen, in den Städten der bisher kirchlichen Fürstenthümer von Deutschland die Erbhuldigung für sich zu fordern und durchzusetzen. Dieß war in Magdeburg nach dem einmal geschlossenen Vertrage zwischen dem Könige und der Stadt vom August 1630 nicht möglich.

Wir sehen, die Stadt Magdeburg verband sich mit den Planen und Grundsätzen des Schweden nicht zu einem organischen Ganzen. Der Spruch: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, ließ sich an Magdeburg nicht durchführen. Es ist das erste und einzige Mal, daß Gustav Adolf bei einem Vertrage mit einer deutschen Stadt auf das Recht einer Besatzung in derselben verzichtete. Er war für dieß eine Mal und nur für dieß eine Mal von seinem Systeme abgewichen, und zwar aus einem sehr wichtigen Grunde. Es war dem Schweden beim Betreten des deutschen Bodens darum zu thun auf die allgemeine Meinung zu wirken, ihr seine Befreierrolle durch ein glänzendes Beispiel lebhaft vor Augen zu stellen. Und ein glänzendes Beispiel war es ja ohne Zweifel, daß eine Stadt des deutschen Reiches, viele Meilen von der Küste gelegen, sich für den fremden König erklärte, und eben so wie er den Ruf erhob: es gelte einen Kampf um die Religion. Das Beispiel hatte gewirkt, unstreitig. Die große Mehrheit der Menschen, welchen der innere Gang, die Entwickelung der Dinge zu Magdeburg völlig verborgen war, dachte sich den Stadtrath zu Magdeburg, wie denjenigen aller anderen deutschen Städte, als eine Corporation ernster, bedächtiger Männer, der Mehrzahl nach vornehmen und wohlhabenden Patrizierfamilien angehörig, reich an Erfahrung, klebend am Hergebrachten, von Hause aus, wie es namentlich von Magdeburg durch viele Thatsachen bekannt war, kaiserlich und deutsch gesinnt. Wenn eine solche Corporation, wie viele Deutsche sich den Rath von Magdeburg nach dem Eindrucke seines Verhaltens in den vorhergegangenen Jahren dachten, wenn eine solche Corporation sich für den fremden König erklärte: so hatte das ein sehr bedeutendes Gewicht für die öffentliche Meinung, so brachte diese Erklärung dem Schwedenkönige eine moralische Stütze zu, auf die er vorher nicht zu hoffen wagen durfte. Diesen unleugbar großen Dienst hatte Magdeburg dem schwedischen Eroberer erwiesen, und dafür hatte der Schwedenkönig die sehr gewichtigen Verpflichtungen auf sich genommen. Ein weiterer Dienst für Gustav Adolf war von Magdeburg nicht mehr zu erwarten. Dagegen erwartete die Stadt die Erfüllung der Verpflichtungen von dem Schwedenkönige. Diese Erfüllung war nur möglich durch eine Schlacht, ein Treffen mit Tilly. Diese Verpflichtung war sehr lästig, sehr störend, sehr hinderlich. Denn Gustav Adolfs Strategik verfolgte den entgegengesetzten Weg. Er suchte nicht ein Treffen mit

Tilly. Er vermied es. Er wollte zur Zeit noch nicht mit Tilly schlagen. Wie war aus diesem schwierigen Dilemma heraus zu kommen?

Es drängt sich die Frage auf, ob nicht Gustav Adolf neue Forderungen an die Stadt erheben, die Abänderung des Vertrages mit der Stadt zu seinen Gunsten verlangen durfte. Aber wie? Sollte er den Einlaß seines Heeres in die Stadt Magdeburg fordern? Die Forderung wäre bedenklich gewesen. Es war voraus zu sehen, daß die Stadt sie nicht gewähren würde. Der Gedanke ein Söldnerheer in der Stadt zu sehen, war unter allen Umständen schrecklich für Bürger. Wir werden später bei anderen deutschen Städten sehen, ob jemals irgend eine sich gutwillig zur Erfüllung einer solchen Forderung des Schweden verstand. Wenn Gustav Adolf der Stadt Magdeburg gegenüber, und wäre es auch zur Hülfe und zum Entsatze derselben gewesen, eine solche Forderung erhob: so war zu befürchten, daß er dadurch dem kaiserlichen General den Weg zu einer Capitulation bahnen würde. Daß Tilly überall und jederzeit zu solchen Capitulationen geneigt war, wußte Gustav Adolf. Einem Könige und Feldherrn von seiner Umsicht, seiner Kenntnis war die Kriegsweise Tillys wohl bekannt, war es wohl bekannt, daß Tilly an jede Stadt, die er belagerte, dreimal das Angebot einer Capitulation richtete, daß er diese Capitulation auch dann noch und gerade dann anbot, wenn der Erfolg des beabsichtigten Sturmes nach menschlicher Ansicht handgreiflich vor Augen lag, daß Tilly endlich diese Capitulation überall und jederzeit auch in der letzten Minute noch den Gegnern gewährte mit allen erdenklichen militärischen Ehren. Beispiele dessen waren außer Göttingen und Stade aus der letzten Zeit noch Neubrandenburg, wo Kniphausen eine Viertelstunde vor dem letzten Sturme das Angebot Tillys zurückgewiesen hatte. Daß Tilly vor Magdeburg eben so handeln würde, durfte Gustav Adolf voraussetzen. Daß in Magdeburg eine sehr zahlreiche Partei ein gütliches Abkommen in dieser Weise wünschte, wußte Gustav Adolf. Wenn nun er selbst mit einer neuen Forderung über und wider den geschlossenen Vertrag hervortrat, mit einer Forderung, welche sämmtliche Bürger, ob kaiserlich, ob schwedisch gesinnt, erschrecken mußte: so war aller Wahrscheinlichkeit nach zu erwarten, daß diese Forderung die Anhänger des Schweden wankend machte, viele derselben den kaiserlich Gesinnten zutrieb, diesen zum Uebergewichte verhalf und demgemäß die Stadt dem kaiserlichen Feldherrn in die Hände brachte.

Dennoch war es denkbar, daß auch im Falle einer solchen Forderung noch die demagogische Partei in der Stadt die Oberhand behielt, daß sie die Forderung des Schweden gewährte. Was dann? In diesem Falle würde Gustav Adolf gar keinen Ausweg mehr gehabt haben den Entsatz der Stadt zu verzögern. Er mußte hinziehen und zwar sofort. Aber würde Tilly ihn auch nur so weit hingelangen lassen? Würde nicht Tilly sich ihm entgegen gestellt haben, bevor Gustav Adolf Magdeburg erreichte, ihn gezwungen haben zu einem Treffen, welches Gustav Adolf noch nicht wollte? —

Irgend eine Forderung an Magdeburg noch zu erheben, war für den Schwedenkönig ganz unthunlich. Er mußte den Vertrag mit der Stadt belassen,

wie er war. Der Vertrag war gleich einer Fessel für die freie Selbstbestimmung des Schweden. Er mußte sehen, wie er sich durch die schwierige Lage hindurch wand die Last dieses Vertrages auf sich zu haben, und doch nicht mit Tilly zu schlagen.

Denn auf der anderen Seite durfte Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht in Tillys Hände fallen lassen. Wir sehen hier ab von der militärischen Ehre und dem Rufe des Königs, von der Verpflichtung, die er gegen die Stadt auf sich genommen, daß er sie in keiner Noth verlassen wolle, überhaupt von seiner Gewissenhaftigkeit. In wie weit eine solche den Schwedenkönig band, ist eine Frage, deren Erörterung wir Anderen überlassen. Wir fassen nur sein eigenes Interesse ins Auge. Magdeburg war der Schlüssel, die feste Burg des Elbestromes. Wer die Stadt besaß, beherrschte diesen Fluß. War Magdeburg in den Händen des kaiserlichen Feldherrn: so konnte Gustav Adolf nicht über die Elbe. An die Erfüllung seines Wunsches den Krieg in die Länder der katholischen Reichsfürsten zu tragen, dort sich die Mittel zur Fortführung desselben zu verschaffen, war gar nicht zu denken. Dagegen machte dann Tilly die Stadt Magdeburg zur Basis seiner Operationen. Die Stadt war reich versehen mit Lebensmitteln. Dieselben reichten, wie Gustav Adolf aus Falkenbergs Berichten wissen mußte, nicht bloß aus für die Bevölkerung auf lange Zeit, sondern auch für ein ganzes Heer dazu. Die Landschaften rund umher waren durch den langjährigen Druck der Wallensteiner ausgeödet. Allzu stark waren Pommern und Brandenburg mitgenommen. Wenn Tilly in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam: so hatte er fernere Mittel dort zur Fortsetzung des Krieges, während dagegen diejenigen des Schweden immer geringer wurden. Wenn dagegen Tilly nicht in den Besitz des **unversehrten** Magdeburg kam, wenn er der Lebensmittel, die dort lagen, sich nicht bedienen konnte, wenn vielleicht auch das genommene Magdeburg seinem Heere kein Obdach und kein Quartier bot: so mußte Tilly augenscheinlich zurück, einestheils wegen der Ernährung seines Heeres, anderntheils weil er im Felde stehend ohne bedeutenden Waffenplatz im Rücken sich nicht mehr sicher fühlen konnte. Denn Kursachsen war zweideutig, der Landgraf von Hessen-Cassel in starker Werbung. Gustav Adolf durfte voraussetzen, daß Tilly das Landgrafengeschlecht von Hessen-Cassel zur Genüge kenne, um zu wissen, wessen das deutsche Reich und der Kaiser sich davon zu versehen hatte.

Indem der Schwedenkönig Gustav Adolf diese Dinge erwog, haftete als Kern derselben für ihn die Frage: was zu thun sei mit Magdeburg. Er selbst konnte die Stadt nicht besitzen, weder mit Güte, noch mit Gewalt. Tilly durfte sie nicht besitzen. Aber Gustav Adolf konnte oder wollte — ob man den ersteren Ausdruck vorzieht, oder den letzteren, ist hier nicht wesentlich — die Stadt gegen Tilly nicht retten. Er mußte sie ihm lassen. Nur durfte Tilly sie nicht in Güte nehmen, unversehrt, sondern mit Gewalt mußte Tilly sich der Stadt bemächtigen, damit sie nicht unversehrt bliebe.[1] Darum mußte Falkenberg mit dem Anhange

[1] Beilage LXXV.

in der Stadt alle gütliche Einigung hintertreiben. Darum aber auch mußte er darauf hinarbeiten, daß die Stadt durch Gewalt in Tillys Hände fiele. Falkenberg mußte den kaiserlichen Truppen den Angriff zu erleichtern suchen, damit ein Sturm geschehen und mit Erfolg geschehen könne, bevor ein gütlicher Accord vereinbart würde.

Es liegt uns demgemäß der Nachweis ob, daß das Verfahren des Falkenberg im Aeußeren den inneren Gründen des Schwedenkönigs entsprach. Wir haben also hier einen Rückblick zu werfen auf die Handlungsweise Falkenbergs in Magdeburg bis an die letzten Tage.

Dieser Mann hatte eine Aufgabe der schwierigsten Art zu lösen, die jemals einem Sterblichen zugefallen ist. Ohne Geld und ohne Heer, nur im Namen seines Königs hatte er sich in Magdeburg durch seine Persönlichkeit den Weg zu bahnen und sich zu behaupten. Er that dieß mit solchem Geschicke, mit solcher Umsicht, daß wir ihn seine Vorschläge stets durchsetzen sehen. Nicht bloß ist der unfähige Christian Wilhelm immer derselben Meinung mit Falkenberg, auch der vielköpfige, schwankende Rath beugt sich ihm und dem weitschichtigen Mantel seiner militärischen Wissenschaft und Erfahrung. Falkenbergs persönlicher Muth, seine Thatkraft wird von keinem der Berichte in Zweifel gezogen.

Allein erwägen wir seine Anstalten zur Vertheidigung, die Bollwerke, die Schutzwehren, die er errichtet oder nicht errichtet. Er läßt mit dem Beginne des Frühlings eine Menge von Schanzen aufwerfen. Sie werden hauptsächlich durch die Bürger gemacht und gewähren für diese und für Falkenberg den Anschein großer Thätigkeit. Allein diese Schanzen sind verstreut, vereinzelt, sie sind errichtet von losem Sande. Rückt der Feind näher, beschießt er gar diese Schanzen: so sind sie entweder nicht lange haltbar, oder werden auch ohne alle Vertheidigung auf Falkenbergs Befehl verlassen. Es handelt sich um das wichtigste Bollwerk, die Zollschanze. Falkenberg hat neue Anlagen um dasselbe abstecken lassen und läßt dieselben machen durch die Bürger. Der Feind naht. Die neuen Anlagen um die Zollschanze sind nicht vollendet, weil sie in der kurzen Frist nicht vollendet werden können. Der Feind bedroht diese neuen Anlagen. Falkenberg beantragt nicht bloß diese bedrohten neuen Anlagen, sondern auch die Zollschanze selbst, zu deren Schutze jene dienen sollen, ohne Schwertstreich zu verlassen. Er beantragt dieß mitten in der Nacht, und führt sofort den Beschluß aus, weil er nach der Lage der Dinge fürchtet am andern Tage wegen des Unwillens der Bürger gegen eine solche Maßregel sie nicht mehr ausführen zu können. Seine neuen Anlagen um die Zollschanze sind dem Erfolge gemäß lediglich im Interesse der Angreifer gemacht. Am folgenden Tage zündet er die Vorstadt Sudenburg und den Flecken St. Michael an, wiederum am folgenden die Neustadt. Die Wiederholung gab eine gewisse Uebung im Brandlegen. Falkenberg sagt, daß es also geschehe im Interesse der Vertheidigung. Allein abermals lehrt der Augenschein, daß die Vortheile dieses Verbrennens lediglich den Angreifern zukommen. Diese haben fortan nicht mehr ein Außenwerk zu berennen, sondern die Thürme und Wälle der Stadt Magdeburg unmittelbar selbst. Aus den Trümmern der Häuser

in den Vorstädten bereiten sie sich Schutzwehren, die Keller derselben wählen sie zu Laufgräben aus. Dennoch ist Magdeburg fest, sehr fest nach Ost, Süd und West. Nur eine Stelle ist schwach, das neue Werk nach Norden. Dieses und dieses allein ist der Kern, um den sich wesentlich die Frage dreht und ferner drehen wird. Der Graben dieses neuen Bollwerkes ist trocken, keine Brust- noch Streitwehr vorhanden, der Wall selbst so thalhängend, daß man mit Leitern leicht hinauf laufen kann. Dazu ist dieß durch seine Schwäche so gefährliche Bollwerk in unmittelbarer Verbindung mit den anderen Werken und mit der Stadt. Da alle Berichte der Augenzeugen und Mitleidenden der Schwäche dieser Stelle erwähnen:[1] so darf man annehmen, daß dieselbe der Gegenstand vielfacher Erörtertung längst vorher gewesen ist. Es änderte nichts. Wie Falkenberg im November 1630 dieß neue Werk gefunden, also beließ er es. Er beließ es, obwohl gerade von dorther der gefährlichste Feind, der eifrige Pappenheim herandrängte.

Dagegen machte Falkenberg andere Anstalten. Der Graf von Mansfeld beschoß an der anderen Seite die feste Bastion, Heydeck genannt. Das hatte keinen Erfolg. Er bemühte sich den Graben zu füllen. Falkenberg ließ von starken eichenen Bohlen einen Kasten machen, denselben mit Musketieren besetzen und auf dem Wasser bis an den gefährdeten Punkt flößen. Als man damit fertig war, ergab sich, daß dieß Schutzmittel erfolglos sei. Hatte Falkenberg überhaupt die ernste Absicht dadurch etwas auszurichten, oder nur die Geschäftigkeit zu bethätigen?

Also hatte Falkenberg gethan bis zum $^{7}/_{17}$ Mai. Es kommt auf die folgenden Tage an; den Fortschritt der Sache in den letzten Stunden.

Am $^{7}/_{17}$ Mai ließ Tilly aus allen Geschützen feuern und setzte dieß am $^{8}/_{18}$, auch am $^{9}/_{19}$ fort, damit dieß seiner Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck verleihe. Am $^{7}/_{17}$ antworteten die Geschütze der Stadt mit gleicher Heftigkeit. Am folgenden Tage verstummten sie. Der Grund ist auffallend. Man war plötzlich zu der Kunde gekommen, daß Mangel an Pulver da sei.[2] Und noch seltsamer ist die Art und Weise, wie dieß in Erfahrung gebracht wird. Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes, berichten dem Bürgermeister, daß sie täglich 18—20 Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner ausgereicht. Nun seien nur noch fünf Tonnen, das ist fünf Centner vorhanden. Also dahin hatten die beiden Rathsherren, die das Pulvermagazin täglich unter Augen haten, es kommen lassen, ohne etwas zu sagen. Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter, und fertige daraus täglich zwei Centner Pulvers. Das reiche indessen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme sehr merklich ab.

Der Bürgermeister beauftragt den Rathsherrn Otto Gerike diesen Pulvermangel dem Kommandanten Falkenberg kund zu thun. Falkenberg entsetzt sich

[1] Vgl. Calvisius p. 53. p. 69, ferner Gerike u. s. w.
[2] Gerike p. 72.

ob des Gehörten und äußert: es habe ihm längst so etwas geahnt; denn Niemand habe sich einreden lassen, noch das unzeitige Schießen mit dem groben Geschütze einstellen wollen. Demgemäß befiehlt Falkenberg das Schießen mit dem groben Geschütze nachzulassen, und trifft Anstalten, daß täglich wenigstens fünf Centner Pulver bereitet werden können.

Der Bericht, der über diese Sache auf uns gekommen, stammt von einer betheiligten Person, dem damaligen Mitgliede des Rathes Otto Gerike, der selber einer der beiden Schutzherren war. Ist darum der Bericht in der Hauptsache nicht anzuzweifeln: so drängt sich andererseits eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten im Einzelnen zusammen. Wochen lang haben diese Belagerten dem Feuer des Feindes reichlich, auch vielleicht allzu reichlich geantwortet, und Niemand von ihnen weiß, daß das Pulver auf die Neige geht! Falkenberg hat sechs Monate lang die Oberleitung der Vertheidigung, und Falkenberg weiß nicht, daß nur noch fünf Centner Pulver vorhanden sind, die nach der bisherigen Weise zum Verbrauche nur eines Vierteltages ausreichen. Der Commandant entsetzt sich über eine Kunde, die er doch, wie er selber sagt, längst geahnet hat. Die Kunde muß diesem Commandanten mitgetheilt werden durch den Rath der Stadt. Zugleich muß ihm mitgetheilt werden, daß die Lunten fehlen. Falkenberg mochte immerhin, wie es nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike erscheint, dem Rathe von Magdeburg zumuthen sein Entsetzen über eine solche Kunde als ein ungeheucheltes anzusehen. Daß auch die späte Nachwelt das ungeheuere Versäumnis dieses Nichtwissens glauben soll, glauben soll von einem Officiere, den der Scharfblick Gustav Adolfs auserwählt hat für einen Posten von solcher Art, den Gustav Adolf in eine Stadt von 30—40,000 Menschen hineinschickt, ohne einen Thaler und ohne einen Mann mit ihm, um dort das schwedische Interesse wahrzunehmen: eine solche Zumuthung auf unseren Glauben an Falkenbergs Ehrlichkeit oder Thorheit wird weder er selbst, noch der Rathsherr Gerike stellen wollen.

Die Sache lag in Wahrheit anders. Es war Pulver verbraucht und zwar sehr viel Pulver nicht bloß für das Schießen, sondern auch für andere Dinge. Es waren Minen angelegt und zwar nicht Minen nach üblicher Art zur Abwehr der Feinde, sondern anderswo. Man fand auch später selbst nach dem ungeheuren Brande viel Pulver in heimlichen Gewölben und in Thürmen.[1] Man fand auf dem neuen Markte eine Mine, die allein fünf Centner Pulvers enthielt.[2] Diese Minen blieben erhalten auch nach dem Brande: die anderen

[1] Fax Magdb. bei Calvisius p. 70. Cf. die folgenden Citate.

[2] Rueppś Bericht an den Kurfürsten Max von Bayern, herausgegeben von Rudhart in Hormayrs Taschenbuch 1852—53 S. 827. Dort steht allerdings Neuenwerkh; allein Mailáth III. 250 hat aus dem Archive zu Wien das Wort Markt. Diese Lesart ist sicher vorzuziehen, und wahrscheinlich beruht werkh auf irgend einem Schreibfehler. Das neue Werk ist nach allen Berichten sichtlich ein solcher Gegenstand der Aufmerksamkeit, daß, wenn dort etwas der Art sich gefunden, sicherlich auch von den Anderen dessen gedacht sein würde. Dieß lag um so näher für die Fax Magd. u. s. w., weil sie Klage erhebt wegen der schlechten Vertheidigung des neuen Werkes.

gingen auf. Wer hat diese Minen gelegt? und wozu? Eine Mine von fünf Tonnen-Pulver in einer belagerten Stadt auf einem öffentlichen Platze kann schlechterdings nicht angelegt werden ohne Wissen und Genehmigung der militärischen Obrigkeit. Indem die Anführer des Heeres bei dem Kaiser, bei dem Kurfürsten von Bayern, bei der Infantin zu Brüssel Bericht erstatten, warum sie den unseligen, verderblichen, für sie selber so traurigen Brand nicht haben löschen können, geben sie sämmtlich als die Ursache dieser unerhörten Feuersbrunst das hin und wieder eingelegte Pulver an.[1] Also haben es die Gefangenen ausgesagt, und nach sämmtlichen Aussagen ist der letzte Quell und Urheber alles dessen Falkenberg.[2] Dieser hat die Bürger oft ermahnt: wenn der Feind wider alles Verhoffen in die Stadt kommen sollte, so möchten sie die Stadt in Brand stecken, damit die Gegner nicht bekommen und genießen, wonach sie so lange getrachtet haben.

Wenn der Generalcommissär Ruepp, von dem wir diese Worte vernehmen, sie niedergeschrieben hätte zu dem Zwecke, um eine Anklage gegen Falkenberg darauf zu bauen: so könnten die Worte Bedenken erregen. Allein so liegt die Sache nicht. Gegen den Vorwurf der maßlosen Thorheit, um von der Grausamkeit nicht zu reden, daß die kaiserlichen Feldherren eine Stadt angezündet haben sollten, an deren Besitz in unversehrtem Zustande ihnen alles gelegen war — gegen einen solchen Vorwurf hatten Tilly, Ruepp und die anderen Befehlshaber sich vor ihren Kriegsherren nicht zu verantworten. Die Ahnung der Möglichkeit, daß jemals irgend Jemand diesen Vorwurf ihnen zuschieben werde, lag ihrer Seele fern. Sie hatten vielmehr ihren Kriegsherren Rechenschaft zu geben, warum die Stadt Magdeburg nicht erhalten war. Aber der Verdacht gegen Falkenberg, welcher so natürlich aus den Reden und Angaben der gefangenen Bürger entsprang, ward wegen des ungeheuren Frevels, den er enthielt, von Ruepp noch zurückgewiesen. „Ich halte in meiner Einfalt dafür," sagt er, „daß Gott diese hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwert, sondern auch durch das Feuer hat verderben und austilgen wollen." „Doch dem lieben Gott allein," setzt er dann wieder im Zweifel an der eigenen Vermuthung hinzu, „dem lieben Gott allein ist alles bewußt."

An solchen Orten befand sich das Pulver der Stadt. Es ward nicht mehr verwendet zum Schießen, zur Abwehr der Feinde, sondern aufbewahrt zur Vernichtung der Stadt und des etwa eingedrungenen Feindes. Ein solcher Plan konnte nicht ein öffentlicher sein. Der Rath in seiner Gesammtheit durfte darum nicht wissen. Ein Bericht[3] eines Mannes, der damals in Magdeburg lebte, sagt allerdings, daß Falkenberg am 9/19. Mai dem Rathe der Stadt den Vorschlag gemacht: wenn der Feind wider alles Vermuthen die Stadt stürmen sollte, wenn man sehen würde, der Kampf sei unglücklich, die Hoffnung auf Sieg

[1] a. a. O. 301.
[2] a. a. O. 315.
[3] Tepler Manuscript abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV. 303.

schwinde, ja sei nach und nach ganz vernichtet: so möge man die Stadt durch angelegtes Feuer dem päpstlichen Feinde entreißen. Wenn auch der Rath auf diesen Vorschlag nicht einging, keinen Beschluß darüber faßte: so hatte Falkenberg selber im Voraus die Sorgfalt dafür getragen, daß die Ausführung geschehen konnte auch ohne den Rath. Falkenberg hatte ja seinen besonderen Anhang. Da waren Pöpping, Herkel und Andere. Er hatte früher auf seiner Reise nach Magdeburg dem Hessen Wolf, als dieser von den verzweifelten Kerlen des Hessenlandes erzählte, den Wunsch ausgesprochen einen dieser verzweifelten Kerle in Magdeburg zu haben. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß er nach seinem Einzuge in Magdeburg noch dieses Bedürfnis empfunden. Es war dort vollständig befriedigt.

Wir haben gesehen, was bei einem etwaigen Eindringen der Kaiserlichen in die Stadt zu erwarten war. Wir haben uns nun zurückzuwenden zu dem Eindrucke, welchen das letzte nachdrückliche Schreiben Tillys am $^{8}/_{18}$ Mai auf den Rath von Magdeburg machte.

Das Schreiben des Feldherrn gelangte zur selben Zeit in die Stadt, als die Kanonen derselben verstummten. Die eindringlichen ernsten, und doch auch wieder den Umständen nach so freundlichen Worte des Feldherrn verfehlten bei Manchen nicht die gewünschte Wirkung.[1] Der Rath neigte sich zu einer Capitulation. Er berief auf den nächsten Tag die Bürger in die Häuser der Viertelsherren zusammen. Sie sollten dort ihre Meinung kund geben, ob man Abgeordnete zu Tilly schicken und mit demselben sich in Unterhandlung einlassen solle oder nicht. Also geschah es am Montag Morgen, dem $^{9}/_{19}$ Mai. Die Meinungen waren verschieden. Einige Viertel sprachen sich mit Mehrheit dafür aus, wieder andere wollten von keiner Capitulation etwas wissen. Sie beriefen sich darauf, daß jeden Augenblick der Schwedenkönig eintreffen und Hülfe bringen könne. Ein Stadtbezirk gar, dessen Einwohner Zweifel hatten an der Aufrichtigkeit ihres Viertelsherrn, schickte noch am selben Abend eine Deputation an den Bürgermeister mit der Erklärung: sie wollten durchaus nicht mit Tilly tractiren, sondern lieber sich wehren bis auf den letzten Mann.

In derselben Weise gaben die Prediger ihre Ansicht kund.[2] Sie erschienen an einem dieser letzten Tage zu Rathhause, unberufen und ungeladen. An ihrer Spitze stand der Dr. Gilbert. Er führte das Wort. Im Namen zugleich seiner Mitbrüder ermahnte er den Rath als die lieben Beicht- und Pfarrkinder zum festen Muthe und zur Beständigkeit. Er vertröstete sie, daß der allmächtige Gott in einer so gerechten Sache, die allein zur Erhaltung seiner Ehre und Lehre gemeint sei, die Stadt gewislich schützen und beschirmen werde. Nur müßten sie beständig bleiben und sich mit den Katholischen in keine Unterhandlungen noch Bündnisse einlassen. In gleichem Sinne redete Gilbert weiter, und der Rath der Stadt Magdeburg hörte ihm zu.

[1] Gerike p. 85.
[2] Gerike a. a. O.

Waren die zwölf Prediger von Magdeburg insgesammt derselben Meinung, die Gilbert hier in ihrem Beisein als in ihrem Namen verkündete?[1] Sie waren es nicht. Es gab unter ihnen doch einige, welche erwogen, daß weder der Kaiser, noch Tilly jemals von der Stadt die Aenderung der Religion verlangt hatten, sondern daß Tilly lediglich die Unterwerfung unter den Kaiser forderte. Dieser Theil der Geistlichen von Magdeburg bedachte, ob es recht sei die Stadt und so viele tausend Menschen in augenscheinliche Gefahr zu bringen. Sie bedachten ferner, ob man nicht lieber durch einen Accord die Religion für die Stadt sichern, ob man nicht auf Gott das Vertrauen setzen solle, daß er durch seine Allmacht die Stadt auch ohne grausamen Untergang bei seinem Worte und seiner Lehre erhalten könne. Sie erwogen ferner, daß im Falle dieser äußersten Bedrängnis es ja doch auch um die Religion gethan sein würde. Also dachten diese Geistlichen. Auch wagten sie zuweilen diesen Gedanken Worte zu geben. Sie wagten es zu anderen Zeiten und an anderen Orten diese Gedanken auszusprechen und mitzutheilen. Allein sie wagten es nicht an entscheidender Stätte, das heißt, sie wagten es nicht in der Gegenwart des Dr. theol. Gilbert. Dazu fehlte diesen Männern der Muth und das eigene Vertrauen. Niemand von ihnen wollte die bei Gilbert stets bereit liegende Anklage auf sich nehmen als ein ungetreuer Hirte erfunden zu werden, der abtrünnig würde zur Zeit der Anfechtung. Deshalb traten sie alle mit Gilbert in die Reihe, zogen mit ihm zu Rathhause, ließen dort ihn reden, ihn allein seine Meinung als die Meinung Aller aussprechen, und thaten, als ob die Worte ihres Führers auch die ihrigen wären.

Tillys Trompeter war seit dem $^{8}/_{18}$ Mai in der Stadt und harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes stand eine Capitulation in Aussicht. Sollte diese Capitulation vereitelt werden, sollte Tilly die Stadt nicht auf gütliche Weise, nicht in unversehrtem Zustande erhalten: so erwuchs aus der Lage der Dinge für den Mann, welcher alles dieß vereiteln wollte, die dringende Aufforderung, die wir in die wohlbekannten Worte eines ähnlichen Verhältnisses zu fassen haben: Was du thun willst, thue bald.

Am Nachmittag des $^{9}/_{19}$ Mai versammelte sich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl. Der Rathsherr Gerike[2] erstattete Bericht über die Lage der Dinge am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim an der Spitze der Belagerer stand. Die Sturmpfähle aus diesem Bollwerke seien die Face entlang aufgegraben: mithin könne die in der Faussebraye, im Unterwalle liegende Besatzung jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden. Gerike endete seinen Bericht mit den Worten: man müsse einen Entschluß fassen, ehe es zu spät werde.

Darauf erhob sich der Syndikus Denhardt. Er sei nicht allein des Rathes Syndikus, sagte er, sondern der ganzen Stadt. Es sei seine Pflicht zu reden

[1] Ganz nach Gerike a. a. O.
[2] Gerike p. 86 f.

nach seiner Ueberzeugung, für die tausende der Menschen, die hier Gefahr liefen. Er fragte, was denn endlich die Stadt machen wolle, wenn sie kein Pulver mehr habe, wenn sie auch sonst den Angreifern so wenig Widerstand thun könne, daß diese bereits bis an den Wall gelangt wären. Der Rath möge bedenken, wie er es vermeiden wolle, daß so viele Menschen in die äußerste Gefahr kämen.

In der That, der Rath bedachte die ungeheure Gefahr, die offen vor Aller Augen lag. Er beschloß eine Deputation an den kaiserlichen Feldherrn hinaus zu senden, mit der Bitte um Unterhandlung. Er trug von Rathswegen dem Mitgliede Gerike auf zu dem schwedischen Obersten Falkenberg zu gehen und diesem zu melden, was er in Betreff der Fortschritte des Feindes wahrgenommen.

Wie seltsam ist abermals das! Falkenbergs Regiment hat den bedrohten Ort zu vertheidigen. Er selbst als militärischer Commandant ist verantwortlich für jeden einzelnen Theil. Er ist es zumal für dieß Bollwerk, das so augenscheinlich bedroht ist, daß jeder Nichtmilitär auf den ersten Blick diese Gefahr erkennt. Und über diese Gefahr soll Falkenberg amtlich von Bürgern in Kenntnis gesetzt werden! Warum hielt der Rath diese amtliche Anzeige an Falkenberg durch einen eigens dazu abgeordneten Rathsherrn für nöthig?

Während Gerike am Nachmittage des 9/19 Mai seinen Bericht erstattete, ergaben sich weitere Dinge. Pappenheim ließ über hundert Leitern an den geneigten, thalhangenden Wall dieses neuen Werkes anlegen. Auch das ward Falkenberg sofort gemeldet. Er kam und sah. Er erwiederte: die Leitern seien zu kurz. Er ließ sie stehen. Da die Bürgerschaft wußte, daß Falkenberg diesen bedrohten Punkt meist selbst in Acht nahm: so beruhigte sie sich mit dieser seiner Erklärung, daß die Leitern zu kurz seien.[1] Vermöge seiner Kriegserfahrung mußte ja er das am besten wissen.

Zwei Wege und Mittel waren nun am Abende des 9/19 Mai für den Rath von Mageburg möglich: entweder die sofortige Ausführung des Beschlusses, welchen man so eben gefaßt, daß man nämlich mit Tilly unterhandeln wolle. Da der Beschluß gefaßt war wegen der Dringlichkeit der Gefahr, weil die Stadt vom neuen Werke her jeden Augenblick mit Sturm angelaufen werden könne: so war die Ausführung des eben gefaßten Beschlusses mindestens eben so dringlich, wie der Beschluß selbst. Das andere Mittel war einen starken Ausfall zu machen, um wenigstens diese augenscheinlich drohende Gefahr abzuwenden, die Sturmpfähle wieder zu befestigen oder neue zu schlagen, die Leitern wegzunehmen oder zu vernichten.

Beide Mittel erwog Falkenberg, und traf demgemäß seine Maßregeln. Er ließ den Bürgermeister ersuchen[2] ohne sein Vorwissen keinen Schritt bei dem feindlichen Heerführer zu thun, sondern am anderen Morgen um vier Uhr den

[1] Truculenta expugnatio u. s. w. Ebenso die Fax Magd. bei Calvisius p. 53. Jene Schrift hat für die Fax in vieler Beziehung als Quelle gedient.

[2] Gerike p. 87.

Rath zu versammeln, damit man gemeinschaftlich die Punkte vereinbare. Der Bürgermeister sagte es zu. Der Gewinn an Zeit, wenn man doch einmal capituliren wollte, kam offenbar den Angreifern zu gute. Von einem Stillstande der Waffen, von einer Bitte darum ward kein Wort laut.

Mithin wurden die Angreifer dadurch nicht gehindert. Und wie lag es doch so offen vor, daß jede Minute, die in der Zeit der höchsten Gefahr zwischen dem Beschlusse der Capitulation von Seiten der Bedrängten und der Ausführung des Beschlusses verstrich, diese Gefahr noch immer steigerte! Aber man konnte sich ja einstweilen sichern durch einen Ausfall, der die Kaiserlichen vom Walle und aus dem Graben vertriebe. Falkenberg kam mit dem Erbieten zu diesem Ausfalle dem Wunsche des Rathes entgegen. Er erbot sich in der Nacht diesen Ausfall zu machen. Derselbe ist nicht erfolgt. Falkenberg hat einen Versuch zu einem Ausfalle nicht gemacht.

Zur selben Zeit wo der Magistrat zu Magdeburg am Nachmittage des $^{9}/_{19}$ Mai mit Besorgnis erfüllt ward vor der drohend offen liegenden Gefahr, hielt auch Tilly Kriegsrath zur Erwägung der Frage, ob man stürmen solle oder nicht. Die Seele des Feldherrn war nicht frei von trüben Besorgnissen.[1] Der Schwedenkönig stand in der Nähe, zwischen Saarmund und Altbrandenburg. Man konnte stündlich, augenblicklich[2] seiner gewärtig sein. War es rathsam unter solchen Umständen, fast im Angesichte des Schweden gegen die große, feste Stadt Magdeburg, die noch nicht durch irgend einen Wallbruch zugänglich gemacht war, Sturm laufen zu lassen? Die Besorgnis vor Gustav Adolf malt sich in allen Schreiben der kaiserlichen Heerführer. Wie auch konnten sie wissen, konnten sie ahnen, daß der Schwedenkönig unbeweglich liegen bleiben werde zu Saarmund, um dort das Weitere abzuwarten?

Dazu hatte Tilly einen anderen Grund nicht zum Sturme zu schreiten. Er hatte am Tage zuvor den Trompeter mit der dringenden Mahnung der Uebergabe in die Stadt gesandt. Noch war derselbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich sich ergeben werde. Und dieß mußte Tilly in jeder Beziehung wünschen, als Feldherr für seine Sache und für sein Heer, aus Mitgefühl für die Stadt. Denn angenommen selbst, was Tilly doch noch bezweifelte, daß der Sturm gelang: so konnte selbst Tilly die Plünderung nicht hindern. Der schwedische Artikelsbrief[3] in dieser Beziehung lautet: In einer eroberten Stadt gehört das Kriegeszeug dem Könige, das Uebrige mit Abzug des zehnten Theiles den Soldaten. Die Gefangenen müssen sich ranzioniren, d. h. durch ein Lösegeld sich das Leben und die Freiheit erkaufen. Der Soldat soll die Ranzion genießen. So war es in allen Heeren. Demnach gestattete das Kriegesrecht die

[1] Vgl. die Briefe in Hormayrs Taschenbuche 1852—53 p. 297 ff.
[2] a. a. O. p. 302.
[3] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief. Tit. XIX. Artikel 86. 87.

Plünderung, und machte die Erlaubnis derselben dem Feldherrn zur Pflicht. Nicht bloß für die Bürger war das mit unendlichem Jammer und Leid verbunden, sondern in Folge der Plünderung einer so reichen, wohlhabenden Stadt mußte auch die Disciplin, durch welche Tillys Truppen so unübertroffen dastanden, tief und schwer leiden. Sie war so schon gefährdet durch die fremdartigen Elemente, welche Tilly mit seinem Heere hatte verbinden müssen, durch die Aufnahme der ehemaligen Wallensteiner. Deshalb war Tilly einem Sturme nicht geneigt.

Um so mehr waren es einige Andere, voran unter ihnen Pappenheim. Er wußte ja, wie weit seine Erfolge gediehen waren, welche Aussichten er dort am neuen Werke im Norden der Stadt auf das Gelingen sich machen durfte. Bei dem häufigen Ueberlaufen der Söldner von Einem zum Anderen ist mit Grund anzunehmen, daß Pappenheim auch über die weitere Beschaffenheit des neuen Werkes, über die Verbindung desselben mit der Stadt genau unterrichtet war. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der für Pappenheim die gegründete Aussicht auf das Gelingen eines Sturmes an seinem Orte eröffnete. Es wird von Freund und Feind unabhängig von einander berichtet, daß Pappenheim täglich am Abend Schreiben aus der Stadt empfing mit Bericht, was den Tag über vorgegangen sei, was die Nacht über vorgehen würde. Pappenheim selbst hat dieß im Beisein vieler Cavaliere nach der Eroberung dem Markgrafen Christian Wilhelm ausgesprochen. Er hat diesen gefragt, wie er doch nur bei den untreuen Bürgern so viel hätte zusetzen und sich wagen mögen.[1] Pappenheim also schiebt es den Bürgern zu. Er erhielt noch am selben Abend abermals solche Briefe, und beschloß deshalb auf jeden Fall am nächsten Morgen anzufallen.

Die Sache wurde damals viel erwogen. Unparteiische Schriftsteller in fremden Ländern vertheidigten die Bürger durch die Bemerkung: da bei der Plünderung und Mishandlung der Stadt keines Bürgers geschont wurde: so ist zu glauben, daß es grundloser Argwohn war.[2] Freilich: es läßt sich nun aber auch nicht annehmen, daß Pappenheim gelogen habe; denn sein Ruhm war um so größer, je mehr Hindernisse er fand, und eine solche Lüge, deren Zweck nicht abzusehen, hätte sicherlich den Erfolg gehabt etwas von seinem Ruhme wegzunehmen. Mithin müssen, da weder eines Bürgers geschont wurde, noch Pappenheim oder irgend sonst Jemand einen Namen nennt, die Briefe anonym gekommen sein. Nun aber fragen wir: welcher Bürger wird die Stadt verrathen haben, ohne nicht wenigstens den Vortheil davon zu tragen, sich durch Nennung seines Namens Anspruch auf irgend welchen Dank und Lohn zu erwerben? Es kann es kein Bürger gethan haben. Es muß ein Anderer gewesen sein. Wer ist dieser Andere?

Um dieß zu beantworten, wäre zuvor die andere Frage zu stellen: was ist

[1] Truculenta expugnatio etc. oder kurzer jedoch wahrhäftiger eigentlicher Bericht u. s. w. Der Verfasser, wahrscheinlich ein Militär, schreibt unter dem unmittelbaren Eindrucke dieser Tage. Nach ihm die Fax Magdb. bei Calvisius 70.

[2] Aitzema III. 551.

denn berichtet? Es wird angegeben: wie stark die Wache sei, welche Posten am stärksten besetzt werden, um welche Stunde die Wache von den Posten wieder abziehe. Wir fragen weiter: wer in einer belagerten Stadt kann das wissen? Unser Bericht, der die Bürger im Allgemeinen beschuldigt, setzt hinzu: „Dieß haben die Verräther gar leicht können zu Werke richten, weil man nichts hat vornehmen dürfen, es hat denn dem Rath und der Gemeinde zuvor zu wissen gethan werden müssen."

Es ist möglich, daß dieser Schreiber geglaubt hat, was er geschrieben. Aber wir haben das Recht zu fragen, ob auch ein Anderer das glauben dürfe? Ist es denkbar, daß ein militärischer Commandant einer Festung auch nur eine Minute einen Oberbefehl fortführt, an welchem solche Bedingungen haften? und wenn er es thut: wie wird man ihn benennen?

Falkenberg war nicht ein solcher Mann. Er war aus der Schule Gustav Adolfs. Als es diesem vorkam, daß ein Capitän seinen Officieren einen Anschlag vorher mittheilte, sagte der König sehr unwillig:[1] „Eines rechtschaffenen Obersten und Capitäns Hemd darf nicht wissen, was er im Sinne führt." Wenn Falkenberg in Magdeburg dieser Ansicht seines Königs gemäß gehandelt hat: so kann der Verdacht des Verrathes nur auf ihn selber fallen. Falkenberg selbst nahm meistentheils diesen Posten in Acht, und daß er es that, darauf verließ sich die Bürgerschaft.[2] Es ist ein Glied in der langen Kette. Es ist noch nicht das letzte.

Der Feldherr Tilly gab in dem Kriegsrathe am Abend des $^{9}/_{19}$ Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Er setzte den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens. Wenn aber dieser Sturm mislänge: so scheint Tilly entschlossen gewesen sein zum Abzuge. Darauf deutet die Abführung der Kanonen an der Sudenburg.

Der Morgen des $^{10}/_{20}$ Mai 1631 brach an. Der Magistrat, der Ausschuß, die Viertelsherren begaben sich der Ladung gemäß um vier Uhr zu Rathhause. Sie erwogen hin und her, welche Vorschläge man dem kaiserlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg besichtigte unterdessen die Wachen und entließ sie.[3] Nur 600 Mann hielten am Morgen die ausgedehnten Werke besetzt. Die Anderen kehrten heim, um sich der Ruhe, dem Schlafe zu ergeben, die übliche Predigt zu hören, oder die Vorfälle auf der Bierbank zu erwägen. Falkenberg ritt nach dem Rathhause. Dort weilte er mit Stalmann und den Räthen des Markgrafen in einem besonderen Zimmer, bis der Magistrat mit der Berathung fertig war. Vier Abgeordnete desselben erschienen vor Falkenberg und den Anderen, um den Entschluß einer Deputation an Tilly kund zu thun. Falkenberg nahm sogleich das Wort und redete. Er sprach kein Wort davon, weshalb er den am Abend zuvor verheißenen Ausfall in der Nacht nicht ausgeführt habe. Auch fragten die Deputirten des Rathes wohl kaum danach, weil

[1] Theatrum Europ. II. 245.
[2] Fax Magdb. bei Calvisius p. 54.
[3] Gerike p. 88 ff.

ja doch das Unterbleiben des Ausfalles bis dahin ersichtlich keinen Schaden gethan, und ferner nun, da man capituliren wollte, auch kaum noch einen Schaden nach sich ziehen zu können schien. Man war ja nun einmal glücklich so weit gekommen, hatte diese gefürchtete Nacht sicher überstanden. Falkenberg erwähnte das nicht. Dagegen zählte er der Länge nach alle Zusagen und Versprechungen des Entsatzes auf, welche sein König so vielfach gegeben und so hoch betheuert habe. Er mahnte, daß man mit Sicherheit auf die Erfüllung derselben vertrauen könnte. Jeden Augenblick, sagte er, könne die ersehnte Hülfe erscheinen, und jede Stunde, die man sich länger hielte, sei nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen. Auch sei ja die Gefahr noch keineswegs so groß, wie Einige meinten.—

In diesem Augenblicke ließ der versammelte Rath durch einen Secretär melden: die Wächter auf den Thürmen des Domes und St. Jacobi zeigten an, daß die Kaiserlichen aus allen Lagern sich stark nach der Sudenburg und der Neustadt zögen, und sich hinter die Schutzwälle und stehen gebliebenen Mauerreste begäben. Gleich darauf erschien ein Bürger vom Walle und berichtete: im Felde lebe es hinter allen Hügeln und Gründen von Reitern, auch habe man sehr viel Volk in die Neustadt rücken sehen. Falkenberg, der eben zuvor die Wachen von den Wällen entlassen, die Vertheidiger auf die möglichst kleinste Zahl verringert, der also gegen die offenbar außerordentlichen Anstalten der Feinde auch gar nichts Außerordentliches gethan hatte, Falkenberg gab den Ueberbringern dieser Nachrichten die Antwort: „Ich wünschte, daß die Kaiserlichen es sich unterstehen und stürmen möchten: sie sollten gewiß so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele." Dann fuhr er fort in seiner Rede.

In wiefern dieser Commandant der also bedrohten Stadt für einen üblen Empfang der Kaiserlichen Sorge getragen hatte, werden wir sehen.

In der Frühe desselben Morgens harrte Pappenheim des versprochenen Zeichens zum Sturme. Es erfolgte nicht. Statt dessen kam eine abermalige Ladung zum Kriegsrathe. Der Feldherr hatte die Nacht im Gebete verbracht, nur eine Stunde hatte er der Ruhe gegönnt.[1] Er hatte nach seiner Gewohnheit zwei Messen gehört. Und doch war er mit sich nicht einig, was zu thun sei. Sein ganzes Bestreben ging unverkennbar darauf hin Zeit zu gewinnen für die Magdeburger. Der Trompeter war noch nicht zurück. Ihre Capitulation stand in gewisser Aussicht. Sollte man da stürmen? Ja es scheint, daß Tilly den Aufschub, der von ihm ausging, nun als Grund gegen den Sturm geltend machen wollte. Da der Sturm nicht gleich mit Tagesanbruch unternommen, sei es nun zu spät. Immerhin ließ er die Truppen sich entwickeln, sich aufstellen, aber um zu schrecken, um zu drohen, um dadurch die Bitte um Capitulation zu erwirken; denn es lag ihm ja alles daran sich der Stadt in unversehrtem Zustande zu bemächtigen.[2] Aber ein alter italienischer Oberst hielt ihm

[1] Das Tepler Manuscript in den historisch-politischen Blättern XIV. 303.
[2] Pufendorf, de rebus suecicis III. 46.

das Beispiel von Mastricht entgegen. Diese Stadt sei mehrere Stunden nach Tagesanbruch dadurch gewonnen, daß die ermüdeten Wachen sich dem Schlafe überließen. Das Wort riß auch die Anderen hin. Tilly willigte in den Sturm, den er nicht wünschte. Er versprach um sieben Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zu geben. Die Obersten begaben sich an ihre Posten, um von drei Seiten zugleich zu stürmen. Doch nur die Nordseite, wo Pappenheim mit vier Regimentern dem neuen Werke von der Elbe an bis zur hohen Pforte gegenüberstand, fordert unsere Aufmerksamkeit. Nur gegen dieses Bollwerk, dessen Fürsorge Falkenberg speciell auf sich genommen,[1] hatte ein Sturm Aussicht auf Erfolg.

Hat Pappenheim auch da noch wieder Bericht empfangen, daß die Wache am neuen Werke schlecht bestellt gewesen sei? — Nicht bloß dieß wird uns gemeldet, sondern sogar auch, daß die Stürmenden das Losungswort gewußt.[2] Und zwar setzt der Berichterstatter das merkwürdige Wort hinzu: „nicht weiß ich, durch was Mittel.“ Also ist dieser Verfasser nicht in die Klasse der schwedischen Schreiber zu werfen; denn gerade diese sind, wie Gustav Adolf selber, eifrig beflissen die Anklage des Verrathes gegen die Bürger oft zu wiederholen.[3] Doch sei dem, wie ihm wolle. Es kommt auf die Thatsache an, ob die Wache am neuen Werke schlecht bestellt gewesen ist oder nicht, ob die Stürmenden dort, wie Falkenberg zur selben Stunde, den Umständen nach kurz vor dem ersten Anlaufe der Pappenheimer auf dem Rathhause es versprach, so empfangen wurden, daß es ihnen übel gefiel.

Der Zeitpunkt, wann Pappenheim anlaufen ließ, ist mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Es war vor dem Zeichen, welches Tilly versprochen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Tilly über die bestimmte Zeit hinaus dasselbe verschoben. Denn der alte Feldherr erwartete von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute die Rückkehr des Trompeters aus der Stadt. Diese Rückkehr machte aller Wahrscheinlichkeit nach den Sturm mit seinem zweifelhaften, jedenfalls gefährlichen Ausgange unnöthig. Als Tilly verzog, glaubte Pappenheim, der allein um die Vortheile seiner Stelle wußte, sich in seinem Rechte den Sturm auch ohne das Zeichen zur bestimmten Stunde zu beginnen. Die anderen Führer warteten das Zeichen ab. Daß Pappenheim in gutem Glauben handelte, ersehen wir daraus, daß er in der Stadt die Officiere der anderen Abtheilungen leidenschaftlich anfuhr:[4] „Heute habt ihr gehandelt wie verrätherische Schelme.“ Wir sehen eben dasselbe aus seiner Forderung an Tilly ein Kriegsgericht über die Säumigen zu berufen. Als Tilly nicht willfahrt, bringt Pappenheim dieselbe Klage an den Kaiser.[5] Auch dort findet er damit nicht Gehör. Eben das

[1] Fax. Magdb. bei Calvisius 54.

[2] Gründliche wahrhafftige Relation, wasmaßen die uhralte u. s. w.

[3] Zuerst Gustav Adolf selbst in der Copia, kurtzer und wahrhafftiger Bericht u. s. w., dann Soldat Suédois I. 75. Arlanibaeus, arma Suecica 168.

[4] Tepler Manuscript in den historisch politischen Blättern XIV. 354.

[5] Förster, Wallensteins Briefe II. p. 91. Nr. 303 Die Anklage, welche Gfrörer

Nichtwillfahren Tillys bewies, daß jene anderen Anführer in ihrem Rechte waren. Sie hatten das Zeichen zum Sturme abgewartet. Da sie nicht ähnliche Vortheile vor sich sahen, wie Pappenheim: so mag immerhin ihr Eifer minder groß gewesen sein.

Pappenheim wartete bis nach 7 Uhr. Seine Soldaten empfingen vorher ein Glas rheinischen Weines. Die Losung war Jesus Maria. Da Uniformen damals noch nicht allgemein gebräuchlich waren, so bedurfte man eines besonderen Erkennungszeichens. Die Soldaten schlangen eine weiße Binde um den linken Arm. Etwa um $7\frac{1}{2}$ Uhr gebot Pappenheim den Anlauf gegen das neue Werk.

Das neue Werk war am Morgen des $^{10}/_{20}$ Mai in derselben Beschaffenheit, wie am Tage zuvor, wo Gerike dem Rathe berichtete, daß die Stadt jeden Augenblick von dorther überfallen werden könne. Es war, wo möglich, in einer noch schlechteren. Die Pappenheimer laufen an. Sie nehmen die Sturmpfähle heraus, welche nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike am Tage zuvor schon lose standen. Sie steigen auf den Leitern hinan, die des Tages vorher schon angelegt sind, die Falkenberg, als die Bürger ihn darauf hinweisen, für zu kurz erachtet hat.[1] Die Pappenheimer steigen in die Faussebraye, den Unterwall. Sie finden dort 15 bis 20 Soldaten des Regimentes Falkenberg, unvorbereitet.[2] Nur die Schildwachen haben brennende Lunten. Die anderen Soldaten in der Faussebraye haben nicht eine Pike, nicht einen Morgenstern, noch sonst eine Waffe, mit welcher man die Stürmenden, den Wall Hinanklimmenden ersticht oder niederschlägt.[3] Sie fallen oder fliehen auf den Oberwall. Die Pappenheimer folgen auf dem Fuße. Sie fürchten[4] dort Minen nach Kriegsgebrauch in solchem Falle. Die Furcht erweist sich als unbegründet. Falkenberg hat anderswo die Minen angelegt. Wie die Soldaten im Unterwalle nichts geahnt haben von der Gefahr, über deren Herannahen seit mehreren Stunden die Wächter von den Thürmen berichtet haben: eben so wenig auch diejenigen auf dem Oberwalle. Ein Prediger des Markgrafen Christian Wilhelm hält dort Betstunde. Um so leichter geht alles von statten. Nach wenigen Minuten sind die Pappenheimer Herren des neuen Werkes und des Walles, welchen dasselbe

nach diesem Briefe gegen Tilly erhoben (Gustav Adolf p. 815 der 2. Aufl.), beruht lediglich auf Gfrörers Misverständnis in Betreff des Wortes Camerada. Der Kamerad ist Wolf von Mansfeld, und nicht Tilly. Tilly ist Pappenheims Vorgesetzter, nicht sein Kamerad. P. bezeichnet ihn immer als Herrn Generallieutenant, als Se. Excellenz u. s. w. Die Absurdität der Anklage Gfrörers ist oft und vielfach dargethan; dennoch ist bei der Verbreitung des Buches die Hinweisung auf diesen Irrthum nothwendig. — Tillys Bericht an den Kaiser sagt: „Insonderheit hat sich der Herr Veld-Marschalckh Graue zur Papenheim seinem bekhandten valor vnd experienz nach also erwisen, daß derselbe seiner geleisteten Dienste halben bey E. Chayf. May. billich zu rhümen." — Briefliche Mittheilung des Herrn von Hurter aus Wiener Archiven.

[1] Fax Magdb. bei Calvisius p. 53.

[2] a. a. O., ferner Gerike p. 88.

[3] Gerike a. a. O.

[4] Hormayr, Taschenbuch von $185^{52}/_{53}$ p. 321.

berührt. Von dort aus fürchten sie beim weiteren Vordringen, daß die Lücken und Gassen mit kurzen Streichbüchsen besetzt sind, die man mit Hagel zu laden pflegt.[1] Also war es der Kriegesbrauch. Hier jedoch ist diese Besorgnis nicht gegründet. Es steht ihnen nichts mehr im Wege, und sie dringen durch den Zwinger in die Stadt. Ihr Verlust bis dahin beträgt nicht fünf Mann.[2]

Aehnlich ergeht es bei der hohen Pforte. Die Schildwache dort ahnt den Feind nicht eher, als bis sie schlaftrunken von den Heraufgestiegenen den Todesstreich empfängt.

Und ferner läßt Pappenheim stürmen, wenn dieß der rechte Ausdruck ist, an der Elbseite. Dort sprang das Wasserrondeel vor. Pappenheim hatte in den letzten Tagen rund um dasselbe einen Damm werfen lassen, der an das Fischerufer innerhalb der Stadt führte. Diesen Weg schlugen einige Compagnien Croaten ein. Sie reiten durch das Wasser. Sie steigen das Ufer hinan, eilen dem Fischerthore zu. Sie finden dasselbe offen und unbewacht. Sie sprengen durch dasselbe in die Straße, und werfen sich sofort auf die nächsten Häuser, um zu plündern.[3]

War das der Empfang, den Falkenberg auf die Nachricht des Herannahens der Kaiserlichen für dieselben verheißen hatte? —

Wir haben ihn verlassen in seiner Rede auf dem Rathhause, daß noch keine Gefahr, daß nun, wo man sich des Entsatzes nicht mehr stündlich, sondern augenblicklich versehen dürfe, der Gewinn einer Stunde nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen sei. Er redete weiter und weiter, fort in diesem Sinne. Da bläst vom St. Johannisthurme herab der Thürmer: Sturm. Er steckt zugleich die weiße Kriegesfahne aus. Es ist ein schöner, stiller Maimorgen.[4] Die Fahne flattert nicht lustig, sie hängt schwer über die Stadt. Was bedeutet sie? Wer von denen, die da unten mit Furcht und Schrecken sie gewahren, mit Entsetzen die Töne des Wächterhornes vernehmen, vermag es das Unglück dieser Stunde in seiner vollen Bedeutung zu ahnen, zu ermessen?

Gerike ist mit in dem Zimmer, wo Falkenberg redet. Er hört es an; aber er ist unruhig, er horcht hierhin, dahin: er zuerst dort vernimmt den Ton des Wächterhornes vom Thurme. Es treibt ihn hinaus, nieder vom Rathhause in die Straßen. Er erblickt in der Fischerstraße die plündernden Croaten. Er kehrt zurück nach dem Rathhause, wo noch die Versammlung ruhig dasitzt, wo Falkenberg immer noch redet. Während Gerike Bericht erstattet, kommen auch Falkenbergs Diener und erzählen, daß der Feind sich des Walles im Norden gegen die Neustadt bemächtigt habe. Da endlich steigt Falkenberg zu Pferde. Aber wohin? Sein Ritt abermals beweist, daß für einen Empfang der Kaiserlichen auch nicht die leiseste Sorge getragen ist. Er reitet nicht zuerst nord- oder nordostwärts

[1] Fax Magdb. bei Calvisius 54.

[2] Pappenheims Bericht an den Kaiser, bei Förster, Wallensteins Briefe Thl. II. S. 94.

[3] Gerike p. 89.

[4] Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvisius p. 106.

nach dem bedrohten Punkte, sondern vom Rathhause aus südostwärts nach der Elbinsel, dem Marsche, um von da das Regiment des Oberstlieutenants Trost herein zu holen. Nachdem er selbst dieses Regiment herbeigeholt, wirft er sich mit demselben oder so vielen als davon beisammen sind, den Kaiserlichen entgegen. Sie sind schon in den Straßen. Er treibt sie zurück bis an den Zwinger. „Weil er aber am Volke schwach und die Feinde ihm zu mächtig waren, ist er, vielleicht ohne Gedanken, an die Spitzen geritten und von dem Feinde erschossen worden. Sein Körper ist nachher von dem Feuer ganz verbrannt, daß man von ihm nichts finden mögen. Dem lieben Gott sind alle Dinge bekannt.“ [1]

Mit solchen geheimnißvollen Worten erzählt den Ausgang dieses Mannes die fanatische Parteischrift eines Augenzeugen für Magdeburg. Der Sinn der räthselhaft dunkeln Worte scheint zu sein: Falkenberg hat seinen Tod gesucht. Es bliebe dann je nach der Auffassung seines Thuns und Lassens die Wahl, ob aus Reue für seine ungeheuren Versäumnisse, oder um durch seinen Tod dem Plane der Vernichtung Magdeburgs im Interesse des Schwedenkönigs das letzte Siegel aufzudrücken. Wir nehmen an, daß er dort umgekommen sei. Mit Sicherheit kann das Niemand sagen. Es war also die allgemeine Meinung. Er wurde verwundet in ein Bürgerhaus bei der Jacobskirche gebracht, und nachher hat man nichts wieder von ihm vernommen. Sein Werk war im Gange: er konnte es als gelungen bereits betrachten. Die Kaiserlichen waren in Magdeburg, mit Sturm: was ferner geschah, kam auf ihre Rechnung.

Die Kaiserlichen waren i n n e r h a l b Magdeburg; doch noch war die Stadt nicht in ihrer Gewalt. Nur Pappenheim an seinem Orte hatte Aussicht auf Erfolg und nicht die anderen kaiserlichen Befehlshaber. Pappenheim war in die Stadt gekommen, weil ihm die Bahn geebnet war. Die anderen Anführer kamen nicht hinein, weil sie anliefen gegen hohe Mauern und feste Thore. Dazu war der Zeitpunkt weit ungünstiger für sie, als vorher für Pappenheim. Sie erwarteten das verabredete Zeichen der drei Kanonenschüsse. Mansfeld mag auch darüber hinaus gewartet haben. Er zauderte, weil die Aussicht des Gelingens für ihn so wenig günstig war. Er begann den Angriff erst dann, als längst die ganze Stadt in Aufregung war über den bis so weit gelungenen Sturm des Pappenheim. Deshalb fand Mansfeld noch dazu eine andere nachdrückliche Gegenwehr.

Die Pappenheimer waren in der Stadt. Dennoch stand für sie auch dort eine ganze Stunde lang die Sache nicht günstig. Es fehlte den Vertheidigern die einheitliche Führung, die zuverlässige Ordnung. Dazu war ihre Zahl bei

[1] Fax Magdb. bei Calvisius p. 54. Sichtlich stellt die Fax dort dem Falkenberg den Markgrafen in der Erfüllung der Pflicht entgegen. Wie weit aber der hier angedeutete Verdacht der Fax gehe, wagen wir nicht zu bestimmen. Nach dem Tepler Manuscript in den historisch politischen Blättern XIV. 303 hat Falkenberg seinem Diener den Auftrag gegeben, wenn er dem Feinde in die Hände fiele, ihn zu tödten.

weitem geringer.[1] Aber diese kleine Zahl leistete mannhaften Widerstand. Der Führer desselben war ein Hauptmann, Namens Schmidt. Als er schwer verwundet niedersank, war keiner mehr da, der ihn ersetzte. Es entbrannte ein wildes regelloses Straßengefecht, welches noch viel Blut und Menschen kostete, dessen endlicher Ausgang indessen nicht zweifelhaft war.

Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem sie zuerst leicht die schlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerstand.[2] Dort wenigstens kämpften Bürger. Um den Widerstand derselben zu brechen, um sie vom Kampfe abzuziehen, ließ Pappenheim dort zwei Häuser anzünden. Die Soldaten thaten es ungern, weil jeder Brand die Hoffnung auf Beute verringerte.[3] Es war ein schöner, stiller Morgen. Die Häuser brannten über eine Stunde hell wie ein Licht in sich zusammen. Vielleicht erreichte Pappenheim eben dadurch seinen Zweck nicht. Die Bürger beharrten im Kampfe, statt zu löschen.

Pappenheim hatte, wie es scheint, schon zuvor durch den Adjutanten Morrien an Tilly die Meldung bringen lassen, daß die Stadt bereits gewonnen sei. Es war zu früh. Der alte Feldherr kam an die hohe Pforte und fand dort den Kampf noch in aller Gluth. Er ließ ein unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde sprengen. Dort drang er selber ein, gebot einige Kanonen herein zu schleppen und gegen die Straßen zu wenden. Das mußte entscheidend wirken.

An den anderen Orten im Osten, Süden und Westen der Stadt führte der Sturm zu keinem Ergebnisse. Es ließ sich mit unzweifelhafter Gewißheit sagen, was alle Magdeburger Berichte von damals wiederholen, daß der Sturm auf die Stadt keine Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, wenn nur das neue Werk an der Nordseite der Stadt einigermaßen besser verwahrt gewesen wäre.[4] Eben dieß ist auch die Rechtfertigung für Tilly, für sein Zaudern, seine Abneigung gegen den Sturm. Was da verborgen mitwirkte, was Pappenheim höchstens ahnte, das konnte Tilly nicht wissen, nicht mit in Anschlag bringen. Nachdem Pappenheim durch einen schnell geebneten Weg über den Wall auch eine Anzahl Reiter ihre Pferde einzeln hatte herüber führen lassen, als die Seinigen von der Nordseite aus immer weiter in die Stadt vordrangen, als sie den Vertheidigern der anderen Werke, der anderen Thore in den Rücken fielen, da war kein Halten mehr. Die Bürger fliehen entsetzt auseinander zu ihren Häusern, die Thore werden geöffnet, die kaiserlichen Truppen dringen in hellen Haufen ein, und es hallt durch die Straßen der jauchzende entsetzensvolle Ruf: All gewonnen, All gewonnen!

Alles? Das war noch die Frage. Bis nach 10 Uhr dauerte ein ordentlicher

[1] Truculenta expugnatio erhebt heftige Vorwürfe gegen die Feigheit der Bürger auch in der letzten Stunde. — Fax Magdb. bei Calvisius p. 61 spricht von der Gegenwehr im Verhältnisse von 40 gegen 1000.

[2] Bericht des Capitäns Ackermann, bei Calvisius p. 106

[3] a. a. O. S. 106 unten.

[4] Fax Magdb. bei Calvisius 57.

Widerstand, ein wirklicher Kampf.[1] Noch war er nicht beendet, als schon die Dinge sich anders gestalteten. Gleich nach 10 Uhr lodert Feuer auf zuerst neben der Apotheke am alten Ringe.[2] Es greift weiter. Noch ist die Luft still und ruhig. Und doch greift das Feuer weiter. Es brennt zugleich an 40, 50 Orten. Am breiten Wege flammt jedes dritte, vierte Haus.[3] Die verborgenen Minen entzünden sich. Ungeheure Rauchsäulen steigen empor. Die leckenden Flammen begrüßen, vereinen sich. In einer halben Stunde[4] brennt es durch die ganze Stadt. Wer hat das gethan?[5]

Es ist die Fortentwickelung des schauerlichen Spieles, welches der ferne, fremde Schwedenkönig und in seinem Auftrage sein Diener Falkenberg mit der deutschen Stadt treibt, weil sie die Thorheit hatte ihm zu vertrauen, ihr Geschick in seine Hände zu legen, zu erwarten, daß er wie er vertragsmäßig ihr besiegelt und gelobt, sie retten würde auf seine Kosten und Gefahr.

Haben wir moralisch ein Recht dem Schwedenkönige das ungeheure Bubenstück zuzuschieben, selbst wenn Falkenberg das alles wirklich gethan, mit Absicht gethan und unterlassen, was bei einer anderen schwächeren Persönlichkeit auch der Unfähigkeit beigemessen werden könnte? Brief und Siegel gibt es über Aufträge solcher Art nicht, und hat es höchst wahrscheinlich nie gegeben.[6] Es fragt sich, ob ein Aktenstück von Gustav Adolf existire eines ähnlichen Inhaltes, in welchem er Gesinnungen äußert, die an Tücke und Bosheit mit jenen, die wir ihm in Betreff Magdeburgs beimessen, etwa auf gleicher Linie stehen.

Wir erinnern uns an seinen Plan,[7] den er 1624 für seinen Angriff auf den Kaiser entwickelte, zu einer Zeit wo auch nicht der leiseste der späteren Scheingründe und Vorwände von Seiten des Schwedenkönigs gegen den Kaiser erhoben werden konnte. Um sich den Weg durch Polen nach Schlesien zu bahnen, schlägt Gustav Adolf folgende Mittel vor. Es versteht sich von selbst, meint er, daß der König von Polen Widerstand leisten wird. Dieser Widerstand kann gebrochen werden durch den Angriff mehrerer Feinde — denn auch den Mokowiter, der damals für die Deutschen auf gleicher Linie mit dem Türken stand, denkt der Schwedenkönig mit hereinzuziehen — und durch Verheerung des polnischen Gebietes, da dort keine Mannszucht gehalten zu werden pflegt. Diese Verheerung kann noch zu Weiterem dienen, meint der König Gustav Adolf. Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin sich zur Frechheit neigen, die Ursache dieser Leiden auf den König von Polen schieben,

[1] Ein warhafftiger Bericht wegen der Belagerung u. s. w. 4 Blätter in Quart. Der Verfasser ist Augenzeuge, protestantisch.

[2] Tepler Manuscript in den historisch-politischen Blättern XIV. p. 306. kath.

[3] Fax. Magdb. bei Calvisius p. 62.

[4] So ausdrücklich: Exitii et excidii M. hist. relatio. Deutsch: kurtze aber doch eigentlicher gründtliche Beschreibung 1631.

[5] Beilage LXXVI.

[6] Man sehe indessen die Nachricht aus Hamburg in der Beilage LXXV.

[7] Moser, patriotisches Archiv V. 175.

gegen ihn schwierig werden und andere Pläne verfolgen, namentlich wenn sie sehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden ist. In diesem Falle würden die polnischen Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren. — Das heißt: mit kurzen Worten: der Schwedenkönig will durch die allgemeine Verheerung des polnischen Landes es dahin bringen, daß die ohnehin frechen polnischen Adligen dem eigenen Könige die Schuld zuschieben und gegen ihn rebelliren. Selbstverständlich muß hier ergänzt werden, daß eine solche Täuschung der polnischen Adligen nicht möglich war ohne die entsprechende Thätigkeit des Schwedenkönigs in der Umkehrung der Wahrheit.

Auf den deutschen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin misträuischen protestantischen deutschen Stände auch hier nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuschieben, sondern ihrem Kaiser, dem General Tilly, dem katholischen Reichstheile und deshalb gegen den Kaiser rebelliren. Im deutschen Reiche war es nicht thunlich ein Land zu verheeren und davon die Schuld den Kaiserlichen zuzuschieben. Dagegen bot sich die Möglichkeit dazu in dieser Stadt Magdeburg.

Das ist das ungeheure Stratagem des Schwedenkönigs. Treten wir der Sache näher. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf keinen Vortheil davon hatte, wenn die Stadt erhalten blieb. Die Bürger klemmten sich auf den Vertrag, durch welchen der Schwedenkönig zuerst sie geködert hatte, und wollten demgemäß alles von ihm haben und nichts für ihn thun. Dagegen hatte Gustav Adolf Vortheil davon, wenn die Stadt zu Grunde ging, wenn sie vernichtet wurde. Er wurde dadurch einestheils von seinen lästigen Verbindlichkeiten, andererseits von der Furcht befreit, daß die reichen Mittel der Stadt, welche er als Freund und Beschützer nicht in seine Hände bringen konnte, auf irgend eine Weise seinem Gegner Tilly dienstbar würden. Eine Capitulation mit Tilly ließ die Stadt erhalten, gewährte Tilly die Mittel die Stadt zum Kriegssitze, zur Kriegesburg zu machen. Deshalb wollten Gustav Adolf und Falkenberg zunächst keine Capitulation. Die Stadt sollte nicht unverletzt bleiben: sie sollte mit Sturm genommen werden. Aber auch bei Sturm und der in diesem Falle nach Kriegsrecht unvermeidlichen Plünderung konnte die Stadt selbst für Tilly gerettet werden. Gustav Adolf kannte seinen Gegner. Er kannte die Disciplin der Tilly'schen Truppen. Er mußte wissen, wie dieselben in Neubrandenburg ungeachtet der Erbitterung, mit welcher sie auf die Schweden einhieben, von Tilly zum Löschen der brennenden Häuser bewogen waren, wie sie ungeachtet alles dessen nach Ablauf der ihnen verstatteten drei Stunden in Reihe und Glied vor den Thoren gestanden. Ein Aehnliches war in Magdeburg zu erwarten. Deshalb mußte hier mitgeholfen werden, damit die Stadt nicht unverletzt bliebe. Das Mittel dazu war Feuer, Anlegung von Minen innerhalb der Stadt, Brandstiftung in großem Maßstabe. Wenn die Stadt, welche Tilly mit Sturm zu nehmen gedachte, im Augenblicke des Sieges ihm unter den Händen zerrann: so verzehrte die Lohe theils die beutegierigen Krieger mit, zerstörte die Kriegsmittel und Vorräthe, theils aber und auf jeden Fall lockerte die Plünderung,

das Feuer selbst und alles was damit im Zusammenhange stand, den Geist der Ordnung, der Zucht, welcher Tillys Veteranen zum gefürchtetsten Heere Europas machte."

Und dann knüpfte sich daran noch eine andere Aussicht. Erinnern wir uns der Worte: Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin zur Frechheit sich neigen, die Ursache der Verheerung auf den König von Polen werfen und gegen ihn rebellisch werden. Wie so sehr viel leichter war das hier! Wie lag es so nahe die Schuld der Zerstörung einer Stadt demjenigen beizumessen, der sie mit Sturm erobert! Allerdings mußte ja eine besonnene, eine vernünftige Erwägung in diesem Falle zu der entgegengesetzten Ansicht kommen, zu der richtigen nämlich, daß das kaiserliche Heer durch die Vernichtung einer Stadt, in welcher jeder Einzelne desselben für sich eine reiche Beute, der Führer eine Burg des Krieges, einen reichen Vorrath[1] an Kriegesmitteln zu finden hoffte, Niemandem einen größeren Schaden thun würde als sich selbst, daß darum eine muthwillige Zerstörung durch das kaiserliche Heer höchst unwahrscheinlich war. Aber nur eine besonnene Erwägung konnte zu dieser Ansicht kommen. Nicht auf diese spekulirte Gustav Adolf, sondern auf die Leidenschaft, auf den Parteigeist, und auf seine eigene meisterhafte Kunst, wenn dieselbe unterstützt ward durch die Gründe seiner Kanonen.

Wir haben uns zu erinnern an das Wort, welches Gustav Adolf in ruhiger Erwägung längst vor dem Kriege daheim zu Stockholm niederschrieb.[2] Als Hauptgrund des Krieges muß gesetzt werden, sagt der König, wie die Absichten der Katholiken und Evangelischen einander so scharf entgegen stehen, daß der für thöricht zu halten ist, der nicht unzweifelhaft erkennt und bekennt, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, und daß einer gütlichen Vergleichung nicht getraut werden darf.

Mit diesem Gedanken war Gustav Adolf nach Deutschland gekommen. Er fand mit demselben dort keinen Anklang. Die katholischen und die protestantischen Fürsten sahen mit gegenseitigem Mistrauen auf einander, die Völker seufzten nach Erlösung von dem entsetzlichen Kriegesdrucke langer Jahre: ein Fanatismus der einen Religionspartei gegen die andere war nur vorhanden bei einzelnen Personen. Gustav Adolf erkannte es. Der Fanatismus, der nicht da war, mußte geschaffen, mußte erregt werden.

Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf zuerst dieß versuchte mit Neubrandenburg. Es trat zu dieser Strategik gleich hier schon sein persönlicher Groll gegen Tilly. Der Greis hatte zwei Jahre zuvor durch die würdevolle Kälte, mit welcher er die Schmeichelreden, die Bestechungsversuche des Schwedenkönigs abwies, denselben tief gekränkt. Das vergaß ihm der Schwede nicht. Das Bestreben in Deutschland einen Religionskrieg zu entzünden, fiel nun zusammen mit der Bethätigung des Hasses gegen Tilly. Beides wirkte zusammen, um die

[1] Fax Magdb. bei Calvisius S. 59.
[2] Söltl, Religionskrieg III. 277.

Lüge hervorzubringen, welche Gustav Adolf seinem Heere über das Benehmen Tillys und der deutschen Truppen in Neubrandenburg verkündete. Wir haben gesehen, wie die Reden praktisch wurden nach der Erstürmung von Frankfurt a. d. O.

Allein das reichte nicht aus für die Predigt des Religionskrieges. Gustav Adolf harrte einer besseren Gelegenheit. Da bot Magdeburg sich dar als das Opfer für den Religionskrieg. Mit der Kopflosigkeit, der Feigheit der Berather dieser Stadt und der Bürger, verband sich in einer wunderbaren Weise die Gunst der Umstände. Magdeburg sollte die Brandfackel werden, die endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamirte, welcher bis dahin bei den Deutschen noch so sehr geringen Wiederhall fand. Um der Religion willen, also konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerstört, und diese Religion euch zu schützen, zu erhalten, das ist meine Sendung. Diese Predigt mußte Erfolg haben, wenn nur erst sie unterstützt ward durch den Nachdruck schwedischer Kanonen, durch einen Sieg.

Aber auch vorher schon ließ sich der Untergang von Magdeburg nutzbar machen. Daß Magdeburg gefallen war, fallen konnte, ließ sich zu einem Vorwurfe machen für die protestantischen Fürsten, welche dem Schwedenkönige nicht beistehen wollten zu einer Zeit, als er die um ihrer Religion willen, wie Gustav Adolf sagte, bedrängte Stadt zu unterstützen im Begriffe stand. Daß Gustav Adolf diesen Vorwurf zu erheben Willens war, hatte er beiden Kurfürsten, demjenigen von Sachsen und demjenigen von Brandenburg in seinen letzten Schreiben schon sehr deutlich nahe gelegt.

Wann dieser Plan zur Vernichtung Magdeburgs in dieser Weise in der Seele des Schweden gekeimt, wann er sich entwickelt habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Daß Gustav Adolf die Versprechungen, welche er im August 1630 für die Stadt gelobte und besiegelte, zunächst das Versprechen der Unterstützung mit Geld nicht halten konnte, auch selbst nicht wenn er gewollt hätte, lehrt jeder Einblick in den inneren Zustand des Schwedenheeres zu dieser Zeit. Gustav Adolf hatte selbst nicht, was er bedurfte. Auch die anderen Versprechungen, welche der König in diesem Vertrage gab, sind so sehr zum Vortheile von Magdeburg, so sehr zum Nachtheile des Königs, daß sie schon damals nicht in der Absicht gegeben sein können sie zu halten. Mit ziemlicher Sicherheit dagegen läßt sich annehmen, daß seit Falkenbergs Ankunft in der Stadt der Plan der Vernichtung sich ausgebildet hat. Der Mangel aller moralischen Kraft in der Ochlokratie lag allzu klar vor Augen, als daß auf diesen feigen Haufen, welcher ohne eigenes Zuthun, Schutz, Rettung, Hülfe und Freiheit nur von der Aufopferung eines fremden Königs erwarten wollte, auch nur das geringste Vertrauen gesetzt werden konnte. Den Willen für diese Magdeburger sich zu schlagen, diesen Willen, welcher nach Tillys Zuge in Mecklenburg die Grundlage der Operationen des kaiserlichen Feldherrn ist, diesen Willen hat Gustav Adolf augenscheinlich nie gehabt. Die Stadt Magdeburg konnte ihm nur noch nützen durch ihren Untergang. Und darum sind alle Anstalten Falkenbergs

berechnet für die gewaltsame Eroberung der Stadt durch die Kaiserlichen. Er beläßt von Anfang an das gefahrdrohende neue Werk, wie es ist. Er errichtet Schanzen, verstreut, schwach, aus losem Sande, die beim ersten Angriff fallen. Er spielt das wichtigste Werk den Angreifern ohne Schwertstreich in die Hände. Der Brief des Königs im April, die Wiederholung der Kriegeslist von Neubrandenburg, ist ein merkwürdiger Zwischenfall. Der König, der sonst in den letzten Momenten nur mündliche Versicherungen gibt, schreibt diesen einen Brief, damit derselbe dem Tilly in die Hände falle, ihn zur Eile sporne. Und dieser eine Brief gelangt dennoch in die Hände der Magdeburger! Daß es so geschieht, ist abermals ein Glückesfall für den Plan des Schweden: der Brief steift die Magdeburger gegen Tillys milde Warnung, gegen sein Anerbieten. Von da an entwickeln die Dinge sich rasch. Falkenberg verbrennt die Vorstädte. Indem er dadurch den kaiserlichen Truppen die sichere Bahn bis unter die Kanonen der Stadt eröffnet, verschafft er zugleich seinem verzweifelten Anhange die Uebung in dem ungewohnten Geschäfte des Brandlegens. Er vereitelt zugleich alle Gegenwehr und alle friedliche Ausgleichung. Er ladet zum Sturme ein. Erst dann, als derselbe gelungen ist, verschwindet Falkenberg vom Schauplatze seiner Thaten.

Wenn bei dem Ingrimme über diesen teuflischen Plan es möglich ist: so darf man dem Falkenberg Bewunderung zollen über die meisterhafte Durchführung desselben. Und doch blieb noch die zweite, mindestens ebenso schwierige Hälfte des Verbrechens übrig: die Behauptung, die Aufrechthaltung desselben vor der Mit- und Nachwelt. Diese Aufgabe fiel dem Schwedenkönige selber zu. Wie er sie löste, wird der Fortgang der Dinge uns enthüllen. Wir haben zurückzukehren nach dem Magdeburg, welches mit Sturm von den Kaiserlichen genommen war, zu dem Beginne des ungeheuren Brandes.

Als der Erfolg des Sturmes sicher war, durfte Tilly kriegsrechtlich die Plünderung der Stadt nicht wehren. Er gestattete sie mit der Ermahnung an die Soldaten sich des Blutvergießens und des Frevels gegen die Frauen zu enthalten.[1] Er selbst ritt zuerst nach dem Liebfrauenkloster, um dem Pater Sylvius zur wieder erlangten Freiheit Glück zu wünschen.[2] Er traf ihn am alten Ringe. Eben dahin kam auch Pappenheim. Ging dort vielleicht vor ihren Augen das entsetzliche Feuer an? Es krachte, die dort verborgene Mine sprang auf, die Lauffeuer zündeten. Es flackerte zugleich an vielen Orten. Mit Entsetzen sah es der alte Feldherr. Was in seinen Kräften, in seiner Macht stand, um die Stadt vor der Plünderung zu erretten, das hatte er aufgeboten, treu und ehrlich. Es war ihm nicht gelungen. Er konnte die Plünderung nicht abwehren. Und nun kam noch dieß hinzu. Seine schlimmsten Befürchtungen wurden überboten durch diese teuflische Tücke. Was sollte er thun?

Tilly handelt, wie wir ihn bei solchen Gelegenheiten mehr als einmal kennen

[1] Adlzreitter III. p. 230.
[2] Historisch-politische Blätter XIV. 306.

gelernt haben. Er durchreitet die Straßen hierhin, dorthin. Er bittet, verspricht, droht, daß die Soldaten ablassen mögen vom Plündern und Morden und sich ans Löschen begeben. Andere Obersten und Officiere handeln in gleichem Sinne.[1] Aber das Feuer nimmt zu. Tilly kehrt zurück nach dem alten Ringe. Dort steht noch der Pater Sylvius, weithin kennbar durch sein weißes Gewand, umdrängt vom Volke, das Schutz sucht bei ihm. Tilly ruft in französischer Sprache hinüber: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, soviele du kannst, dem Verderben." Und er selber steigt vom Pferde, der greise Krieger, der Vaterfreuden nie gekannt, hebt einen Knaben empor von der Brust der getödteten Mutter und ruft, indem die Thränen seine Wangen hinabrollen: „Das sei meine Beute!"[2]

Die Anstrengungen das Feuer im Ganzen zu löschen waren vergeblich. Nur noch auf bedeutende Gebäude konnte man Bedacht nehmen. Tilly ritt zum Dome.[3] Dahin wußte er, hatten sich viele Menschen geflüchtet, um dem Schwerte zugleich und dem Feuer zu entgehen. Das prächtige Gebäude an sich, die Eingeschlossenen forderten die Bemühung des Feldherrn. Er bestellte 500 Soldaten zu retten und zu löschen, dazu 100 Mann, um Wache zu halten für die Sicherheit derer, die an dieser Stelle Zuflucht gesucht. Meist waren es Frauen und Kinder. Dieselbe Thätigkeit widmete er den Häusern am neuen Markte. Was da erhalten blieb, das geschah durch Tillys Fürsorge.[4] Jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß gerade auf dem neuen Markte die Mine von fünf Centnern versagte.

Tilly kehrte zum Liebfrauenkloster zurück, unfern vom Dome. Auch das Kloster war in Gefahr. Tilly und Sylvius vereinten ihre Bemühungen, um Soldaten herbeizuziehen zum Löschen. Tilly benutzte ferner dasselbe Mittel, wie einige Monate zuvor in Neubrandenburg. Die Trommel wirbelte um, so weit man noch gelangen konnte, und der Feldherr ließ ausrufen: ein Jeder, der helfen werde zu retten, erhalte ohne Lösegeld seine Freiheit. Das wirkte. Nach und nach kamen sechshundert Personen dahin. Siebenmal spielte an dem Tage die Flamme herüber, und eben so oft wurde sie gelöscht. Am folgenden Tage stieg die Zahl der Personen in dem Kloster so sehr, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte.[5]

Auch die Erhaltung dieses schönen Klosters wird von einem unparteiischen Augenzeugen nur Tilly beigemessen.[6]

Und weiter ging die Sorge des Feldherrn. Schon um eilf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt so gefahrvoll, daß auch viele Soldaten freiwillig wichen. Um Mittag gestattete Tilly die Plünderung nicht mehr. Die Soldaten mußten hinaus. Einige Regimenter besetzten den Wall. Der Feldherr selbst blieb da.

[1] Calvisius p. 116. Bericht des Pastors Theodänus.
[2] Tepler Manuscript abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV. 306.
[3] Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvisius 107.
[4] Also ganz bestimmt Ackermann a. a. O.
[5] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[6] Bericht von Ackermann bei Calvisius 107.

Daß nun in dieser Zeit Habgier, Grausamkeit und andere Lüste in wilder Zügellosigkeit haarsträubende Dinge verübten, ist eine offenkundige Thatsache. Allein bei dem Berichte derselben darf nicht vergessen werden, daß die schwedischen oder schwedisch gesinnten derselben bewußt oder unbewußt darauf ausgehen die Greuel noch schwärzer zu malen, als sie wirklich sind, um im Interesse des Königs Gustav Adolf einen Religionsfanatismus auf der einen Seite darzustellen, auf der anderen Seite zu erwecken, einen Fanatismus, der in Wirklichkeit sich auf ein geringes Maß zurück führt. Immerhin hatten die Magdeburger die Katholiken im Heere der Gegner sehr gereizt. Sie hatten vom Walle aus höhnend ihnen zugerufen, wo ihre Göttin Maria sei, ob sie ihnen nicht bald in die Stadt helfen würde, hatten sie Götzendiener genannt.[1] Auch blieben die fanatischen Predigten der Pastore Gilbert, Cramer, Kotzebue, Decennius u. s. w. im kaiserlichen Lager nicht unbekannt. Aber darum kann noch von einem Fanatismus im Allgemeinen nicht die Rede sein. Eine solche Vorstellung geht von der Meinung aus, als habe das stürmende Heer aus Kriegern des katholischen Bekenntnisses bestanden. Dem war nicht so. Ein Theil desselben bestand aus ehemaligen Wallensteinern, und wir haben mehr als einmal gesehen, daß im Wallensteinischen Heere das protestantische Bekenntnis das Uebergewicht hatte. Ueber das Heer der Liga haben wir einige Jahre früher die Ansicht des Friedrich von der Pfalz vernommen, daß auch dort die Protestanten an Zahl überwögen. Wir wollen uns darauf beschränken zu sagen, daß das Heer der Liga zahlreiche Soldaten des protestantischen Bekenntnisses enthalten habe. Tilly stellte für dieselben lutherische Feldprediger an.[2]

Mithin kann ein Religionsfanatismus im Allgemeinen nicht die Ursache besonderer Grausamkeiten gewesen sein. Es werden vielmehr die Soldaten aus dem Meißener Lande, also aus einer sehr lutherischen Gegend, als besondere Wütheriche hervorgehoben.[3] Der Bericht darüber ist ein schwedischer. Eben so sagt ein anderer, im Uebrigen sehr eifriger Bericht, daß die Soldaten des Feindes, sowohl deutsche Glaubensgenossen, als auch gar etliche Vaterlandskinder, d. h. geborene Magdeburger, ganz eben so gehaust haben, wie die Kroaten.[4]

Ein besonderer Zorn dagegen mag allen Soldaten des Belagerungsheeres gemeinsam gewesen sein. Die Magdeburger hatten den Feldherrn, den die Soldaten ihren Vater nannten, persönlich zu beleidigen gesucht. Man fand nach der Eroberung einer Schanze eine Fahne mit der Inschrift:

Das Mägdlein das ist jung,
Der Bräutigam der ist alt,
Er wollt sie gern heirathen,
Und hat doch keine G'stalt.

[1] Tepler Manuscript in den historisch politischen Blättern XIV. 308.
[2] cf. Calvisius p. 120 f.
[3] Inventarium Sueciae III. p. 311.
[4] Gründliche und warhafftige Relation, wasmassen u. s. w. p. 6. Auch in zweiter Auflage.

Tilly, wie sein Verhalten bewies, dachte offenbar nicht an solche Dinge. Seine Soldaten aber erwiederten den unpassenden Spott mit dem schauerlichen Witzworte der Hochzeit von Magdeburg.

Um zu einiger Klarheit darüber zu kommen, wie weit sich das Morden ausgedehnt haben möge, ist der Zeitraum ins Auge zu fassen, und was darin geschehen könne. Der Sturm beginnt um 7½ Uhr Morgens. Es wird an einigen Stellen scharf gefochten, und namentlich wird den Pappenheimern eine Zeitlang heftig zugesetzt. Erst nach 10 Uhr ist der Kampf beendet. In dieser Zeit sind nach Ruepps Bericht an den Kaiser in Allem etwa 100 auf kaiserlicher Seite gefallen, 700 bis 800 verwundet.[1] Die Zahl ist nicht bedeutend. Sie erscheint nach Verhältnis der Streitenden sogar gering. Es ist dabei zu erwähnen, daß die Soldaten der Stadt den Bürgern vorwarfen: diese hätten sich nicht genug gewehrt,[2] daß dagegen Tilly nachher die Söldner der Stadt tadelte: sie hätten nicht ihre Pflicht gethan.

Da die Bürger, welche mitkämpften, den meisten Schaden den kaiserlichen Truppen aus den Häusern[3] zufügten: so wäre es gewagt den Verlust auf Seiten der Stadt und der Bürger während dieser Zeit des Kampfes auch nur doppelt so hoch anzunehmen, als denjenigen der Stürmenden.

Dann erst nach zehn Uhr beginnt die eigentliche Plünderung. Um eilf Uhr schon fliehen viele Soldaten wegen des zunehmenden Brandes aus der Stadt. Um Mittag befiehlt Tilly die Stadt zu räumen, wie es die eigene Gefahr an sich schon lehren mochte. Die Zeit der eigentlichen Plünderung und des Mordens wehrloser Menschen — denn die Bürger, welche mit den Waffen in der Hand im Kampfe fielen, wird man dazu nicht rechnen — dauerte etwa eine und eine halbe Stunde. In dieser Zeit kann viel geschehen. Allein, wenn wir die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreistündigen Kampfes gefallen sind: so kann die Zahl der nachher in der Hälfte der Zeit Erschlagenen so übermäßig groß nicht sein. Sie kann selbst dann nicht so ungeheuer groß sein, wenn die Soldaten sich nur oder vorzugsweise nur mit Morden beschäftigt hätten.

Ist dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und das Lösegeld der Gefangenen. Was darüber hinaus ging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubnis. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte sie ausdrücklich ermahnt sich des Mordens zu enthalten. Eben so wenig hatte ein Anderer, hatte Pappenheim es gestattet. Auch seine Obersten mahnen die

[1] Hormayrs Taschenbuch 1852—53 S. 321. Tilly a. a. O. S. 300 sagt kurz: ohne sonderbahren Verlust. — Schon das Bustum Virg. Magdb. p. 17 hat dieselbe Zahl, wie Ruepp.

[2] Kurtzer jedoch warhafftiger eigentlicher Bericht u. s. w.: es ist im ganzen währenden Scharmützel nicht ein Bürger gesehen worden, d. h. wohl nur, an einer bestimmten Stelle.

[3] Ruepps Bericht in Hormayrs Taschenbuche 1852—53 S. 319.

Soldaten so zu handeln, daß sie es verantworten können.[1] Und wiederum ermahnt einer der Soldaten den anderen,[2] der auf einen Geistlichen einhauen will: „Was willst du machen? Siehst du nicht, daß er ein Prediger ist?" Darum, wie sich von selbst versteht, unterblieb Schlimmeres nicht. Auch anderen Leidenschaften konnte bei derselben Gelegenheit ungestraft gefröhnt werden. Es geschah. Aber die vorwiegende Leidenschaft unter solchen Umständen ist gemäß der menschlichen Natur die Habgier, und nicht die Mordlust. Das Reichwerden durch Beute war die Hauptsache. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegführung jener Zeit zogen die Weiber und Familien mit umher. Diese Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde sie erschlagen, sondern Beweise ihrer Tapferkeit in klingender Münze, Ringen, Silbergeschirr u. dergl. Es ist uns ein solcher Bericht[3] erhalten, wie ein Tillyscher Soldat, ein Nürnberger von Geburt, seiner Frau eine ganze Familie mit einer Kinderschaar in die Hütte führt. Er hat Beute machen wollen; aber die feinen Büblein haben ihm besser gefallen. Er hat für sie in der brennenden Stadt gesorgt mit Speise und Trank, sie dann hindurch geführt durch das Gewoge und Gewühl der Soldaten. Er erhält von seiner Frau darüber scharfen Tadel. Aber die Frau ist vom selben Stoffe, wie ihr Mann. Während sie noch tadelt und schilt, ist sie mit der Mutter der Kleinen schon beschäftigt für die Pflege und Wartung derselben. Am anderen Tage zieht das Ehepaar in die Stadt, im festen Vertrauen: Gott werde ihnen nun wohl Beute bescheeren, nachdem sie die Büblein gerettet. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit seiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurück zu geben. Beide verweigern der geretteten Familie die Annahme jegliches Lösegeldes.

Versetzen wir uns auf den Standpunkt dieser Soldaten. Die Beute, die sie in der Stadt zu erlangen wußten, war nach dem Kriegesrechte ihr rechtmäßiges Eigenthum. Daß es dahin kommen konnte, war nicht ihre Schuld, sondern diejenige der Berather von Magdeburg, welche die Warnungen des milden Feldherrn verschmäht hatten. Die Beutelust artete der Natur der Sache nach aus in Habgier. Diese vorwaltende Leidenschaft führte zu anderen Gewaltthaten, zum Quälen, zum Peinigen, zum Tödten, zu Grausamkeiten aller Art. Allein kann dessen so unendlich viel gewesen sein in einer und einer halben Stunde? Viele Häuser waren beinahe von Anfang an unzugänglich durch den Brand. Andere wurden es sehr bald. Und in den Häusern boten doch sehr selten die Bewohner sofort sich dar. Sie hatten sich versteckt, hier und dort, in Kellern und auf den Böden. Es liegt in der Natur der Sache, und wir erfahren es noch ausdrücklich dazu: die Soldaten gingen nicht gern weder in die Keller, noch auf die Böden.[4] Bevor die Plünderer dort die Menschen

[1] Bericht des Theodänus bei Calvisius 114.
[2] a. a. O.
[3] Hoffmann III. 177.
[4] Erzählung eines Bürgers, bei Calvisius p. 127. 128.

aufsuchten, sie zwangen hervorzukommen, auch wohl gar sie peinigten, sie tödteten, war die Zeit sehr bald verronnen.

Auf zweierlei Weise bot sich der Habgier Befriedigung, entweder durch sofortige Beute, oder durch das Lösegeld der Gefangenen. Denn dieß war der Brauch und das Kriegsrecht jener Zeit, daß die Gefangenen sich lösen mußten. Hier nun erprobte sich abermals der Unterschied in der Mannszucht der ehemaligen Wallensteiner, der Truppen Pappenheims, und der eigentlich Tillyschen, denen von Oldenburg und Ostfriesland her das Lob der vortrefflichen Disciplin gefolgt war. Die Tillyschen Truppen verlangten dasselbe, was die Pappenheimer: augenblickliche Beute und Lösegeld. Also war es das Kriegsrecht. In jeder anderen Beziehung gebührte ihnen, hauptsächlich aber den Deutschen unter ihnen das Lob,[1] daß sie an sehr vielen Leuten Barmherzigkeit bewiesen, und um ein Lösegeld nach eines jeden Vermögen ihm Quartier zugesagt und gehalten haben. Sie wendeten sich mit Abscheu hinweg von den Grausamkeiten der Pappenheimer. Es ist ferner nicht ohne Interesse zu bemerken, daß diejenigen Geretteten, welche uns Berichte ihrer Erlebnisse mitgetheilt haben, jedesmal besonderer Handlungen der Menschlichkeit gedenken, nicht bloß von Officieren, sondern auch von Soldaten. Ein solches Verhältnis ruft den Schluß hervor: wenn diese zufälligen Einzelberichte sämmtlich solcher Barmherzigkeit gedenken: so ist anzunehmen, daß auch von denen, die gerettet sind, ohne uns einen Bericht ihrer Rettung hinterlassen zu haben, sehr viele ähnliche Erfahrungen gemacht sein mögen.

Bei dieser Lage der Dinge glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zahl derer, welche in Magdeburg durch das Schwert gefallen sind, eine verhältnißmäßig viel geringere ist, als man gemeinhin annimmt. Sie ist nicht in Vergleich zu bringen mit der anderen Zahl, welche das Feuer hinraffte. Dieses wirkte entsetzlich verderblich hauptsächlich durch die Schnelligkeit seiner Ausbreitung. Die Furcht vor den Plünderern trieb die Unglücklichen hinauf in die obersten Räume, unter das Dach der Häuser, oder in die Keller. Dort verbrannten, hier erstickten sie im Rauch und Qualm, oft 30, 40 und mehr in einem einzigen Keller.

Nach zwölf Uhr zogen auf Tillys Geheiß die Soldaten aus der brennenden Stadt. Der sicherste oder vielleicht auch der einzige noch übrig gebliebene Weg war zum Sudenburger Thore hinaus.[2] In den folgenden Tagen wenigstens war allein dieser Weg gangbar. Dort mußten alle Soldaten vorüber, und darum erwählte dort auch Tilly seinen Posten.[3] Er wollte dort fortfahren in seiner Weise Beute zu machen. Diese Beute waren die Hülflosen, vor allen die Frauen und Kinder. Es ward den Soldaten gestattet etwaige gefangene Bürger, die sich mit ihnen über ein Lösegeld geeinigt, mit hinauszuführen: die Frauen und

[1] Calvisius p. 22.

[2] Truculenta expugnatio u. s. w. Der Verfasser sagt: Die ganze Stadt liegt zerstört, auch die Thore, daß man nur zum Sudenburger Thore aus- und eingehen kann. Eben so Fax Magdb. bei Calvisius S. 58.

[3] Calvisius p. 130.

Kinder, selbst wenn sie mit ihren Gatten und Vätern dort ankamen, ließ Tilly nicht mehr ins Lager hinaus. Sie wurden dort in ein Haus gewiesen, das mit Wachen umgeben stand. Der alte Feldherr hielt daneben. Er selbst übernahm die Obhut und die Sorgfalt für sie.

Es ward Nachmittag. Bis dahin war die Luft heiter und still, nur aus Süden wehte ein leiser Hauch. Dann ward es anders. Ein Sturm brauste empor und jagte die sausenden Flammen der unglücklichen Stadt himmelan. Mit Entsetzen gewahrten die Führer, die Soldaten, wie so wenige Bürger geflüchtet oder gefangen waren. Jeder krachende Einsturz da drinnen in dem unendlichen Feuermeere vernichtete Menschenleben, die hülflos, rettungslos der Macht des Elementes preisgegeben waren. Es war kein Entfliehen, kein Entrinnen mehr möglich. Als der Abend dunkelte, hob sich erst mächtig die flammende Glut. Der Wiederschein am Himmel leuchtete weit hinaus über das deutsche Land, zu verkünden, daß die kommenden Zeiten noch unendlich schlimmer sein würden, als die vergangenen. Vielleicht auch leuchtete er hin in das Lager zwischen Saarmund und Brandenburg, und meldete dort dem Einen, der um alle diese Dinge wußte, daß sein Strategem wenigstens bis dahin gelungen war. Die aus Magdeburg geflüchteten oder gefangenen Väter führten ihre Kinder hervor aus den Hütten und Zelten, wo ihnen ein Obdach geworden, und zeigten ihnen die noch lohende Flamme der Heimat zum unvergänglichen Gedächtnis dieses schauerlichen Tages.[1] Die Armen ahnten nicht, daß nicht sie allein, sondern daß alle deutschen Väter mit gleichem Schmerze auf diese brennende Stadt schauen durften. Um zehn Uhr des Abends war alles vollbracht. Die Glut sank zusammen.

Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung der Plünderung. In dieser Thatsache liegt nichts Auffallendes. Es war einmal das Kriegesrecht der Soldaten die mit Sturm genommene Stadt drei Stunden zu plündern. Nun hatte am Tage zuvor das Feuer dieß Recht ihnen ohne ihre Schuld vereitelt. Mithin durften sie beanspruchen das Versäumte nachzuholen. Tilly mochte ihnen um so weniger ein Hindernis in den Weg legen, als die Gewinnsucht der Soldaten nach Beute der mächtigste Sporn sein würde die Keller und Gewölbe bloß zu wühlen, und die etwa dort noch verborgenen Menschen vollends zu retten. Dieß war deshalb möglich, weil Tilly am zweiten Tage wohl das Plündern noch gestattete, nicht jedoch mehr den anderen Gewinn der Soldaten: die Forderung von Lösegeld. Bevor die Plünderung begann, ward Quartier ausgeblasen.[2] Das kann nicht heißen: Schonung des Lebens; denn dieses bei Wehrlosen anzutasten, hat Tilly überhaupt niemals, haben auch die anderen Officiere nicht gestattet. Es kann nur heißen: unentgeltliche

[1] Hoffmann III. 177.

[2] cf. den Brief von Salvius bei Geijer III. 184. Die Thatsache ist vielleicht das einzig Wahre an dem ganzen Reiterknechts-Berichte. Daß Salvius zur Erregung des schwedischen Fanatismus einen solchen Bericht an den Reichsrath schickt, ist begreiflich. Daß ein Historiker des 19. Jahrhunderts über die Eroberung von Magdeburg nichts weiter zu sagen weiß, als diesen Bericht eines Reiterknechts, ist unbegreiflich.

Schonung des Lebens und die Freiheit. Daß es also sich verhielt, sehen wir auch daraus, daß keiner der eifrigsten Berichte etwas von Grausamkeiten gegen die Ueberlebenden an diesem zweiten Tage weiß.

Auch Tilly begab sich wieder in die Stadt zur Fortsetzung seines Werkes. Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Sie saßen häufig auf den Leichen der Eltern, riefen Vater und Mutter, und wußten weiter nicht zu berichten, woher und wohin. Tilly ließ eine Kirche ausräumen, die Kleinen dahin zusammen bringen und sie mit Wasser und Brod speisen. Dann ward ausgerufen: wo noch Mütter vorhanden wären, die ihre Kinder darunter hätten oder glaubten: so möchten sie sich melden und ohne irgend ein Leid zu fürchten, dieselben an sich nehmen und behalten. Also berichtet uns einer der eifrigsten Magdeburger[1] mit dem Zusatze: das Weinen und Schreien der Kinder sei dem Feinde endlich selbst zu Herzen gegangen, und er habe sich gestellt, als trüge er ein Mitleid mit der verderbten und ermordeten Stadt. Etwa 200 Mütter meldeten sich. Dann aber folgt der schwerste Vorwurf von diesem Standpunkte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren Eltern nicht mehr aufzufinden, soll der Tilly, wie man sagt, etliche in der Jesuiten, etliche in gemeine päpstliche Klöster schicken, daß sie allda auferzogen und zu päpstlichen Greueln gebracht werden.“ So hart dieser Mann von seinem Standpunkte seinen Vorwurf für Tilly auszudrücken sich bemüht: so haben wir doch große Ursache ihm dankbar zu sein für seine Mittheilung, daß Tillys Fürsorge sich nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kinder beschränkte, sondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldherr dazu die Mittel, die ihm offen standen und in seinem Bereiche waren.

Diesen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verschlossen. Der Grund ist wahrscheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erst am Morgen des 12/22 Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf sich auf die Knie und sprach die Worte Virgils, welche dieser dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

> Venit summa dies et ineluctabile fatum
> Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
> Gloria Parthenopes!

Tilly beruhigte den alten Mann, und ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Sie waren seinem Versprechen gemäß sämmtlich ohne Lösegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenvogtei führen und dort besonders speisen und tränken. Die Soldaten, die etwa im Dome waren, erhielten nicht sofort ihre Freiheit. Tilly begab sich hinein, um nachzusehen, ob auch Ausreißer von seinen Truppen darunter seien. Es wird bestimmt berichtet,

[1] Gründliche und warhafftige Relation, wasmaßen die uhralte u. s. w. 1631. Eben so Exitii et excidii M. hist. relatio 631.

daß er selber es that: also ist anzunehmen, daß er das starke Gedächtnis gehabt, welches so häufig sich bei großen Feldherrn findet, alle Soldaten persönlich von Angesicht zu Angesicht zu kennen. Nachdem er den Soldaten einen Tadel ausgesprochen, daß sie sich nicht besser gewehrt, verhieß er ihnen Bestallung, wenn sie unter ihm dienen wollten.

Am $^{14}/_{24}$ Mai nahm Tilly selbst sein Quartier in der Stadt. Zugleich wurde bei Trommelschlag verkündet, daß von nun an das was etwa noch vorhanden sei, den übrig gebliebenen Bürgern nicht dürfe genommen werden. Es mochten Klagen eingekommen sein von Frauen. Jegliche Kränkung derselben wurde bei Todesstrafe untersagt.[1]

Blicken wir zurück auf das was Tilly für diese Stadt gethan. Wie hatte er gestrebt bis zum letzten Augenblick das drohende Geschick von ihr abzuwenden! Und auch dann noch als es hereinbrach über die Verblendeten und Bethörten, auch dann noch hatte der edle Greis geleistet, was Menschenkraft und Menschenwille vermochte. Er hatte den Dom beschützt mit allen Menschen darin, deren Zahl von einigen auf 1000, von Anderen gar auf 4000[2] angegeben wird. Abgesehen von den Hütten am Fischerufer hatte Tilly bei allen Gebäuden, die gerettet waren, persönlich die Löschanstalten geleitet. So hatte er gethan bei den Häusern am neuen Markte, bei dem Liebfrauenkloster. Dort hatte er um der Rettung willen in die Rechte der Soldaten gegriffen, deren Herrschaft über Leben, Ehre und Habe die verblendeten Magdeburger gegen Tillys väterliche Mahnung und Warnung über sich heraufbeschworen. Dort hatte er an 600 Menschen gerettet. Und weiter hatte er dann seine schützende Hand ausgebreitet über die Frauen und über die Kinder. Was in der Kraft eines Menschen lag, das hatte an dem unheilvollen Tage der edle Greis aufgeboten.

Waren die Magdeburger unempfindlich dafür? Eine solche Vermuthung würde ihnen Unrecht thun. Zwar die Lage der Dinge völlig zu übersehen vermochten wenige. Wie auch sollten es die Bürger, da offenbar auch den kaiserlichen Feldherren das Bubenstück in seiner ungeheuren Größe sich noch nicht erschloß? Die Bürger, von denen der einzelne in dem allgemeinen Jammer nur an sich selbst zu denken gehabt, vermochten gewis nicht einen solchen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen. Wer auch kannte alle die einzelnen Momente, die hier uns das ungeheure Stratagem Falkenbergs bloß gelegt haben? Gerike, dem am ersten die Augen hätten aufgehen können, hatte sich sehr bald in das Haus des Rathsherrn Alemann geflüchtet, dessen Familie, wie man erwarten durfte, unter dem Schutze der kaiserlichen Officiere stehen würde. Mithin war Gerike nicht in der Lage das Einzelne, Besondere wahrzunehmen. Er hatte ebenso wie die Anderen nur den wirren Gesammteindruck des Plünderns, Drohens, Brennens. Von wem das Letztere ausging, übersah er nicht.

Dennoch hatte der Brand vor den Augen vieler überlebenden Magdeburger

[1] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[2] So Gerike.

die schauerliche Binde gelöst. Sie traten zu dem alten Feldherrn und erklärten:[1] sie hätten nie gedacht, daß die Katholiken so wohlwollend mit ihnen verfahren würden. Sie wünschten sehnlich mit Gottes Hülfe diese Gutthaten vergelten zu können. Sie baten ihn um die Erlaubnis eine Kirche herstellen und einen Geistlichen halten zu dürfen.

Diese Bitte gewährte Tilly nicht. Es könnte scheinen, als ob doch in diesem Versagen ein Religionszwang gelegen habe. Und doch war die Antwort Tillys in der rechtlichen Anschauung jener Zeit begründet. Wenige Tage zuvor würde Tilly das protestantische Bekenntnis der Stadt durch eine Capitulation sicher gestellt haben. Darauf lautete seine Vollmacht vom Kaiser. Durch die Eroberung mit stürmender Hand war die Lage der Dinge eine andere geworden. In Folge der offenen Rebellion mit den Waffen in der Hand, durch die Bezwingung der bewaffneten Rebellion mit stärkeren Waffen waren die Privilegien der Stadt verwirkt. Dem Kaiser kam es zu das Maß der Freiheit zu bestimmen, dessen sich fortan die Stadt erfreuen sollte, und nach der Anschauung jener Zeit war das erste und wesentlichste Recht der Landeshoheit das sogenannte Reformationsrecht, das Recht des cujus regio ejus religio. Deshalb konnte derselbe Feldherr, der für seine lutherischen Soldaten aus den Ländern, über welche weder dem Kaiser, noch den Fürsten der Liga das Reformationsrecht zukam, lutherische Feldprediger bestellte, diese Bitte der Magdeburger um freie Religionsübung nach der Eroberung aus sich nicht gewähren.

Zuerst gab er den Dom dem katholischen Cultus zurück. Am 15/25 Mai ward dort ein Hochamt gehalten. Es waren gerade acht Tage nach der letzten väterlichen Mahnung des Feldherrn an die Bürger. Damals noch stand es in ihrer Hand sich alles zu retten, sich selber zu erhalten und Deutschland eine unsägliche Kette von Trübsalen zu ersparen. Es war vorbei.

Von den zwölf Geistlichen der Stadt, die der Mehrzahl nach so bedeutsam zum Unheile mitgewirkt hatten, ward einer während der Plünderung getödtet, ein anderer schwer verwundet. Die zehn anderen trugen das Leben davon. Selbst Cramer, den Tilly für den schuldigsten hielt, so daß er einen Preis auf den Kopf desselben gesetzt hatte, ward von einem ehemaligen Schüler, einem friesischen Edelmann, der Officier unter Tilly war, gerettet und aus der Stadt gebracht.[2] Die Anderen erhielten ihre Freiheit mit oder ohne Lösegeld, bis auf zwei. Decennius, der wesentlich mitgewirkt hatte das Bündnis mit dem fremden Könige zu Stande zu bringen, sollte als Verräther und Aufrührer den Tod erleiden. Er wurde vorher von einem der Officiere befreit.

Auch der Dr. theol. Gilbert ward gefangen, und zugleich die anderen unheilvollen Menschen: Pöpping, Herkel, Cummius, Stalmann. Es ist bemerkenswerth, daß keiner von ihnen bei dem Brande umkam. Dem Stalmann, obwohl er in Eisen geschlossen war, gelang es schon einige Tage später bei

[1] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[2] Hoffmann III. 137 N. 1.

Gelegenheit eines Brandes im kaiserlichen Lager mit Hülfe eines ihm sehr wohl bekannten Juden zu entkommen.[1] Am Morgen früh fand man nur seine Eisen. Als man dem Grafen Wolf von Mansfeld, der zum Gouverneur von Magdeburg ernannt war, die Nachricht brachte, erwiederte er:[2] „Muß man ihm also seine Zeit lassen, bis ihn Gott zur Strafe ziehen wird." In der That dauerte es noch einige Jahre, bis ihn der schwedische General Banier zu Magdeburg wegen Verrathes aufhängen ließ.[3]

Die Anderen vier wurden von einer Commission zur Untersuchung vielfach verhört. Alt und Jung, Arm und Reich, die gefragt wurden, bezeichneten den bankerotten, creditlosen Pöpping und den Dr. theol. Gilbert als die Urheber aller Rebellion.[4] Pöpping selbst gestand mit seufzenden Worten: er habe gesündigt. Er wisse, daß Gott gerecht und streng, aber auch wieder gnädig und barmherzig sei. Er vertraue der Gnade Gottes und des Generals. Er habe das Leben verwirkt und bitte um Gnade. Indessen starb Pöpping sehr bald im Gefängnisse, unter großem Wehklagen und Bedauern, daß er die Stadt habe verführen helfen. Wegen der anderen drei erklärte die Commission, daß sie des Verbrechens der beleidigten Majestät anzuklagen seien. Es kam nicht dahin. Die Sache verzog sich, und sie wurden in Folge des Einrückens der Schweden befreit. Cummius erhielt sogar seinen Sündenlohn. Der Schwedenkönig, der ihm 200 Dukaten für seine Botendienste versprochen, schenkte ihm statt dieses Geldes das in der Asche und den Trümmern von Magdeburg geschmolzene und zerronnene Kupfer. Also diente die Stadt auch noch nach ihrem Untergange, um alle und jede Schuld, die der Schwedenkönig um ihretwillen gemacht, bis auf den letzten Heller auf ihre Kosten zu bezahlen.

Noch ist des Markgrafen Christian Wilhelm zu gedenken. Er hatte sich während des Sturmes am Kampfe betheiligt, war aber sehr bald in die Hände der Feinde gefallen. Die Soldaten behandelten ihn nicht fürstlich. Seine geistige Unfähigkeit berechtigt zu der Annahme, daß die Sache von Magdeburg vielleicht noch vor dem Ende des Jahres 1630 an innerem Wirrwarr zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht Gustav Adolf durch die Sendung des unheilvollen Falkenberg sie in die Bahn gelenkt hätte, deren letztes Ziel sein mußte: Aufopferung von Magdeburg, um den Schwedenkönig groß zu machen.[5]

[1] Gerike a. a. O., eben so auch Andere.
[2] Mailáth III. 250.
[3] Calvisius p. 241.
[4] Mailáth p. 230.
[5] Aitzema III. 552.

# Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sich kein deutscher Fürst, keine deutsche Stadt des Aufruhres von Magdeburg in irgend einer Weise angenommen hat. Der nächste Grund dieses Verhaltens der deutschen Obrigkeiten war die Erkenntnis der wahren Sachlage von Magdeburg. Später als unter anderen politischen Umständen, als unter dem schwedischen Drucke auf Deutschland das wahre Sachverhältnis sich verdunkelte, als die Deutschen nachzusprechen gezwungen wurden, was der schwedische Gewaltherrscher ihnen vorsagte, konnte die Meinung aufkommen und sich festsetzen, daß der Beweggrund der Magdeburger Faction die Sorge um ihre Religion und Freiheit gewesen sei. Damals, namentlich vor dem Falle war das nicht möglich. Nur die große Menge, mit ihnen die Geistlichen konnten getäuscht werden, nicht die Obrigkeiten der deutschen Städte, oder andere conservative Corporationen. Die Protestationen des alten Rathes, der conservativen Partei, die man im Februar 1630 auf so unerhörte Weise verdrängt und zum Schweigen gebracht, lagen gedruckt vor den Augen der deutschen Fürsten und Stände, und bewiesen, daß in Magdeburg die bürgerliche Ordnung umgekehrt war, bevor die Stadt sich mit dem Schwedenkönige verbunden hatte. Diese Kenntnis der Lage der Dinge zu Magdeburg ist einer der wesentlichen Gründe, um deren willen von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, von Seiten der Hansestädte auch nicht das Geringste zu Gunsten von Magdeburg geschah.

Der andere Grund liegt in dem Mangel an Willenskraft, an Entschlossenheit, welcher die ganze Zeit, um mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf zu reden,[1] als ignavum hoc saeculum charakterisirt, welcher in den deutschen Fürsten jener Tage gipfelt. Johann Georg von Kursachsen lehnte die Anträge des Schweden zur Hülfe für Magdeburg ab, weil das nicht in Einklang zu bringen sein würde mit seiner Treue gegen Kaiser und Reich; aber ebenso wenig that er auf die Mahnung Tillys, daß er zu einer gütlichen Ausgleichung mitwirken möge, auch nur einen Schritt. Der Mann hatte den ehrgeizigen Gedanken als Führer der entscheidenden dritten Partei im Reiche auftreten zu wollen, und es lag sofort beiden Theilen offen vor Augen, daß er sich treiben ließ von den Umständen. Das Directorium der Hanse, welches durch die Uebereilung und Tactlosigkeit seiner Gesandten im Februar und März 1630 den Ochlokraten von Magdeburg zu einem scheinbar legalen Siege verholfen, that nachher auch nicht das Geringste diesem Uebel wieder zu steuern. Es misbilligte im Stillen das ungerechtfertigte Vorgehen der Faction von Magdeburg, das Bündnis der dortigen Demagogie mit dem fremden, undeutschen Könige, dessen Machtvergrößerung dem Interesse der Hansestädte schnurstracks zuwiderlief; aber es misbilligte nicht durch eine energische Erklärung, welche jener

[1] Neubur, der dreißigjährige Krieg (Stralsund) S. 154.

Partei allen scheinbar legalen und moralischen Boden entzogen hätte, nicht durch den Versuch einer Vermittelung, zu welcher der kaiserliche Feldherr sich den Magdeburgern gegenüber bereit erklärte, sondern lediglich durch ein passives Verhalten. Die Kaufleute der Hanse dagegen waren nicht passiv. Sie lieferten dem kaiserlichen Feldherrn das Pulver,[1] mit welchem er die Mauern und Thürme von Mageburg zu zertrümmern suchte.

Von einer Sympathie der Deutschen für das belagerte Magdeburg ist keine Spur auf uns gekommen.

Anders mochte die Kunde von dem schrecklichen Falle der deutschen Stadt wirken. Die Gemüther jener Zeit waren abgestumpft und verhärtet durch die Kriegesleiden von zwölf langen Jahren, durch die Frevel der Söldner, durch die nicht geringeren Frevel, welche innerhalb der deutschen Städte, an den grünen Tischen und in den Gewölben der Rathhäuser von Juristen und Theologen getrieben wurden mit Hexenproceß, mit Folter und Scheiterhaufen. Es war jene Zeit, wo dem Jesuiten Spee in jugendlich kräftigem Mannesalter die Haare ergrauten ob des namenlosen Jammers der Unglücklichen, die er hinausgeleiten mußte zum Scheiterhaufen. Dennoch erfüllte die Kunde von Magdeburgs schauerlichem Falle auch die Gemüther einer solchen Zeit mit Schrecken und Entsetzen. Eine Reihe von Flugschriften verkündete sofort das Unglück durch die deutschen Länder. Es malten sich in denselben die verschiedenartigsten Standpunkte der Verfasser ab, derjenige des Soldaten von Magdeburg, welcher mit heftigem Ingrimme sich über den Geiz, die Habgier, die Feigheit der Bürger beklagte. „Sind aber nächst der Strafe Gottes," sagt ein solcher,[2] „die Magdeburger einzig und allein selbst Schuld an ihres Vaterlandes Zerstörung und Untergang." Wir erkennen den Bürger,[3] der mit tiefem Schmerze zurückblickt auf sein zerstörtes Glück, den Fanatiker,[4] der auch da noch, wo er selber die Rath- und Hülflosigkeit, den übelen Willen, den Mangel an Einheit zu schildern genöthigt ist, wo er den Verrath überall hervorblicken sieht, auch da noch meint und wähnt: es sei ein Kampf gewesen um Religion und Freiheit. Der Gedanke an einen Verrath schimmert hindurch bei Vielen: nur sind sie sich nicht klar darüber, wem er beizumessen sei. Es ist nur eine Schrift,[5] die klar das Ganze übersieht, die Falkenbergs Tücke durchschaut, selbst auch ohne alle die einzelnen Züge zu kennen, die wir angegeben haben. Das was sie meint, drückt sie bildlich aus durch einen vorgedruckten Holzschnitt, auf welchem der Schwedenkönig dem alten Tilly die Jungfrau Magdeburg in die Hände gibt zur Zerstörung. Auf Anstiften und Befehl des Schwedenkönigs, sagt diese Schrift, liegt Magdeburg, welches Tilly vergeblich zu retten suchte, nun in Asche.

Doch haben die Schriften von beiden Parteien auch erfreuliche Seiten.

[1] Chemnitz S. 155. Auch Gerike.
[2] Truculenta expugnatio u. s. w.
[3] Mehrere Schriften.
[4] Fax Magdeburgica 1632.
[5] Bustum virginis Magdeburgicae 1631.

Diejenigen von katholischer Seite [1] heben mit gewichtigem Nachdrucke den national-deutschen Standpunkt hervor, die unseligen Folgen der Verbindungen von Deutschen mit den fremden Mächten, die um ihres eigenen Interesses willen die Verbündeten in's Verderben stürzen. Allein kein Hohn, kein Spott, kein Jubel darin tritt uns vor Augen. Auch die Predigten [2] auf katholischer Seite zeigen von einer Freude über das Geschehene keine Spur. Der durchhallende Ton in ihnen ist Schmerz und Klage über die deutsche Stadt.

Auf der anderen Seite enthält auch nicht ein einziger der Berichte dieser Augenzeugen von magdeburgischer Seite ein böses Wort gegen den Feldherrn. Der eifrigste von allen kann sich der Anerkennung, welche Magdeburg dem edelen Manne schuldig war, nicht völlig enthalten. „Und wie man sagen will, soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben, daß man eine so uralte, weit berühmte Stadt, welche dem Kaiser und dem ganzen Reiche wichtig, so ganz in die Asche gelegt hat.“ [3] Wenn man einen der kaiserlichen Anführer geradezu beschuldigte: so war es nicht Tilly, sondern Pappenheim. Diese Anklage erhielt eine scheinbare Begründung dadurch, daß Pappenheim in der That zwei Häuser am Walle hatte anzünden lassen. Die Augenzeugen berichten, wie wir gesehen haben, daß diese Häuser still wie ein Licht in sich zusammengebrannt sind und das große allgemeine Feuer nicht verursacht haben können. Aber viele glaubten es freilich dennoch, und in ihrem Sinne behauptet eine sehr eifrige Schrift: [4] Pappenheim habe sich freilich vor Tilly zu entschuldigen gesucht, daß er nicht der Urheber des Brandes gewesen; allein es sei doch wahr. Man sieht, wie auch diese Schrift nicht entfernt an einen Vorwurf gegen Tilly denkt. Die Anderen, wo sie nicht loben wollten, schwiegen. Die geflüchteten Magdeburger wurden überall mit Verwunderung gefragt: wie es doch möglich gewesen sei, daß ein solches Unheil über sie gekommen. [5] Von einer Anfrage über Tilly, einer Beschuldigung gegen ihn erfahren wir nichts. Allzu klar stand noch den Deutschen das Bild dieses Feldherrn vor Augen. Allzu klar ferner lag es dem einsichtigen Theile der Protestanten vor, daß Tilly die Stadt Magdeburg nicht angegriffen hatte wegen ihrer Religion, sondern wegen ihres Aufruhres gegen den Kaiser und die gesetzliche Ordnung des Reiches. Auch die Theologen dachten damals nicht daran auf Tilly einen Vorwurf zu bringen. Es liegt uns die fanatische Predigt eines Bremer Geistlichen [6] vor, wenige Monate hernach. Der Mann widmet seine Arbeit der bekannten Landgräfin Amalie von Hessen-Cassel, die später im Bunde mit Frankreich und Schweden so unsägliches Leid über die Deutschen brachte. Er vergleicht die Zerstörung von Magdeburg mit derjenigen von Jerusalem durch Nebucadnezar. Er

[1] Summarischer Extract und glaubwürdiger Bericht u. s. w. 1631.
[2] Copey einer christlichen Leichpredigt über den schmerzhaften Todesfall u. s. w. 1631.
[3] Fax Magdb. bei Calvisius 61.
[4] Warhafftiger und außführlicher Bericht u. s. w. 1631.
[5] Gerike gegen Ende.
[6] Zimmermann zu St. Stephani in Bremen. September 1631.

läßt in seinem Sinne die kaiserlichen Truppen jubeln gleich den babylonischen. Er mißt nach Art der Theologen jener Zeit ihnen alles und geradezu auch alles bei, was denkbar ist. Von einer Anklage gegen Tilly dagegen hat er kein Wort. Wie sollte er auch? Nicht also kannte man damals zwischen Elbe und Ems den Namen dieses Feldherrn. Ueberhaupt ist nicht von einem Deutschen die Anklage gegen Tilly ausgegangen, sondern von den Fremden, nicht aus Irrthum und Täuschung, sondern nach Plan und Berechnung zur Stütze des Vorgebens vom Religionskriege, und darum nachdrücklich. Wir werden mehr als einmal darauf zurückkommen müssen.

Zunächst erging nun zu diesem Zwecke von den Schweden her die Losung, daß Magdeburg gefallen sei für das Evangelium. Die Nachrichten in diesem Sinne waren berechnet um die Schweden aufzureizen, damit der Eifer derselben für den Krieg gestachelt würde. Der Bericht [1] des schwedischen Agenten Salvius aus Hamburg an den schwedischen Reichsrath ist ein Meisterstück in dieser Art. Seine Quelle ist, wie er sagt, ein entflohener Reiterknecht. Dieser und nach ihm Salvius erzählt dem schwedischen Reichsrathe: dem Falkenberg und seinen Soldaten sei als Bedingung des Lebens gestellt, daß sie Papisten würden. Das hätten sie nicht annehmen wollen. Mit Niemandem sind die Truppen Tillys schlimmer umgegangen, sagt Salvius, als mit den Geistlichen. Erst haben sie dieselben unter ihren Büchern erschlagen, dann diese mit ihnen verbrannt. Der König, sagt Salvius, hat die Soldaten in Magdeburg durch sein baares Geld unterhalten. Ueberall ergab sich Verrätherei. Während die Stadt sich sicher glaubte und über den Accord berieth, fiel sie der Feind mit Sturm an und betrog sie. An 300 Bürger waren kaiserlich. Als der Feind zuerst hineinkam, sprangen diese herzu in der Meinung willkommen zu sein: sie wurden aber fast sämmtlich niedergehauen.

Wir sehen, wie an solchem Berichte, der für die unwissenden Schweden berechnet ist, auch kaum ein wahres Wort zu finden. Und dann schließt Salvius mit der Nutzanwendung: „Daran mögen sich alle Evangelische spiegeln, wie es ihnen ergeht, sofern sie sich nicht bald entweder kälter oder wärmer beweisen." Das freilich war es, darauf war es berechnet, auf die Erregung des Fanatismus um jeden Preis. Also entsprach es dem Plane des Königs, dem Kriegesplane, den er daheim ruhig und kaltblütig ausgesonnen: Katholiken und Protestanten müssen so scharf einander gegenübergestellt werden, daß derjenige für thöricht zu halten ist, der nicht sofort erkennt, daß ein Theil den anderen zu Grunde richten muß.

In diesem Sinne sprach und handelte er selbst. Man sagt, er habe bei der Nachricht geweint. [2] Es ist möglich. Er schwor, daß er das blutig rächen wolle. Er wolle es rächen, daß die ganze Welt sollte davon zu sagen haben, auch wenn er darüber sein königliches Leben verlieren sollte. Der Schwur ist wahrscheinlich. Zunächst jedoch, wo noch nicht der Glanz eines großen Sieges

[1] Geijer III. 185.

[2] z. B. Hoffmann III. 165. Woher er es hat, weiß ich nicht.

die Augen der Menschen über ihn blendete, war es seine Sorge sich zu verantworten, warum er der bedrängten Stadt nicht zu Hülfe gekommen sei, und selber zuerst die Anklage auszusprechen, die er mit Wahrscheinlichkeit gegen sich erwarten durfte: die Anklage des Verrathes. Seine Schrift [1] begann mit dieser Anklage und endet mit derselben. Wen er anklagte, das wußte er selber nicht: es fehlte aller Anlaß, aller Grund zur Beschuldigung eines Bürgers von Magdeburg, oder sonst irgend einer Persönlichkeit. Gustav Adolf sprach im Allgemeinen von Verräthern. Also wahrte er sich das erste Wort in dieser Sache. Er richtet seine Schrift an alle evangelischen Stände. Was denn hatten die evangelischen Stände mit den Demagogen und Ochlokraten von Magdeburg gemein? Gustav Adolf wußte, warum er so handelte. Es ist in seinem Thun und Treiben eine feste Methode, die sich wiederspiegelt in jedem Worte und in jeder That: Religionskrieg um jeden Preis.

Nur eines noch unterließ er: die bestimmte Anklage gegen Tilly. Die Umstände waren dafür noch nicht reif. Er verschob dieselbe auf die günstige Zeit und Gelegenheit.

Daß eine solche Anklage auch nur möglich sei, konnte Tilly nicht ahnen. Man hat in neuerer Zeit gefragt, warum nicht Tilly selbst sofort sich vor der Nation verantwortet, daß er keine Schuld trage an diesem Brande. Wie doch sollte er das? Als acht Jahre früher mit einem scheinbaren Grunde sich der Vorwurf erheben konnte, daß seine Truppen ein Dorf des Herzogs Christian von Lüneburg angezündet, hatte er sich dem Herzoge gegenüber ausgesprochen, daß nichts ihm trauriger und schmerzlicher sei, als die Zerstörung menschlicher Wohnungen durch Brand. Wir haben gesehen, wie er dann Gericht hielt über die Schuldigen. Wie hatte er zwei Jahre später im Gefühle seines wohlerworbenen Rufes der Milde und Güte dem Obersten Gronsfeld bei einer ähnlichen Klage gemeldet: „Daß mit meinem Wissen, Willen und Gefallen irgend eine Unthat geschehe, dessen wird mich kein Mensch überführen, auch wird kein Vernünftiger dergleichen Verfahren von mir ausgeben wollen. Mein Gewissen gibt mir ein anderes Zeugnis." Und weil sein Gewissen ihm ein anderes Zeugnis gab, weil er vor seiner Mitwelt dastand in dem Vollgefühle seines wohlerworbenen Rufes: so stieg in ihm nicht die Ahnung auf, daß es jemals eine undankbare Nachwelt geben könne, welche wegen des Brandes von Magdeburg, wo er alles und mehr gethan, als seine Pflicht erheischte und gewöhnliche Menschenkraft vermochte, auf ihn eine Anklage irgend welcher Art bringen würde. Nicht sich zu vertheidigen war seine nächste Absicht, sondern eine ernste Mahnung und Warnung an seine Nation.

Sofort am zweiten Tage nach der Eroberung ließ Tilly eine Schrift [2] ausgehen, aus der männiglich ersehen und spüren könne, wie väterlich, treu und

[1] Copia, kurtzer und wahrhafftiger Bericht, nehmlich warum die Königl. Mayestät zu Schweden es der Stadt Magdeburg nicht secundiren können. 1631.

[2] Copia Manifesti samt etlichen beygefügten Schreiben, welche der Herr General und Graf von Tilly u. s. w.

wohlmeinend er die Stadt vor ihrem Unglücke gewarnt, wie wenig aber solches gefruchtet habe. In Uebereinstimmung mit seinem Spruche: nec a Deo, nec a Caesare gibt der Feldherr seiner Schrift das bedeutungsvolle Motto: Gebet dem Kaiser was des Kaisers und Gott was Gottes ist. Er weist hin auf die Rebellion der Magdeburger, wie sie zur Durchführung derselben auf fremde Hülfe vertraut, auf den Schutz der Ausländer, die unter trüglichen Vorwänden von Religion und Freiheit auf deutschem Boden nichts suchen als eigenen Nutzen und eigene Herrschaft. Er meldet mit Verwundern und Bedauern, daß noch während des Sturmes auf Magdeburg eine solche Feuersbrunst entstanden, daß sie nicht zu löschen gewesen sei. So sei die Stadt heimgesucht zugleich durch Schwert und Feuer von der Hand des allmächtigen Gottes. Nicht jedoch sage er das, fügt der Feldherr hinzu, als wenn er an solchem Leide und Jammer irgendwelches Gefallen trüge; denn er habe ja die Magdeburger treulich, bittlich, ja mehr als väterlich ermahnt, sondern er sage das, damit Jedermann erkenne, daß die Magdeburger ihr Unheil nur sich selber und dem Vertrauen auf die fremde, verderbliche Hülfe beizumessen haben. Er sage das endlich zur Warnung, damit alle Deutsche treu beharren mögen bei ihrem Kaiser als der von Gott gesetzten Obrigkeit, welche allein sie schütze gegen alle fremde Feinde. Der Feldherr fügte die Briefe hinzu, welche er an den Rath zu Magdeburg, an den Markgrafen, an Falkenberg geschrieben. Jeder Deutsche mochte daraus den Schluß ziehen, ob es dem alten General ein Ernst gewesen sei mit seiner milden Freundlichkeit. Was er dann am $^{10}/_{20}$ Mai und den folgenden Tagen in Magdeburg gethan, das fügte er nicht hinzu. Die Rettung dessen, was da gerettet werden konnte, war sein persönliches Werk, seine besondere That für Magdeburg. Davon schwieg Tilly.

Anders stand die Sache des Generals seinem Kriegsherrn gegenüber. Diesem mußte er melden, weshalb es ihm nicht gelungen sei Magdeburg zu retten. Die Stadt, also berichtet [1] Tilly dem Kurfürsten von Bayern, ist durch göttlichen Beistand in kurzer Zeit ohne sonderlichen Verlust mit stürmender Hand erobert worden.

War es wirklich ein göttlicher Beistand?

Dann aber, fährt Tilly fort, hat sich ein großes Unglück zugetragen. Unter währendem Sturme ist eine große Feuersbrunst entstanden, und zwar ist dieselbe verursacht durch hin und wieder eingelegtes Pulver. Also hat es der Feind absichtlich gethan, und zwar, wie die Aussage der Gefangenen insgemein verlautet, in der Absicht, daß die Stadt den Unsrigen nicht zu gute komme. Bei diesem großen Tumulte und bei der Hitze ist zu löschen keine Möglichkeit gewesen. — In derselben Weise berichten die anderen Generale und Obersten. Der Generalcommissär Ruepp nennt Falkenberg als Urheber, [2] um doch dann selber wieder daran zu zweifeln.

[1] In Hormayrs Taschenbuche $18^{52}/_{53}$ p. 293 f.
[2] a. a. O. p. 315.

Dabei ist es sehr merkwürdig, daß keinem von ihnen ein Licht über das Stratagem des Schwedenkönigs aufgeht. Man sieht jedem dieser Briefe die Verwunderung des Verfassers an, daß der Schwedenkönig nicht gekommen sei. Die Stadt ist erobert im Angesichte des Schwedenkönigs, meint Einer über den Anderen. Also lauten nicht bloß die ersten Berichte. Die Seele der Schreibenden ist voll von dem Gedanken. Auch Ruepps zweiter Brief vom 26. Mai, fünf Tage nach dem ersten, beginnt wie dieser mit dem Gedanken: nachdem man sich zu nichts Anderem versehen, als daß der König die Stadt entsetzen werde, sei er dennoch nicht gekommen. Sie erwägen oft und vielfach diese Gedanken. Aber das wahre Sachverhältnis, die Plane des Schweden ahnen sie nicht.

Indem Tilly die tieferen Plane Gustav Adolfs nicht durchschaute, nicht ahnte, daß er selber gerade eben jetzt als Werkzeug für dieselben hatte dienen müssen, konnte er die Eroberung nicht anders ansehen als einen glänzenden Sieg. Er überschätzt denselben nicht, wie es Pappenheim that. Dieser wendete [1] vor dem Kurfürsten Max auf Tilly das Wort an, das einst auch zu Hannibal unter scheinbar ähnlichen Verhältnissen gesprochen wurde: Vincere scis, victoria uti nescis. Pappenheim malte es sich aus, wie man die Sporen einsetzen solle, wie die nachdrückliche Verfolgung des Sieges von Magdeburg eine Eroberung und Versicherung des ganzen Reiches sein würde. Anders rechnete Gustav Adolf, der schlaue Schwede, der nicht leicht einen Factor in der Rechnung übersah. Anders auch rechnete Tilly. Er hebt es vor dem Kurfürsten Maximilian mit Nachdruck hervor, daß durch diesen Sieg dem gemeinen Wesen noch nicht geholfen sei.

In Wahrheit war die Lage der Dinge für den alten Feldherrn nach der Eroberung von Magdeburg nicht eine glänzende. Welchen Eindruck auch immer dieselbe machen mochte auf Freund und Feind: es liegt in der Natur der Sache, daß das Heer durch die Plünderung von Magdeburg moralisch gelitten haben muß. Die Unterstützungen, die Tilly von Wien aus erhielt, waren gering. Die Abtheilungen des Heeres in Mecklenburg und Pommern, wo Greifswalde noch bis Mitte Mai in den Händen kaiserlicher Truppen war, litten durch den bösen Willen Wengerskys, d. h. Wallensteins, an dem Mangel der nöthigen Verpflegung. [2] Die Werbungen, die der Kaiser anstellen ließ, geschahen nicht für Tilly. Der Einfluß der Anhänger Wallensteins war im Steigen. Auch unter den Häuptern der Liga ging schon das Gerücht: der Kaiser werde ihr anmuthen Tilly absolut in seine Dienste zu geben oder gewärtig zu sein, daß der Kaiser für sich andere Anordnungen treffe. Es war vorauszusehen, daß die Liga das nicht bewilligen würde. Der Vorschlag, sagte sie, kann nur gerichtet sein auf die Herstellung des Friedländers. [3] Es konnte Tilly nicht unbekannt bleiben, daß die ehemaligen Wallensteiner ungern ihm gehorchten. Sie warfen

[1] Der Brief in Hormayrs Taschenbuch 1839 p. 169.

[2] Tillys Schreiben vom 24. Mai bei Dudik, Waldstein u. s. w. p. 94.

[3] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Notiz des Bischofs Franz Wilhelm gleich nach der Eroberung Magdeburgs.

ja so gern alle ihre Klagen und Beschwerden auf ihn. Diese Klagen und Beschwerden standen dann oft in lächerlichem Widerspruche. Pappenheim tadelte im Februar und März jegliche Unternehmung Tillys, die anderswohin sich richte als zuerst auf Magdeburg. Als Tilly im April sich ernstlich dahin wandte, erhob der General Tiefenbach vor dem Kaiser heftige Beschwerde, daß Tilly Magdeburg angreife, statt nach Frankfurt a. d. O. zu ziehen.[1] Beide folgerten aus dem Verhalten Tillys, daß Wallenstein wieder berufen werden müsse, ein Jeder auf seine Weise.

Die Gesinnung Pappenheims konnte doch wohl kaum ganz verborgen sein. Er stand mit Wallenstein im Briefwechsel. Er meldete diesem, daß er nur von seiner Oberanführung Heil erwarte.[2] Er meldete ferner, wie er dringend gebeten, daß man nach Eroberung der Stadt sich stürze auf die neuen Werbungen d. h. auf Kursachsen und andere, um dieselben zu zerstören.[3] Allein man habe allerlei Rücksichten: man wolle sich nicht mehr Feinde machen, wolle die möglichen Friedenshandlungen nicht hindern, es sei vom Kaiser kein ausdrücklicher Befehl da und dergleichen. Und über solche Rücksichten werde der rechte Zeitpunkt versäumt.

Pappenheim war ungerecht gegen Tilly. Das ja eben war der große Nachtheil in der Stellung Tillys gegenüber dem Schwedenkönig, daß Tilly sich nicht frei bewegen durfte, daß er abhängig war nach zwei Seiten zugleich, von dem Kaiser und von der Liga. Beide Mächte wollten nicht einen Bruch mit Kursachsen. Sie wollten ihn verhüten und vermeiden.[4]

Wir haben auf Tillys eigene Ansicht hauptsächlich zu achten.

Die bereits feindliche Stellung des Hessen-Kasseler Landgrafen, die halb feindliche, halb freundliche des Kurfürsten von Sachsen schnitt Tilly die Pässe ab zum Verkehre mit dem Kurfürsten von Bayern. Mithin liefen die Gelder, welche dieser für das Heer absandte, unterwegs Gefahr. Deshalb durfte Tilly, um die Ueberkunft dieser Gelder zu sichern, die Pässe hinter sich nicht verlegen lassen. Dieß war um so nothwendiger, da Tilly sonst kein Mittel wußte diese Gelder zur Besoldung des Heeres zur Casse zu bringen.

Es liegt hier eine andere Frage nah. Aber wie, könnte man sagen, wenn Tilly auch nicht rauben, wenn er nicht erhöhte, doppelte Contributionen ausschreiben wollte: so hätte er ja das Geld, dessen er bedurfte, einstweilen auf die Bundeskasse aufnehmen, er hätte es anleihen können? Der Credit eines Bundes von Fürsten, die seit Jahren im Ganzen regelmäßig bezahlten, war wahrscheinlich sicher genug. Wenigstens erhebt der Feldherr dagegen nicht das leiseste Bedenken. Er hat einen anderen Grund, der ihn abhält, einen persönlichen. Fassen wir denselben zusammen. Tilly ist zweiundsiebzig Jahre alt geworden, hat dreizehn Jahre lang als Heerführer mit einer Vollmacht, die in

[1] Dudik p. 66.

[2] Dudik, Waldstein etc. p. 71. 22. April 1631.

[3] Dudik, Waldstein p. 102.

[4] Hormayr, Taschenbuch $18^{52}/_{53}$ p. 308.

mancher Beziehung für unbeschränkt gelten darf, die deutschen Länder durchzogen von der Donau bis an die Mündung der Ems. Und dieser zweiundsiebzigjährige Feldherr weiß nicht, wie man Geldgeschäfte und Anleihen macht. Er sagt das nicht öffentlich. Er schreibt es geheim in Ziffern an seinen Kurfürsten zu seiner Entschuldigung, daß er nicht diesen Weg der Anleihe wählen könne. „Ich habe vom Credit- und Wechselwesen, womit ich bis dato niemals umgegangen, keine Kenntnis oder Wissenschaft, wie dasselbe zu thun wäre.“ [1]

Es ist möglich, daß dieß Nichtwissen, diese Unkenntnis an dem Feldherrn Tilly ein Mangel war. Es ist möglich, sagen wir. Allein es war nicht ein Mangel an dem Menschen Tilly, der zugleich unumschränkt gebietender Feldherr war, in dessen Hand es gestanden hätte gleich Wallenstein Geldgeschäfte zu treiben jeglicher Art, gleich Wallenstein noch die späte Nachwelt reden zu lassen von der zauberischen Pracht der Schlösser, die er erbaute auf Kosten des Lebensglückes von Millionen armer Deutschen. Wir sehen hier denselben Tilly wieder, der fünf Jahre zuvor als Geschenk von der Stadt Hannover eine Sendung Aepfel mit Zufriedenheit entgegen nimmt.

Und weiter hören wir den alten Feldherrn selber schildern, was er thut, was er treibt, mit was für Hoffnungen oder Befürchtungen er in die Zukunft schaut. „Ich versäume nicht,“ sagt er, [2] „und lasse mir zum höchsten angelegen sein, sowohl bei dem Kaiser selbst, als bei den geheimen und anderen Räthen, wo nur immer ich dasselbe nöthig zu sein erachte, so viel Menschen möglich alles dasjenige so oft und so viel und unaufhörlich vorzustellen, was immer der kümmerliche Zustand des kaiserlichen Heeres und die vorhandene Gefahr erfordern.“ Aber wozu? Ist die Fortdauer des Krieges, in welchem er alles galt, der Zweck des Feldherrn? Hören wir ihn selber. „Nun habe ich über dieses Alles jetzt bei mir zu Gemüthe geführt und erwogen, in welch bekümmerlichem Zustande das römische Reich deutscher Nation nun so viele lange Jahre gesteckt hat, und wie es damit je länger, je weiter kommt, wie namentlich Kursachsen jetzt mit Werbungen so stark vorgeht. Darum habe ich für gut angesehen in meinem Namen an den Kurfürsten eine wohlmeinende Erinnerung ergehen zu lassen. Wenn die Antwort so beschaffen ist, daß daraus die Möglichkeit eines ehrenhaften Friedens hervorgeht: so ist mein unterthänigster Rath, daß, bevor im heiligen Reiche deutscher Nation ein größeres Feuer entbrenne, solche Mittel und Gelegenheit nicht versäumt werden mögen.“

In gleicher Weise schreibt Tilly an den Kaiser, und seine eigene Schilderung enthüllt uns erst mit voller Klarheit, wie richtig der Schwedenkönig gerechnet hatte. [3] Die Armee hat hier keinen Unterhalt mehr, meldet Tilly dem Kaiser. In der Kasse ist kein Geld. Er bittet, daß Proviant hergeschafft werde. Er kann nichts thun gegen den Schwedenkönig aus Mangel an Proviant. Tilly

[1] a. a. O. p. 309.
[2] a. a. O. p. 309.
[3] a. a. O. S. 328 vom 21. Mai.

will die Weser halten, das Erzstift Bremen nicht verlassen; aber auf jeden Fall muß er von der Elbe erst zurück. Auch in dieser Beziehung war die Vernichtung von Magdeburg für Gustav Adolf so viel werth, wie ein gewonnenes Treffen. Und dann zeigt uns Tilly, wie sehr Unrecht gegen ihn Pappenheim hatte mit dem verblümten Vorwurfe allzu großer Rücksicht. Tilly hat eben noch dem Kurfürsten von Sachsen eine freundliche Mahnung geschrieben zur treuen Einigkeit mit dem Kaiser. Aber er täuscht sich nicht über die Lage der Dinge. Er bittet den Kaiser eine kategorische Erklärung von Johann Georg und den anderen protestantischen Fürsten zu fordern, ob sie Feind oder Freund sein wollen. Denn dieser Zustand der Halbheit und Unsicherheit, wo jene fortdauernd werben und sich stärken, um die günstige Gelegenheit abzuwarten, ist gefährlicher als die offene Feindschaft. Man sieht, Tilly ist nicht der Mann der Halbheit. Allein er will nicht eigenmächtig handeln. Er will Vollmacht haben von dem Kaiser, um so mehr vielleicht da er von dem Kurfürsten von Bayern und den anderen Häuptern der Liga eine solche Vollmacht nicht erwarten durfte. Sie wollten Freund bleiben mit Johann Georg.

Die kategorische Forderung ward nicht gestellt. Die Halbheiten dauerten fort. Aber wir sehen, wie nicht an Tilly der Fehler lag, daß sie fortdauern konnten. Wäre nicht er verantwortlich gewesen nach so vielen Seiten: er dürfte rasch und entschieden durchgegriffen haben, zum Zwecke des Friedens.

Tilly und Gustav Adolf begegnen sich in ihren Anschauungen, daß die Neutralität vom Uebel sei. Aber dann freilich sind sie diametral entgegen gesetzt. Jede Forderung Tillys von solcher Art ist die Forderung den geleisteten Eid der Treue und Pflicht gegen den Kaiser und das Reich zu halten, jede Forderung des ausländischen Königs an die Deutschen ist diesen gegebenen Eid der Pflicht und Treue zu brechen.

Und dann legt Tilly dem Kaiser, eben so wie er vor dem Kurfürsten Max gethan, dringend ans Herz, daß in Folge der Einnahme von Magdeburg viele Stände ihre Gesinnungen ändern, sich desto leichter zur Schuldigkeit bequemen werden. Er bittet und fragt, ob das nicht die günstige Gelegenheit sei zu einem reputirlichen Frieden zu gelangen, damit endlich die lang ersehnte Ruhe wieder kehre. Eben dasselbe hat er dem kaiserlichen Rathe Hegenmüller am sächsischen Hofe geschrieben und gebeten darauf hinzuwirken. „Denn ich sehe und spüre," sagt er, „daß die Sachen allenthalben zu schweren Bewegungen und zum Aeußersten ausschlagen und endlich nichts Gewisseres zu erwarten steht, als eine vollständige Verwirrung im ganzen Reiche."

Der Friede war die Losung Tillys, die Losung seines Gegners war der Krieg. Erst jetzt sollte dieser recht beginnen, und zwar der schauerliche, erbarmungslose Krieg, der jeden Frevel des Söldnerthumes umhüllte mit den für die Menschheit theuren Worten: Religion und Evangelium.

Wir haben gesehen, wie in diesem Sinne zunächst die unwahren Berichte für die Schweden verfaßt wurden, von Salvius und Anderen. Zugleich spielte der Schwede sein Spiel weiter mit dem hülflosen Kurfürsten von Brandenburg.

Sein nächstes Bestreben war denselben ganz in seine Hände zu bringen. Das Verfahren zu diesem Zwecke ist meisterhaft; doch gemahnt es an dasjenige der Katze, welche mit der Maus spielt. Gustav Adolf wendet sich von Altbrandenburg nicht vorwärts, sondern zurück. Er meldet dem Kurfürsten seinen Schmerz über das Blutvergießen von Magdeburg, über den Untergang so vieler tausend unschuldiger Seelen durch die Tyrannei des Feindes.[1] Er schildert, wie so gern er hätte retten wollen, wenn nicht diejenigen ihn verhindert, die es am wenigsten hätten thun sollen. Aber der König sähe nun ein, daß er nicht willkommen sei, und wolle darum zurückkehren, wolle auch dem Kurfürsten Spandau wieder einräumen. Das sei das beste Mittel alle böse Mäuler zu stopfen, die meinten, der König habe mit der Forderung von Spandau etwas Anderes gesucht, als seine eigene Sicherheit.

Der officielle schwedische Geschichtschreiber bemerkt zu diesem Antrage des Königs ausdrücklich, daß es Verstellung gewesen sei. Obwohl man nicht glauben sollte, daß irgend Jemand dieß Benehmen anders auffassen könnte: so ward doch der arme Kurfürst Georg Wilhelm durch seine Umgebung bewogen die Worte in Ernst zu nehmen. Man ließ ihn bedenken, daß dann die Kaiserlichen in die Mark einrücken, daß dann unvermeidlich sein Land der Schauplatz des Krieges werden müsse. Man ließ ihm davor bange werden. Man ließ ihn den König eindringlichst bitten das nicht zu thun, seinen Entschluß zu ändern.

So viel hatte Gustav Adolf zunächst von dem schwächlichen guten Willen seines Schwagers erreicht. Dann änderte er die Sprache. Er verlangte, daß Georg Wilhelm von Brandenburg mit Land und Leuten für die schwedischen Eroberungsplane ihm völlig dienstbar werde. Denn als erste und letzte Bedingung des Schweden stand in diesem Falle wie immer oben an: die absolute Direction des Krieges für den Schwedenkönig. Die ungeheure Forderung erschreckte die Brandenburger. Georg Wilhelm zog zurück, mehr und mehr. Er verlangte seine Festungen wieder, die er nur auf Zeit und Bedingung eingeräumt. Er klagte, daß das schwedische Heer in der Mark Brandenburg dem Feinde desselben auch nicht den geringsten Schaden zugefügt, sein Land dagegen ins äußerste Verderben gestürzt. Er könne die täglich vorgehenden Insolenzen der Soldaten, das Elend seiner armen Unterthanen nicht länger ansehen. Er verlangte, daß der Schwedenkönig die Mark Brandenburg mit aller Einquartierung und Contribution verschone. Er wolle neutral sein.

Die Erklärung war immerhin gut gemeint; aber lag es in der Hand des Kurfürsten auch nur den geringsten Nachdruck dahinter zu setzen?

Gustav Adolf ward ungeduldig. Sein Eifer, wie er selbst es nennt, für die Wohlfahrt des gemeinen evangelischen Wesens entbrannte. Er schildert dem Kurfürsten, daß es nur sein Zweck sei der Grausamkeit und Tyrannei des Kaisers zu widerstehen und die Gewissensfreiheit wieder zu bringen. Er erinnert den armen Kurfürsten an die Güte, die er diesem seinem Schwager durch die Anerbietungen

[1] Chemnitz 163.

über Pommern bewiesen, da er doch Pommern mit dem Schwerte von dem Feinde erobert und nach Kriegsrecht behalten dürfe. Er erörterte den Kriegsdruck und vieles andere. Den Klagen des Kurfürsten über das zügellose schwedische Heer begegnete er mit dem Vorwurfe, daß nur das Neutralitätsgelüste desselben an Allem schuld sei. Der König erklärte, daß er die Neutralität nicht zugestehe, sondern nur Freundschaft oder Feindschaft. Er forderte unumwundene Erklärung binnen drei Tagen, bis zum $^{7}/_{17}$ Juni. Schweigen sei einer Kriegserklärung gleich. Die schwedischen Gesandten erhielten Befehl von Berlin zurück ins schwedische Lager zu kommen.

Damals war bei dem Kurfürsten von Brandenburg der General Arnim, der früher unter Wallenstein die Stadt Stralsund belagert. Wir erblicken diesen Mann in einer neuen Phase seiner Wandlung. Wenige Wochen zuvor hatte er in Dresden das schwedische Bündnis befürwortet. Nun war er als kursächsischer Gesandter in Berlin, um Georg Wilhelm bei der Neutralität gemäß dem Convente von Leipzig zu erhalten.[1] Damit aber diese Neutralität etwas zu bedeuten habe, eine wirkliche Macht vorstelle, durfte Gustav Adolf sich nicht zurückziehen, wie er thun zu wollen vorgab. Demnach hatte Arnim zugleich den Auftrag darauf hinzuwirken, daß der Schwedenkönig diesen seinen angeblichen Vorsatz der Heimkehr nicht ausführe. Der Kurfürst Johann Georg lebte noch immer in dem Wahne, daß er, der Schwächling, es vermöge diesen energischen Schweden als Mittel zu gebrauchen, als Drücker auf den Kaiser, für die Anerkennung der neutralen protestantischen Macht.[2] Wie so gern hing abermals auch Georg Wilhelm diesem Gedanken der Neutralität nach! Er schickte den Arnim an den Schweden. Dabei ist es merkwürdig, wie dießmal die Wahrheit aus solchem Munde reden sollte. Arnim stellte dem Schwedenkönige vor, daß ein Bündnis mit ihm, dem fremden, undeutschen Könige mit der Ehre des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg nicht zu vereinen sei, daß ein solches Bündnis den beschworenen Pflichten eines deutschen Reichsfürsten gegen Kaiser und Reich zuwider laufe. War das ein Auftrag an den Schwedenkönig Gustav Adolf? Die wirkliche Ehre, entgegnete dieser, für den Kurfürsten bestehe darin, daß der Schwedenkönig Land und Leute des Kurfürsten den Händen des Feindes entreiße und sie den Kurfürsten wieder gebe. Alles Uebrige sei Wind und Worte.

Die Rede des fremden Königs trieb den Kurfürsten unerbittlich auf den Punkt, wo er sich entscheiden mußte, ob rechts, ob links. Der höhnische Spott, mit welchem der Eroberer dem armen Schwager erklärte, was seine Ehre sei, hätte einen Mann von gewöhnlicher Energie aufs Aeußerste gebracht. Gustav Adolf mußte entweder dieß und damit die Anspannung aller Kräfte des Brandenburgers erwarten, oder willenlose Ergebung. In jedem dieser beiden Fälle war der arme Schwager seine Beute. Denn die Grundlage für das Verfahren des furchtbaren Schweden ist die völlige Wehrlosigkeit des Brandenburgers. Fassen wir diese noch einmal näher ins Auge.

[1] Chemnitz p. 168.
[2] Westenrieder VIII. p. 181.

Gustav Adolf hatte diese Wehrlosigkeit fünf Jahre zuvor in Preußen ausgebeutet. Er hatte dasselbe Verhältnis bei Bogislav in Pommern gefunden und benutzt. Er fand es abermals hier und benutzte es im vollsten Maße. Die Schuld dieser vollständigen Wehrlosigkeit fiel indessen Georg Wilhelm oder vielmehr Schwarzenberg nur zur Hälfte zur Last. Sie lag im Geiste der deutschen Zustände. Auf friedlichem Wege war von den Ständen eines deutschen Landes eine Bewilligung für Soldaten, das ist für Söldner, nicht zu erlangen. Sehen wir uns Brandenburg näher an.[1] Im Jahre 1626 hatten die Stände zur Besetzung der Festen gegen den Dänenkönig 100,000 Thlr. für 3000 Mann auf 6 Monate bewilligt. Das war ihnen bald zu viel. Sie setzten die 3000 Mann herunter auf 2000 Mann, auf 1500, auf 900. Nachdem Wallenstein 1627 die Dänen aus der Mark vertrieben, wollten die Stände gar nichts mehr geben. Sie erklärten damals: es sei ganz und gar unnöthig noch einiges Militär zu unterhalten, da man in kaiserlicher Devotion stehe und die Dänen nun verjagt seien. Vergeblich erschöpfte damals Schwarzenberg seine Beredsamkeit. Vergeblich berief er sich auf Tilly. Der Feldherr hatte dem Kurfürsten gemeldet: wenn nicht dieser selbst seine Festungen und Pässe verwahre, so müßten die kaiserlichen Truppen es thun. Es sei nicht mehr freiwillig, sagte Schwarzenberg, es sei nothwendig. Das half nicht.

Den Ständen lag die ungeheure, gewissenlose Verschwendung an diesem Hofe vor Augen. Dort kaufte man einmal zwei Windhunde für 8000 Thlr.[2] Derselbe Betrag ward von den märkischen Ständen bewilligt, um die brandenburgische Prinzessin Katharina an Bethlen Gabor zu bringen und zwar für ein Gefolge von sechszehn Personen mit voller Reiseausstattung für ein halbes Jahr. Ein anderesmal ward für einen Hund, dessen Bild das Verlangen des Kurfürsten rege gemacht hatte, nur etwas Holz gefordert. Dies etwas Holz waren fünfzig Schock Bäume. Schwarzenberg mußte den Umständen gemäß die Forderung vor den Kurfürsten bringen, und fügte zum Zwecke der Vereitelung sein Bedenken in möglichst milder Form an. „Wer weiß," sagte er, „ob nicht der Maler dem Conterfei des Hundes einen Zusatz gethan?" — Bei solchen maßlosen Verschwendungen waren die Stände der Mark Brandenburg um so mehr jeder Bewilligung abgeneigt.

Einestheils aus solcher Rücksicht, anderntheils aus der allgemeinen Abneigung gegen Bewilligungen für Söldner, welche als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Landesherrn dienen würden, um die ständische Freiheit zu brechen, entgegneten die Stände der Mark: ihre Vorfahren hätten einst auf ihre Kosten die Festungen erbaut. Seitdem nun hätten sie lange Jahre herdurch schwere Steuern und Zölle bezahlt. Davon hätte man bei Zeiten etwas hinterlegen sollen, was für die Festungen nothwendig sei. — Das Wenige, das bewilligt ward, mußte oftmals mit Gewalt beigetrieben werden.

[1] Cosmar, Schwarzenberg p. 343.
[2] a. a. O. p. 205. 213.

Dies Verhältnis dauerte fort. Die Märker gaben gezwungen an Wallenstein, aber nicht freiwillig an den Kurfürsten. Darum fand Gustav Adolf denselben 1631 eben so wehrlos wie 1626, und darauf baute der Schwede seinen Plan. Georg Wilhelm mußte ihm in die Hände fallen, ob in Güte oder mit Gewalt. Der Schwede behauptete abermals, daß er die absolute Direction des Krieges nur zum Besten des Kurfürsten verlange.

Der arme Georg Wilhelm in Noth und Aengsten wich ein wenig, entschuldigte sich, bat, flehete: der König wollte ihn mit der Forderung eines Bündnisses gegen den Kaiser verschonen. Er wollte so gern neutral bleiben, dem Leipziger Schlusse treu sich verhalten. Das Alles fand Gustav Adolf sehr ungenügend. Da Georg Wilhelm nicht ganz in Güte wollte, so mußte einige Gewalt angesetzt werden. Damit aber an der Erfüllung seines gegebenen Wortes auch nicht ein Pünktchen fehle, kündigte der Schwede dem Kurfürsten an, daß er am $^8/_{18}$ Juni zwischen 7 und 8 Uhr Morgens ihm Spandau abtrete, und zur selben Zeit sich in Marsch setzen wolle auf Berlin. So seltsam es klingt, hat es in Wahrheit deutsche Geschichtschreiber gegeben, welche in diesem Possenspiele der Rückgabe von Spandau eine seltene Ehrlichkeit des Schwedenkönigs gefunden haben wollen.

Der Schwedenkönig zog mit ganzer Macht gegen den völlig wehrlosen Kurfürsten, um von diesem alles zu erlangen, was er wollte. Das schwedische Heer stand vor Berlin. Ein Trompeter meldete es an, mit dem Gebote die Thore zu öffnen. Wo nicht, so wolle der Schwedenkönig entschuldigt sein an allem Unheile, allem Blutvergießen und der Plünderung. Die Kanonen werden auf die Stadt gerichtet, die Lunten brennen. Dennoch beharrt Georg Wilhelm. Er fühlt das volle Gewicht der Schande seiner Lage. Die Weiber des kurfürstlichen Hofes dagegen, voran unter ihnen die Mutter des Pfalzgrafen Friedrich, eilen dem Schwedenkönige entgegen und unterhandeln mit ihm den Vergleich. Derselbe machte das Land Brandenburg den Eroberungsplanen des Schwedenkönigs fast so ganz und völlig dienstbar, als sei es sein Eigenthum. Die Festungen des Landes gehörten fortan dem Schweden. Wenige Jahre zuvor hatten die Stände der Mark Brandenburg ihrem Kurfürsten die Mittel auch nur für 1000 Mann eigener Truppen verweigert. Nun bewilligte der Kurfürst dem fremden Könige monatlich 30,000 Thlr. aus seinem verdorbenen und verheerten Lande. Daß das Geld erhoben wurde, mit oder ohne Willen der Stände von Brandenburg, dafür trug Gustav Adolf selber Sorge. Georg Wilhelm war der zweite deutsche Fürst, der durch seine Wehrlosigkeit wider den eigenen Willen, mit Schmach und Schande dem fremden Eroberer dienstbar werden mußte gegen Kaiser und Reich.

Es ist die Frage, ob die Stände des Landes Brandenburg aus einem anderen Grunde dem Schweden mit der Zahlung dieses Geldes zu Willen waren, als weil sie wußten, daß sie seiner Gewalt sich nicht entziehen konnten, mit anderen Worten, ob vielleicht die Märker dem Schwedenkönige freiwillig irgendwelche Geneigtheit bewiesen. Wir finden einen Bericht auf kaiserlicher Seite, daß die Landleute in

Brandenburg sich in Masse gegen die Schweden erheben würden, wenn sie auf eine Unterstützung von kaiserlicher Seite mit Gewißheit rechnen dürften.[1] Der Kurfürst selbst folgte in gleicher Weise nur dem Zwange, wie ein Jahr zuvor der Herzog Bogislav. Doch hielt es der Schwede für nöthig diesem Zwange einigen Nachdruck zu verleihen zur bleibenden Erinnerung. Er folgte der Ladung der kurfürstlichen Frauen in die Stadt. Man speiste zu Abend. Um 2 Uhr Nachts fuhr der König über die Spree. Da gebot er zur Feier des Tages alle Geschütze abzubrennen. Es war sonderbar, mitten in der Nacht? Die schwedischen Kanonen standen noch auf die Stadt gerichtet, scharf geladen. Also feuerte man sie ab. Die Kugeln schlugen ein, hier und da, fuhren durch die Häuser. Ist es denkbar, daß dieß Verfahren mit scharf geladenen Geschützen von Seiten des Schwedenkönigs eine Nachlässigkeit, oder vielleicht gar ein Vergessen seiner Kanoniere sei?

Der unglückliche Georg Wilhelm, der nach so vielen Mishandlungen, die er erlitten, nun endlich ganz und gar sich willenlos in die Hände des furchtbaren Schwagers hatte geben müssen, klagte dem Kurfürsten von Sachsen sein bitteres Leid. Mit den schönen Planen der Neutralität war es für ihn nun völlig aus und vorbei. Aber Georg Wilhelm betheuerte, daß er in alles was er gethan, nur gezwungen und aus Noth sich gefügt, weil er im Angesichte des schwedischen Heeres nicht anders gekonnt. Er bat, Johann Georg wolle sich seiner, falls daraus ihm ein Unheil erwüchse, mit Rath und That annehmen.

Auch bei dem Kaiser suchte Georg Wilhelm sich zu entschuldigen. Er habe sich mit dem Schweden verbunden, sagt er, aber nicht gern, sondern aus Noth, wider seinen Willen. Dann bringt er andere Dinge vor. Das Alles wäre ihm nicht begegnet, meint er, wenn die Vertheidigung seines Landes ihm überlassen geblieben wäre.[2] Dann würde auch der König Gustav Adolf ihm das nicht zugemuthet haben: vielmehr würde Brandenburg den Erbländern des Kaisers eine nützliche Vormauer gewesen sein. Ferdinand entgegnete befremdet: das sei eine seltsame Entschuldigung. Gustav Adolf habe ein volles Jahr in Deutschland verweilt, bis der Kurfürst den Vertrag mit dem Schweden eingegangen, und doch sei in aller dieser Zeit von dem Kurfürsten auch nicht einmal der Wunsch geäußert, daß er sein Land selbst vertheidigen wolle. Georg Wilhelm beharrte dabei. Und doch hielt er sich noch die Umkehr offen. Wenn er selbst noch die Mittel erlangen könne, meinte er, sich und sein Land mit Gewalt zu schützen: so lebe er der Hoffnung: der Kaiser werde ihm das gern gönnen und mit ihm wegen dessen, was ihm ohne ein Verschulden von seiner Seite begegnet sei, ein allergnädigstes Mitleiden tragen. In der That, nur Mitleiden verdiente dieser Mann und sein unglückliches Land.

Georg Wilhelm war völlig in der Hand seines Schwagers. Er vermochte

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. p. 104. Bericht des Obersten Götz an Wallenstein vom 15. Juni 1631.

[2] Khevenhiller XI. 1824.

nicht mehr die eigenen treuen Diener gegen die Rache desselben zu schützen. Der schwedische Eroberer verfolgte sie mit demselben oder größeren Zorne, wie 180 Jahre später der corsische Eroberer den getreuesten Diener Friedrich Wilhelms III., den deutschen Mann vom Stein. Schwarzenberg war geflohen. Gustav Adolf belegte die Güter des deutschen Mannes mit Beschlag.[1] Er verschenkte Besitzungen desselben, er ließ später andere in Westfalen verwüsten. Schwarzenberg beklagte sich bei dem unglücklichen, selber gefesselten Georg Wilhelm. „Der König von Schweden," sagt er, „scheint eine sonderbare Lust daran zu haben mich zu verleumden. Wäre er ein Privatmann: so würde ich ihm seine Einbildung übel nehmen; aber einem solchen Könige muß man seine Lust gönnen. Mein eigenes Hülfsmittel ist öffentlich zu sagen, daß der König mir Unrecht thut." Er meldet weiter seinem Kurfürsten: „Der König hat befohlen, man solle mir nicht bloß nach meinen Gütern, sondern auch nach meinem Leben trachten und mich beim Kopfe nehmen. Das einzige Mittel, welches ich gegen alle diese Verleumdungen habe, ist die Bitte um Untersuchung." Schwarzenberg fordert sie nachdrücklich. „Kann ich mich nicht rechtfertigen," sagt er, „so strafe man mich nach Gebühr; aber durch die Einziehung meiner Güter beraubt man meine armen Kinder."

Nach dem Tode des Königs Gustav Adolf trat später Schwarzenberg in alle seine Aemter zurück. In der That mochte der Schwede dem Kurfürsten selbst wegen der unerwarteten Hartnäckigkeit in der letzten Stunde nicht weniger zürnen, als dem Schwarzenberg. Er äußerte sich später zu Nürnberg:[2] wäre der Kurfürst von Brandenburg nicht sein Schwager gewesen: so hätte er ihn von Land und Leuten gejagt, daß Georg Wilhelm mit einem Stecken in der Hand hätte müssen davon gehen. Wir legen auf die Milderung durch die Schwagerschaft geringes Gewicht. Ein stärkerer Beweggrund für Gustav Adolf war die Besorgnis sich durch ein solches Vorgehen allzu früh in wahrem Lichte zu zeigen. Er hätte dadurch die deutschen Fürsten im Voraus allzu scheu gemacht. Nicht das war sein Ziel. Die weltlichen Fürsten sollten einstweilen als seine Untergebene bleiben, wenn nur sie und ihre Länder zum Zwecke seines Krieges ihm unbedingt tributpflichtig wurden.

Also war es bereits mit Pommern und mit Brandenburg gegen den Willen ihrer Fürsten, die nur der Waffengewalt sich gebeugt. In Pommern war nur noch eine Stadt von kaiserlichen Truppen besetzt, Greifswalde, von Perusi tapfer vertheidigt. Dennoch fiel es, weil Perusi sich aus der Festung hervor und in einen Hinterhalt locken ließ. Wir haben über diese Vorgänge nur schwedische Berichte. Diese erzählen, die Garnison habe freien Abzug erlangt mit allen Ehren. Unterwegs habe sie dann die vorgeschriebene Marschroute nicht inne gehalten, sondern sei davon eigenmächtig abgewichen. In Folge dessen haben die Schweden sich auf sie gestürzt, einen großen Theil nieder gehauen und die

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 372.
[2] a. a. O. S. 66.

Uebrigen gezwungen schwedische Dienste zu nehmen. Gustav Adolf habe das übel genommen und befohlen, daß der schwedische Anführer Schmidt ihm lebendig oder todt eingeliefert werden solle. Er habe auch nur die Soldaten behalten, die freiwillig bei ihm dienen wollten, die übrigen habe er entlassen gegen das Versprechen sich aller Reden, welche zur Unehre der schwedischen Truppen gereichen würden, gänzlich zu enthalten.[1]

Wir müssen darauf verzichten die Wahrheit dieser Sache zu ergründen. Der eifrigste Lobredner des Schwedenkönigs, der Engländer Harte, bemerkt seine Verwunderung, daß von einer Bestrafung des schwedischen Anführers Niemand etwas wisse. Er gesteht, daß auch ihm die Sache nicht klar sei. Daß jedoch etwas vorgegangen, was mit den Gesetzen civilisirter Völker nicht in Einklang zu bringen, ist bei ihm wie bei den anderen schwedisch Gesinnten, zwischen den Zeilen wohl erkennbar.

Bis zum Ende des Monates Juni 1631 war ostwärts der mittleren Elbe alles Land und alle festen Plätze in den Händen des Schwedenkönigs,[2] und er dachte nun den Strom zu überschreiten. Die Zeit war reich an unzähligen Erscheinungen, welche die Menschen auf den Krieg deuteten, der sie umgab. Auch selbst der Römer Livius häuft nicht eine solche Zahl von Wundern aller Art, wie die officiellen schwedischen Schreiber jener Tage. Man sah am Abend des $^{18}/_{28}$ Juni zu Aschersleben am hellen Himmel zwei starke Kriegsheere, das eine von Mittag, das andere von Mitternacht. Sie zogen auf einander durch die Sonne daher und hielten ein hartes Treffen. Das Heer von Mitternacht obsiegte demjenigen von Mittag, und also wiederholte es sich auch am nächsten Abend. Beidemale währte das Treffen eine Stunde. Beidemale, nachdem das Treffen sich geendet, schoß ein Mann, der im langen Talare mit einem Flitzbogen daher kam, den Führer des Heeres vom Mittag mit einem Pfeile, daß er über den Haufen fiel. Desgleichen wandelte sich an vielen Orten das Wasser zu Blut.

Solche Dinge wurden verkündet aller Orten, und jeder Einblick in die unmittelbaren Kundgebungen der grauenvollen Tage lehrt, wie begierig sie geglaubt wurden.

Im Beginne des Julimonates ging Gustav Adolf über die Elbe. Es war abermals nicht seine Absicht den kaiserlichen Feldherrn Tilly aufzusuchen und mit ihm zu schlagen. Er wollte sich für dießmal, wie sein bestellter Geschichtschreiber sagt,[3] eines so schweren und wichtigen Werkes nicht unterfangen. Er hielt es für sicherer einen starken Posten an der Elbe einzunehmen, wo er für Tilly unangreifbar war, und dann zu erwarten, wohin die Misverständnisse zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und Tilly ausschlugen. Gustav Adolf erkannte, daß Tilly, wenn es nicht zu einer Schlacht kam, zur Erhaltung seines

[1] Chemnitz S. 175.
[2] a. a. O. 177.
[3] Chemnitz S. 177.

Heeres unvermeidlich das kursächsische Land heranziehen müsse. Er durfte erwarten, daß Johann Georg, der früher dem Wallenstein alles hatte gestatten müssen, weil er wehrlos war, nun da er geworben und gerüstet hatte, gemäß den Schlüssen des Tages von Leipzig dem kaiserlichen Feldherrn nicht gutwillig sein Land öffnen, sondern sich widersetzen würde. Gustav Adolf erwog, daß nach der Lage der Dinge Tilly selbst unvermeidlich den schwankenden, haltlosen Kurfürsten von Sachsen, der auch da noch nicht wußte, was er wollte, dem Schwedenkönig in die Arme treiben müsse. Deshalb wählte Gustav Adolf, um diesen Fortgang der Dinge abzuwarten und nur im Geheimen dazu mitzuwirken, eine feste, unangreifbare Stellung bei Werben am linken Ufer der Elbe da, wo gegenüber auf dem rechten Ufer die Havel in diesen Strom sich ergießt. Dort war der Schwedenkönig für den Unterhalt des eigenen Heeres gesichert. Er hatte vor sich und zur rechten Hand das Erzstift Magdeburg mit der Altmark, auf der linken Seite die Mittelmark und das Havelland, in welchem noch Lebensmittel genug waren. Diese konnten die Havel hinab mit leichter Mühe dem schwedischen Heere zugeführt werden.

Es ist hier der Ort zurückzublicken auf die bisherige Laufbahn des Schwedenkönigs in Deutschland, auf die Stimmung der Deutschen in Bezug auf diesen fremden König. Der Täuschungen darüber sind viele und von mancherlei Art. Sie haben der Mehrzahl nach eine und dieselbe Quelle, nämlich die sehr trübe und unlautere der späteren Idealisirung dieses fremden Königs. Wir haben nur die Thatsachen zu fragen. Noch hatte kein deutscher Fürst und keine deutsche Stadt außer dem unglücklichen Magdeburg oder vielmehr außer der ochlokratischen Faction von Magdeburg, dem Schwedenkönige das geringste Zeichen der Freude über seine Ankunft entgegen gebracht. Pommern und Brandenburg gehorchten ihm und waren ihm dienstbar für seine Zwecke, weil ihre Fürsten wehrlos in seine Hand sich hatten ergeben müssen. Er hatte ein Jahr nach seiner Landung in Pommern eine Jubelfeier seiner Ankunft ausgeschrieben. Der Tag war gefeiert, ohne Zweifel; allein wir wissen, wie später auch Napoleon in unseren deutschen Städten die Feier des Napoleonsfestes und seiner Siege gebot, wie auch dann die Deutschen illuminirten, die Glocken läuteten, wie sie feierten auf Befehl. Das Stratagem des Religionskrieges schlug noch nicht durch. Auch verkennt Gustav Adolf selbst diese Dinge nicht. „Die evangelischen Fürsten," sagt er, [1] „haben keine weitere Neigung zu mir, als daß sie sich mit meiner Hülfe gegen den Kaiser behaupten wollen, um nachher mich mit Macht und Undank von hinnen zu jagen."

Man nimmt ferner an, daß wenn nicht die Fürsten, so doch viele Deutsche sich mit Begeisterung in den Dienst dieses fremden Königs begeben hätten. Auch diese Ansicht, die in unseren Augen nicht minder eine Anklage des Verrathes am deutschen Vaterlande einschließen würde, widerlegt am schärfsten Gustav Adolf selbst. Wir haben oft gesehen, wie in den Kriegsheeren jener Zeit durchweg

[1] Geijer III. 185, an den schwedischen Reichsrath 5/12 Juli 1631.

sehr wenige edele Elemente vorhanden waren, und können davon nur den engeren Kern des Tilly'schen Heeres ausnehmen, das unter der strengen zugleich und milden Hand dieses wackeren Mannes in Gefahr und Noth mit ihm sich gestählt hatte. Ueber die Deutschen, die dem Schwedenkönige zuliefen, urtheilt dieser selbst scharf und schneidend. „Die deutsche Nation," meldet der König heim, [1] „ist nun so unstät geworden, daß die Leute den einen Tag den einen, den anderen Tag einen anderen Herrn suchen, so daß man kaum so viele Leute werben kann, als täglich verlaufen, besonders da die Unsrigen seit langer Zeit keinen Unterhalt bekommen."

Es ist ferner eine übliche Ansicht, daß die Kriegeszucht des Heeres dem Könige die Gemüther der Deutschen gewonnen habe. Es ist damit ein ähnliches Verhältnis, wie mit Wallenstein. Weil man die Befehle desselben aufgefunden hat, durch welche er Mannszucht gebot: so hat sich bei Manchen auch der Glaube eingestellt: die Wirklichkeit habe diesen Befehlen entsprochen. Es liegt aller Orten vor Augen, welche Verschiedenheit in menschlichen Dingen so häufig obwaltet zwischen einem Gesetze oder einem Befehle und der Ausführung desselben. Nicht die Befehle der Feldherrn genügen zu dem Beweise, daß sie Manneszucht gehalten. Sie genügen nur dann, wenn entsprechende Zeugnisse der Bevölkerung und der Obrigkeiten, oder auch der Feldherren selber hinzutreten, ob den Befehlen nachgelebt sei. Fragen wir also solche Zeugnisse.

Vorher jedoch ist es wichtig die leitende Persönlichkeit selbst im Vergleiche zu anderen in's Auge zu fassen. Tilly hielt Ordnung und Mannszucht, weil er ein gerechter und mild gesinnter Mann war, weil die Nothwendigkeit derselben aus dem innersten Kerne seines Wesens folgte. Sein eigenes Beispiel der Mäßigkeit wirkte wesentlich mit, und zog die Anderen nach sich in dieselbe Bahn. Wallenstein war habgierig für sich, und sein Beispiel reizte die Seinigen zur Nachahmung. Tilly führte Krieg im Namen seiner Kriegsherren, um durch die Bezwingung der Feinde zum Frieden zu gelangen. Für Wallenstein war der Kern und das Ziel seiner ganzen Kriegführung seine eigene Bereicherung. Diesem einen Zwecke ordnete er alles unter. Ob auch die Länder verdarben, ob er auch durch sein Erpressen in einem Jahre die Mittel verschlang, die für ein Jahrzehnt der Kriegführung nach Tillys Weise hingereicht hätten: es kümmerte ihn nicht, wenn nur er reich wurde. Darum konnte Wallenstein keine folgerechte Mannszucht üben. Anders Gustav Adolf. Er wollte den Krieg um des Krieges willen. Nur dazu wandte er die Mittel an, die er besaß oder die er erlangen konnte. Darum war es sein Interesse, daß diese Mittel nicht unnütz vergeudet wurden. Es war sein Interesse die Habgier seiner Schaaren so weit zu zügeln, die Menschen so weit zu schonen, daß er sich nicht selbst die Mittel des Kriegens abgrub. Von Gerechtigkeit, von Milde, von Fürsorge für Bedrängte und Hülflose hat Gustav Adolf weder bei Magdeburg, noch sonst nennenswerthe Proben gezeigt. Wo nicht seine Interessen fernerer Kriegführung

[1] a. a. O. 186 N. 2 an den Reichsrath 2/12 Juli.

gefährdet waren, da ließ er seinen Söldnern, die ja doch bei gutem Willen erhalten werden mußten, freien Lauf.

Um dieses darzuthun, haben wir das Verfahren des Schweden auf deutschem Boden zu betrachten.

Wir haben gesehen, wie es im Februar und März des Jahres 1631 mit der schwedischen Manneszucht in Pommern bestellt war.

Wir haben gesehen, wie nach dem Zeugnisse des officiellen schwedischen Geschichtschreibers [1] die Klagen dahin lauten, daß die Schweden in Pommern nichts unterließen, was am Feinde war getadelt worden, wie dann der Eifer und die Sorgfalt des Königs so viel erreichte, daß nicht alles bunt übereck und zu Trümmern ging.

Wir haben ferner die Klagen des Kurfürsten von Brandenburg an den König vernommen über die Insolenzen des schwedischen Heeres vor seinen Augen zum Verderben seiner Unterthanen. Indessen der Kurfürst war in innerster Seele gegen Gustav Adolf, der unter frommen Redensarten ihn mishandelte: darum könnte man uns entgegnen, daß seine Klagen nicht unbedingten Glauben verdienen. Lassen wir darum einen anderen Fürsten reden. Der Herzog Julius Ernst in dem fernab gelegenen Dannenberg an der Elbe meldet dem Könige im August 1631: [2] „Ich habe der guten Hoffnung gelebt, es sollten sich auf Euer Majestät ernstliche Proclamationen und Verbote die grausamen Ueberfälle, Ausplünderungen und Beraubungen gestillt und gelegt haben. Dennoch kann ich nicht genug beklagen, wie schrecklich und dürftiglich es damit in allen unseren Dorfschaften noch täglich und ständlich hergeht, wie alles Vieh und alle Pferde weggetrieben, wie das Getreide gedroschen und ungedroschen abgeführt, wie Häuser und Hausrath zerschlagen, verderbt und vernichtet, wie die Menschen gemartert, gepeinigt, und dadurch zu unmöglicher Brandschatzung genöthigt und ausgepreßt, wie in Summa alles völlig ruinirt und verwüstet, ja auch uns selbst mit Ausplünderung feindlich gedroht wird.“ Julius Ernst bittet flehentlich, daß ihm geholfen werde.

Indessen man wird uns auch hier vielleicht noch entgegnen, daß dieß Zeugnisse sind von deutschen Fürsten und Obrigkeiten, die dem Schwedenkönige nicht gewogen waren. Man wird sich lieber umsehen nach seinem eigenen Zeugnisse für seine Mannszucht. Wenden wir uns also an Gustav Adolf selbst. Wir haben demnach ihn zu fragen, ob er für sein Heer irgend welchen Ruhm einer besonderen Mannszucht zum Schutze der bedrängten deutschen Bürger und Bauern in Anspruch nahm. Hören wir ihn von Werben aus gegen Ende Juli 1631, wo er zurückblickt auf die letzten Monate. Er meldet seinem Kanzler Oxenstjerna die Lage der Dinge heim in folgender Weise. [3]

„Wir haben euch oft genug unseren Zustand zu erkennen gegeben, daß wir

[1] Chemnitz S. 127.

[2] Vaterländisches Archiv von Spiel und Spangenberg 1829. Band II. S. 115, cf. dasselbe Werk, Jahrgang 1826. Band II. S. 12.

[3] Geijer III. 187.

mit größter Armuth, Beschwerde und Unordnung uns und der Armee diese Zeit her durchgeholfen haben, indem wir von allen unseren Dienern verlassen sind und einzig vom Raube, zum Schaden und Verderben aller unserer Nachbaren den Krieg führen mußten. Das dauert fort bis auf diese Stunde. Darum haben wir nichts, um die Leute zufrieden zu stellen, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben an sich reißen. Nun hatten wir auf euch, auf das Getreidemonopol, vor Anderen unsere Hoffnung gestellt. Auch das schlägt uns fehl, und wir müssen hier vor dem Anmarsche des Feindes ein festes Lager aufwerfen." Diese Noth an Geld bleibt. „Ungeachtet ihr, Herr Kanzler," schreibt der König einige Tage später; „mittelst eurer eigenen Vorschläge uns monatlich gewisse Summen zugesagt, haben wir gleichwohl davon bisher nicht mehr erhalten, als ungefähr 100,000 Rthlr. Nun vernehmen wir zum Ueberdruß durch euer Schreiben aus Elbing vom 11. Juli a. St., daß nichts mehr vorhanden ist. Die Armee hat seit sechszehn Wochen keinen Pfennig bekommen. Jedermann ist es bekannt, daß wir von euch die Bezahlung für die Soldaten erwarten. Darauf haben sowohl Officiere als Gemeine ihr Vertrauen gesetzt. Nebst dieser Hoffnung haben wir zu ihrem Unterhalte nur Commisbrod gehabt, das wir von den Städten erpreßt; allein nun hat auch das ein Ende. Mit den Reitern, die sich damit nicht begnügen wollten, hat man keine Ordnung halten können: sie lebten bloß von unordentlichem und ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Anderen ruinirt, so daß nichts mehr zu fangen ist, weder für sie, noch für die Soldaten, weder in den Städten, noch auf dem Lande."

Diese Worte des Königs Gustav Adolf selber geben uns den Maßstab an, in wiefern es möglich sei, daß bis zum Juli 1631 den Schwedenkönig mit seinem Heere, der Hefe aus allerlei Nationen Europas, irgendwo ein deutsches Dorf, eine deutsche Stadt als Befreier begrüßt haben könne. Wir verlassen ihn in seiner festen Stellung zu Werben an der Elbe und suchen seinen Gegner Tilly auf.

Wir haben gesehen, daß Tilly aus Mangel an Unterhalt für das Heer von Magdeburg aus nicht gegen den Schweden vordringen konnte.[1] Er legte eine Besatzung von reichlich 5000 Mann unter Wolf von Mansfeld in Magdeburg, und brach dann am 3. Juni mit dem Hauptheere von dort auf nach Thüringen. Die kleineren Fürsten, welche etwa nach dem Leipziger Schlusse zu Werbungen geneigt waren, ließen nach dem Falle Magdeburgs davon ab. Nur Johann Georg von Sachsen und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel beharrten. Dazu verfuhr Johann Friedrich von Bremen im gleichen Sinne, indem er auf eine Unterstützung zunächst von Engländern hoffte.

Fassen wir diesen Erzbischof Johann Friedrich zunächst ins Auge, um darzuthun, wie seine Unterthanen im Erzstifte Bremen sich verhielten zu den Absichten ihres Fürsten auf Verrath an Kaiser und Reich.

[1] Hormayrs Taschenbuch 18⁵²/₅₃. S. 322. 328.

Der schottische Marquis Jacob Hamilton hatte schon vor längerer Zeit sich erboten auf eigene Kosten daheim zu werben, wenn nur der Schwedenkönig Namen und Titel dazu hergäbe.[1] Gustav Adolf ging das gern ein, mit Vorbehalt jedoch auch des Obercommandos. Dem Hamilton strömten, wie in solchem Falle immer zu erwarten, in England und Schottland zahlreiche Haufen zu. Sie wollten, wie sich von selbst versteht, den armen unglücklichen Deutschen die Freiheit und das Evangelium bringen, und dafür an sich nehmen, was die Deutschen nicht in gleicher Weise zu schätzen wußten. Johann Friedrich von Bremen war mit dem Schweden im Einverständnisse. Die 6000 Engländer sollten an der Elbe oder der Weser landen, und von dort aus vorbrechen. In Bremen und Hamburg lag Proviant für sie vollauf. Im Anfange des Julimonates gingen sie unter Segel.

Die Furcht vor diesen Engländern war schon seit längerer Zeit rege.[2] Man besorgte ihre Landung an der Elbe. Dazu erhielt der Oberst Reinach, der im Erzbisthum Bremen zu Stade commandirte, von Tilly die Weisung vor dem Administrator Johann Friedrich von Bremen auf seiner Hut zu sein. Reinach wendete sich an die Stände des Erzbisthumes. Er bat dieselben auch ohne die Ladung Johann Friedrichs zu einem Landtage zusammen zu kommen. Es geschah am $^3/_{13}$ Juli 1631. Reinach legte den Ständen des Erzbisthumes dringend ans Herz sich nicht verführen zu lassen.[3] Viele Leute, sagte er, bilden sich ein, als sollte diese Kriegsmacht der Liga hier eine Reformation erzwingen. Dieß ist nicht die Absicht des Kaisers, und der General hat dazu keinen Befehl. Reinach versicherte dem ganzen Lande und jedem Einzelnen, daß wenn Jedermann sich getreu und redlich verhielte, Niemand einen Schaden zu erleiden haben solle. Im anderen Falle würde man das Verderben selbst über sich heraufbeschwören. Reinach fragt mit Verwunderung, wie doch Jemand sich auf englische oder schwedische Hülfe verlassen könne. Einerseits vermöchten dieselben wenig auszurichten, andererseits verderbe und verwüste ja der Schwedenkönig mit seinem Heere alle Oerter und Länder, die er berühre. Dagegen berief sich Reinach vor den Ständen des Erzstiftes darauf, daß das ligistisch-kaiserliche Heer noch jederzeit Mitleiden bewiesen habe, damit der arme Hausmann, den die dänische Einquartierung niedergedrückt, von daher wieder zu Kräften kommen könne.

Bevor wir die Antwort der Stände vernehmen, haben wir uns zu erinnern, daß das Restitutionsedict vielleicht nirgendwo in Deutschland so nachdrücklich ausgeführt war, wie in diesem Erzbisthume oder Herzogthume Bremen. Dazu hatten die Truppen der Liga nun eine Reihe von vier Jahren dort gelegen. Wenn mithin die Durchführung des Edictes, die Einquartierung ligistischer Truppen irgendwo Abneigung und Widerwillen, Lust zum Widerstande mit bewaffneter Hand, Willfährigkeit für die schwedischen Eroberungsplane erwecken

[1] Chemnitz 192.
[2] Man vgl. die Beilage LXXV
[3] Theatrum Europ. II. 393.

konnten: so mußte das sein in diesem Lande, welches siebzehn Jahre später nicht bloß thatsächlich, sondern auch völkerrechtlich der schwedischen Gier anheimfiel.

Von einer solchen Abneigung der Bewohner des Landes gegen die Kaiserlichen, von einer Willfährigkeit für den Schwedenkönig und die deutschen Diener desselben zeigen die Bewohner des Erzstiftes keine Spur.[1] Johann Friedrich untersagt den Ständen ohne seine Ladung sich zu versammeln. Dennoch thun sie es, weil Reinach zu ihnen spricht im Namen Tillys und mittelbar des Kaisers. Es sind die Prälaten jedoch ohne das Domcapitel von Bremen, die Mehrzahl der Ritterschaft, die Städte Stade und Buxtehude. Sie erklären einstimmig, daß sie von einem Bunde zwischen Johann Friedrich und dem Schweden nichts wissen. Sie haben es mit Bestürzung vernommen, daß Johann Friedrich Truppen werbe; denn er hat ohne Wissen der Stände dazu kein Recht. Sie bitten, daß der Oberst die Werber, wo er sie treffe, zur Strafe ziehe, und versprechen ihm darin behülflich zu sein. Sie erklären, daß sie im Falle eines Angriffs von Engländern oder Anderen, welche Nation auch immer es sei, beharren wollen in der bisherigen schuldigen Treue gegen Kaiser und Reich, und bereit seien zur Unterstützung des kaiserlichen Heeres mit Rath und That. Doch die Contributionen drücken sie schwer. Sie bitten, der General Tilly wolle sie der herkömmlichen Dienste zu Roß und Fuß entledigen: dann wollen sie die Contribution fortzahlen, so lange sie vermögen. Denn sie leben der Hoffnung: wenn es in der Macht Tillys stehe: so werde er sie erleichtern. — Dann jedoch erwägen die Bewohner des Marschlandes, ob sie nicht mehr versprochen, als sie halten können. Denn der General hat die Truppen in die Städte gelegt, von dem Marschboden, der das Meeresufer bildet, landeinwärts auf den gesunderen Sandboden: wie nun, wenn eine Landung versucht würde? Bis von Stade die Truppen herbeigeholt werden, kann auf der Marsch längst alles in Rauch aufgegangen sein. Deshalb möge man auf Mittel denken, wie man zeitig den Bewohnern des Marschlandes an der Seekante zu Hülfe komme: dann sind auch sie erbötig: Gut und Blut für die Vertheidigung aufzusetzen.

Wir sehen, der Sinn der Worte ist: die Edelleute und Bauern des Marschlandes erbitten sich ligistische Truppen ins Quartier, damit dieselben bei der Hand sind zum Schutze gegen einen etwaigen Angriff von Engländern oder Schweden. Also im Juli 1631. Es ist sehr fraglich, ob zu dieser merkwürdigen Bitte ein Seitenstück in dem schauerlichen Söldnerkriege sich finden ließe. Das Zeugnis entspricht demjenigen, welches von Oldenburg und Ostfriesland her in gleicher Weise diesen Truppen gefolgt war.

Die Vögte und Vorsteher des Landes Wursten verpflichteten sich durch eine besondere Urkunde[2] treu bei der Sache des Kaisers und des Reiches auszuhalten.

Die nächste Gefahr für das Erzstift ging dießmal vorüber. In denselben

[1] Beilage LXXVI.
[2] Beilage LXXVII.

Tagen, als die Stände des Erzstiftes diesen Beschluß faßten, sah man unfern von ihnen bei Helgoland vierzig Kauffahrer unter dem Geleite zweier Kriegsschiffe. Sie trugen jene in England und Schottland aufgelesenen Abenteurer, die den Pesthauch des Söldnerthumes, welches sie Freiheit und Evangelium nannten, über die deutschen Länder zu tragen gedachten. Sie harrten nur noch der günstigen Gelegenheit zur Landung. Aber der Sturm faßte und verschlug sie von dort. Sie steuerten nordwärts, fuhren durch den Sund und gelangten in die Ostsee. Der Schwedenkönig willfahrte ihnen an der Oder zu landen. Also geschah es. Sie stiegen aus, ihrer 6000, wohl ausgerüstet, wie man sagte. Wenige Monate nachher waren sie ohne irgend welche namhafte Verrichtung vergangen und verschwunden.[1]

Ungeachtet der Stimmung des Landes, ungeachtet der dringenden Warnung Tillys[2] versuchte doch Johann Friedrich von Bremen sein Heil mit der Werbung von Truppen. Es ging ihm schlecht dabei. Reinach schlug und zertrennte die Schaaren.

Auf dem Zuge von Magdeburg nach Thüringen begann Tilly die Unterhandlungen mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel.

Wir haben gesehen, wie dieser deutsche Fürst wenige Monate später als er den letzten Vergleich mit seinem Vetter von Darmstadt selbst erbeten und dann beschworen, schon im Herbste 1630 den Schwedenkönig suchte, um den Preis und Dank des ersten Beitrittes von dem fremden Eroberer zu gewinnen. Wir haben gesehen, wie er, seine Mutter und sein Bruder sich verschworen,[3] daß sie im Namen der heiligen Dreieinigkeit den Schweden suchten. Im Winter begann der Landgraf Wilhelm zu werben und zu rüsten. Aber woher und wie? Wilhelm war arm, sehr arm. Wir haben gesehen, wie seine Schulden ihm emporwuchsen über das Haupt. Er hatte keinen Credit. Er hatte drei Jahre zuvor, um bei einem Kaufmann in Frankfurt 1600 Rthlr. geborgt zu erhalten, vier Kanonen zum Pfande setzen müssen.[4] Und dieser Mann ließ nun die Werbetrommel rühren, zog nun tausende von Söldnern heran. Der Plan war mithin im Voraus so angelegt, daß nach der Weise von Mansfeld und Christian von Braunschweig, die Wallenstein in ein folgerechtes System gebracht hatte, selbst zum Beginne des Krieges die Mittel durch nachträgliche Räuberei gedeckt werden sollten. Der natürliche Feind des Landgrafen Wilhelm war mithin Jeder, der etwas besaß, zunächst diejenigen Deutschen, welche katholischen Fürsten unterthan waren. Indessen mußten diese Plane noch eine Weile bis zur günstigen Zeit verhehlt werden. Deshalb baten noch im Januar 1631 der alte Moritz, die Landgräfin Juliana den kaiserlichen Feldherrn um Schutzbriefe.[5] Glaubten sie dadurch noch einmal wieder den Mann zu täuschen, der seit zehn

[1] Chemnitz 192 f.
[2] a. a. O. 257.
[3] Rommel VIII. 187.
[4] a. a. O. 77.
[5] Rommel VIII. 109 ff.

Jahren so oft dem alten Moritz das Spiel der Tücke und der Lügen zerrissen? Am 16. April 1631 hatte der Landgraf Wilhelm 5000 Mann beisammen. Er kündigte dem General Tilly die Quartiere und die Contributionen auf. Der alte Feldherr erwiederte darauf mit ernster Abmahnung an den Landgrafen selbst und die Stände. Ein so schweres Unternehmen, sagte er, sei leichter anzufangen als auszuführen: das habe der Landgraf Moritz zu seinem Schaden erfahren. Wenn Wilhelm so fortfahre, stürze er sein Land in's Verderben.

Tilly stand mit acht Regimentern an der Werra.[1] Von dort aus schickte er im Juni 1631 eine Ermahnung über die andere an den Landgrafen Wilhelm. Schon vorher hatte er die Stände des Hessenlandes aufgefordert, daß sie den Landgrafen von den Werbungen abhalten möchten, die das Land weit und breit umher unsicher machten. Er belegte das Beginnen des Landgrafen, der die mehr als einmal geschworenen Eide zu brechen im Begriffe stand, mit dem Namen des Aufruhres. Wilhelm forderte von seinen Ständen, daß sie dieselbe Contribution, welche sie bislang für die kaiserlichen Truppen entrichtet, nun für die seinigen bezahlten sollten. Die Ritter und Stände weigerten sich. Als Tilly weiter herannahte, benutzten sie das, um sich heimzubegeben. Ihre Meinung war dem Landgrafen deutlich daraus zu entnehmen, daß eine Deputation vor ihm erschien, um von ihm die Absendung von Abgeordneten an Tilly zu verlangen.[2] Dann jedoch kamen sie ohne Berufung durch den Landgrafen zu Rotenburg an der Fulda zusammen, und erklärten: da die lebendige Wache des Landgrafen, seine Truppen, ihnen mehr Gefahr als Schutz gewährten: so müsse man es vorziehen nach dem Beispiele des sächsischen Adels Tilly um Schutzbriefe anzugehen.

Wir sehen, das Verhältnis in Hessen-Cassel ist dasselbe wie früher. Die conservativen Corporationen stehen auf kaiserlicher Seite, und misbilligen die Schritte des Landgrafen. Mit demselben dagegen halten es die geringeren Classen der Bevölkerung, irre geleitet durch die Hoffnung auf Befreiung von dem Drucke des kaiserlichen Heeres und durch die Predigten der landgräflichen Theologen, welche die Gier ihres Herrn nach fremdem Eigenthume als seinen Eifer für die evangelische Religion predigen.

Tillys Forderungen waren sehr mäßig. Er verlangte die Einstellung jeder Thätlichkeit, Sicherheit der Landstraßen, Rückgabe einiger Soldaten, die der Landgraf ihm abgenommen, Absendung von Quartier-Commissarien. Wir wissen, daß es also seine Weise war, um die Ordnung zu erhalten. Wilhelm schickte sie nicht. Er begehrte Rückgabe des Raubes. Eine solche Antwort mußte selbst Tilly aufbringen. Der Feldherr verlangte Anfangs Juli die entschiedene Erklärung, ob der Landgraf Freund oder Feind sein wolle. Dieser entgegnete: er sei weder Freund, noch Feind. Gegen einen Angriff werde er sich vertheidigen. Geld und Unterhalt möge sich Tilly in dem großen Vorrathshause zu

[1] a. a. O. S. 118.
[2] a. a. O. S. 120.

München holen. Zugleich erhielten die Geistlichen den Auftrag das Volk zu fanatisiren. Landgraf Wilhelm schrieb einen allgemeinen Fast-, Buß- und Bettag aus. Es wurde aufgeboten, was nur möglich war. Vier Prediger bestiegen sich ablösend die Kanzel der Schloßkirche und redeten über die bekannten Worte Römer 13, 1. ff. und 1. Petr. 2, 14. Sie sprachen von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit. Keinem von diesen Theologen fiel es ein dem Volke zu sagen, daß der einzige Rebell gegen den Kaiser und die geheiligte Ordnung des Reiches der Landgraf selber sei.

Tilly hatte bis dahin gezaudert, in der That sehr lange. Wir vernehmen, daß der deutsche Feldherr im Grunde seines Herzens diesem Landgrafen Wilhelm wohl gewogen war.[1] Eine solche Langmuth wäre nach allem was Tilly im Hessenlande früher von Moritz und nun von dessen Sohne Wilhelm erfahren, kaum begreiflich. Der Feldherr selbst indessen gibt uns einen anderen Grund an. Der Landgraf, sagt er,[2] hat sein geworbenes Volk, welches an 6000 bis 7000 Mann stark sein mag, auf seine Festungen Cassel und Ziegenhain zurückgezogen. Dorthin ihm zu folgen, ist nicht thunlich. Denn das Landvolk ist aufgeregt, ist ärger erbittert, als die Soldaten. Dazu steht der Schwedenkönig mir im Rücken und dringt vor. Er hat die Städte in der Altmark genommen, hat bei Tangermünde die Elbe überschritten: Havelberg, Rathenow und Altbrandenburg an der Havel, Stendal und Werben diesseits der Elbe sind in seinen Händen.

Während der Landgraf Wilhelm für das Verbrechen, welches er gegen das deutsche Reich im Schilde führte, seine Unterthanen fasten und beten ließ, sah Tilly sich zur Umkehr gegen den Schwedenkönig genöthigt. Am 19. Juli brach Tilly von Mühlhausen auf, und marschierte über Mansfeld und Aschersleben, zurück nach Wolmirstedt. Dort vereinigte sich Pappenheim wieder mit ihm, den er kurz zuvor zur Deckung Magdeburgs entsendet. Der Schwedenkönig hatte sich bei Werben verschanzt. Dort saß er im Lager, und las in der Bibel.[3] Also erzählte er selbst einem der Räthe, der um Gehör bat. Der König zeigte dem Hintretenden die Bibel und sprach: „Hier seht Ihr mich, wie ich Trost in Gottes Wort suche; denn ich merke, daß der Teufel Niemandem ärger nachstellt, als denen, die von ihren Handlungen nur Gott Rechenschaft zu geben haben." Es ist möglich, daß Gustav Adolf die Wahrheit der letzten Worte an sich wirklich empfunden.

Das feste Lager des Schwedenkönigs bei Werben ist berühmt in der Kriegesgeschichte. Es war eine weitläufige Verschanzung, welche die Stadt Werben mit in sich begriff, auf dem linken Ufer der Elbe, gegenüber dem Einflusse der Havel. Zwei Schiffbrücken verbanden das Lager mit dem rechten Ufer. Der Schwede weilte dort wie in einer festen Burg, und täuschte abermals wie so

[1] Wassenbergs deutscher Florus S. 202.

[2] Ausführlicher Bericht an den Kurfürsten Max von Bayern vom 27. Juli, im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

[3] Pufendorf lib. IV. §. 65.

oft schon die Hoffnung des kaiserlichen Feldherrn, daß nun endlich die Gelegenheit zu einem Haupttreffen sich bieten werde. Gustav Adolf wollte nicht schlagen: er kam nicht hervor. Einige Tage lang lag der kaiserliche Feldherr eine Viertelmeile von dem Lager. Einen Sturm auf dasselbe durfte er nicht wagen. In kleinen Gefechten erlitt er mehrere Verluste. So viel ist unzweifelhaft.[1] Allein die spätere Zeit hat sich damit nicht begnügt. Sie läßt den kaiserlichen Feldherrn auf das Lager von Werben einen Sturm unternehmen, der mit großem Verluste abgeschlagen wird. In den eigenen Berichten des Königs findet sich nichts davon.[2] Um dieß Hinderniß zu überwinden, hat ein neuerer Bewunderer des Königs den Ausweg gefunden: der König habe sich allzu bescheiden ausgedrückt.[3]

Während Tilly vergeblich harrte, ob nicht der Reichsfeind dennoch hervorkommen würde, um sich ihm zu stellen, vollzog sich innerhalb dieses Lagers am 11. August ein schmählicher Verrath am deutschen Vaterlande. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel schloß freiwillig ein Bündnis mit dem fremden Könige. Der Schritt, über den man seit zehn Monaten unterhandelt hatte, war von großer wichtiger Bedeutung. Die anderen beiden, der Pommernherzog und der brandenburger Kurfürst, die bislang sich dem Schweden dienstbar gemacht, hatten es gezwungen gethan, weil sie wehrlos und hülflos es nicht anders zu können meinten. Sie hatten sich nur dem Zwange gefügt. Der Landgraf Wilhelm erschien freiwillig, um sich anzubieten gegen den Willen der conservativ gesinnten Stände seines Landes. Gustav Adolf erkannte das an, und demgemäß fielen auch seine Bewilligungen für den Landgrafen aus. Der Preis des ersten Beitrittes mußte ein reichlicher sein, um andere herbeizulocken zu gleichem Thun, und zwar wie sich von selbst versteht, ein Preis auf Kosten nicht etwa des Schweden, sondern anderer Deutschen. Es war dasselbe Mittel, welches Napoleon Bonaparte späterhin anwandte: Vergrößerung des betreffenden Fürsten auf Kosten der Nachbaren nach außen hin, nach innen hin Erweiterung der landesherrlichen Rechte auf Kosten der Landstände, das Versprechen der Mithülfe zur Unterdrückung dieser conservativen Corporationen.

Diese Vergrößerung nach außen konnte passend geschehen zunächst durch Beraubung des Vetters von Darmstadt, dann durch diejenige der geistlichen Fürsten.[4] Beide Arten würden nach den Begriffen der bürgerlichen Moral und des Rechtes einige Schwierigkeiten gehabt haben. Der Landgraf Wilhelm hatte sich zwei Jahre zuvor in die Entscheidung der Reichsgerichte zu Gunsten seines Vetters von Darmstadt gefügt, diesem einen Vergleich angeboten und sich mit

[1] Die Berichte des Königs bei Geijer III. 188.

[2] Auch Chemnitz weiß nichts von diesem Sturme. Es scheint, daß derselbe nur in dem Kopfe des Genfer Professors Spanheim (Soldat suédois I. 108) vorgefallen ist. Spanheim läßt freigebig 6000 Kaiserliche fallen.

[3] Geijer a. a. O.

[4] Rommel VIII. 124.

ihm geeinigt.[1] Beide Fürsten hatten diesen Vertrag vor ihren versammelten Landständen beschworen. Doch hatte Wilhelm die Vorsicht gebraucht gegen diesen Eid vorher in seinem Archive geheim zu protestiren.[2] Der Schwedenkönig entband ihn im Lager zu Werben von dem Halten dieses Eides durch das Versprechen, daß Hessen-Cassel ganz hergestellt werden solle, wie vor 1618, also wie damals, als der Vater Moritz gegen richterlichen Spruch das Land seines Vetters besetzt hielt. Auch der Raub an den geistlichen Gütern war nicht ohne Schwierigkeiten von ähnlicher Art sowohl für den Nehmer, wie den Geber. Für den Landgrafen war es zunächst diese, daß die geistlichen Fürsten ihre Länder mit demselben Rechtstitel besaßen, wie er die seinigen, nämlich vermöge der kaiserlichen Belehnung, welcher von Seiten des Landgrafen wie der anderen deutschen Fürsten der Lehnseid entsprach. Außer diesen politisch rechtlichen Bedenken hätte noch ein moralisches geltend gemacht werden können. Das Geschlecht der Landgrafen von Hessen-Cassel war für die vielfachen Versuche der Rebellion, welche Moritz von Anfang der Regierung des Kaisers Ferdinand an gemacht, vom Kaiser mit Nachsicht und Güte behandelt worden. Diese außerordentliche Nachsicht, welche Moritz von dem Feldherrn der Liga erfuhr, welche sehr sichtlich hervortrat im Vergleiche mit dem Verfahren Wallensteins gegen die Herzöge von Meklenburg, war zu nicht geringem Theile in dem Standesgeiste der Kurfürsten von Bayern und Mainz begründet, welche einen Reichsfürsten nicht weiter demüthigen ließen, als geradezu unvermeidlich war. Dieß Verfahren hätte zur Dankbarkeit gegen die Liga stimmen sollen. Allein weder rechtliche, noch moralische Beweggründe übten den Lockungen des Schweden gegenüber auf dieß Geschlecht der Landgrafen von Hessen-Cassel irgend welchen Einfluß. Der fremde König, dem nicht ein Fußbreit deutscher Erde nach irgend welchem Rechte gehörte, verschenkte im Voraus an den deutschen Landgrafen alle Länder und Oerter der Fürsten der Liga, deren sich der Landgraf mit Gewalt oder List bemächtigen würde.

Es ist schwer zu sagen, welchem von beiden, ob dem Könige oder dem Landgrafen, bei diesem Handel der Preis der Treulosigkeit gegen anerkannte Verbindlichkeiten gebührt. Denn außer der Scheu vor fremdem Eigenthume, die Gustav Adolf allerdings nie bewiesen, hätte diesen König auch noch das Bedenken eines feierlichen Vertrages, dessen Früchte er eben damals genoß, von solchen Schenkungen abhalten können. Wir haben schon berührt, wie der Franzose Richelieu und der Schwede Gustav Adolf ein jeder auf seine Weise Deutschland zu zerrütten bestrebt waren. Der Cardinal Richelieu von Frankreich wollte die kaiserliche Macht zerschlagen, Deutschland in viele kleine Staaten zersplittern, wie es geworden ist. Aber er wollte lieber, daß diese kleinen Staaten katholisch seien als protestantisch. Er wollte lieber, daß die Staaten der Liga mit geistlichen Fürsten blieben, als daß protestantische Fürsten an die Stelle derselben träten. Deshalb hatte er Fürsorge getragen in dem Bündnisse von Bärwalde, daß Gustav Adolf die katholische

[1] a. a. O. S. 48. 124.
[2] a. a. O. S. 27—28.

Religion in Deutschland so belassen solle, wie sie sei. Deshalb hatte er ferner unablässig sich bemüht zwischen der Liga und dem Schweden eine Neutralität zu begründen. Am 8. Mai war es ihm gelungen zwischen Frankreich und der Liga ein solches Neutralitätsbündnis, zu dem Kurfürsten von Bayern sogar eine Uebereinkunft zu gegenseitigem Schutze zu Stande zu bringen.[1] Die Beträge der gegenseitigen Hülfeleistung wurden festgesetzt. Es war ein weiterer Fortschritt auf der Bahn der Sicherstellung der Liga.

Wir wissen, wie eine solche Neutralität für die Liga von Anfang an mit den Planen Gustav Adolfs unvereinbar war. Er wollte gerade die Länder der geistlichen Fürsten für sich. Bis zum Vertrage von Werben konnte er immerhin diese Absicht im Stillen bei sich hegen und den französischen Cardinal noch ferner täuschen, bis er an die Länder katholischer Fürsten kam. Die Forderung des Landgrafen zwang ihn schon damals davon abzugehen. Aber nun mußte er einen Vorwand haben, weshalb er die Länder der Fürsten der Liga für herrenloses Gut erklärte, das er verschenken dürfe nach Belieben. Gustav Adolf wußte diesen Vorwand zu finden. Er erklärte den Franzosen, daß die Liga zuerst die Neutralität gebrochen, welche er dem Franzosen für dieselbe verheißen habe. Der Feldherr der Liga habe die Besatzung des Königs zu Magdeburg angefochten, und darum seien die Fürsten der Liga fortan offene Feinde der Schweden. Ob der Franzose das glaubte? Wir haben gesehen, wie in Magdeburg die Sache lag. Gustav Adolf hatte dahin den Falkenberg geschickt, ohne einen Mann und ohne Geld. Falkenberg hatte von den Bürgern zu Magdeburg Geld erschwindelt auf Versprechungen und Bürgschaften des Königs. Diese waren durch die Vernichtung von Magdeburg beseitigt. Für das also erlangte Geld hatte Falkenberg Söldner geworben, und diese Söldner, die wider den Vertrag den Bürgern von Magdeburg aufgebürdet waren, nannte der Schwede im Lager zu Werben seine Besatzung von Magdeburg.[2]

Dann endlich versprach der König sich ohne den Landgrafen weder mit dem Kaiser, noch mit der Liga zu vertragen. Auch dieß Versprechen wieder bereitet ein Spiel der Lüge vor. Es zeigt im Voraus, wie alle späteren Unterhandlungen des Königs mit dem Cardinal zu Gunsten der Liga entweder diese oder den Landgrafen verriethen.

Die Vortheile des Vertrages von Werben für den Landgrafen sollten der Köder sein, der auch andere deutsche Fürsten ihrer Eide und Pflichten gegen Kaiser und Reich vergessen machten, sie antrieben gegen den Willen und die Bitten ihrer friedebedürftigen Unterthanen auf Kosten derselben und anderer Länder die Söldner heranzuziehen. Doch ward zur Anfeuerung eine Frist gesteckt. Nur wer binnen drei Monaten beiträte, sollte des gleichen Vortheiles sich erfreuen, nämlich mit Bürgschaft des Schwedenkönigs für das zu Gewinnende über diejenigen Deutschen herzufallen, die unter katholischen Fürsten lebten, sie

[1] Westenrieder VIII. 180. Hurter, französische Feindseligkeiten S. 37.
[2] Rommel VIII. 124 ff.

zu berauben und zu plündern, und dieses Attentat auf alle gesellige Ordnung Kampf für Religion und Gewissensfreiheit nennen zu dürfen. Vor allen Dingen aber ist wichtig, daß der König dem Landgrafen versprach ihm die Landstände in Gehorsam halten zu wollen. [1] Denn darauf eben kam es an. Der Landgraf Wilhelm hatte seine Stütze nur in den Theologen seines Landes und dem von diesen bethörten und irre geleiteten niederen Volke. Eine selbständige conservative Corporation hätte sich selbst aufopfern müssen, um freiwillig einen solchen Vertrag gut zu heißen.

Gustav Adolfs Forderungen dagegen lassen sich zusammenfassen in den einen Gedanken, der ihm alles war, der ihn sicher stellte in jeder Beziehung, der alles in seine Hand legte: die absolute Direction des Krieges.

Tilly vertraute, daß die Stände von Hessel-Cassel ihre treu kaiserliche und deutsche Gesinnung auch durch die That bewähren würden. Er hielt ihnen vor, wie der freundliche Besuch des Landgrafen im Lager zu Werben in schnurgeradem Widerspruche stehe mit der kurz vorher an Tilly gegebenen Erklärung des Landgrafen: er beabsichtige mit seiner Kriegsrüstung nichts, was dem Kaiser zuwider wäre. Der Feldherr forderte die Stände von Hessen auf den von Werben heimkehrenden Landgrafen wegen bewiesener Felonie gegen Kaiser und Reich nicht wieder aufzunehmen. Dem war vorgebeugt. Bernhard von Weimar, der mit im Lager von Werben gewesen, war zeitig voraus geeilt, um den Befehl der landgräflichen Söldner zu übernehmen. Dagegen half kein Protestiren. Die Stände fügten sich in das Unabänderliche. [2]

In dem langen Kriegesjammer, der fortan wesentlich durch die Mitschuld des Landgrafen Wilhelm und später seiner gleichgesinnten Frau Amalia heraufbeschworen und erhalten ward, erlahmte endlich alle selbständige Kraft. So kam es dahin, daß wenige Generationen später die Nachkommen der einstigen Ritter und Stände von Hessen-Cassel, die ernst und nachdrücklich dem Landesfürsten die Wahrheit gesagt hatten, die Gewalt desselben gegen ihre Vorfahren, gegen Eid und Gelübde, gegen Kaiser und Reich als eine ruhmeswürdige Großthat preisen lernten.

Sobald der Landgraf heimgekehrt war, also erzählt uns der schwedische bestellte Geschichtschreiber, [3] begann er auf die umliegenden Römischkatholischen zu greifen und dieselben feindlich zu tractiren.

Nachdem Tilly sich überzeugt, daß dem Schweden in dem festen Lager von Werben nicht beizukommen war, wendete er sich am 11. August die Elbe wieder hinauf nach Tangermünde, und weiter in die alten Quartiere von Wolmirstedt. Dort erhielt er am 18. August den bestimmten Befehl des Kaisers: wenn Johann Georg von Sachsen nicht in Güte die Waffen niederlegen wolle, ihn mit Gewalt dahin zu zwingen. Wie so lang hatte der Mangel einer solchen Vollmacht den

[1] Chemnitz 196 b Nr. 7. Bei Rommel VIII. S. 128 ist es nicht so klar ausgedrückt.

[2] Theatrum Europ. II. 423. — Arlanibaeus, arma Suec. p. 214.

[3] Chemnitz S. 198.

Feldherrn gelähmt und gebunden! Er hatte sie sich erbeten am 27. Mai. Seitdem waren drei volle Monate vergangen. Was damals leicht war und rasch hätte geschehen können, war nun ungleich schwieriger geworden.

Wir haben zu sehen, wie bis dahin die Dinge bei Johann Georg von Sachsen sich entwickelten. [1] Es ist eine merkwürdige Persönlichkeit, dieser Kurfürst Johann Georg in seinem Wollen und Nichtwollen, in seinem Wagen und doch nicht Dürfen. Wir haben gesehen, wie die Versammlung zu Leipzig beschloß den Druck des kaiserlichen Heeres nicht länger ertragen zu wollen, zu dem Ende sich in Rüstung zu setzen, und dabei den Kaiser ihrer allerunterthänigsten Treue, ihrer Devotion und ihres Gehorsams zu versichern. Des Schweden dagegen erwähnten sie nicht. Johann Georgs Persönlichkeit drückte allen diesen Halbheiten seiner Gefährten das eigene Gepräge auf: mithin kam es für den Kaiser darauf an ihn zu beruhigen, weil dann die Anderen von selbst ruhig sein würden. Nur der Landgraf Wilhelm verfolgte ja seine eigene Bahn. Der Kaiser bewies Johann Georg Vertrauen. Er forderte im Mai ihn auf den Schwedenkönig zu einem Stillstande zu vermögen. Denn auch der Kaiser Ferdinand ahnte noch immer nicht den Plan des Schwedenkönigs, daß es ihm zu thun sei um die völlige Vernichtung des alten deutschen Reiches, daß er ein neues wolle mit einem neuen Haupte. Auch Ferdinand zur selben Zeit mit Tilly hoffte noch auf Frieden. Johann Georg war erbötig den Auftrag des Kaisers auszuführen. Er wolle sich vorher, sagte er, mit Tilly darüber vereinbaren. Er betheuert seine Anhänglichkeit an den Kaiser in einem besonderen Schreiben. Es betrübte ihn nicht wenig, daß er das alles habe erleben müssen. Er bittet, der Kaiser wolle sich erweichen lassen, daß die getreuen Reichsstände nicht wider die Gebühr bedrängt und der liebe Friede hergestellt werden möge. Er versichert, daß er es getreu und gut meine.

War die Verblendung des Kurfürsten noch eine unfreiwillige? Mehr als einmal hatte ja Ferdinand den Frieden angeboten, aber Gustav Adolf niemals. Der Schwede hatte nur abgelehnt.

In Wahrheit nun wandte der Kurfürst sich an Tilly. Er wolle sich einen Stillstand der Waffen angelegen sein lassen. Er berief sich darauf, daß der Kurfürst von Mainz ihn aufgefordert: Johann Georg möge das Seinige thun, damit der Schwedenkönig nicht fernere Fortschritte im Reiche mache, damit ferner dem Kaiser die Hand zur Vertheidigung nicht verkürzt werde, damit nicht ein Mistrauen zwischen den Deutschen des katholischen und des lutherischen Bekenntnisses einreiße. Wir sehen, auch dem Mainzer Kurfürsten lag die schwedische Tendenz des Religionskrieges noch völlig fern. Dieß konnte nicht anders sein, da Gustav Adolf in seinen officiellen Erklärungen an den Kaiser und die Kurfürsten diese Worte schlau vermied. Johann Georg erzählte, wie auch sein Schwiegersohn, der Landgraf Georg von Darmstadt, im Namen des Kaisers Anträge an ihn

[1] Copia Resolutionis, welche churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen u. s. w. mit 14 Beilagen 1632.

hätte gelangen lassen, welche des Kaisers Neigung zum Frieden bezeugten. Was denn im Grunde wollte Johann Georg? Er sagte es nicht, und zwar in Wirklichkeit darum, weil er es selbst nicht wußte. Er beruft sich darauf, daß sein aufrichtiges, redliches, treues kurfürstliches Gemüth zur Genüge bekannt sei. Aber dieses aufrichtige, redliche, treue Gemüth bringt mit allem Wortschwalle keinen Entschluß hervor, wessen man sich zu ihm und seinen 20,000 Mann zu versehen. Er ist sehr ungehalten auf Tilly, daß dieser von ihm eine Erklärung fordere, daß der Feldherr ihm weitere Werbung und Rüstung verbiete. Die Reichsverfassung erlaube es ihm, sagt er: darum wolle er es thun.

Tilly drängt wiederholt in Wien zu einer Entscheidung, ehe es zu spät werde. So namentlich am 7. Juli aus Mühlhausen. Er sah ja am klarsten, wohin die Dinge sich wandten. Man berieth am kaiserlichen Hofe seine Schreiben. Man gab ihm die Antwort, er möge behutsam verfahren. Er möge die Ansichten von München und Mainz abwarten.

Nicht bloß die einzelnen Fürsten der Liga wandten sich an Johann Georg, sondern ihre Gesammtheit. Auf dem Tage zu Dinkelsbühl im Mai und Juni war es ein wichtiger Gegenstand ihrer Berathungen, wie man den sächsischen Kurfürsten von seinen Rüstungen abbringe.[1] Die Fürsten warnten und mahnten: Johann Georg wollte sich nicht mit dem Schwedenkönige einlassen, ihm nicht den Weg in das Reich bahnen. Wenn das geschähe, sagen sie, so werde Deutschland ein Raub der Fremden zur ewigen Schmach der deutschen Nation. Eid und Treue gegen den Kaiser werden verletzt, die Herrlichkeit der Kurfürsten und Fürsten des Reiches zum Spotte gemacht. Noch könne alles erhalten werden, wenn die Glieder sich fügen zu ihrem Haupte. Die katholischen Kurfürsten weisen Johann Georg hin auf die Versammlung, welche demnächst im August zu Frankfurt a/M. alle Schwierigkeiten erledigen werde. Bis dahin nämlich war diese Versammlung vertagt, die in Folge der Verabredung zu Regensburg schon im Februar hatte stattfinden sollen. Johann Georg versprach den Tag zu beschicken; allein er blieb in Rüstung und Werbung.

Johann Georg schreibt einen Brief über den anderen und zwar persönlich.[2] Er erinnert im Juni den Kurfürsten von Köln an den Tag von Mühlhausen 1620. Er zitirt seine eigenen Worte von daher. Damals habe er gesagt: „Haltet ihr nur, ihr Mitkurfürsten, an mir soll es nicht fehlen.“ Er berichtet immer aufs neue von seinem aufrichtigen, treuen, friedfertigen Gemüthe; allein er vermeidet mit gleicher Sorgfalt jede bestimmte Erklärung, die ihn gebunden hätte nach rechts, oder nach links. Er bittet den Kurfürsten von Bayern: Max möge mit seiner Autorität ins Mittel treten, damit er nicht vergewaltigt werde. Johann Georg versichert, daß keiner der katholischen Mitstände sich von ihm einer Unbilligkeit zu versehen haben sollte. Eben dazu will er die anderen protestantischen Stände ermahnen. Er will Vermittler sein.

[1] (Stumpf). Geschichte der Liga S. 284. Adlzreitter III. 233.
[2] Beilagen zur Copia Resolutionis.

Hier liegt allerdings der große Unterschied nahe zwischen Johann Georg von Sachsen und Wilhelm von Hessen. Raubgierig nach fremdem Eigenthum, wie der letztere, war Johann Georg nicht. Indem Wilhelm sich mit dem Schweden verband, handelte er nach klarem, wohldurchdachtem Plane. Es war seit dem Ahnherrn Philipp die Tradition des Hauses von Hessen-Cassel mit dem Reichsfeinde im Bunde zu stehen wider den Kaiser. Es war in Sachsen seit dem Kurfürsten August die Tradition des Hauses treu zum Kaiser zu halten, mit der altkatholischen Macht zusammen zu stehen gegen die Uebergriffe der zerstörenden Calvinischen Fürsten, gegen ihre Complotte mit den Fremden. Der Kaiser erinnerte daran den Kurfürsten Johann Georg. Ferdinand erinnerte daran, wie noch jüngst zu Regensburg von lutherischer Seite darauf gehalten sei, daß der Religionsfriede von Augsburg nur von den Fürsten rede, die zur alten Kirche oder zur Confession von Augsburg gehören, wie von lutherischer Seite es geltend gemacht sei, daß die andere dritte Partei der ehemaligen Union dem Rechte nach keinen Theil habe an diesem Frieden. Johann Georg erwog das hin und her. Wenn er vom Kaiser abtrat: so war das gegen die Tradition seines Hauses. Nicht leicht wird eine solche Tradition durchbrochen. Auch war es nicht die Absicht Johann Georgs. Aber die Großmannsucht hatte ihn übermannt. So lange hatte der Kaiser, so lange die Liga ein Heer gehabt, und er, das Haupt und der Führer der Lutheraner, hatte ruhig zusehen müssen. Nun hatte er ein Heer, und zwar ein starkes. Es sollten anfangs nur 11,000 Mann sein, er hatte es auf 20,000 Mann gebracht. Nicht umsonst wollte er es entlassen. Er konnte den Ausschlag geben, meinte er.

Den abmahnenden Kurfürsten der Liga hielt er entgegen, daß er gleiches Recht haben müsse wie sie. Der Bund der Liga sei ursprünglich nur zur eigenen Vertheidigung geschlossen, zu keinem Angriffe. Etwas anderes wolle auch er nicht. Was dem Einen recht, sei dem Andern billig. Die Kaiser nach einander haben den Bund der Liga misbilligt. Dennoch haben sie dann, als in Folge dessen die Liga sich nicht aufgelöst, dieselbe nicht mit einem Kriegsheer bedrängt: warum denn, fragt nun Johann Georg, sollen allein seine Rüstungen unrecht sein, die auch nur die Vertheidigung bezwecken? — Das allerdings hatte einigen Schein. Und doch konnte die Liga wiederum dem Kurfürsten entgegen halten, daß sie die Feinde des Kaisers und des Reiches immer auch für die ihrigen erkannt, und demgemäß gehandelt habe. Keineswegs indessen wollte die Liga auch so mit Johann Georg brechen. Bereits waren von München und Mainz ernstliche Abmahnungen an Tilly auf dem Wege. Fugger, der zur Vereinigung mit Tilly herannahte, erhielt von München aus Gegenbefehl, auch wenn Tilly die Vereinigung begehren werde. Fugger solle nach Hessen ziehen.[1]

Es liegt in diesem Befehle nicht die bestimmte Absicht der Verhinderung eines Angriffes auf Kursachsen ausgesprochen. Jedenfalls aber sieht man, wie Tilly nicht unabhängig war. Dagegen näherte sich für Tilly der General Egon

[1] Dudik, Waldstein zc. S. 119, Schreiben Aldringers.

von Fürstenberg. Er mußte die Grafschaft Henneberg berühren. Man sah an seinem Verhalten, daß der Kaiser und die Fürsten der Liga alles vermieden, was den Kurfürsten Johann Georg reizen konnte. Fürstenberg bedankt sich bei Johann Georg für die Aufnahme, die er in dieser Grafschaft gefunden. „Ich will verhoffen," fügt er hinzu,[1] „ich werde darin eine so gute Ordnung gehalten haben, daß man nicht Ursache hat einige Klage wider mich zu erheben."

Tilly fühlte dem sächsischen Kurfürsten gegenüber tief das Dornige seiner Stellung. Er war zugleich Feldherr des Kaisers und der Liga. Er wußte, wie so äußerst ungern der Kurfürst von Bayern Gewalt angewendet sähe gegen Johann Georg. Aber Tilly hatte, wie erwähnt, seit dem 18. August vom Kaiser Vollmacht und Befehl gegen diejenigen Fürsten, welche dem kaiserlichen Verbote des Leipziger Schlusses in Güte nicht willfahrten, Gewalt anzuwenden. Dazu war es die Pflicht des Feldherrn, wo der Schwede ihm gegenüber stand, zu wissen ob das ihm nah gelegene Heer des Kursachsen Freund oder Feind sei. Er konnte nicht anders: er mußte in Güte oder mit Gewalt darüber zur Gewißheit kommen.

Der Kurfürst war zu Merseburg. Dahin schickte Tilly am $^{14}/_{24}$ August zwei Abgesandte.[2] Sie trugen demselben in ausführlicher Rede die Lage der Dinge vor. Ein fremder König und Feind des Reiches steht mitten in Deutschland, erhält sein Heer und stärkt es durch die Contributionen deutscher Länder, und in solcher Zeit der Gefahr sind deutsche Fürsten eigenmächtig in Rüstung, ja sie weigern dem Kaiser alle Hülfsmittel zur nothwendigen Vertheidigung des Reiches gegen einen Feind, der zu Regensburg von allen Kurfürsten für einen Feind desselben erklärt ist. Und warum? Sie nennen es eine allgemeine Vertheidigung der Verwandten der Confession von Augsburg. Und doch vermögen sie Niemanden anzugeben, der im Geringsten wider Recht und Religionsfrieden sie antaste. Sie behaupten, daß diese ihre Kriegsrüstung nicht gegen den Kaiser sei. Allein sie nennen keinen Feind, gegen den sie in Waffen stehen. Indem sie nicht für den Kaiser sind, kommt ihre Rüstung dem Schweden zu gute, befördert die Absichten dieses Reichsfeindes und ist darum wider den Kaiser. Die protestantischen Fürsten behaupten, es sei ihr Recht dem kaiserlichen Heere die Contributionen zu weigern. Aber nach den Reichsschlüssen entscheidet die Mehrheit, und diese hat die Contributionen bewilligt. Es ist nicht das Recht des Einzelnen sich abzusondern von allgemeinen Beschlüssen. Alle diese Einzelnen berufen sich auf das Beispiel des Kurfürsten von Sachsen und folgen ihm. Darum ergeht an den Kurfürsten die besondere Mahnung des Kaisers: er möge bedenken, welche Verantwortung er auf sich lade vor dem Reiche und der Nachwelt, wenn sein Benehmen einen Riß nach sich ziehe zwischen den gesammten Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reiches, wenn in Folge dessen die vielhundertjährigen Fugen des Reiches, daran so lange gebaut worden, zertrümmert auseinander fallen.

[1] Copia Resolutionis, Beilage dazu Nr. 11 vom 17. August 1631.
[2] Londorp. IV. 199. Theatrum Europ. II. 423.

Das alles, läßt Tilly dem Kurfürsten sagen, möge Johann Georg wohl erwägen. Er möge ablassen von seinen Werbungen, er möge dagegen sein Kriegsvolk mit dem kaiserlichen vereinen zu gemeinsamer Abwehr des Reichsfeindes auf deutschem Boden. Er möge es nicht zum Aeußersten kommen lassen.

Die Antwort des Kurfürsten beginnt mit einer Anerkennung des kaiserlichen Feldherrn. Er sehe es gern, sagt Johann Georg, daß Tilly diesen Auftrag an ihn übernommen; denn es sei ihm bekannt, wie Tilly mit rühmlicher deutscher Aufrichtigkeit zu verfahren pflege. Aber diese Worte waren in der ganzen langen Erklärung seiner Räthe fast die einzigen, die etwas Bestimmtes und Greifbares darboten. Nur mittelbar enthält die kurfürstliche Erklärung ein sehr wichtiges Zeugnis. Die Abgeordneten Tillys hatten nachdrücklich ausgesprochen, daß weder der Kurfürst noch die Gefährten seines Thuns Jemanden anzugeben wußten, der wider Recht und Religionsfrieden die Anhänger der Confession von Augsburg antaste. Der Kurfürst überging diese Aufforderung mit Schweigen. In dem Schweigen lag die Anerkennung der Wahrheit. Persönlich jedoch äußerte sich der Kurfürst nach der Mahlzeit bestimmter. Er sehe nun wohl, sagte er zu Tillys Abgesandten, daß man das sächsische, bisher so lang gesparte Confect aufzusetzen gemeint sei. Man möge aber bedenken, daß es bei demselben auch allerlei Nüsse und Schauessen gebe, die schwer zu beißen seien.

Das sagte der Kurfürst am selben Tage, an welchem er dem Feldherrn schreiben ließ: er wolle nach wie vor getreu verharren in kaiserlicher Devotion. Und ferner am selben Tage, dem $^{21}/_{31}$ August, wo der Kurfürst diese Worte an Tilly übersenden ließ, berichtet der Schwedenkönig aus Coswig heim:[1] „Wohin der Kurfürst von Sachsen sich neigt, weiß man nicht."

In späterer Zeit, nachdem die Sache unglücklich ausgeschlagen war, hat man gemeint den Feldherrn tadeln zu müssen, daß er durch seine Forderungen, durch sein Drängen den Kurfürsten auf schwedische Seite hinüber getrieben, und dieß sogar wider den Willen[2] der Kurfürsten von Bayern und Mainz, die wiederholt gütliche Mittel angerathen. Diese schienen allerdings möglich. Denn eben damals, im August 1631, sollten zu Frankfurt a. M. die Verhandlungen zwischen Sachsen und Brandenburg auf der einen Seite, den Fürsten der Liga auf der anderen Seite über das Restitutionsedict beginnen. Sie sollten damals beginnen; aber die Sachsen zauderten und zogen hin. Das Benehmen derselben zu Frankfurt entsprach völlig demjenigen ihres Kurfürsten im Feldlager. Man wußte nicht, wie man mit ihnen daran war. Es gerieth dahin, daß die bayerischen Gesandten forderten: es solle das zweideutige undeutsche Benehmen von Kursachsen aktenmäßig vor ganz Deutschland dargelegt werden. Endlich kam man zu Verhandlungen. Sie waren, wie zu erwarten, erfolglos. Nur

[1] Geijer III. S. 189. N. 4.

[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 281. Daß Tilly die ausdrückliche Abmahnung der Kurfürsten noch nicht erhalten haben konnte, sehe man bei Senkenberg XXVI. 322 N. 9.

das tritt abermals auch hier hervor, daß die Rechtsfrage des Restitutionsedictes nicht angegriffen wird. Die katholische Partei hatte daran ein festes Bollwerk. Ob es politisch klug war, dasselbe so fest zu behaupten, war immerhin eine andere Frage. Aber genug: die Sachsen zu Frankfurt waren ebenso unbestimmt, ebenso haltlos, wie ihr Kurfürst selbst. Daß nun dieser erst durch Tillys letzte Forderung gedrängt sich für den Schweden gegen Kaiser und Reich entschied, ist möglich. Aber wenn auch diese letzte Forderung bestimmend auf den haltlosen Mann gewirkt hat: so kann das nicht ein Vorwurf sein für Tilly. Der Zustand der Ungewisheit, in welchem dieser sich befand, mußte ein Ende nehmen. Er handelte gemäß seiner Vollmacht als ein ehrenhafter, rechtschaffener Mann gegenüber einem Schilfrohr im Winde.

Nach dem Empfange der Antwort des Kurfürsten wartete Tilly die Rückkehr seiner Boten nicht ab. Er rückte nach Eisleben, und zog dort das Heer von Fürstenberg an sich. Die vereinte Macht betrug nicht viel unter 40,000 Mann. Sie begab sich nach Halle. Der Kurfürst dagegen zog nach Torgau. Noch einmal erließ Tilly am $\frac{\text{24. August}}{\text{3. September}}$ von Halle aus seine Warnung an den Kurfürsten.

Er berief sich auf den kaiserlichen Befehl gegen alle Ungehorsame mit Gewalt zu verfahren. Der Kurfürst hat es bislang an schuldigem Gehorsam gegen den Kaiser nicht fehlen lassen. Tilly hofft, er werde denselben auch ferner beweisen. Allein selbst still sitzen, wo der Feind des Reiches in der Nähe steht, dabei den kaiserlichen Truppen keinen Durchzug und keine Lebensmittel verstatten: das ist Stärkung des Feindes. Der Kaiser kann das nicht zugeben, und der Kurfürst selbst wird das erkennen. Und ferner ist der Kurfürst vor allem Schaden, der ihm aus dem Religionsfrieden erwachsen könne, durch die Versprechungen des Kaisers völlig gesichert. Tilly hat mit Schmerz die vorgefallenen Plünderungen vernommen: er hat jegliches Thun dieser Art bei Lebensstrafe verboten. Aber weder kann der Feldherr länger sein Heer in der bisherigen Weise unterhalten, noch etwas mit Nachdruck gegen den Feind unternehmen. Deshalb muß er Entscheidung haben, und bittet um sofortige Antwort.

Johann Georg gibt eine Antwort nach der bisherigen Weise. Er weiß wohl, sagt er, daß er dem Kaiser Gehorsam schuldig ist. Er weiß aber auch wohl, wie er ihn geleistet. Und nun muß er für das Alles so schlechten Dank empfangen. Das schmerzt ihn sehr. Aber er kann sich nicht weiter gegen den Kaiser erklären, als er bisher gethan. Er hofft auch, der liebe Kaiser werde ihm nicht mehr zumuthen, am wenigsten Gewalt gegen ihn gebrauchen. Aber Plünderung will er nicht dulden. Als Johann Georg diese Antwort gab, war er bereits auf dem Wege zum Bündnisse mit dem Feinde des Kaisers und des Reiches. Wiederum ging ihm als Wegweiser Hans Georg von Arnim voraus.

Wie hatte der Schwedenkönig abermals Gelegenheit sich des Vollbrachten zu freuen! Es war ihm wiederum alles gelungen. Er hatte nur das kunstreich verschlungene Netz noch anzuziehen: der Vogel saß darin. Und dieser selbst, dieser Kurfürst Johann Georg, der wenige Tage vorher noch geschwankt hatte

über das was er thun wollte, überbot, überstürzte sich nun in Anerbietungen gegen den fremden König. Wie hatte dieser Schwede in seinem Plane vorher alles so genau abgemessen! Wie hatte er diesen Kurfürsten und dessen im Merseburger Biere verschlemmte Manneskraft so richtig abgewogen! Am $^{5}/_{15}$ September geschah zu Düben die Vereinigung beider Heere, des sächsischen und des schwedischen. Dieses bestand aus 13,000 zu Fuß und beinahe 9000 zu Pferd.[1] Das sächsische Heer mochte etwa von gleicher Stärke sein. Beide zusammen waren dem kaiserlich-ligistischen Heere überlegen.

Tillys Heer hatte innerlich gelitten. Die Plünderung von Magdeburg konnte nicht anders als demoralisirend einwirken. Dazu waren es nicht bloß seine Truppen, die er führte, die alt geschulten, alt gedienten Krieger, die im dänischen Kriege an ihn sich gewöhnt. Er hatte unter sich auch die ehemaligen Wallensteiner mit ihrem Führer Pappenheim, der für sich selber, wie Tilly sehr wohl wußte, lieber unter Wallenstein gestanden hätte, als unter Tilly.

Es war Tilly hauptsächlich und zunächst um Lebensmittel für sein Heer zu thun. Denn dieses litt daran Noth schon seit langer Zeit. Seine Forderung an die Stadt Merseburg betraf eine tägliche Lieferung von Brod. Die Stadt weigerte sich, bis Pappenheim sie mit Gewalt dazu zwang. Dieselbe Forderung von Brod stellte der Feldherr von Halle aus auch an Leipzig. Erst dann, als der Rath erklärte, daß er zuvor den Kurfürsten befragen müsse, forderte Tilly auch Quartier in der Stadt und schleunigen Entschluß. Er rückte vor die Stadt.

Die Schweden erzählen, daß Tilly gedroht habe mit Leipzig ärger zu verfahren als mit Magdeburg.[2] Dieß ist unwahrscheinlich in sich, weil sonst Tilly niemals droht, sondern nur auf die unvermeidlichen Folgen des Widerstandes aufmerksam macht, auf Dinge, die jeder einzelne Bürger einer Stadt ebenso wohl wußte, wie Tilly selbst. Die Drohung ist ferner höchst unwahrscheinlich, weil, wie wir gesehen haben, nicht Tilly Magdeburg zerstört, sondern soviel in seinen Kräften stand, gerettet hatte.

Es sind wenige Züge aus dem Bilde, welches die Schweden und schwedisch Gesinnten uns von Tilly in Kursachsen gezeichnet, wenige Züge, welche dem geschichtlichen, wirklichen Tilly entsprechen. Es ist seine Freundlichkeit gegen die Abgeordneten der Stadt Leipzig, die vor ihm im Lager erscheinen.[3] Der Rath der Stadt beschloß am $^{4}/_{14}$ September ohne einen Schuß zu accordiren. Er schickt dem Feldherrn Wein, Brod und andere Dinge hinaus vor das Hallische Thor, und fügt dazu die Bitte: der Feldherr wolle seine Forderung schriftlich übergeben. Tilly willfahrt und sendet einen Hauptmann mit dem Schreiben in die Stadt. Aber es ist hier dieselbe Erfahrung wie aller Orten. Die niederen Bürger widersetzen sich. Der Hauptmann kehrt zurück mit einer verneinenden Antwort. Im selben Augenblicke lodern auch die drei schönen Vorstädte von

[1] Chemnitz 203 a.
[2] a. a. O. 202.
[3] Chemnitz 201 b. Theatrum Europ. II. 431.

Leipzig auf; nicht angezündet durch die kaiserlichen Soldaten, sondern durch jene Haufen. Tilly bewährt sich abermals wie immer in solchem Falle. Die Soldaten erhalten Befehl nicht zum Angriff, sondern zum Löschen des Feuers. Nicht also wollen es die Leipziger. Die kaiserlichen Soldaten werden durch das Schießen aus der Stadt genöthigt vom Löschen abzustehen.

Dieß maßlose Beginnen der Bürger erforderte nachdrückliches Einschreiten. Um Mittag begannen Tillys Kanonen zu spielen, und schossen fort die Nacht hindurch. War es in Wahrheit Tillys Plan mehr zu thun als zu schrecken? Am Morgen schwiegen seine Kanonen, Tilly schien Vorkehrungen zu treffen zum Sturme. Das endlich brachte zur Einsicht. Am Nachmittage erschienen Abgeordnete aus der Stadt vor ihm und baten um Accord. Tilly verwies den Bürgern hart ihr Benehmen, den Accord bewilligte er sogleich. Am 6/16 September zogen 1000 Mann kaiserlicher Truppen in Leipzig ein. Dann hielt der alte Feldherr Kriegsrath. In der abgebrannten Vorstadt war unter den Ueberresten von Wohnungen das Haus des Todtengräbers das einzige, welches ein Obdach bot. Dort traten die Generale und Obersten um ihren Feldherrn. Rings herum grinsten von den Wänden Todtenköpfe auf die Versammlung nieder, und in derselben waren nicht wenige, die das als bedeutungsvoll erachteten. Also entsprach es dem Geiste der Zeit, und eine eigene Flugschrift[1] verkündete es. Man beschloß etwa eine Meile von Leipzig bei Breitenfeld eine feste Stellung einzunehmen.

Die Verhältnisse hatten sich geändert. Nicht Tilly war jetzt eifrig zum Schlagen. Er erwartete bedeutende Verstärkungen aus Italien, von wo das Heer unter Aldringer zurückkehrte und schon unfern von Jena stand.[2] Dieses wollte Tilly an sich ziehen. Nach der Vereinigung dagegen mit den kursächsischen Truppen suchte der Schwedenkönig ein Treffen.[3] Er handelte dabei mit seiner gewöhnlichen Umsicht. Er verbarg den eigenen Eifer, um von Johann Georg dazu sich drängen zu lassen. Auch Georg Wilhelm von Brandenburg war herzugekommen, und der Schwede hielt mit beiden Kurfürsten Kriegesrath. Er erörterte in einer salbungsreichen Rede das Geschick der Schlachten, und ein solches Treffen besonders, in welchem eine Krone und zwei Kurhüte gegen das Gerippe eines alten Corporales[4] — also nannte er Tilly — auf dem Spiele stehen würden. „Meine Krone freilich," meinte er, „und mein Reich sind sicher; denn sie deckt ein breiter Graben; aber die Kurhüte könnten gewaltig wackeln, ja sie könnten springen." Die Zurückhaltung des Königs rief den Eifer des Kurfürsten von Sachsen um so mehr hervor. Es müsse ein Treffen gewagt werden, erklärte er, und wenn der König nicht helfen wolle, so unternehme er es allein. Gustav Adolf gab, wie es schien, sich sträubend nach; aber zugleich war er zur Einsicht gekommen, daß bei allem Gelingen eins ihm hier doch

[1] Der Leipziger Todtengräber 1632.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 997. Schreiben Aldringers vom 18. September.
[3] Pufendorf III. §. 28.
[4] Soldat suédois I. 127.

nicht möglich sein würde: die absolute Direction des Krieges. Er mußte dem Sachsen sein eigenes, besonderes Feld anweisen.

Am $^{7}/_{17}$ September stand das vereinte sächsisch-schwedische Heer dem ligistisch-kaiserlichen gegenüber. Wir haben uns zu erinnern, daß der Name schwedisch nicht zu stark auf die Nationalität gedeutet werden darf. Kaum ein Drittel des schwedischen Heeres bestand aus wirklichen Schweden, ein anderer noch kleinerer Bruchtheil aus Engländern, Schotten und allerlei anderen Nationen: die Hälfte, wo nicht mehr, war deutsch. Das sächsische Heer konnte kaum anders als ganz aus Deutschen bestehen. In dem ligistisch-kaiserlichen Heere gab es Wallonen, Kroaten: die Hauptmasse war deutsch. Das Treffen bei Breitenfeld ist wesentlich von Deutschen gegen Deutsche geschlagen.

Es hat eine Reihe von Schriftstellern gegeben, kundige und unkundige, welche sich berufen fühlten die Fehler aufzuzählen, die Tilly gemacht hat, oder gemacht haben soll. Welche Fehler man auch immer ihm vorwerfen möge: das Eine steht fest, daß Tilly nicht hat schlagen wollen. Daß es Tillys Vortheil war nicht zu schlagen, wissen wir von dem kundigsten Zeugen, dem Schwedenkönige.[1] Gustav Adolf erklärte, Tilly werde nicht so vermessen sein sich ohne Noth aus seinem Vortheile in's freie Feld zu begeben. Wenn Tilly mit seinem mächtigen Heere eine feste Stellung ergriffe und dort sich wohl verwahrte: so würden er und der Kurfürst ihm nichts anhaben können, vielmehr auf die Dauer zu einem nachtheiligen Rückzuge gezwungen sein. Also war es offenbar Tillys Plan. Dennoch wurde er wider seinen Willen fortgerissen, er wurde gezwungen. Es ist in der deutschen Geschichte bräuchlich Pappenheim neben Tilly mit Lob zu überschütten. Gustav Adolf nannte Pappenheim vorzugsweise den Soldaten. Wenn es auf die stürmische Tapferkeit ankam: so mochte der Name immerhin im vollen Rechte sein; aber es fehlte dem Pappenheim die Ausbildung einer anderen nicht minder wesentlichen Tugend des Soldaten: es fehlte ihm der völlige Gehorsam.

Pappenheim liebte den alten Tilly nicht. Er hätte lieber Wallenstein an der Spitze des Heeres gesehen.[2] Namentlich waren die Maßregeln Tillys in den letzten Monaten nicht nach Pappenheims Sinne, nicht der Rückzug von Magdeburg, nicht das Abwarten und Zaudern gegen Kursachsen. Tilly wußte das. Vielleicht war er darum nachgiebiger gegen Pappenheim, als er sonst aus sich gewesen wäre.

Tillys Plan war dieser.[3] Er wollte die mit aller Nothdurft versehene Stadt Leipzig in den Rücken nehmen, sich zwischen zwei vortheilhaft gelegenen Hügeln befestigen und also Aldringer erwarten. Als die Befestigung ziemlich weit vorgerückt und zugleich Meldung kam vom Herannahen des Feindes, bat Pappenheim, Tilly wolle ihn mit 2000 Cürassieren auf Kundschaft ausreiten

[1] Chemnitz S. 204 a.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 107. Pappenheims Brief nach dem Treffen. cf. Khevenhiller XI. 1875.

[3] Erneuerter deutscher Florus S. 236, die Bemerkung des Generals Fugger.

lassen, ob er etliche Gefangene machen könnte. Tilly gewährte, jedoch mit dem Bemerken: Pappenheim möge sich wohl vorsehen, daß er sich nicht zu weit verwickele; denn er sei nicht Willens sich mit dem Feinde in eine Schlacht einzulassen, bevor der erwartete Zuzug ankäme. Pappenheim versprach es. Er hielt sein Versprechen nicht. Denn sobald er sich dem Feinde näherte, rückte er dermaßen heran, daß er ohne Treffen von ihm nicht wieder loskommen konnte. Man entschuldigte ihn damit, daß es aus Kurzsichtigkeit seiner Augen geschehen sei... Er schickte einen Adjutanten und ließ dem General sagen: er müsse noch 2000 Reiter haben, sonst käme er mit den ersten 2000 nicht zurück. Ueber diese Nachricht wurde der alte erfahrene General so bestürzt, daß er die Hände über den Kopf zusammen schlug und ausrief: „Dieser Mensch bringt mich noch um Ehre und Reputation, und den Kaiser um Land und Leute.“ Dennoch gab er nach. Damit die ersten 2000 Cürassiere, die besten des Heeres, nicht verloren gingen, schickte er noch die anderen 2000, ließ aber dabei sagen: Pappenheim solle nun sofort sich zurückziehen, oder es mit seinem Kopfe verantworten. Die Reiter erschienen. Auch sie wurden gedrängt. Es war der Kern des Heeres. Tilly sah sie weichen, sah sie in Unordnung gerathen. Da erwog er, daß es besser sei mit dem ganzen Heere zu Hülfe zu kommen. Demnach verließ er gezwungen seinen Vortheil, und rückte hinab dem schwedisch-sächsischen Heere entgegen. Das war die wahre Veranlassung des Treffens von Breitenfeld.

Gustav Adolf hielt vor dem Treffen eine lange Anrede an seine Officiere.[1] Es waren zuerst die üblichen theologischen Redensarten, daß sie fechten sollten für die allein seligmachende christliche Religion, welche die Römisch-Katholischen ganz und gar unterdrücken, ausrotten und vertilgen wollen. Dann aber war Magdeburg fortan für ihn ein stets bereitliegendes Wort, welches in allerlei Wendungen sich gebrauchen ließ, welches vor allen Dingen dazu diente den Grimm des Fanatismus anzufeuern. „Gedenket,“ rief der König, „der armen, verwüsteten Stadt Magdeburg, welche in Asche und Steinhaufen Rache begehrt. Gedenket so vieler tausend darin ermordeter, unschuldiger Seelen, die Ach und Weh über unsere Feinde schreien, und zweifelt nicht, die göttliche Gerechtigkeit werde sie der schrecklichen Mordthaten wegen jetzt zu verdienter Strafe ziehen.“ Aber neben dem Fanatismus, den der König zu entflammen suchte, gab er auch andere Beweggründe zum Fechten an. „Ihr habt gesagt: selig würdet ihr wohl bei mir, aber nicht reich. Bislang war dazu keine Gelegenheit. Wenn ihr euch aber dießmal ritterlich haltet, so habt ihr mit den ewigen auch zeitliche Güter zu erwarten. Nicht bloß ist das feindliche Lager eure Beute, sondern auch die Pfaffengasse wird euch mit einem einzigen Streiche eröffnet.“

Der Sinn dieser Worte ist klar. Der Schwedenkönig gibt seinen Officieren schon vor dem Treffen seinen Plan an, daß er nach dem Gelingen desselben über die geistlichen Fürsten von Deutschland herfallen werde, und entbindet im

[1] Chemnitz S. 205.

Voraus seine Getreuen von der Achtung vor dem Eigenthum der Deutschen, die unter geistlichen Fürsten leben.

Auch dem alten Tilly werden verschiedene Reden zugelegt; doch wissen wir nicht, mit welcher Glaubwürdigkeit. Die Schweden bemerkten,[1] er habe ihren Aufmarsch verhindern können, wenn er sogleich auf sie eingebrochen wäre, als sie einen engen Paß beim Dorfe Podelwitz passiren mußten, und die Sachsen eine ähnliche Schwierigkeit links davon fanden. Tilly that es nicht. Man meinte, er habe ohne solche Vortheile seinem Feinde auf ebenem Felde obsiegen wollen.

Das sächsische und schwedische Heer standen unvermengt neben einander, jenes an der linken Seite von Arnim geführt, dieses rechts. Das Treffen begann nach Mittag. Das sächsische Heer hielt den Angriff der kaiserlichen Truppen nicht aus: es zerstreute sich bald. Anders das schwedische. Tilly hatte sich so gestellt, daß der Wind, der von Westen wehte, ihm günstig war.[2] Aber der Wind drehte sich und trieb, wie anfangs den Schweden, nun den kaiserlichen Truppen den Staub in's Gesicht. Auf dem rechten Flügel gewann der schwedische General Banier die Oberhand. Das erkräftigte auch die anderen schwedischen Reihen, die schon im Gedränge waren. Ihr König entwickelte alle Vortheile, welche er durch eigene geistige Kraft in der Erfahrung seines Kriegeslebens sich ausgedacht. Die Kaiserlichen begannen zu weichen. Noch hielten Tillys alterprobte Krieger das Gefecht. Gegen Abend brach seine Schlachtreihe. Tillys Wallonen umringten und deckten ihren Vater mit den eigenen Leibern. Auch das reichte nicht mehr. Ein schwedischer Rittmeister, der lange Fritz genannt, gelangte herdurch und bot dem Feldherrn Quartier, wenn er er sich gefangen gäbe. Tilly weigerte es. Jener schlug auf ihn ein mit dem Kolben seiner Pistole, auf den Kopf, auf die Arme, zerquetschte ihn. Da nahte zur Rettung der Herzog Max von Sachsen-Lauenburg und schoß den langen Fritz durch den Kopf. Es war keine Aussicht mehr das Gefecht zu halten. Tillys Wallonen starben am Rande eines Holzes auf dem Flecke, wo sie gestanden. Der Feldherr selbst ward in einen Wagen gedrängt, mit ihm jener Herzog Max und der General Fürstenberg. Sie fuhren ab nach Halle. Pappenheim blieb als der letzte auf dem Platze, um zu sammeln und zu retten, was noch zu retten war. Er hatte, sagte man, vierzehn Feinde mit eigener Hand erschlagen. Erst am anderen Morgen im hellen Sonnenschein zog er mit seinen Reitern ab.

Der Sieg des Schwedenkönigs war vollständig.

Die Schlacht bei Breitenfeld am $^{7}/_{17}$ September 1631 ist der entscheidende Punkt im Leben Tillys und Gustav Adolfs. Wäre der fremde König dort unterlegen: so würden die Deutschen insgesammt von ihm geredet und geschrieben haben wie von einem Räuber, der seine verdiente Züchtigung empfangen. Bis dahin hatte, abgesehen von dem Landgrafen von Hessen-Cassel, von den

[1] Chemnitz 209 f.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 121.

Herzögen von Weimar kein deutscher Fürst, geschweige denn irgend eine conservative Corporation des deutschen Landes sich freiwillig seiner angenommen. Sein Heer hatte gelebt vom Raube. Er war nirgends mit Freude begrüßt. An seine Glaubensheldenschaft glaubte noch Niemand, als vielleicht einige Theologen und das geringere durch diese Männer bethörte arme Volk. Der sächsische Kurfürst hatte geschwankt. Er hatte die Partei des Schweden nicht ergriffen aus freier Ueberzeugung, nicht um bleibend dem Schweden dienstbar zu sein, nicht um dauernd fernerhin gemeinschaftliche Sache mit demselben zu machen, sondern um auch da noch an seinen schwächlich ehrgeizigen Planen einer dritten, Entscheidung gebenden Macht festzuhalten. Deshalb hatte er vor den Drohungen Tillys sich zu dem Schweden gestellt, für dießmal, nicht für immer. Aber dieß eine Mal hatte entschieden. An der schwachen Persönlichkeit dieses Johann Georg hing das deutsche Geschick nicht für jene Zeit, nicht für den Krieg, sondern für die Jahrhunderte. Seine Verirrung, die er bald zu bereuen anfing, stürzte Deutschland ins Verderben.

Hätte Gustav Adolf die Schlacht bei Breitenfeld verloren: so würde er eben dadurch allen Deutschen entlarvt sein, so würde er dagestanden haben als der treulose Verräther und Vernichter von Magdeburg, und Tilly würde anerkannt sein als der Held und Retter der deutschen Nation.

Allein die Menschen urtheilen nach dem Erfolge. Die Niederlage Tillys bei Breitenfeld zog durch alle seine Siege den langen Strich der Vernichtung, und schleuderte Deutschland zurück auf die Zeit des böhmischen Aufruhres.

Der Tag von Breitenfeld ist einer der unheilvollsten Tage für die deutsche Nation. Er stempelte uns den nordischen Barbaren zum Helden des Protestantismus, oder um den beliebteren Ausdruck zu gebrauchen, zum Helden der Gewissensfreiheit. Es ist das Wort, welches man um so höher zu preisen pflegt, je weniger man damit einen klar umgrenzten und in sich bestimmten Begriff verbindet. Der Tag ist der Wendepunkt des deutschen Geschickes. Was das Reich bis dahin eingebüßt, ließ sich ersetzen. Was Deutschland bei Breitenfeld verlor, war unersetzlich. Dort erst ward Deutschlands Einheit zertrümmert, der kaiserlichen Macht, in welcher die politische Existenz der Deutschen als Nation beruhete, eine unheilbare Wunde geschlagen. Dort erst ward das deutsche Nationalgefühl, das bis dahin in allen Phasen des unseligen Krieges bei dem Kerne der Nation, bei dem wohlhabenden und gebildeten Theile derselben entschieden jede Verbindung mit dem Fremden zurückgewiesen, zerknickt und fast gebrochen. Fortan mußten die deutschen Städte und der deutsche Adel dem fremden Könige dienen, und in dem unendlichen Jammer der folgenden Tage während des Krieges und nach demselben erwuchs der unselige Wahn: daß sie gern und bereitwillig das gethan, gern und bereitwillig dem fremden Könige und seinen Söldnerbanden gehorcht, gern und bereitwillig die Freiheit, deren sie unter ihrem deutschen Kaiser genossen, ihren Wohlstand und ihre Bildung dem geopfert, was der fremde König und die gleichgesinnten kleinen Eroberer das evangelische Wesen nannten. Dort erst auf den blutgedüngten Aeckern von

Breitenfeld gewann der fremde König in Deutschland festen Fuß, nicht eher. Dort erst eröffnete sich die begründete Aussicht auf die Durchführung des Planes, den der fremde Eroberer mehrere Jahre zuvor noch am Ufer des Mälarsees in die Worte kleidete: Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr.

## Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Tilly floh in der Nacht nach Halle. Mit dem Seelenschmerze über die erlittene Niederlage verbanden sich die körperlichen Leiden seiner Wunden. In Halle ließ er sie untersuchen. Man fand, daß er drei Verletzungen hatte, die eine an der rechten Brust, die andere in der Seite, die dritte am Schenkel.[1] Dazu war er an mehreren Stellen zerschlagen, namentlich auf den Armen und am Halse. Die Wundärzte sagten ihm, er sei nicht ohne Gefahr. Er kehrte sich nicht daran; denn gerade jetzt war seine Thätigkeit höchst wichtig. Sobald man ihn verbunden, fuhr er um 9 Uhr Morgens wieder von Halle ab, in derselben Richtung, nordwestwärts.

Er gelangte ohne länger zu rasten nach Alfeld an der Leine, nicht weit von Göttingen, und suchte hier die verstreuten ligistischen Truppen an sich zu ziehen. Er war sehr krank. Pappenheim fühlte sich schon bewogen an Wallenstein zu melden, daß er ihn als den einzigen ansehe, durch welchen dem Kaiser und dem Vaterlande geholfen werden könne.[2] Pappenheim ist rastlos thätig. Er ist sich bewußt, daß er geleistet habe, was nur ein ehrlicher Soldat in und nach der Schlacht habe thun können. Es scheint uns nicht ohne Gewicht, daß Pappenheim nicht daran denkt auch das Wort vor der Schlacht hinzuzufügen. Er geht darüber hinweg.

Aber erwähnt es etwa Tilly? Wir haben gesehen, wie er vor der Schlacht bei Pappenheims eigenmächtigem Vorgehen zürnend zugleich und wehklagend ausrief, daß Pappenheim ihn um Ehre und Reputation, den Kaiser um Land und Leute bringen werde. Der Bericht des Feldherrn an den Kaiser enthält von der begründeten Klage des schwerkranken Greises über Pappenheim auch nicht die leiseste Spur.[3] Dagegen zollt ihm Tilly für das Verhalten während des Treffens das wohlverdiente Lob. Er bemerkt ausdrücklich, daß mehr Leute

[1] Soldat suédois I. 170.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 108 29. September.
[3] a. a. O. S. 119.

blieben sein würden, wenn nicht Pappenheim beim Rückzuge ausgehalten hätte bis auf den letzten Mann.

Der Kaiser Ferdinand entsprach dem Sinne seines Feldherrn. Den ersten Bericht des Unglückes erhielt Ferdinand nicht von Tilly, sondern von Aldringer. Es war ein wesentlicher Charakterzug des Kaisers im Unglücke gefaßt zu sein. Er war es auch dießmal. Ohne auch nur die entfernteste Andeutung eines Vorwurfes für Tilly zu machen, trug er dem Aldringer auf dem Grafen Tilly, der sicherlich ob seines Unglückes sehr bestürzt sein würde, im Namen des Kaisers ein herzliches Mitleid auszusprechen.[1] Da eine solche Schickung vom göttlichen Willen herrühre, so zweifelt der Kaiser nicht, daß Tilly sie als solche annehmen, sich darüber trösten, und mit tapferem, standhaftem Gemüthe den Unfall in guter Geduld zu überwinden wissen werde. Der Kaiser verspricht alles aufzubieten, was er vermöge, um seinem Feldherrn Hülfe zu senden.

In gleicher Weise schreibt der Kurfürst Max.[2] Er habe vornämlich gern vernommen, daß Tilly mit seiner Person, nachdem ihm so stark nachgestellt worden, dennoch glücklich, wenn auch nicht ohne Wunden, entronnen sei. Der Kurfürst sage dem allmächtigen Gotte Dank, daß Tilly noch so gnädig erhalten und errettet sei, und wünsche dem Feldherrn, daß er bald sich entschädigen werde. Bringe ja doch der Krieg dergleichen Vorfälle mit sich. Seien doch ähnliche Unfälle vielen anderen großen Potentaten und Generalen zugestoßen, welche dann wieder der allmächtige Gott mit ruhmvollem Siege und einem guten Ausgange des Krieges begnadigt habe. Deshalb möge Tilly vertrauen, daß Gott seine heilige Kirche und Religion nicht verlassen werde.

Bedurfte Tilly einer solchen Tröstung? Sie zu empfangen, in solcher Weise von seinen Kriegsherren zu empfangen, war ehrenvoll für ihn; aber der Greis, der mit klarem Blicke auf ein langes tadelfreies Leben von siebzig Jahren zurückschaute, hatte längst in sich den Trost gefunden. Acht Tage nach dem Verluste des Treffens war er in Halberstadt. Von dort aus meldete er einem Freunde das erfahrene Unglück. Es geschah in einer Weise, daß später einer der maßlosesten Bewunderer des Schwedenkönigs, einer der eifrigsten Ankläger Tillys, der englische Geistliche Harte das Urtheil fällt:[3] der Brief sei ein Muster christlicher Gelassenheit in einem großen, bis dahin unbesiegten Heerführer. Es ist Tilly selbst, der in diesem Briefe sich ausspricht, wie er ist. Der Brief, ursprünglich französisch, welcher Sprache sich Tilly seiner Erziehung in den Niederlanden gemäß mit Vorliebe bediente, lautet also:

Mein Herr!

Nach einer solchen Kette verdrießlicher und ermüdender Angelegenheiten, mit der ich den ganzen letzten Feldzug über habe kämpfen müssen, und welche mich

[1] a. a. O. 115 ff.
[2] Westenrieder VIII 182.
[3] Harte, Gustav Adolf I. 658 (deutsche Uebersetzung).

in der That hinderten unseren Briefwechsel fortzusetzen, machte ich mir große Hoffnung Ihnen endlich einmal eine wichtige und zugleich vortheilhafte Neuigkeit berichten zu können. Allein es ist Gottes Rathschluß gewesen unseren Sachen ein anderes Ansehen zu geben, und uns endlich mit einer augenscheinlichen Züchtigung heimzusuchen. Denn als ich gemäß dem erhaltenen, nach Beschaffenheit der Umstände eingerichteten Befehle am 6. dieses die Stadt und das Schloß zu Leipzig eingenommen hatte, um den Kurfürsten von Sachsen zum Gehorsam gegen den Befehl des Kaisers und zum Verzichte auf das Leipziger Bündnis zu nöthigen: so kam der König von Schweden, zu welchem auch sowohl der Kurfürst von Sachsen, wie derjenige von Brandenburg ihre Truppen hatten stoßen lassen, unerwartet über mich und zwang mich zu einem allgemeinen Treffen. Unsere Truppen, die an Zahl schwächer und durch Staubwolken und das unaufhörliche Feuer der feindlichen Artillerie sehr belästigt waren, hatten nach einem langen und hartnäckigen Streite das Unglück unvermerkt in Unordnung zu gerathen und endlich das Schlachtfeld aufzugeben. Dieses kann mit Recht der Umsturz unseres ganzen vorigen Glückes genannt werden, nach welchem wir uns, statt unsere Absichten muthig durchzusetzen, den Schlummer erlaubten. Gott, der uns vielleicht aufzuwecken und durch dieß Unglück zu ermuntern gedenkt, kräftige uns inskünftige mit einer doppelten Aufmerksamkeit und doppeltem Eifer. Der Verlust und die Unordnung auch auf Seiten der Feinde war sehr beträchtlich. Sie verfolgten deshalb ihr Glück nicht so geschwind, daß sie einem Theile unserer Truppen hätten wehren können sich ganz sicher zurückzuziehen. Diese suche ich gegenwärtig so gut wie ich kann wieder zu bilden und in Ordnung zu bringen. Was meine Person betrifft, so hat mich Gott so weit behütet, daß unter den zwei Schüssen, die mich getroffen, nur einer durch meine Kleidung gegangen ist. Der andere verursachte mir am Beine eine Quetschung, die jedoch keine gefährliche Folgen zu haben scheint. Ich bin u. s. w.

Tilly scheint durch seinen Zug in nordwestlicher Richtung gesucht haben zu bewirken, daß der Schwedenkönig dahin ihm folgen werde. In diesem Falle wäre Süddeutschland zunächst vom Kriege verschont geblieben. Nicht also war es der Plan des Schweden. Eben dahin wollte er den Krieg bringen. Wenige Tage nach dem Treffen sah der kaiserliche Feldherr um sich nur 5000 wehrfähige Männer. Diese verstärkten sich nach und nach durch Zuzüge. Unterdessen war Tilly hergestellt, und wandte mit dieser Macht sich südwärts dem Schweden nach. Betrachten wir die Fortschritte, die derselbe inzwischen gemacht.

Von dem Schlachtfelde zu Breitenfeld wandte sich der Schwedenkönig nach Halle an der Saale. Es erging ihm von dem Tage des Sieges an, wie es damals in solchen Fällen fast jederzeit zu geschehen pflegte. Gustav Adolf war mit 13000 Fußgängern bei Wittenberg über die Elbbrücke marschirt, vor Halle musterte er ungeachtet der Verluste durch die Schlacht 18,000 Mann.[1] Ibi

[1] Chemnitz S. 213.

fas, ubi merces et praeda. Die wehrlose Stadt öffnete ihm bereitwillig die Thore.

Und von da an begann für den Schwedenkönig ein anderes Feld seiner Entwürfe sich zu öffnen. Er hatte bis dahin die Gebiete protestantischer Fürsten durchzogen. Diese mußten an ihn sich binden, wohl oder übel ihm die Kräfte ihrer Länder zur Verfügung stellen; denn Gustav Adolf nach seinem Grundgedanken der Feindschaft zwischen Katholiken und Protestanten auf Tod und Leben duldete keine Neutralität. Gustav Adolf wollte die deutschen Erbfürsten nicht absetzen, nicht verjagen: sie sollten zunächst nur ihm dienen. Anders stand die Sache mit den geistlichen, den Wahlfürstenthümern, in denen die etwaigen Forderungen des Schwedenkönigs nicht in Widerspruch traten mit der Erbberechtigung einer bestimmten fürstlichen Familie. Was mit diesen geschehen sollte, erfahren wir sofort beim Eintritt in die Stadt Halle.[1] Sie war nach Magdeburg die zweite Stadt des gleichnamigen Erzstiftes.

In dem alten Magdeburg hätte der Vertrag, den der König im August 1630 durch Stalmann abgeschlossen, die Forderung einer Erbhuldigung im Voraus vereitelt. Aber die Vernichtung von Magdeburg hatte vom Halten dieses lästigen Vertrages befreit. Zur Zeit nun lag die Stadt in Schutt und Asche, die Festungswerke waren von kaiserlichen Truppen besetzt. Deshalb wurde, um das Erzstift Magdeburg für den Schweden erbeigenthümlich zu sichern, der Anfang mit Halle gemacht. Gustav Adolf erklärte[2] dieser deutschen Stadt: ob er wohl nach dem Kriegsrechte mit ihr und den Ihrigen befugt sei nach seinem Gefallen zu verfahren und über sie zu verfügen: so wolle er doch, sofern sie ihm ihre Treue, ihre Devotion und ihren Gehorsam genugsam versichere, sie bei ihren Privilegien und Rechten belassen.

War das die Sprache eines Königs, der als Freund gekommen zu sein vorgab? Welches Kriegesrecht hatte der fremde König über eine Stadt, die sich ihm nicht zur Wehre gesetzt? Niemals hat es unter civilisirten Nationen ein Völkerrecht gegeben, welches dem Eroberer gestattet hätte mit wehrlosen Menschen, mit dem Hab und Gut derselben nach seinem Gefallen zu verfahren. Aber der Schwedenkönig war nicht zufrieden diese Worte selber auszusprechen. Rath und Bürger von Halle mußten an Eides statt dem fremden Könige schriftlich geloben ihm zu gehorchen, ihm treu und gewärtig zu sein. Sie mußten zum Eingang dieser Verpflichtung dieselben Worte wiederholen, die er zu ihnen gesprochen, nicht als seine Worte, sondern als ihre Anerkennung seines unzweifelhaften Rechtes. Sie mußten aussprechen, daß der Schwede das Recht habe, wenn er wolle, sie und ihre Stadt der Vernichtung zu weihen. Sie mußten hinzufügen, daß sie die Nichtausübung dieses Rechtes als eine hohe christmilde Gnade in allerunterthänigster Dankbarkeit anerkennen. Die Bürger von Halle hatten Gelegenheit zu prüfen, ob Wahrheit sei in Tillys mahnenden Worten,

[1] J. C. v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises.
[2] Chemnitz S. 215.

daß der Schwede besonders darauf ausgehe die Selbstständigkeit der deutschen Städte zu zerknicken.

Erst einige Monate später fand die Erbhuldigung statt, in welcher sich die Bewohner des Erzstiftes Magdeburg dem fremden, undeutschen Könige durch den Eid der Treue zu verpflichten hatten. Zunächst geschah dieß zu Halle, und wir finden dort als Kanzler für das Erzstift denselben Stalmann thätig, der im scheinbaren Interesse des Markgrafen Christian Wilhelm ein so wirksamer Mitarbeiter am Verderben der Stadt Magdeburg gewesen war. Noch einmal wagte der Rath von Halle einen Versuch wenigstens nicht völlig den Kopf in die Schlinge zu stecken. Er bat denselben Eid schwören zu dürfen, wie früher den Erzbischöfen. Es ward ihm nicht verstattet. Er mußte geloben und schwören seinem Könige und Herrn, den Erben und Nachfolgern desselben an der Krone Schweden getreu, hold und gewärtig zu sein, wie es gehorsamen Unterthanen geziemt. Damit war Halle eine schwedische Stadt geworden. Was auch anders hätte der König Gustav Adolf wollen können?

Dieß Verhältnis erklärt nun auch im Voraus die Berathung, welche der König mit dem sächsischen Kurfürsten zu Halle hielt über den Weg, den Jeder von ihnen einschlagen wolle. Denn zusammen konnten sie nicht bleiben wegen der Oberanführung. [1] Die absolute Direction des Krieges konnte Gustav Adolf dem Kurfürsten gegenüber nicht fordern. Dem kaiserlichen Feldherrn Tilly nach Nordwesten wollten sie nicht folgen. Also blieben zwei Wege: der eine in die kaiserlichen Erblande und je nach den Umständen auf Wien, der andere in die Bisthümer am Main und am Rhein. Johann Georg, dem vielleicht doch ein wenig schon das Gewissen schlug, hätte gern dem Könige den Weg gegen den Kaiser überlassen. Auch Oxenstjerna und Spätere haben gemeint, dieß würde besser gewesen sein, um schnell von dem Kaiser einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Allein wollte denn Gustav Adolf einen Frieden? Weder die bisherigen Schritte des Schwedenkönigs haben bewiesen, noch die späteren zeigen es, daß ein Friede sein Wunsch und Wille war. Zunächst die deutschen Wahlfürstenthümer als erbliches Besitzthum für sich, als Grundlage seiner Hausmacht: das war sein Plan, nicht um sie wieder herauszugeben, sondern um sie zu behalten. Wer ein Land wieder geben will, fordert nicht den Huldigungseid für sich und zugleich für seine Nachfolger mit.

Der Schwedenkönig w o l l t e rechts, der Kurfürst s o l l t e links. Aber freilich hatte der König gar keine Neigung seinen wahren Grund zu sagen. Er fädelte es anders ein. Er versprach dem Herzoge Wilhelm von Weimar ein Bisthum in Franken. Ob es dem Könige mit einem solchen Versprechen Ernst war: diese Frage warf Wilhelm nicht auf. Er glaubte damals, der Schwede wollte ihm etwas geben. In Folge dessen machte Wilhelm den Vorschlag, daß der König in die Pfaffengasse ziehen müsse. Wir haben die Gründe nicht zu erörtern, da sie ja nur zur gegenseitigen Täuschung vorgebracht wurden. Der einzig wahre Grund für den König

[1] Chemnitz S. 216 f. — Röse, Bernhard I. 154. Geijer I. 196 Nr. 2.

war das Habenwollen. Er erklärte sich durch die Gründe des Herzogs Wilhelm für überzeugt, und damit war es entschieden. Der Kurfürst zog links, der König zog rechts. Also hatte er es seinem Heere in der Rede vor der Schlacht angekündigt.

Dieser Zug ist besonders wichtig, weil er uns den König zeigt in seiner wahren Gestalt als den Eroberer in der Maske eines Predigers. Während er salbungsvoll redet und deklamirt, die eine Hand emporhebt zur Betheuerung seiner reinen Absicht für das Evangelium u. dergl., hält er die andere ausgestreckt in einer sehr deutlichen und merklichen Richtung auf die ausdrucksvoll gähnenden Mündungen seiner Kanonen. Zunächst galt es Erfurt. Die Stadt merkte aus der Richtung des schwedischen Marsches, was da kommen sollte, und beeilte sich ihm ihre Boten mit der Bitte entgegen zu senden:[1] der König wolle sie eben so behandeln, wie es die kaiserlichen Generale gethan. Er wolle sie mit Einquartierung verschonen, dagegen ihre Bürger, unter ihnen auch die katholischen in seinen Schutz nehmen. Gustav Adolf hielt den Boten eine ausführliche Rede, um darzuthun, daß dieß nicht möglich sei. Er scheute sich nicht den Abgeordneten einer überwiegend protestantischen Stadt, welche unter einem katholischen Erzbischofe in ihrem Glaubensbekenntnisse völlig unangefochten war, in welcher Katholiken und Protestanten in freundlicher, ungetrübter Eintracht lebten: er scheute sich nicht zu diesen Abgeordneten von Glaubensdruck und Verfolgung zu predigen, als stünden vor ihm die unwissenden Bauern, die Bischöfe und der Reichsrath von Schweden. Er sagte den Abgeordneten der Stadt: er erkenne keine Neutralität an. Einer Besatzung könne die Stadt so wenig entbehren, als des lieben Brodes. Die Stadt müsse sich ihm ergeben, ganz und gar, und dann nehme er sie in seinen Schutz. „Ich habe zwar genügende Ursache," sagte der Schwede, „die römisch-katholischen Bürger von solchem Schutze auszunehmen, und mit ihnen in gleichem Maße zu verfahren, wie mit meinen Glaubensverwandten anderswo vielfältig geschehen. Sie sollen sich aber der Fürbitte der anderen zu erfreuen haben." Es ist der Gedanke, den der König immer wiederholt, in jeder Stadt und überall wo er öffentlich vor Deutschen redet, der Gedanke, als seien jemals von Tilly oder auch von Wallenstein irgend welche Kriegsleiden über die Protestanten wegen der Religion verhängt. Um so mehr trat dann seine Milde hervor, wenn er Verschonung walten ließ. „Nur die Güter des Kurfürsten," fuhr der König fort, „seiner Diener und der sämmtlichen katholischen Geistlichkeit nehme ich aus; denn das Kriegsvolk desselben hat mir nach Land und Leuten, nach Leib und Leben getrachtet.". Was war einem solchen königlichen Redner zu entgegnen? Dennoch gereicht es den Abgeordneten des protestantischen Magistrates von Erfurt zur Ehre, daß sie abermals Fürbitte einlegten für die Güter und Diener des Kurfürsten, für die katholische Geistlichkeit. Es war für den predigenden König ein sehr deutlicher Beweis, daß seine Aussaat zu Glaubenseifer und Fanatismus bislang noch hier auf einen sehr unfruchtbaren Boden falle. Um so weniger hatte er Neigung nachzugeben.

[1] Chemnitz S. 218.

Die Stadt sah keine Mittel zum Widerstande. Auch die mainzischen Diener und katholischen Geistlichen riethen zu gütlichem Nachgeben. Also faßte der Rath den Beschluß. Der König dagegen scheint der Willfährigkeit nicht sehr getraut zu haben. Am $\frac{\text{21. September}}{\text{1. Oktober}}$ erschien der Herzog Wilhelm von Weimar vor der Stadt in einem Wagen. Das Thor ward ihm geöffnet. Aber Wilhelm hielt so lange unter demselben, bis sein nahes Regiment herzueilte und die Soldaten das Thor besetzten. Er forderte die Schlüssel, und der Rath gab mit Sträuben sie her. Am anderen Tage hielt der König seinen Einzug, und redete sofort wieder vom evangelischen Wesen. Er mahnte die Stadt an das leidige Exempel in der Nachbarschaft, wo man zu sehr an sich gehalten, wo man um des gemeinen evangelischen Wesens nicht etwas Erkleckliches habe thun wollen und darüber ins äußerste Verderben gerathen sei. Man möge daran sich spiegeln.

Ist es denkbar, daß bei den Thatsachen, wie sie in Erfurt vorlagen, bei dem friedlichen Zusammenleben der Anhänger zweier Bekenntnisse unter einem protestantischen Magistrate, unter einem katholischen Erzbischofe und Landesfürsten, der die einmal bewilligten kirchlichen Rechte seiner Unterthanen nie zu kränken gesucht, ist es denkbar, fragen wir, daß vor einer solchen Bürgerschaft die Rede des fremden Königs anders als mit Verwunderung und Widerwillen über die Unwahrheit und Lüge aufgenommen sei?

Der Schwedenkönig mochte erkennen, daß die Stimmung dieser Bürger von Erfurt seinen Hoffnungen und Wünschen auch nicht von fern entsprach. Er berief am Nachmittage des 24. September den Rath, die Vorsteher der Zünfte und andere Männer von Gewicht und Ansehen in sein Quartier, und hielt ihnen abermals eine lange, ausführliche Rede über sein Thun und Wollen. „Es wird Viele von euch wundern und befremden," begann der König, [1] „welche Ursachen mich bewogen meine Königreiche und Erblande, die ich in Ruhe besaß, freiwillig zu verlassen, und mich in diesen Krieg und diese Unruhe zu stürzen. Nun bezeuge ich mit Gott, daß etwaiger Ehrgeiz oder die Begier mein Königreich durch fremde Eroberungen zu erweitern, mich nicht dazu gebracht. Vielmehr bin ich gezwungen worden die Waffen zur Rettung zu ergreifen für die Sicherheit meiner Person, meiner Königreiche und Länder, welchen die Kaiserlichen feindlicher Weise, heimlich und öffentlich nachgestellt, ferner wegen der unvermeidlichen Noth, da bei meinen Gegnern für keine Billigkeit Raum war. Der grundgütige Gott hat meine Waffen so gesegnet, daß ich meine nahen Blutsfreunde und Religionsgenossen befreien konnte aus ihrem jämmerlichen Zustande, ihrer Bedrängnis, ihrer Sklaverei des Leibes und der Seele, in welche der Kaiser und die Liga sie gestürzt."

Erwägen wir abermals, daß der fremde König diese Rede hielt zu Erfurt, in einer Stadt des Mainzer Erzbischofs, der ein so wesentliches Glied der Liga war. Erwägen wir ferner, daß die Stadt Erfurt selber seit langen Jahren ihren Beitrag zahlte für das Heer der Liga. Erwägen wir ferner das Verhalten Tillys

[1] Chemnitz S. 222.

gegen Erfurt. Noch kurz vorher hatte Tilly nahe bei dieser Stadt gestanden. Es lag in seiner Hand eine Besatzung in sie hinein zu legen und zwar zum großen Vortheile seiner Stellung zwischen Kursachsen und Hessen-Cassel. Auf die Bitte der Bürger hatte er sich begnügt mit Brod für seine Soldaten. Und zu diesen selben Bürgern redete nun ein fremder König aus eigenem Munde solche Dinge, und Niemand durfte denselben widersprechen!

Der König fuhr fort zu reden in dieser Weise. Bereits habe er in Deutschland große Verdienste um Religion und Freiheit. Er habe, sagte er, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und das Erzstift Magdeburg befreit. Dann folgte die Anwendung. „Wir müssen aber alle das Werk recht angreifen," sagte er, „die gemeine Noth nicht bloß bei uns beklagen, nicht bloß andächtig dagegen beten, sondern auch Hand anschlagen. Es ist jetzt mit uns Evangelischen allen, wir seien hoch oder niedrig, also beschaffen, als wenn wir mit einander auf dem wilden wüsten Meere in einem Schiffe führen, das von grausamen, ungestümen Winden umgetrieben wird und gar versinken will. Da schickt es sich nun nicht, daß etliche fleißig arbeiten und den Schiffbruch abzuwenden sich bemühen, die Anderen aber dem Ungewitter zusehen, die Hände in den Schoß legen, im Schiffe still sitzen und dabei ruhen wollen. Sondern in der allgemeinen Gefahr hilft ein Jeder, so viel er vermag, wirft auch wohl einen Theil seiner Waaren über Bord hinab in das Meer, damit nur das Leben gerettet werde."

Von hier an konnten sich die Erfurter den letzten Zweck der Predigt des Eroberers deutlich selber ausdenken. Es bedurfte kaum weiterer Worte, als daß Gustav Adolf ihnen dazu reichliche Belohnung im Himmel in Aussicht stellte für Alles, was sie zur Ausbreitung des heiligen allein seligmachenden Wortes thun würden. Dennoch endet damit der König seine Rede nicht. Auf den Gesichtern der Erfurter mochte allzu deutlich zu lesen sein, daß die bisherige Wirkung der königlichen Worte seinen Wünschen nicht entsprach. Er wendet den Gedanken abermals hin und her. Er spricht über die vielen Opfer, die er gebracht. Er entschuldigt sich, daß er nicht gern Jemanden beschwere. Er kenne die Last der Erfurter, sagt er; aber er erinnert sie, daß ihre bisherigen Darleistungen — d. h. die Beiträge für die Liga — wider den evangelischen Glauben und darum gegen sie selbst verwandt seien. Er bittet sie, wie er sagt, um der bluttriefenden Wunden unsers Herrn Jesu Christi willen, daß sie dieß hohe Werk recht betrachten, sein Beispiel sich vor Augen stellen und das ihrige gleichfalls thun wollen. Er erinnert abermals an Magdeburg. Er warnt, wie so nöthig es sei Besatzung in die Stadt Erfurt zu legen und sie wohl zu befestigen, damit ihr nicht dasselbe Schicksal widerfahre. Er ködert die Stadt, daß jetzt die Gelegenheit sei eine freie Republik zu werden, und die Gerechtigkeiten, die bislang der zudringliche Feind das ist der Erzbischof von Mainz behauptet, nun für die Stadt zu erwerben. Auch wolle der König ihnen sein ganz besonderes Vertrauen beweisen, indem er seinen werthen Schatz auf dieser Erde, die schwedische Königin, nach Erfurt berufe und dort wohnen lasse.

Das Ende der langen Verhandlung war, daß der Rath, die Viertelsherren

und Gildemeister von Erfurt sich verpflichteten dem Könige zu Schweden, dessen Erben und Königreichen, so lange dieser Religionskrieg währe, treu, hold und gewärtig sein,[1] d. h. mit anderen Worten: Erfurt war eine schwedische Stadt. Der Zusatz, so lange dieser Religionskrieg währe, war den Umständen nach nur eine einstweilige Beruhigung der Schwachen, wie sie in solchen Fällen üblich ist. Es könnte nur noch die Frage sein, ob die Erfurter den Eid freiwillig geleistet, wenn das eine Frage sein kann. Sie erhielten schwedische Einquartierung.

Dann nahm der Schwedenkönig die Pastöre und die anderen geistlichen Personen, die evangelischen Professoren der Universität Erfurt, die Lehrer der Schulen in seinen besonderen Schutz, sprach sie frei von aller Einquartierung und allen Kriegsbeschwerden. Man fand und findet auch noch darin eine besondere Fürsorge für die evangelische Religion. Wir haben gesehen, wie Tilly in den rein protestantischen Ländern zwischen Elbe und Ems alle geistlichen Personen bis auf die Küster hinab von Einquartierung und Kriegsbeschwerden befreite.

Die katholischen Geistlichen dagegen zu Erfurt befreite Gustav Adolf nicht von der Einquartierung. Er legte ihnen eine furchtbare Betheuerung auf bei der heiligen Dreieinigkeit, daß sie dem Könige getreu, hold und gewärtig sein würden, daß sie sich von diesem Eide durch kein päpstliches oder anderes Recht und Privilegium entbinden lassen wollten. Es ist seltsam, wie hier der König sich in den Irrgängen seines eigenen Verfahrens verstrickte. Er hatte auf deutschem Boden noch keinen Eid gefordert, dessen Leistung nicht unmittelbar einen Eidbruch voraussetzte. Jeder Fürst, jede Stadt, die ihm schwor, brach den früheren Eid gegen Kaiser und Reich. Dieser frühere Eid beruhte in der natürlichen Ordnung der Dinge, in der Stellung des Kaisers als Oberlehnsherr und Quelle aller Gerichtsbarkeit. Dieser freiwillig geleistete Eid ward gebrochen, weil Gustav Adolf mit verständlicher Hindeutung auf die Mündungen seiner Kanonen, oder auch durch den vorgehaltenen Köder eines Versprechens einen anderen Eid für sich forderte. Durfte er hoffen, daß die Menschen dann, wenn etwa eine stärkere Macht über sie kam als die seinige war, fester an dem erzwungenen Eide halten würden, als sie seiner Macht gegenüber gehalten hatten an dem freiwillig geleisteten? Die einzige praktische Folge solcher neuen Eide war die Verwirrung und Bekümmernis der Gewissen rechtlicher Menschen: vertrauen und sich verlassen auf solche Eide durfte der König nicht. Wenn Tilly ihn einmal wieder schlug, so zerschnitt das Schwert alle Bande solcher erzwungenen Eide für den Fremden.

Auch die Jesuiten von Erfurt traten vor ihn.[2] Sie vor Allen hatten ihn zu fürchten. Sie wußten, daß der Jesuit, der den schwedischen Boden betrat, eben darum sterben mußte von Henkershand. Waren sie sicher, daß der Schwedenkönig die Stadt Erfurt nicht als seinen Boden betrachtete? Sie warfen sich ihm zu Füßen. Er gebot ihnen aufzustehen, und hielt auch ihnen eine besondere

[1] Chemnitz S. 227 und Theatrum Europ. II. 463 sprechen von der Huldigung an Gustav Adolf und seine Allirten, der Soldat suédois setzt I. 148 das Haus Sachsen ausdrücklich zu. Eben so Khevenhiller XI. 1880.

[2] Soldat suédois I. 148.

Rede. Er sagte ihnen, daß sie Rechenschaft abzulegen hätten vor Gott für alle Unruhen, die sie angezettelt, für alles Blut, das um sie vergossen. Er sagte ihnen, daß er mehr von ihnen wisse, als sie sich dächten: ihre Plane seien schlecht, ihre Wege krumm, ihre Grundsätze gefährlich. Er gebot ihnen sich an ihr Brevier zu halten, das Beispiel der Mäßigung anderer Geistlichen nachzuahmen: dann werde er ihnen nichts zu Leide thun.

Der Schwedenkönig richtete diese Worte an die Jesuiten in Erfurt. Was hatten sie gethan? Was konnten sie gethan haben? Als der fremde König nach Erfurt kam, lebten die Bürger dieser Stadt, ob katholisch, ob protestantisch, im Frieden mit einander. Der Schwede brachte den Hader, er allein, weil es also seinen Planen diente. Weil er den Religionskrieg proklamirte, weil er den Religionskrieg erzwingen wollte: so mußten die Jesuiten gesündigt haben. Was sie gethan hatten, sagte er nicht. Wie sollte er auch? Er wußte es selber nicht. Ihm selbst ja lag es klar vor Augen, daß bis auf ihn die Protestanten und Katholiken von Erfurt einträchtig mit einander lebten. Darum warf er den Zunder der Begünstigung des einen Theiles gegen den anderen unter diese Friedlichen. Sofort dann sproßte der Hader empor.

Zu Erfurt schlossen die sächsischen Brüder von Weimar,[1] Wilhelm, Albrecht, Ernst und Bernhard, denen der Kaiser mehr als einmal ihre Rebellion verziehen, ein Bündnis mit dem Schweden nach dem Muster desjenigen, welches der Landgraf von Hessen-Cassel mit ihm geschlossen. Dann brach das Heer am $\frac{\text{26. September}}{\text{6 Oktober}}$ von Erfurt auf und ergoß sich über das unglückliche Frankenland. Die Pfaffengasse war eröffnet.

Hier und da wagte man einigen Widerstand. Die Stadt Königshofen war besetzt von Ausschuß und Landvolk. Also pflegte man die Landmiliz zu benennen, die zu einer nachhaltigen Gegenwehr gegen regelmäßige Soldtruppen selten befähigt war. Wir haben gesehen, wie in Hessen-Cassel dem General Tilly einige Jahre zuvor der Vorwurf gemacht wurde: er wende in solchem Falle ein besonderes Verfahren an, und ziehe daraus vielen Nutzen. Er spräche zu den Landleuten: „Ihr Bauern, ihr seid gute Leute, geht heim, pflügt und ackert und pflanzt euren Kohl: es soll euch nichts Uebeles widerfahren.“ Dieß Stratagem verfehlte selten seine Wirkung. Gustav Adolf wandte gegen die Milizen des Bisthums Würzburg ein anderes an.[2] Wofern sie sich widersetzen würden, meldete er den Bewohnern von Königshofen: so wolle er die Stadt, welche meist von Holzwerk und Lehm gebaut war, mit Feuer angreifen und in Asche legen. In diesem Falle würde es ihnen allen die Hälse kosten. Die Besatzung von Königshofen gab nach und überlieferte die Stadt. Wir sehen, das Stratagem des Schwedenkönigs war eben so wirksam, wie dasjenige des alten Tilly. Die Gesinnung, aus welcher bei Jedem von ihnen das besondere Verfahren hervorging, war verschieden.

[1] Chemnitz S. 227.
[2] a. a. O. 231.

In ähnlicher Weise verfuhr der Schwedenkönig gegen alle Städte. Er schickte seine Boten voraus nach Schweinfurt. Sie redeten von Gewissensfreiheit, Erlösung von Glaubensdruck, um derenwillen der König gekommen sei. Zum Schlusse folgte die übliche Hinweisung: wenn man die angebotene Freundschaft in Güte nicht annehmen wolle: so seien Kanonen da. Das wirkte. Die Schweinfurter unterhandelten.

Und weiter sendete der König seine Boten aus an die deutschen Reichsstädte, nach Nürnberg, nach Ulm, nach Straßburg. Der Sieg von Breitenfeld gab Nachdruck. Tilly war geschlagen. Das kaiserliche und das ligistische Heer war zerstreut. Eine Aussicht des Widerstandes dieser Mächte gegen den Schweden schien nicht mehr da zu sein. Was also sollten die Patrizier der deutschen Reichsstädte thun? Der Rath der Stadt Nürnberg berief sich auf Eid und Pflicht gegen Kaiser und Reich. Er berief sich darauf, daß er erst neulich noch auf die Forderung des Generals Aldringer im Namen des Kaisers das Gelöbnis der Pflicht erneuert und zwar härter als zuvor. Es war ferner erst kurz vorher im Namen des Kaisers ein Abgeordneter, Namens Dr. Poppe, in Amberg eingetroffen, hatte den Nürnbergern große Versprechungen gethan, hatte ihnen versprochen ein Blanket mit des Kaisers Hand und Siegel auszuwirken, auf welches die Stadt diejenige Versicherung schreiben könne, deren sie vom Kaiser begehrte.[1] Wahrlich, wenn eine solche Stadt, die dazu in sich die Mittel besaß auch allein für sich dem fremden Könige zu widerstehen, wenn diese Stadt eid- und pflichtvergessen von ihrem Kaiser abfiel, der ihr nicht die geringste Zumuthung einer Bedrängnis jemals gemacht: so war ein solcher Abfall nicht die Schuld des deutschen Kaisers. Das lag offen vor Augen. Die Nürnberger, meinten die Schweden, wollen sich nicht gern einer Untreue beschuldigen, wollen sich nicht nachreden lassen, als ob sie liederlicher Weise, ohne Noth und Ursache vom Kaiser abtrünnig und wortbrüchig geworden seien. Deshalb mußte die Ursache und die Noth gefunden werden. Auf den Bericht des schwedischen Abgeordneten Chemnitz[2] aus Nürnberg an den König meldete Gustav Adolf den Patriziern: „Weil ihr euch auf meine Anmahnung nicht nach meinem Willen entschließt, sondern in kaiserlicher Treue, oder mindestens neutral beharren wollt: so erkläre ich, daß ich von keiner Neutralität etwas wissen will, sondern vielmehr diejenigen Protestanten, die sich darauf berufen, nicht anders wie meine Feinde behandeln will. Wenn die Stadt Nürnberg sich nicht eines Anderen und Besseren besinnt: so werde ich sie und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand, wie die ärgsten Feinde verfolgen, so werde ich die Bürger und Einwohner, wo ich sie finde, niederwerfen, ihre Güter preis machen.“

Das Schreiben des Königs ward gelesen im größeren Rath der Nürnberger, der aus etwa hundert Patriziern bestand. Es erschien ihnen die genügende

[1] a. a. O. S. 217.

[2] Es waren drei da cf. Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 40.

Berechtigung zum Bruche von Eid und Pflicht gegen Kaiser und Reich. War es bloß Feigheit und Kopflosigkeit, oder waltete auch der Verrath mit ob, wie die Schweden sagen, daß die Stadt nur auf eine solche Drohung wartete? Wir wissen es nicht. Nürnberg trat in den Schutz des Schwedenkönigs. Wie dem aber auch sei: das unsägliche Leid, welches die kommenden Jahre über diese reiche, diese blühende Stadt brachten, traf sie nicht unverdient. Nürnberg zahlte fortan dem Schwedenkönige die Beiträge, welche es auf dem Convente zu Leipzig gegen das Restitutionsedict bewilligt hatte.

Von Erfurt aus zog der Schwedenkönig über Coburg gegen Würzburg.

Unterdessen bemühte sich Tilly wieder heranzukommen. Wir haben ihn verlassen, wie er krank an seinen Wunden zu Alfeld darnieder lag. Es war nicht für lange. Ein mäßiges Leben vieler Jahre hatte diesen Körper gestählt. Schon am $\frac{\text{21. September}}{\text{1. Oktober}}$ brach er von Alfeld auf, und schlug am folgenden Tage bei Corvey eine Brücke über die Weser. Von allen Orten her, wo noch ligistische Truppen lagen, zog er dieselben an sich. Das Geschütz war bei Breitenfeld verloren: es wurde neues von Hameln hergebracht, das der Liga längere Zeit zum Waffenplatze und Zeughause diente. Ferdinand von Köln bot auf, was er vermochte, ebenso der Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück. „Es ist der erste Stoß, den wir erleiden," sprach dieser. [1] „Sollen wir davon umfallen?"

Vor allen war es Maximilian von Bayern selbst, der ermuthigte mit Worten und mit Thaten. Seine Schreiben folgten einander rasch. [2] Er meldet, daß der Herzog von Lothringen für den kaiserlichen Dienst 15,000 Mann gerüstet, daß derselbe bereit sei zum Marsche über den Rhein nach Hessen. Denn dieser Feind zuerst, meint Maximilian, müsse zu Boden geschlagen werden. Er gibt seinem Feldherrn Vollmacht in Köln und wo immer es sei, auf den Namen des Kurfürsten Geld aufzunehmen, damit die Soldaten begütigt werden, damit sie nicht Mangel leiden.

In Wahrheit durfte Tilly nur auf den Kurfürsten von Bayern sich verlassen, und nicht auf Hülfe von Wien. Der Gedanke, der seit vielen Monaten dort in Anregung war, die Herstellung Wallensteins, gewann seit der Nachricht von Breitenfeld festere Gestalt. Questenberg, eins der hauptsächlichsten Werkzeuge Wallensteins bei dem Kaiser, meldete seinem Gönner am 1. Oktober die Niederlage Tillys. Er fügte im Auftrage hinzu: [3] der Kaiser werde es gern sehen, wenn Wallenstein aus Böhmen näher zum Kaiser heran kommen wolle. Aber auch, wenn er in Böhmen bliebe, wolle der Kaiser gern seines Rathes pflegen. Es war der Anfang zu bestimmten Unterhandlungen. Was fortan von Wien aus geschah, war nicht für Tilly, sondern für das neue kaiserliche Heer, das man unter Wallenstein zu errichten gedachte. Aldringer, der damals in Gerstungen stand, erhielt Befehl: wenn er sich noch nicht mit Tilly vereinigt,

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.
[2] Sie sind abgedruckt im Theatrum Europ. II. 467 ff. vom 25., vom 29. Sept. u. s. f.
[3] Dudik, Waldstein S. 124.

auch von diesem noch keinen bestimmten Befehl habe, so solle er sich zurückziehen, um Böhmen decken zu helfen.[1]

Dieser Befehl indessen kam zu spät. Bei Fritzlar in Hessen stießen am 30. September / 10. Oktober Aldringer und Fugger zu Tilly.[2] So nahe nun der Gedanke lag, dessen Ausführung Maximilian von Bayern wünschte, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, der durch unsägliche Brandschatzungen seiner Nachbaren ein Heer zusammen gebracht, einmal für immer schnell zur Ruhe zu bringen: so konnte doch Tilly diesen Plan nicht ausführen. Ihn rief der größere Gegner. Er wandte sich von Fritzlar aus über Fulda nach dem Frankenlande. Er hatte wieder 18,000 Mann zu Fuß und eine starke Reiterschaar.

Es war die Absicht Tillys Gustav Adolf aufzusuchen und abermals mit ihm zu schlagen. In späterer Zeit, schon ein Jahr hernach, ward gegen den Kurfürsten Maximilian von Bayern die Anklage erhoben: Tilly habe es also gewollt, und der Kurfürst habe ihm durch seine Instructionen die Hände gebunden.

Nicht also liegt die Sache. Tilly hat allerdings in jener Zeit eine Abmahnung gegen ein neues Treffen empfangen, nicht von München her, sondern von Brüssel. Die Infantin vernahm die Nachricht, daß Tilly abermals auf ein Treffen ausgehe, mit großer Sorge. Sie bat ihn: er wolle nicht die katholische Religion und das deutsche Reich dem Entscheidungswurfe einer einzigen Schlacht anheimstellen.[3] Die Antwort Tillys beweist, daß er sich an diese Bitte, diesen Rath der Infantin — denn einen Befehl ihm auszusprechen hätte sie kein Recht gehabt — nicht binden wollte. Er weist den Rath zurück.[4] Er sucht es der Infantin klar zu machen, daß die Kriegführung in Deutschland von der herkömmlichen in den Niederlanden ganz verschieden sei. In den Niederlanden pflege ein Kriegeszug ein bestimmtes, fest abgegrenztes Ziel zu haben. Dem entspreche die jedesmalige geringere Heeresrüstung, sowie die Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegeszeug nach einer festen Ordnung. Anders sei es in Deutschland, wo jegliche Stunde Veränderungen eintreten, wo die Zahl und die Kräfte der Feinde groß sei und an verschiedenen Orten, wo man darum größerer Heeresmassen bedürfe, wo man ferner wegen der Veränderungen genöthigt sei Entschlüsse zu fassen nach den Umständen. Wir sehen aus diesen Worten: Tilly lehnt es ab sich nach fernher gegebenen Instructionen zu richten. Indem er nachweist, daß die alte Methode des niederländischen Krieges auf denjenigen in Deutschland nicht mehr anwendbar sei, sagt er deutlich genug, daß er freie Hand haben wolle zu thun und zu unterlassen nach den Umständen und nach eigenem Urtheile.

Diese freie Hand beließ ihm sein eigentlicher Kriegsherr Maximilian von Bayern. Auf die Nachricht daß der Schwedenkönig bereits zu Coburg angelangt,

[1] a. a. O. S. 123.
[2] Chemnitz 234.
[3] Das Schreiben der Infantin bei Villermont, Tilly II. 434. Nr. 195.
[4] a. a. O. S. 438. Nr. 198.

schickt Maximilian einen Courier mit der Meldung und Bitte,[1] daß Tilly die Gefahr der Bundesstände und selbst diejenige Bayerns erwägen möge, daß das Ziel und die Erhaltung des Bundes sich darum drehe, ob Tilly mit der neu gesammelten Macht die weiteren Fortschritte des Feindes verhindern werde. Das ist eher eine Aufforderung zum Schlagen als eine Abmahnung. Jedoch hebt der Kurfürst in allen diesen Schreiben, in fast jedem derselben mit ausdrücklichen Worten hervor, daß er die ganze Sache der Discretion seines Feldherrn anheimstelle, wenn auch wiederum mit dem Zusatze: er lebe des Vertrauens, daß Tilly gegen einen so listigen Feind vorsichtig gehen werde.[2] Es ist das offenbar nicht eine Instruction zur Abmahnung von einem Treffen, sondern eine unvermeidliche Kundgebung der Sorge und Ueberlegung.

Auch beweist der Gang der Dinge, daß Tilly äußerlich völlig frei gehandelt hat. Er hielt zu Fulda Kriegsrath über den von da aus einzuschlagenden Weg.[3] Die Stimmen des Kriegsrathes waren gleich getheilt. Drei von ihnen riethen von Fulda auf Aschaffenburg zu marschiren, und dort sich mit dem Herzoge von Lothringen zu vereinigen. Dieser Fürst in Furcht vor dem Cardinal Richelieu suchte damals sich Dank zu verdienen bei dem Kaiser. Er hatte ein Heer von 12,000 Mann, und war damit bereits auf dem Zuge. Nach der Vereinigung mit ihm würde Tilly dem Schwedenkönige weit überlegen sein. Also war die Meinung von drei Stimmen, unter ihnen derjenigen Pappenheims. Die anderen drei Stimmen meinten: man müsse direct von Fulda aus auf das bedrohete Würzburg ziehen. Tilly war bestürzt über diese Gleichtheilung der Stimmen. Indem er den Ausschlag zu geben hatte, zog er den vorsichtigeren Rathschlag dem kühneren vor. Will man ihn deshalb tadeln? Vielleicht weil der Erfolg gegen ihn war? Wenn auch die Stadt Würzburg sich nicht zu halten vermochte, so war die Burg Marienberg, welche die Stadt beherrschte, stark und fest. Tilly durfte hoffen noch zeitig genug zum Entsatze wenn nicht der Stadt, so doch der Feste Marienberg zu kommen, wenn nämlich diese sich nur einige Tage hielt. Er konnte nicht erwarten, daß die Erfahrung von Demmin, von Frankfurt a. d. O. abermals hier sich wiederholen werde.

Bei Wittenberg vereinigte er sich mit dem Heere des Herzogs von Lothringen. Er leistete in Eilmärschen das Möglichste.[4] Seine Soldaten waren fast nackend und verschmachtet. Tausende blieben unterwegs liegen oder verloren sich. Dennoch kam er zu spät. Die vom Glücke begünstigte Kühnheit, wenn nur das es war, hatte über alles Erwarten auch das Schloß zu Würzburg vorzeitig zu Falle gebracht. Als Tilly in die Nähe kam, war Marienberg bereits in schwedischen Händen. Wir haben zu sehen, wie das alles wieder dem Schweden so schnell gelungen war.

Am 14. October 1631 früh um sechs Uhr vernahm man am östlichsten

[1] Das Schreiben im Theatrum Europ. II. 470 vom 13. October 1631.
[2] a. a. O. S. 472. Schreiben vom 31. October.
[3] Theatrum Europ. II. 466.
[4] a. a. O. 467.

Thore der Stadt Würzburg schwedische Trompetenstöße.[1] Der Trompeter forderte freien Durchzug für das Heer durch die Stadt. Im Falle gutwilliger Oeffnung der Thore verhieß der König seinen gnädigen Schutz. Wo nicht, so werde er Gewalt brauchen, alle Greuel der Plünderung und Verheerung loslassen, des Kindes im Mutterleibe nicht schonen und das grausame Verfahren Tillys gegen Magdeburg an der Stadt Würzburg vollkommen rächen. Schon nach einer Stunde gewahrte man den schwedischen Vortrab. Ein Oberstallmeister des Königs ritt an das Thor und redete zu dem Stadtrathe in ähnlichen Worten, wie vorhin der Trompeter. Die Stadt war nicht zu halten: man hoffte nur Schonung für dieselbe zu erwirken. Der Bischof war schon vorher geflüchtet. Seine Räthe und der Magistrat entwarfen eine Capitulation, schickten sie an den König und baten um Genehmigung und Unterschrift. Die Antwort lautete: die Schrift sei zu weitläufig. Der König könne die Punkte nicht einzeln erwägen; doch gebe er sein Ehrenwort, daß er sie halten und vollziehen wolle. Das genügte den besorgten Beamten nicht. Sie schickten die Capitulation abermals zurück mit der Bitte um die Unterschrift des Königs. Gustav Adolf war oder stellte sich durch das Mistrauen sehr beleidigt. Er versprach am folgenden Morgen in der Stadt zu unterschreiben, und drohte, wenn man ihm die Thore nicht zur bestimmten Stunde eröffne. Man öffnete. Gustav Adolf zog ein und forderte zunächst von der Stadt 150,000 Rthlr. Kriegssteuer. Man hat die Summe auf 100,000 herab.

Die Stadt war in schwedischen Händen. Nur das Schloß Marienberg, das am anderen Ufer des Mainstromes von einem jähen Felsen auf die Stadt hernieder schaut, mußte mit Gewalt genommen werden. Auch das gelang dem stürmenden Muthe, dem das Glück lächelte. Doch wiederholen wir das früher schon Erzählte. In dem Marktflecken Lauringen hatte ein Hauptmann mit einer Compagnie der Landesmiliz ein steinernes Haus eine zeitlang vertheidigt. Die Bauern wurden sämmtlich niedergemacht, der Hauptmann gefangen vor den Schwedenkönig geführt. Dieser gebot den Gefangenen sofort aufzuhängen, weil er sich an einem so schnöden Orte widersetzt. Der Profoß war nicht zur Stelle. Der Gefangene bat um sein Leben, und erhielt dasselbe endlich geschenkt für das Versprechen: er wolle dem Könige Ort und Stelle anweisen, wo das Schloß von Würzburg am bequemsten anzugreifen sei.[2]

Beim Eindringen der Schweden in die erstürmte Burg baten viele Stimmen um Quartier. Also auch war es in Frankfurt a. d. O. geschehen. Dort hatte die Antwort gelautet: Quartier von Neubrandenburg. Dieß trat fortan in den Schatten gegen das größere, gegen Magdeburg. Zu Marienberg lautete die Antwort: das Quartier von Magdeburg. Was immer dort lebendig war: Soldaten, Geistliche, Mönche, die Weiber der Soldaten: es ward alles niedergehauen. Mit Grauen und Entsetzen, mit Furcht und Beben vernahmen die

[1] Scharold, Geschichte der schwedischen Zwischenregierung in Würzburg S. 15.
[2] Chemnitz S. 230.

Bürger in der unten liegenden Stadt das Jammergeschrei, das von oben her ihre Ohren, ihr Mark und Bein durchdrang. Als der König einige Stunden später über die Leichen ins Thor des Schlosses eintritt, soll er beim Anblick der Priester gesagt haben: man hätte ihrer schonen sollen.

Hatte der Schwedenkönig den Jammer verschuldet? Nicht also war es nach seiner Meinung. Man führte ihm den Commandanten, den Rittmeister Keller vor, dem der Oberst Torstenson bis dahin das Leben erhalten. Der König warf dem unglücklichen Manne in heftigen Ausdrücken den Widerstand vor, der den Tod so vieler Unschuldigen herbeigeführt. Er gab Befehl den Keller sofort zu tödten. Es fand sich Niemand, der gehorchte. Auf flehentliches Bitten ließ sich der König herbei ihm das Leben zu lassen. [1]

Und dann erst eröffneten sich alle Schleusen des Jammers für das schöne Frankenland. Nicht umsonst hatte der schwedische Eroberer vor der Schlacht bei Breitenfeld seine Schaaren auf die Beute der Pfaffengasse vertröstet: das Wort ward nun zur entsetzensvollen Wahrheit. Das Geschütz, die Waffen waren die Beute des Königs. Aus der fürstlichen Silberkammer wählte er sich, was an Gold und Silbergeräth, an Edelsteinen und Perlen ihm behagte. Das Uebrige überwies er den Officieren. Die Bibliotheken des Bischofs, der Universität, des Jesuitencollegiums wurden eingepackt und nach Schweden geschickt. Und nicht minder erfreuten sich die Soldaten. Nach der Einnahme von Würzburg gab es im Heer kaum einen Mann, der nicht neue Kleider hatte. Im Lager verkaufte man eine Kuh für 1 Rthlr., ein Schaf für einige Stüber. Die Soldaten, die in anderen Kriegen oft mit Wasser und verschimmeltem grobem Brode hatten vorlieb nehmen müssen, die bis zur Schlacht von Breitenfeld auf deutschem Boden nur von Raub und Plünderung gelebt und dennoch kaum Brod dadurch erlangt hatten, machten sich nun in der Sturmhaube ihre Kaltschale aus Wein und Semmeln. Es gehörte alles den Schweden.

Nur eins gehörte dem habgierigen Manne nicht, und er ließ es sogar wieder fahren, nachdem er es schon ergriffen. Das reiche Juliusspital mit seinen Stiftungen, seinen Schätzen an Gold und Silber, an Getreide und Wein erschien sehr lockend. Der Schwedenkönig streckte die Hand aus. Der Spitalmeister bat flehend, der König wolle sich zuvor die Stiftungsurkunde des Bischofs Julius vorlesen lassen. Gustav Adolf gab nach. Man las sie. Aber die schweren Flüche, welche der Bischof auf die Verderber seiner frommen Anstalt schleudert, waren selbst für dieses harte Gewissen nicht zu tragen. „Ich will mit diesem Pfaffen in jener Welt nichts zu schaffen haben: lasset ihm das Seine!" entgegnete der Schwedenkönig. [2] Das Juliusspital war gerettet.

Auch so freilich war es genug, was da geschah. Es ist eine häufige Annahme, daß das Frankenland zuerst die Habgier und den Uebermuth der

[1] Also nach Scharold, dessen Bericht zuverlässiger erscheint als derjenige des Chemnitz u. A.

[2] Scharold S. 46.

Schweden erfahren habe.[1] Also könnte sich die Sache verhalten, wenn man den Reden des Schwedenkönigs Glauben schenkt. Er hatte in Erfurt den Bürgern erzählt,[2] seine Soldaten seien früher so wohl disciplinirt gewesen, daß keiner von denselben wider den Willen des Eigenthümers eine Traube in einem Weinberge angerührt haben würde. Aber vom Feinde seien viele Undisciplinirte zu ihm übergelaufen, und es koste ihm viele Mühe diese zur Ordnung zu bringen. Also hatte der Schwede zu den Bürgern von Erfurt öffentlich geredet. Wer mochte es da wagen ihm zu widersprechen? — Allein die Briefe des Königs an seinen Kanzler, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, haben uns gezeigt, daß das schwedische Heer von Anfang an auf deutschem Boden nur gelebt hatte vom Raube. Im Frankenlande bestand der Unterschied gegen früher nur in der Maßlosigkeit. Die schwedischen Soldaten unterhielten unausgesetzt an den Gittern vor der Domkirche vier offene Spieltische, wo sie ganze Säcke mit Dukaten und Thalern stehen hatten.[3] Dagegen konnte der Bürger nicht einmal einen Sack mit Getreide oder Mehl zu oder von der Mühle bringen. Die Soldaten nahmen es ihm unter dem Thore oder in der Mühle ab und verkauften es. Das Land war gesegnet und reich. Nach wenigen Wochen der Anwesenheit der Schweden stieg das bleiche Gespenst des Hungers drohend empor.

Der Schwedenkönig war, wie immer in solchen Fällen, mit gütigen Worten mild und freigebig. „Wir haben erwartet," sagt er,[4] „daß die Fürsten der Liga als redliche Patrioten die Einführung des absoluten, allen Deutschen verhaßten Dominates misbilligen und gegen uns nicht feindlich verfahren würden. Diese unsere Ansicht stützte sich darauf, daß das Collegium der Kurfürsten zum öfteren, namentlich auf dem letzten Convente zu Regensburg öffentlich erklärt: der Krieg gegen uns sei ohne ihr Wissen und Willen und wider die Fundamentalgesetze des Reiches unternommen und darum auch von ihnen nie gebilligt worden." An diesen Reden war nur so viel wahr, daß die Kurfürsten dem Kaiser mit besonderer Rücksicht auf Wallenstein eine leise Rüge über den Mangel an Vorsicht ausgesprochen hatten. Aber der Schwede fuhr fort. Dessen ungeachtet habe die Liga sich feindlich gegen ihn gestellt. Er habe zwar, meint er, alle erwünschte Gelegenheit, auch Fug und Macht alsbald nach dem Rechte der Wiedervergeltung dasjenige vorzunehmen, was anderen getreuen Reichsständen und vielen Millionen seiner Glaubensgenossen, den armen Leuten, ganz unverschuldeter Weise von seinen Feinden begegnet sei. Aber sein königliches Gemüth sei zu dergleichen Extremitäten nicht geneigt, sondern suche den Frieden. Wir kennen bereits die Weise des Schweden mit solchen Worten etwas Neues und Besonderes einzuleiten. So ist es auch dießmal. Das Land ist verwaist, erklärt der Schwedenkönig. Es hat keinen Herrn. Einige haben Niemandem geschworen, die anderen haben dem Bischof Franz allerdings gehuldigt, sind

[1] Gfrörer S. 889 (3te Auflage).
[2] Theatrum Europ. II. 460.
[3] Scharold S. 48.
[4] Arlanibaeus, arma S. p. 235.

aber von diesem ohne Noth verlassen worden. Deshalb erbietet sich der Schwedenkönig gnädig, wie er sagt, hält es auch für durchaus nöthig sich des Landes und der armen Unterthanen anzunehmen. Er bestellt eine Landesregierung, und befiehlt allen Beamten und Unterthanen derselben gehorsam zu sein. Die Bürgerschaft von Würzburg wird auf das Juliushospital berufen, und schwört dort dem Schwedenkönige den Eid der Treue. Würzburg ist eine schwedische Stadt, und ferner dann läßt sich der Schwedenkönig huldigen als Herzog des Frankenlandes.[1]

Aber eben dasselbe Herzogthum Franken hatte der Schwedenkönig wenige Wochen zuvor dem Herzoge Wilhelm von Weimar versprochen. Dieser mahnte und erinnerte daran durch einen Gesandten. Der Schwedenkönig erwiederte: „Es gibt noch der Länder genug zu verschenken, wenn euer Herr treu und fleißig ist." Das brachte damals die weimarischen Herzöge und später den Geschichtschreiber ihres Hauses in nicht geringe Aufregung.[2] Uns Späteren will es scheinen, daß der Unmuth über diese Behandlung uns mehr befremdet, als die Behandlung selbst. Durften diejenigen, welche Eide brachen oder hielten je nach den Umständen, welche den Kaiser um Verzeihung baten, wenn er mächtig war, und wieder von ihm abfielen, wo sich ihnen eine Aussicht auf Kriegführen und Beutemachen eröffnete, durften diese Fürsten erwarten, daß der Schwedenkönig sein Versprechen halten werde, auch gegen seinen Vortheil? Gustav Adolf that nicht bloß dieß. Während er Franken für sich nahm, das er an Wilhelm von Weimar versprochen, erschien bei ihm in Würzburg der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, um gleichfalls ein Bündnis mit dem Schweden abzuschließen. Gustav Adolf hatte den Weimarer Herzögen auch das mainzische Eichsfeld versprochen: nun, da Georg von Lüneburg es sich ausbat, versprach er es auch diesem.[3] Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bat damals dasselbe Eichsfeld sich aus, zunächst zur Contribution für sein Heer. Gegen diesen war der Schwedenkönig etwas offener. Er war anfangs nicht abgeneigt dasselbe Land auch diesem dritten Bittsteller zu bewilligen. Dann jedoch strich er die Forderung mit dem Bemerken, daß er selber das Eichsfeld für seine Reiterei nicht entbehren könne.[4]

Dessen ungeachtet ward Gustav Adolf durch seine Politik nicht behindert dieß Land zugleich diesem und jenem zu versprechen. Es gelang ihm durch solche Versprechungen die Fürsten einstweilen an sich zu binden, sie zum Verrath an ihrem Kaiser und dem Reiche zu bewegen, sie zu hindern, daß sie nach Pflicht und Recht mit dem Kaiser gegen den fremden Eindringling standen. Daß nachher weder der Eine noch der Andere das Versprochene erhalten, daß Gustav Adolf es nur für sich selber nehmen würde, hätten sie nach dem bisherigen Verhalten des Schwedenkönigs, nach seinem Verfahren in Pommern wider seinen Schwager

[1] Gropp, Würzburger Chronik I. S. 431. Scharold, Beilage II.
[2] Röse, Bernhard ꝛc. I. 76.
[3] v. d. Decken, Herzog Georg, Band II. S. 21. cf. Aktenstücke Nr. 119.
[4] Rommel VIII. 156 Nr. 197.

von Brandenburg sich selber sagen können. Welches Recht hatten die deutschen Fürsten bei dem Schwedenkönige eine Gewissenhaftigkeit vorauszusetzen, die ihnen selber abging? — Die eine Gewissenhaftigkeit war der anderen werth, sagt der schwedische Geschichtschreiber.[1] In der That, das Wort faßt die ganze Sache in sich.

In zwei Erzbisthümern des deutschen Reiches, in Magdeburg und in einem Theile von Mainz, hatte der fremde König für sich und seine Erben den Eid der Erbhuldigung von den Deutschen erzwungen. Würzburg war gefolgt, und der Schwedenkönig nannte sich nun Herzog von Franken. Gegen Bamberg entsendete er den General Horn. Er selber brach im Anfange Novembers von Würzburg auf nach Mainz. Er hatte kaum 12,000 Mann.

Es ist die Frage, ob nicht auf diesem Marsche Tilly leicht ihn hätte angreifen können. Man hat gesagt: der Schwedenkönig sei wie in Tillys Hand gewesen. Tilly habe nur die Hand zu schließen brauchen, um den Schwedenkönig darin zu erdrücken. Von dem etwa zersprengten Schwedenheere würde in den Schluchten des Spessart den Bauern auch nicht ein Mann entkommen sein. Also auch sei es Tillys Wille gewesen, sagt man. Er habe sich auf den Schwedenkönig stürzen wollen. Da sei ihm Befehl von München zugekommen nichts zu wagen, weil man keine Reserve habe.[2] Mit Thränen in den Augen habe der alte Tilly sein Unglück beklagt, daß es ihm nicht gestattet sei den Feind und Verderber zur gerechten Züchtigung zu ziehen; aber er habe gehorcht, weil es die Pflicht des Soldaten sei zu gehorchen. Er habe dem Gehorsame des Soldaten den Ruhm des Feldherrn zum Opfer gebracht.

Es ist unverkennbar, daß die persönliche Stellung des Schweden Gustav Adolf dem deutschen Feldherrn gegenüber damals dem ersteren mehr als je zuvor einen großen Vortheil sicherte. Dieser Vortheil war die Einheit des Willens und des Planes. Gustav Adolf war König, war unumschränkter Herr seines Thuns und Lassens. Tilly war General nicht bloß eines, sondern verschiedener Kriegsherren, des Kaisers und der Liga. Dieser Nachtheil klebte von Anfang an seinem obersten Generalate an. Die ungünstige Wendung der Dinge hatte diesen Nachtheil weiter entwickelt. Im Grunde war Tilly der General des Kurfürsten Max von Bayern. Denn wir haben hier Maximilian und den Bund zu unterscheiden. So lange das Glück der Liga lächelte, waren die Mitglieder mit der Leitung durch den Bundesobersten wohl zufrieden. Es verstand sich das alles, wie es schien, von selbst. Tilly siegte nah und fern, und der Bund bemaß seine Ansprüche und seine Stellung nach den Siegen, welche Tilly errang. Als das Unglück an die Thüre pochte, verlangte jeder Einzelne zuerst und zunächst Schutz für sich. Der Kurfürst Anselm Casimir von Mainz erhob laute Klage,[3] daß Tilly über den Main südwärts fortziehe nach dem Odenwald. Er fragt, ob denn sein Erzstift

[1] Geijer III. 195.
[2] Khevenhiller XI. 1884.
[3] Theatrum Europ. II. 474. Schreiben vom 26. October.

schutzlos preisgegeben werden solle. Er beschwert sich, daß der Marsch des Heeres seinen Unterthanen schweren Schaden gethan. Und doch habe er für den löblichen Bund immer sein Aeußerstes aufgesetzt. Und noch mehr beklagte sich der Würzburger Bischof, daß seine Stadt und sein Land so ganz und gar dem Schweden zur Beute gefallen sei.

Hatte man das Recht einen Vorwurf gegen Tilly zu erheben? Die Beiträge des Bischofs von Würzburg für die Liga betrugen monatlich 8736 Gulden.[1] In dem Schlosse des Bischofs zu Marienberg erbeutete der Schwedenkönig baar 340,000 Rthlr., in den bischöflichen Speichern 40,000 Malter Kornes.[2] Wie hätte es um die Sache der Liga gestanden, wenn im Frühlinge 1631, wo Tilly so dringend, so flehend um Verstärkung bat, wo er wiederholt und ausdrücklich versicherte, daß nicht ihm die Schuld des etwaigen Unglückes beigemessen werden dürfe, wenn damals der Bischof von Würzburg und die anderen, die in gleicher Weise bedroht wurden, einen Theil ihrer Schätze über die unmittelbare Pflicht geopfert hätten? — Die Zeit war vorbei.

Aber hätte nun darum doch Tilly den Schwedenkönig auf dem Marsche von Würzburg angreifen, mit Uebermacht ihn erdrücken können? An dem Kurfürsten Max lag nicht die Schuld: er hatte seinem General freie Verfügung gelassen zu handeln nach bestem Ermessen.[3] Lag also die Schuld an Tilly?

Wir finden ihn am 28. October zu Kielsheim,[4] am 3. November zu Hohenhausen an der Tauber,[5] am 10. November zu Rothenburg an der Tauber.[6] Er gebot über ein zahlreiches Heer; allein es war nicht mehr das alte. Der Kern seiner Veteranen war bei Breitenfeld um ihn gefallen. In dem neugesammelten Heere herrschte Noth, Kummer und Armuth. Es fehlten Lebensmittel und Kleidung. Aus Mangel ergaben sich die Soldaten dem Genusse der Trauben. Um so mehr fielen sie hin. Sie waren sehr unzufrieden bis zur Meuterei. „Dennoch," sagt Tilly, „habe ich meinerseits es an nichts ermangeln lassen. Ich habe nach Gelegenheit getrachtet dem Feinde beizukommen; allein er war beständig in wohlverwahrten sicheren Pässen, immer befestigt und mit Lebensmitteln wohl versorgt, daß nichts ihm abging. Es ist gar nicht meine Meinung den Feind zu fliehen; aber ihn viel aufzusuchen ist nicht rathsam. Sollte jedoch eine Gelegenheit sich mir darbieten: so werde ich nicht ermangeln ihm unter die Augen zu gehen, ihm den Kopf zu bieten, und nichts zu unterlassen, was meine Schuldigkeit erfordert."

Also war die Lage der Dinge, als Gustav Adolf mit seiner an Zahl allerdings geringeren Macht von nur etwa 12,000 Mann im November 1631 von

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.
[2] a. a. O.
[3] Theatrum Europ. II. 472.
[4] a. a. O. 474.
[5] a. a. O. 473.
[6] a. a. O. 472.

Würzburg nach Hanau aufbrach.[1] Es ist nicht anzunehmen, daß der umsichtige, alles berechnende Schwedenkönig in solcher Weise diesen Marsch unternommen haben würde, wenn derselbe so gefährlich war. Seine Briefe aus damaliger Zeit, auf welche man Gewicht gelegt hat,[2] verrathen Unruhe und Sorge, aber nicht sosehr in Betreff dieses seines Marsches, als vielmehr seiner ganzen Stellung. Der Marsch wurde vielmehr sehr ruhig vollzogen. Ein alter schwedischer Oberst meinte:[3] dieser fünftägige Marsch von Würzburg nach Aschaffenburg habe eher das Ansehen einer Lustreise als einer Kriegsunternehmung gehabt. Die Soldaten hatten Zeit genug auf dem Marsche keinen katholischen Marktflecken, kein Dorf ungeplündert zu lassen.[4]

Dennoch war ungeachtet aller Erfolge des Schwedenkönigs seine Lage noch immer nicht glänzend. Täglich noch fand er Gewaltmaßregeln nöthig, um stark zu werden an Geld und Mannschaft.[5] Er fälschte die Münze, um in schlechtem Gelde den Soldaten den rückständigen Sold zu bezahlen. Es bedarf nicht einer Erörterung, daß die Soldaten des Königs keine Neigung hatten den Schaden selbst zu tragen, sondern ihn dem deutschen Bürger und Landmanne aufwälzten. In Schweden gab der König dem schlechten Kupfergelde Zwangscurs. Eben so sehr als Geld lag ihm die Verstärkung an Mannschaften am Herzen. Jeder Brief von ihm an seine Generale athmet den Eifer dafür. „Gebt Werbepatente aus!" schreibt er im December 1631.[6] „Bestimmt die Sammelplätze. Nehmt dabei weder auf Freunde, noch auf Unfreunde Rücksicht, wenn ihr nur an Leuten euch verstärkt. Benutzt dazu alle Mittel, sowohl bei Feinden, als bei Freunden!"

Erwägt man die Tragweite dieser Vollmacht? Sehen wir an einem Beispiele, wie dieselbe ausgeführt wurde. Die kaiserliche Besatzung zu Wismar capitulirte im Januar 1632.[7] Der schwedische Feldmarschall Ake Tott machte am 6. Januar dem kaiserlichen Obersten Gram Vorwürfe, daß er die Capitulation nicht halte, nicht zur bestimmten Zeit ausziehe. Gram entschuldigte sich über den Verzug, und stellte den Tag des Auszuges in den Befehl des Ake Tott. Demgemäß ward der 12. Januar 1632 dazu bestimmt.

Die Kaiserlichen ziehen aus, unangetastet. Unterwegs versucht ein Lieutenant unter den Marschirenden heimliche Werbung für Schweden. Der Oberst Gram läßt ihn erschießen. Der offizielle schwedische Geschichtschreiber, dem wir folgen, fügt hinzu: „aus Jähzorn, unbedachtsamer Weise." Es wäre die Frage, ob dieser Jähzorn nicht die Anwendung des Kriegsrechtes war, das allen civilisirten Völkern gemein ist. Aber Ake Tott erfährt es. Es verdrießt ihn heftig. Dazu erwägt er nun, daß Gram seinen Abzug so lange verschoben. Aber

[1] Geijer III. 200.
[2] a. a. O.
[3] Harte, Gustav Adolf II. 37.
[4] Arlanibaeus, a. S. p. 241.
[5] Geijer III. 202.
[6] Geijer III. 200.
[7] Chemnitz S. 255.

angenommen auch, der Vorwurf über den Verzug sei begründet gewesen: so hätte doch Tott dadurch, daß er selber den Tag des Abmarsches feststellte und an diesem Tage den Obersten Gram ruhig ziehen ließ, das vorher Geschehene als abgethan angesehen. Folgen wir weiter dem Berichte des Chemnitz. Also Tott erfährt zugleich, daß Gram etliche Kanonen auf Wagen heimlich verborgen mit sich führe. Aber warum hatte er denn nicht vorher bei dem Abzuge der Kaiserlichen selbst nachsehen lassen, ob sie vertragsmäßig auszogen? Ferner erfährt Alo Tott, daß Gram vor seinem Abzuge aus Wismar die Schiffe beraubt und Takelwerk davon genommen. Es ist sicherlich nicht zu bezweifeln, daß Gram in Wismar diese und ähnliche Eingriffe in das Eigenthum der Bürger gemacht habe, wenn er dasselbe zur Vertheidigung des Ortes nutzbar machen konnte. Aber stand es dem Schweden zu dafür nach geschehener Capitulation den kaiserlichen Obersten zur Rechenschaft ziehen zu wollen? Dennoch geschah es, und die Art und Weise, wie es geschah, ist bemerkenswerth. Alo Tott läßt den Kaiserlichen stark nachsetzen, um sie anzuhalten. Wie zu erwarten, setzen sie sich zur Wehr. Einige Hundert bleiben auf dem Platze. 2000, sagt der Schwede, stellten sich gutwillig unter. So wurde Gustav Adolf stark an Mannschaft.

Der Schwedenkönig fand auf seinem Marsche im November den Main hinunter kaum ein Hinderniß. Aus Aschaffenburg flohen die kaiserlichen Truppen, Hanau war schon vorher in schwedischen Händen. Der König näherte sich Frankfurt a. M. Niemals hatte ein kaiserlicher Feldherr es sich in den Sinn kommen lassen eine freie Reichsstadt anzufechten. Anders war es mit dem Schwedenkönige. Er wollte sie alle haben; es durfte nichts neutral bleiben. Er schickte den Grafen Solms voraus an den Rath von Frankfurt, daß zum Besten des evangelischen Wesens die Stadt ihm die Thore öffnen und eine Besatzung einnehmen müsse.[1] Der Rath bat und flehte. Er schickte eine Deputation an den König. Sie stellte ihm die Pflichten der Stadt gegen den Kaiser vor, den Eid der Treue, durch welchen sie dem Oberlehnsherrn und obersten Richter des Reiches verbunden sei. Denn es ist auch nicht ein deutscher Fürst, nicht eine deutsche Stadt, die nicht auch selbst dann, wenn sie den ungeheuren Verrath des Abfalles zu dem Schweden begehen, vorher ihm gegenüber selber die Pflicht gegen Kaiser und Reich zur Sprache bringen. Also hatte es ja sogar Wilhelm von Hessen-Cassel gethan, eben so die Patrizier von Nürnberg, eben so nun diejenigen von Frankfurt. Diese Stadt sprach ferner von ihren Messen und ihren Privilegien, von der Gefahr eines schwedischen Bündnisses für dieselben. Solche Dinge waren Gründe für die Frankfurter, nicht für den Schwedenkönig. „Es befremdet mich," erwiederte der Gewaltige, „daß ihr von einen Messen redet, wo es sich um Glauben, um Freiheit und das Wohl des Reiches handelt. Ich habe von der Insel Rügen her bis zum Maine den Schlüssel zu allen Städten gefunden, und werde ihn auch hier finden." Die Frankfurter baten sich mit dem Kurfürsten von Mainz darüber besprechen zu dürfen. Gustav Adolf schlug

[1] Chemnitz 240. Mauvillon p. 421.

es ab. „Ich selbst," erklärte er, „bin jetzt für euch der Kurfürst von Mainz; denn ich habe seine Stadt Aschaffenburg in meiner Gewalt." Dieser schwedische Grund mochte den Frankfurtern sonderbar erscheinen; aber wer durfte denken an einen Einwurf gegen diesen Mann und seine Kanonen? — „Ich will euch," fuhr der König fort, „eben so kräftige Absolution ertheilen, wie der Prälat. Ich sehe wohl, ihr wollt mir nur den kleinen Finger reichen; aber ich will die ganze Hand."

Der letzte Grund des Königs gegen eine Stadt, die sich des Kaufhandels befliß und nicht der Waffen, war entscheidend wie immer. Bevor noch die Boten des Rathes wiederkehrten, stand Gustav Adolf vor den Thoren. Der Rath fügte sich. Nur die Einlegung einer Garnison, bat er, möge der König nicht verlangen. Die Bitte des Rathes mochte für erst weniger wirksam sein, als die Erwägung das Heer nicht zu schwächen. Der König legte nur 600 Mann in Sachsenhausen.

Und dann zog er durch die Stadt Frankfurt a. M., der fremde Eroberer, der erste, der jemals sie betrat, seitdem es ein heiliges römisches Reich deutscher Nation gab. In derselben Stadt, die bei jeder Kaiserwahl eifrig ihre Rechte wahrte vor dem Kaiser und den Fürsten des deutschen Reiches, jauchzte nun der große Haufe jubelnden Beifall dem fremden Könige entgegen, der alle Ordnungen dieses Reiches mit Füßen trat. Er verstand es ja so meisterlich die Gemüther der Menge zu gewinnen. Er brachte grüßend und neigend den Hut nicht wieder auf den Kopf, sagen die Berichterstatter. Was auch wollte man mehr? Die Weiber von Frankfurt waren tief gerührt. Und doch wurden noch andere Erwartungen übertroffen. Der König hatte geboten, daß das Heer in fest geschlossener Ordnung die Stadt durchziehe. Zwei Soldaten mochten glauben, daß das nicht so buchstäblich zu nehmen sei. Sie verließen ihre Reihen, um zu plündern. Sie wurden festgenommen, und der König erklärte den Frankfurtern, daß sie gehängt werden sollten.

Es ist wichtig zu bemerken, daß dieß Festnehmen zweier Soldaten in den menschengefüllten Straßen von Frankfurt gemeiniglich als der stärkste Beweis für die gute Mannszucht des Schwedenkönigs gilt. Wir haben aus seinen eigenen Berichten im Sommer desselben Jahres, wir haben aus dem Verfahren in dem wehrlosen Franken gesehen, ob von einer eigentlichen Manns- und Kriegeszucht im schwedischen Heere unter Gustav Adolf die Rede sein kann. Nur auf diese Zeugnisse legen wir Gewicht, und nicht auf eine Meinung.

Damals hatte der alte Tilly sich von Rothenburg an der Tauber weiter ostwärts gezogen und bedrohte die Reichsstadt Nürnberg, die so gewissenlos auf die Drohung des noch fernen Schwedenkönigs eid- und treubrüchig geworden war an Kaiser und Reich. Gustav Adolf erfuhr es zu Frankfurt, und meldete damals das auffallende, in jener Zeit bedeutungsvolle Wort heim: Der alte Teufel mit allen seinen Jüngern liegt vor Nürnberg.[1] Wir werden später auf dieses Wort zurückkommen. Gustav Adolf entschloß sich sofort dahin zu eilen.

[1] Geijer III. 202.

Die Nürnberger selbst in Furcht vor der gerechten Züchtigung waren sehr eifrig. Die Patrizier hielten scharfe Nachforschung, ob noch jemand der Bürger zum Kaiser halte. Sie fingen einige, die dessen schuldig gehalten wurden. Man legte sie auf die Marterbank, in solcher Weise, daß einer der Gequälten am anderen Tage starb.[1] Dazu bot man alle Kräfte für die Vertheidigung auf. Es fanden sich in der Stadt 30,000 waffenfähige Männer und Jünglinge über achtzehn Jahre.[2]

Tilly verlangte von der deutschen Stadt Brod für seine Soldaten und Geld. Erst als dieß ihm abgeschlagen ward, rückte er vor die Stadt. Dennoch scheint es nicht sein Plan gewesen zu sein etwas Ernstliches gegen dieselbe zu versuchen, weil es ihm an Belagerungsgeräth fehlte. Er wandte sich von Nürnberg ab nach Gunzenhausen zu. Unterwegs widerfuhr ihm ein hartes Misgeschick. Ein Constabler seines Heeres war auf irgend eine Weise für die schwedische Sache gewonnen. Eines Abends legte er Feuer unter ein Pulverfaß und eilte davon. Die Wirkung war schauerlich. Der ganze Pulvervorrath von 125 Centnern flog in die Luft, mit unsäglicher Verwüstung. Voll Schmerz und Gram rief der alte Feldherr aus: „Ich sehe, daß das Glück mir nimmermehr wohl will.“

In denselben Tagen ward das zweite Generalat Wallensteins nachdrücklich vorbereitet. Der sächsische Kurfürst Johann Georg hatte Arnim mit dem Heere gegen Böhmen entsendet. Der Siegeslauf desselben war rasch. Am 15. November capitulirte die Stadt Prag. Wallenstein ist dabei beständig wieder in Briefwechsel mit Arnim, jedoch dießmal so, daß sowohl der Kaiser von der einen Seite, als der Kurfürst von der anderen darum wissen.[3] Der Kaiser hoffte auf diesem Wege wieder zum Frieden mit dem Kurfürsten zu gelangen. Arnim war sehr rücksichtsvoll gegen Wallenstein. Er war nicht sehr eifrig die Ausschweifungen seiner Soldaten zu hindern: wer jedoch auf den Besitzungen Wallensteins auch nur ein Huhn antastete, dem drohte der Strang. Die kaiserlichen Truppen in Schlesien und in Böhmen waren tief zerrüttet. Die Befehlshaber selbst wünschten Wallensteins Herstellung. Der Einspruch der katholischen Kurfürsten war nicht mehr zu fürchten. Noch vor dem Falle von Prag entsandte der Kaiser in den ersten Tagen des Monates November den Kriegesrath Questenberg nach Prag, um Wallenstein zur Wiederannahme des Generalates zu bewegen.[4] Es waren erst vierzehn Monate verflossen nach der Ankündigung der Entlassung durch eben denselben Questenberg. Wallenstein berief sich auf sein Podagra, und lehnte ab.

War das sein Ernst? — Der Kaiser vernahm die Antwort mit höchster Bestürzung. „Er ist so betrübt, daß es billig zum Erbarmen ist.“ Also berichtet Questenberg die Wirkung der absagenden Antwort sogleich an Wallenstein zurück. Er erzählt, wie theilnehmend der Kaiser weiter gefragt, ob Gefahr sei, daß bei dieser Krankheit Wallenstein nicht fliehen, den Feinden sich nicht entziehen könne,

[1] Arlanibacus, arma S. p. 272.
[2] Theatrum Europ. II. 492.
[3] Förster, Wallensteins Briefe II. 170.
[4] Dudik, Waldstein &c. S. 152. Förster II. 186.

Er berichtet weiter, daß der Kaiser immer wieder darauf zurückgekommen sei: er habe mit großem Verlangen die Rückkehr Questenbergs erwartet, er habe eine bessere Antwort gehofft. Und dann setzt sich der Kaiser nieder und schreibt selber an Wallenstein.[1] Er hält demselben vor, wie die Gefahr wachse von Tag zu Tag. Der Kaiser bittet den Wallenstein näher nach Wien zu kommen, auf daß er dann seine Räthe zu ihm senden könne. Der Kaiser spricht seinem Unterthan die Hoffnung aus: dieser werde in der gegenwärtigen Noth ihm nicht aus den Händen gehen, viel weniger ihn verlassen.

Also der Kaiser. Dann berief er auf den folgenden Tag[2] eine Versammlung des Staatsrathes. Ob er dort mittheilte, was zwischen ihm und Wallenstein bereits geschehen? Man sprach über Wallenstein.[3] Es erhoben sich einige Stimmen mit Nachdruck gegen ihn. Es war der spanische Botschafter vor Allen, der vorschlug lieber dem Sohne des Kaisers, dem Könige von Ungarn den Oberbefehl zu geben, und ihm erfahrene Kriegeshäupter an die Seite zu stellen. Ihm stimmten Andere bei. Dem jungen Könige, sagten sie, wird Jedermann vertrauend entgegen kommen, ihm bereit sein mit Opfern: Wallenstein dagegen ist sehr verhaßt im Reiche, ihm trägt Niemand willige Gesinnung entgegen. Die Kurfürsten, die so viel sich bemüht, um ihn zu beseitigen, werden sich fürchten vor seiner Rachgier. Die feindselig Gesinnten werden noch mehr verbittert, die Anderen, die bisher noch vertraut, werden durch die Wiedereinsetzung des Friedländers dem Kaiser abgewendet werden. — Sie hoben hervor, daß Wallensteins Nachgiebigkeit bei der Entlassung nur Schein und Verstellung gewesen, daß er sich mit Leib und Seele dem höllischen Rachen verschworen, wenn er dem Kaiser jemals wieder dienen würde. Allzu gefährlich sei es einem Manne, der sich beleidigt glaube, den alle Welt und auch seine Freunde für rachgierig halten, das Schwert und die gesammte Macht wieder in die Hände zu geben. Es sind Abgesandte von Schweden, von Holland, von Arnim zu Wallenstein gegangen: was hatten sie mit ihm zu thun?

Der Kaiser jedoch, dessen Glaube an Wallenstein in Kern und Wesen bis dahin nie erschüttert war, blieb fest. Wallenstein schlug zur Antwort auf den Brief des Kaisers mehrere Orte vor. Der Kaiser erwählte davon Znaym in Mähren. Mithin hatte das Podagra bei Wallenstein bereits abgenommen. Es war die Absicht des Kaisers den Antrag zu thun, daß Wallenstein das Commando u n t e r dem Könige Ferdinand von Ungarn übernehme.[4] Der junge König machte sich diesen Gedanken ganz zu eigen. Er schrieb an Wallenstein einen freundlichen Brief.[5] Er versicherte im Voraus, daß er für die willfährigen Dienste desselben immer erkenntlich sein werde. Kannten sowohl der Vater, wie der Sohn so wenig diesen Mann? Wallenstein beugte vor. Man möge sich

[1] Dudik a. a. O.
[2] Dudik S. 153. 154.
[3] Khevenhiller XI. 1951.
[4] Khevenhiller a. a. O.
[5] Förster II. S. 191 Nr. 342. 8. December 1631.

dergleichen nichts vernehmen lassen, deutete er an; denn wenn er neben Gott selbst das Commando haben solle: so wolle er es in Ewigkeit nicht thun.

Der Kaiser bestimmte den Fürsten Eggenberg zur Zusammenkunft mit Wallenstein. Wir sehen, es sind von Anfang nur die langjährigen Verbündeten Wallensteins, durch welche der Kaiser mit ihm verkehrt, diejenigen Verbündeten, welche in dieser Sache immer zuerst dem Wallenstein und dann dem Kaiser dienen. Eggenberg zögert mit der Ausführung des Auftrages. Er berichtet es dem Wallenstein, daß er ungern sich der Sache unternehme. Aber der Kaiser dränge so beweglich, daß er nicht anders könne als gehorchen. „Ich will mich befleißigen," schreibt derselbe Mann, [1] „dem Kaiser zu dienen, aber Ew. L. nicht zu undienen." Der Kaiser gab abermals ihm ein eigenhändiges Handschreiben mit. Er nannte darin den Fürsten Eggenberg seinen getreuen, alten, vertrautesten Rath, der mit Wallenstein unterhandeln solle über die Dinge, welche die Erhaltung seiner selbst und seines kaiserlichen Hauses betreffen. [2] Man sieht das unendliche Vertrauen des Kaisers in diese Männer. Die Instruction für Eggenberg lautete auf das Generalat für Wallenstein unter dem Könige von Ungarn. Eggenberg handelte nicht nach dieser Instruction. In der Zusammenkunft zu Znaym übernahm Wallenstein das Commando für drei Monate nicht unter, oder neben dem Könige von Ungarn, sondern allein. Schon am 15. December 1631 war Wallenstein zum General-Capo über die kaiserliche Armee förmlich ernannt. Er hatte abermals diese Armee erst zu schaffen.

Der Kaiser machte diese neue Ernennung den Kurfürsten, den anderen kaiserlichen Generalen bekannt. Tilly erhielt die Nachricht am 31. December zu Nördlingen. Ein anderer General hätte vielleicht sich gekränkt gefühlt. Tilly meldete sogleich dem Wallenstein seine Freude darüber, daß dieser wiederum sich dazu habe bewegen lassen. „Ich habe gern," sagt er, [3] „und um so lieber das gehört, weil ich dadurch einer großen Bürde und schweren Arbeit enthoben werde." Er spricht den Wunsch aus, daß die Dienste Wallensteins das Heil des Kaisers und des ganzen Reiches fördern werden. Er erbietet sich die früher zwischen ihnen beiden gepflogene vertrauliche Correspondenz wieder aufzunehmen. Wallenstein erwiedert, daß er dazu gerne bereit sei.

Schon vorher hatte der Kaiser sein Heer im Reiche von Tilly abberufen. [4] Böhmen war gefährdet; der Kaiser bedurfte dort der für ihn geworbenen Truppen. Seine Briefe an Tilly folgten einander rasch. Tilly entsendete um die Mitte Decembers den Generalwachtmeister Gallas mit 10,000 Mann nach Böhmen. Demnach verbleibe, sagte er, im Reiche nur eine geringe Anzahl Volkes im schlechtesten Zustande und zu schwach, um den Feinden mit Nachdruck zu widerstehen. Eben damals hatte sich der Herzog von Lothringen zur plötzlichen Abführung seines Heeres entschlossen. Weder Tilly, noch Aldringer wußten warum;

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. 190.
[2] Dudik S. 172.
[3] Dudik S. 190.
[4] Dudik 202.

aber der Herzog erklärte nach einem Besuche in München ihnen zu Donauwörth, daß er heimziehen wolle.[1] Also geschah es. Tilly hatte am Ende des Jahres 1631 noch 5000 bis 6000 Mann.[2] Was konnte er noch ausrichten gegen den übermächtigen Schweden?

Gustav Adolf hatte im December 1631 freie Hand gegen Mainz. Er benutzte dieß.

Bevor wir dahin ihm folgen, haben wir nachzuforschen, ob denn nicht auch aus jenen traurigen Tagen eine andere Stimme, als die des Schweden oder der Widerhall derselben unser Ohr erreicht. Wir sehen, wie aus so vielen Deutschen alle Ehrfurcht und Scheu vor beschworenen Eiden und Pflichten gewichen, wie der Name einer deutschen Nation unterzugehen scheint, wie so viele in der Furcht vor den Drohungen des Schweden anscheinend willig seinen Lockungen folgen, und eben so wie er seine Gewalt, sie ihrerseits ihre Furcht unter den wohlklingenden Namen des Eifers um die Religion und das Wort Gottes verstecken. Ist denn nicht auch ein Lichtblick vorhanden?

Wir vernehmen diese Stimme, wir ersehen diesen Lichtblick in Hessen-Darmstadt. Während in Hessen-Cassel jederzeit Fürst und Stände in erbittertem Streite begriffen sind, weil die Ritter- und Landschaft deutsch und treu, der Landgraf bald französisch, bald holländisch, bald schwedisch, immer aber undeutsch gesinnt ist, sehen wir in dem Lande Hessen-Darmstadt erst Ludwig, dann seinen Sohn Georg in völliger Eintracht mit den Ständen, weil nämlich beide Theile deutsch und kaiserlich gesinnt sind. Mehr als einmal taucht in den Landgrafen von Cassel, in Moritz und Wilhelm, die Besorgnis auf, daß ihre Stände lieber dem Vetter von Darmstadt huldigen würden. Wie Wilhelm in Cassel den Spuren des Moritz folgte, so trat Georg in Darmstadt in die Fußstapfen seines Vaters Ludwig. Wo immer eine Aussicht zum Frieden für das gequälte Deutschland sich bot, wo ein leiser Hoffnungsschimmer auftauchte, da war Georg rastlos thätig zur Vermittelung.[3] Er genoß Vertrauen von beiden Seiten, weil seine Anhänglichkeit an Kaiser und Reich eben so unzweifelhaft war, wie sein Lutherthum. Vor allen Dingen hatte er noch zuletzt sich um den Frieden redlich bemüht auf dem Tage zu Frankfurt im August desselben Jahres, wo die Gesandten katholischer und protestantischer Fürsten sich beredeten über das Restitutionsedict. Die zweideutige Haltung von Georgs Schwiegervater, dem Kurfürsten von Sachsen, hatte damals, wie wir gesehen haben, alles vereitelt.[4] Der Kaiser und der katholische Reichstheil trugen nur die unfruchtbare Anerkennung davon, daß die Frage des positiven Rechtes zu Gunsten des Restitutionsedictes sei. Georg kehrte bekümmert heim, um doch sogleich nach der Kunde des Tages von Breitenfeld abermals sein Anerbieten zur Vermittelung des Friedens zu erneuern.

[1] Dudik S. 201.

[2] Also der Bischof F. W. von Osnabrück an die Infantin zu Brüssel, Jan. 1632. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[3] Rommel VIII. 168.

[4] Sogar Rommel VIII. 170 Nr. 219 gibt verblümt dieß zu.

Wir werden auf das Schicksal dieser Friedenserbietungen zurückzukommen, wir werden zu ersehen haben, wie der deutsche Kaiser Ferdinand, wie der Schwedenkönig Gustav Adolf dieselben aufnahm.

Unterdessen nahten Gustav Adolf von einer, der gierige Vetter von Cassel von der anderen Seite dem Lande Hessen-Darmstadt. Schon zog Wilhelm ohne zu fragen und zu bitten, durch Oberhessen, ordnete Quartiere an nach eigenem Gefallen und schrieb Brandschatzungen aus im Lande seines Vetters.[1] Man wußte, daß der Schwede eine Neutralität nicht dulde. In dieser Bedrängnis berief der Landgraf Georg seine Stände, Prälaten, Ritter und Landschaft nach Gießen, und verlangte von ihnen ein offenherziges und ganz freies Gutachten, ob er bislang einen sicheren, zur Verschonung von Land und Leuten dienlichen Weg eingeschlagen.[2] Er fragte ferner, wenn er darin gefehlt, wie das zu verbessern sei. Er fragte, was er dem Schwedenkönige antworten solle, der die Festungen des Landes und den Anschluß an Schweden bereits gefordert habe.

Wenn in ähnlicher Weise auch das Geschlecht der Landgrafen von Cassel vor dem Verrathe an Schweden die nicht minder kaiserlich und deutsch getreu gesinnten Stände von Cassel hätte fragen wollen und dürfen: so hätte der Quell des Elendes und Jammers, welches die Eigenmacht und Habgier dieses Hauses über Deutschland und Hessen insbesondere brachte, im Voraus gestopft werden können.

Die Stände von Hessen-Darmstadt thaten am $^{14}/_{24}$ November zu Gießen ihrem Landgrafen einhellig ihre Meinung kund. Sie sind überzeugt, sagen sie, daß der Landgraf bisher den besten und heilsamsten Weg eingeschlagen. Deshalb preisen sie voll aufrichtigen Dankes gegen seine bisherige landesfürstliche Fürsorge die Vorsehung, welche so christliche Gedanken in sein Herz gelegt. Indem sie ferner betrachten, daß weder der Landgraf, noch sein Land bisher auf kaiserlichen Befehl feindlich überfallen, noch des kaiserlichen Schutzes beraubt worden sei, finden sie trotz aller Beschwerungen, die in Kriegszeiten unvermeidlich sind, keine verantwortliche Ursache aus dem hochbetheuerten schuldigen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät zu treten, sich mit dem Könige von Schweden zu vereinen, ihm feste Plätze zu übergeben, und dadurch die Mittelstraße der strengen Parteilosigkeit zu verlassen.

Es ist die Erklärung einer conservativen protestantischen Corporation, das Wort unabhängiger Lutheraner. Eben dieses Wort, das auch in Darmstadt nur noch so lange frei an's Licht treten konnte, als weder schwedische, noch casselische Söldner im Lande standen, eben dieses Wort muß uns späten Nachkommen maßgebend sein für die Auffassung des Krieges selbst. Jede Zeile des Gutachtens der lutherischen Prälaten, Ritter und Landschaft von Hessen-Darmstadt athmet deutsche, dem Kaiser und dem Reiche getreue Gesinnung. Die Lüge des Religionskrieges wird nicht einmal erwähnt. In der That, sie mußte ehrliebenden, unabhängigen Männern allzu verächtlich sein.

[1] Senkenberg XXVI. S. 407.
[2] Rommel VIII. 171.

Wir fügen ein anderes Zeugnis hinzu. Im Namen des Königs Gustav Adolf forderte Salvius den Grafen Ulrich von Ostfriesland, den Blutsverwandten des Königs, auf zu einer Beisteuer für das evangelische Wesen.[1] Ulrich erwiederte: seine Stände erklärten, sie hätten mit diesem evangelischen Wesen nichts zu thun. Salvius meldete zur Antwort: das sei dem Könige schmerzlich und unvermuthet vorgekommen. Der König könne nicht glauben, daß Ulrich als sein Blutsverwandter, die Hand von so christlichen Werken abziehen wolle. Wenn es aber denn nicht anders sein könne, so werde er dem Herzoge Franz Carl, der bereits mit Werbepatenten vom Könige versehen sei, die Sache anbefehlen. Die Stände von Ostfriesland wandten sich nach ihrer Gewohnheit mit flehender Klage an die Generalstaaten. Abermals, sagten sie, drohe ihrem Lande Unheil, Handel und Wandel werde niedergelegt, Jedermann abgeschreckt dort zu wohnen. Denn der schwedische Resident Salvius mache ihnen Zumuthungen und bedrohe sie. Sie faßten abermals einstimmig den Beschluß der Verweigerung jeglicher Beihülfe für den Schweden. Salvius setzte dennoch seine gleisnerischen Reden fort. Der evangelische Glaube des Grafen, meldete er dem Ulrich, sei wohl gut: dennoch müsse nach den Worten der heiligen Schrift der Glaube ohne Werke für todt gehalten werden. Das leuchtete den Ständen ein, nur in etwas anderer Weise. Ein Erbieten der Stände an Salvius persönlich von 1200 Rthlr. überzeugte ihn, daß der Glaube der Stände an seine Sinnesart nicht ein todter Glaube ohne Werke sei, und er fühlte sich nicht bewogen diese Art von Glauben mit dem entsprechenden Werke des Irrthumes zu zeihen. Er machte keine weitere Anforderung.

Die Ostfriesen waren fern von den Kanonen des Schweden: mithin waren sie in der Lage ihre Meinung über das evangelische Wesen desselben in dieser Weise kundgeben zu dürfen. Die Stände von Hessen-Darmstadt waren nicht in gleicher Lage; aber sie redeten, wie wir gesehen haben, durch ihr Schweigen.

Noch während der Versammlung kam Nachricht: der Schwedenkönig habe die Feste Rüsselsheim am Main gefordert und wolle im Falle des Widerstandes das Land Hessen-Darmstadt heimsuchen mit Feuer und Schwert.[2] Der Landgraf Georg eilte nach Höchst, wo Gustav Adolf bereits eingetroffen war. Georg war unermüdlich in seinen Vorstellungen. Er erreichte endlich, daß der Schwedenkönig in Rücksicht auf den Schwiegervater Georgs, den Kurfürsten Johann Georg, für die Einräumung der Feste Rüsselsheim ihm zusagte: Georg dürfe in kaiserlicher Devotion verharren und sein Land solle frei bleiben von Durchzügen und Einquartierung. Der Schwedenkönig nannte den braven deutschen Fürsten höhnend über Tische: des heiligen römischen Reiches Erzfriedensstifter. Auch fernerhin hätte Georg den Namen, der für die späte Nachwelt allein genügt das ehrenwerthe Bestreben des wackeren Mannes zu kennzeichnen, mit vollem Rechte sich

[1] Rathhausarchiv zu Emden. Man vergl. Aitzema III.[b] p. 179, und Wiarda, ostfriesische Geschichte. Bd. IV. S. 345.

[2] Rommel VIII. 172.

aneignen dürfen. Allein es erging ihm, wie den anderen wenigen edlen Männern jener Zeit. Die Nachkommen derselben Vorfahren, von denen Georg das unendliche Leid mit Aufwand aller seiner Kräfte abzuwehren sich bemühte, haben dafür auch seinen Namen als den eines Schwächlings und Achselträgers in den Staub getreten. Die Sache liegt anders. Georg hat nicht auf schwedischer Achsel getragen: er hat der schwedischen Gewalt nachgegeben, weil er nicht anders konnte; aber der Vorwurf des Bruches von Eid und Treue fällt ihm nicht zur Last. Seine Stände empfingen ihn mit Dank, daß die angedrohte Gefahr noch so leidlich abgelaufen, und waren ihm für eine regelmäßige Kriegsverfassung zu Bewilligungen bereit, welche die Casseler Landgrafen von ihren Ständen nie hatten erlangen können. Das Casseler Heer bestand durch Brandschatzung der Nachbaren, das kleine Darmstädter durch die Bewilligung der Stände.

In denselben Tagen nahte der bereits fast vergessene Pfalzgraf Friedrich aus Holland herzu.[1] Er hatte zuvor an den Schweden denselben Slawata geschickt,[2] der zwei Jahre früher mit plumpem Kunstgriffe von Amsterdam aus den alten Tilly bei Wallenstein zu verläumden gesucht. Slawata brachte von dem Schwedenkönige seinem Herrn die Antwort, daß er willkommen sein würde. Da endlich schien diesem verblendeten Friedrich die Zukunft licht und hell wieder aufzugehen. Er hatte vertraut so oft und viel. Er hatte vertraut auf die Generalstaaten. Sie hatten ihn benutzt, wozu er gut war. Er hatte vertraut auf Mansfeld, auf Christian von Braunschweig. Sie waren als Abenteurer ihren Zwecken nachgegangen, sie hatten Krieg geführt um des Krieges willen, und nichts für ihn gethan. Er hatte vertraut auf den Dänenkönig. Der Däne hatte seinen Frieden geschlossen mit dem Kaiser, ohne des Pfalzgrafen, für welchen er den Krieg zu führen vertragsmäßig sich verpflichtet hatte, auch nur Erwähnung zu thun. Nun endlich war der Schwede gekommen als der langersehnte Helfer und Erretter, und Friedrich vertraute ihm ganz und gar. Seine Brust schwoll von Hoffnung. Nur für ihn, für seine Sache schien Gustav Adolf den Krieg zu führen. Also ja verkündete es der großmüthige Schwede, daß er die Waffen ergriffen zur Herstellung seiner Freunde. Bevor Friedrich aus seinem Exile in Holland aufbrach, nahm er feierlichen Abschied von den Generalstaaten. Sie erwiesen ihm die Ehre eines regierenden Königs. Die ganze Versammlung empfing ihn an der Thür, nur der Vorsitzende blieb auf seinem Stuhle. Die Hochmögenden gaben ihm 100,000 fl. als Reisegeld.[3] Friedrich kam mit 40 Karossen und 70 Reitern nach Frankfurt, und begrüßte am anderen Tage den Schweden in Höchst. Dieser hätte lieber gesehen, wenn Friedrich das Geld für Reiter und Knechte ausgelegt. Einstweilen erwies er ihm alle Ehre, nannte ihn König und ließ ihn zu seiner Rechten reiten. Friedrich

[1] Aitzema III ᵃ. 180.
[2] Senkenberg XXVI. S. 424.
[3] Aitzema III ᵃ. p. 563.

war überzeugt, daß alles in guten Händen stehe, und begleitete fortan den Freund und Retter auf den Triumphzügen desselben im deutschen Lande, acht Monate lang.

Bevor Gustav Adolf völlig aus Frankfurt a. M. abzog, mußte auch diese Stadt sich ihm verpflichten.[1] Er gab nicht viel auf mündliche Versprechungen: der Rath von Frankfurt mußte ihm einen schriftlichen Revers ausstellen, daß er die Stadt für den König, die Krone Schweden und das gemeine evangelische Wesen zu Dienst und Versicherung bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und jederzeit schwedische Garnison nach dem Befehle des Königs einnehmen wolle. Ausdrücklich mußte der Rath den Lieblingsausdruck in die Urkunde setzen, daß dem Könige das absolute Directorium des Krieges zustehe; denn dieses ja verbürgte nach dem Ausdrucke des Königs alles andere.

Wir sehen den Schweden immer dasselbe Verfahren einschlagen. Und immer wieder drängt sich uns dabei die Frage auf: wie durfte der König hoffen, daß dieselbe Stadt, die eben noch aus Furcht vor seinen Kanonen dem Kaiser, der niemals sie in Worten noch in Werken auch nur von ferne gekränkt, diesem Kaiser und dem Reiche Eid und Pflicht gebrochen, den neuen Revers halten würde, wenn etwa andere Kanonen eine ebenso eindringliche Sprache führten und dieß Papier durchlöcherten?

Am $^{7}/_{17}$ December 1631 ging der Schwedenkönig über den Rhein, etwa eine Stunde oberhalb Oppenheim.[2] Es war vier Uhr Morgens, der König selbst befand sich auf dem ersten Fahrzeuge. Es stand am linken Ufer ein spanischer Posten; dennoch geschah die Landung unerwartet. Bevor der Posten die nah gelegene Reiterschaar von 500 Mann herbeizog, standen schon 2000 Schweden am linken Ufer. Die Reiter durchbrachen zweimal die Reihen der Musketiere, bis sie Halt machen mußten vor dem Stachelwalde der Piken. Die Reiter wichen ab. Der König zog in Oppenheim ein. Dort fand er 300 spanische Söldner. Sie wurden sofort untergesteckt.

Mit 9000 Mann stand der Schwedenkönig vor Mainz. Die kleine Besatzung der Spanier wagte nicht eine energische Vertheidigung. Gegen die Bedingung der freien Religionsübung ergab sich die Stadt Mainz dem Schwedenkönige am $^{13}/_{23}$ December. Der Schwedenkönig zog ein. Am selben Tage noch hallte die Schloßkirche zu Mainz wieder von dem Liede: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord.“ Jeder Tag verkündete neue Siege, neue Erfolge fern und nah.

Mainz hatte sich dem Schwedenkönige ohne Widerstand ergeben; dennoch mußte die Plünderung abgekauft werden.[3] Der König forderte von den Bürgern 80,000 Rthlr. Man berechnete, daß zum Abtrage dieser Summe jeder Bürger das Achtzehnfache der bisherigen Schatzung geben müsse. Dazu forderte

[1] Chemnitz S. 243.
[2] Beilage LXXIX.
[3] Moser, patriotisches Archiv VIII. 540.

der König von der Geistlichkeit 200,000 Rthlr., von den Juden eine besondere Summe. Die Uebung der katholischen Religion ward gestattet, auch die Mönche und Nonnen in den Klöstern belassen, mit dem Bedinge, daß keine Neulinge aufgenommen würden. Die Klöster sollten aussterben, um Anderen ihren Besitz zu hinterlassen. Die katholischen Geistlichen wurden genöthigt auf der Kanzel zu beten, daß Gott das Vorhaben des Schwedenkönigs segnen wolle. Sollte in Wahrheit wiederum hier Gustav Adolf geglaubt haben die Unglücklichen durch den Zwang solcher Gebete an sich zu binden?

Der Schwede stand in Mainz auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit. Und hier nun ist der Ort zurückzublicken auf den Zweck und das Ziel dieses Mannes. Erinnern wir uns, wie er selbst es sich vor dem Beginne des Krieges gesteckt.[1] Das höchste und letzte Ziel, sagt er, ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen. Das Mittel dazu ist die unbedingte Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr, wenn er anders die Zeit recht gebraucht. Die Leitung des Krieges bedingt alles.

Wir haben gesehen, wie jeder Schritt des energischen, alles berechnenden Mannes auf deutschem Boden diesen Plan ausprägt, wie jeder Schritt beweist, daß jener Entwurf nicht die Eingebung eines Augenblickes war, die man bei näherer Prüfung wieder aufgibt, sondern das Ergebnis einer durchdachten, wohl überlegten Erwägung. Der Plan duldete keine Neutralität, und Gustav Adolf hat sie im Bereiche seiner Kanonen nie verstattet. Die Verheißung an den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt bestand nach Ueberlieferung der Feste Rüsselsheim nur in Worten. Gustav Adolf schonte den Darmstädter einstweilen wegen des Schwiegervaters von Kursachsen; doch machte er ihm dann noch andere deutliche Hinweisungen, daß er eine Befreiung von allgemeinen Lasten der sogenannten evangelischen Partei nicht lange nachsehen werde. Wir erfahren dieß namentlich in den Worten und Reden zu Mainz. Erwägen wir die Aeußerungen des Schwedenkönigs in dieser Stadt.

Zuvor indessen haben wir zurück zu blicken auf die Bemühungen des Landgrafen Georg von Hessen und des Kaisers Ferdinand um den Frieden.

Es ging dem Kaiser der Gedanke schwer ein, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen auf die Dauer zusammen halten könne mit dem Fremden gegen Kaiser und Reich. Deshalb war sofort nach dem Bruche das Bestreben Ferdinands gerichtet auf Wiederanknüpfung.[2] Dasselbe entsprach den Wünschen der Kurfürsten von Bayern und Mainz, welche Tillys Schritte im August 1631 gegen Johann Georg weder vorher noch nachher gebilligt hatten. Aus diesem Wunsche der Versöhnung hieß der Kaiser den Verkehr Wallensteins mit Arnim gut, aus demselben Grunde billigte er die Thatsache des brieflichen Verkehrs zwischen Wallenstein und dem Dänenkönige. Ein gleiches Vertrauen setzte

[1] Söltl III. 277.

[2] Hurter, Friedensbestrebungen S. 16.

Ferdinand II. auf Georg von Hessen, den Schwiegersohn Johann Georgs von Sachsen.

Bereits am 26. October machte Georg seinen ersten Versuch bei Gustav Adolf.[1] Er versichert, daß er denselben lediglich aus sich thue, daß er aber fest glaube, der Kaiser und die Liga würden darauf eingehen. Wenn es dem Könige lieb sei: so wolle er zu einer Besprechung herbeikommen. Gustav Adolf erwiederte am 2. November aus Ochsenfurt: er habe bei den Waffen, die ihm aufgedrungen seien, niemals ein anderes Ziel gehabt, als nächst der Ehre Gottes für sich und sein Land, für seine Freunde und Glaubensgenossen einen ehrenhaften Frieden zu erringen. Er habe auch zu mehreren Malen mit vielen tausend frommen Christen inniglich beseufzt, daß nur durch die Gewalt der Waffen dieses möglich sei. Er könne aber aus den Erbietungen des Landgrafen nicht ersehen, sagt der Schwede, ob es dem Kaiser und der Liga wirklich Ernst zum Frieden sei. Der König versendete Abschriften dieses Schreibens hierhin und dahin, an deutsche Fürsten und Städte.

War es dem Kaiser wirklich nicht Ernst damit?

Ferdinand legte in denselben Tagen seinen Geistlichen eine Reihe von Zugeständnissen vor, die er etwa machen wollte.[2] Er fragte um ihr Gutachten, ob er Gewissens halber es thun dürfe. Sie bejahten die Frage, die hauptsächlich den Verzicht auf eine Reihe von Bisthümern betraf.

Immerhin, erwiedert man uns; aber diese Thatsache war Gustav Adolf nicht kund. Er konnte dennoch zweifeln.

Nicht also liegt die Sache. Gustav Adolf redete in dieser Weise, bevor eine Unterhandlung stattgefunden, weil er nämlich eine Unterhandlung zum Frieden nicht wollte.

Damit indessen war der Landgraf Georg nicht abzuweisen. Er wendet sich an den Kaiser um eine Vollmacht.[3] Ferdinand begrüßte jeden auftauchenden Schimmer mit froher Hoffnung.[4] Er ertheilte die Vollmacht für eine Berathung in Mühlhausen. Dennoch kam dieselbe nicht zu Stande. Der Siegeslauf des Schweden rollte darüber hinweg. Er verlangte Anerbieten;[5] denn er habe nicht freiwillig die Waffen ergriffen: er sei durch die Hülfe an die Polen zum Kriege gezwungen. Er verlangte Sicherstellung für seine Mühe und Kosten; denn mit Worten und Schriften könne er sich nicht begnügen. Er verlangte Leitung der Unterhandlungen durch ihn persönlich. Was Anderes war der Kern solcher Sätze, als das entschiedene Nichtwollen? Die Vollmacht des Kaisers dagegen enthält den Beweis seines Wollens.

[1] Die Schreiben im Archive der Landschaft Calenberg zu Hannover an die Stadt Braunschweig gerichtet, ferner dort im Königlichen Archive an Friedrich Ulrich gerichtet.

[2] Hurter, Friedensbestrebungen S. 19.

[3] Schreiben vom 25 October 1631. Abschrift im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[4] Beilage LXXX.

[5] Hurter, Friedensbestrebungen S. 10.

Der Schwede indessen konnte nicht den Frieden wollen gemäß seinem Plane. Diesem Plane gemäß mußte er das gesammte Deutschland mit hinein reißen in den Krieg, welchen er führte gegen Kaiser und Reich. Also war es der zu Stockholm längst gereifte Plan. Die Ereignisse haben nicht den Schwedenkönig mehr aufgebläht, als nach der Lage der Dinge zu erwarten, haben nicht ihm Plane eingegeben, an die er vorher nicht gedacht hätte.

Wir sehen ihn zu Mainz auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit. Dahin wallfahrten deutsche Fürsten, um Gaben und Geschenke zu nehmen von der Hand des fremden Eroberers. Sie sitzen um ihn an der Tafel, unter ihnen willig und unwillig auch Georg von Darmstadt, der einzige deutsche Mann unter dieser Schaar.[1] Dem Schwedenkönige gegenüber sitzt die Majestät von Böhmen; denn diesen vor aller Welt zu Spott und Hohn gewordenen Titel legt der Pfalzgraf Friedrich niemals ab. Gustav Adolf erweist ihm alle mögliche Ehre, und beide Herren stehen nach der Tafel eine lange Weile in freundlichem Streite der Höflichkeit, wer von ihnen zuerst sich waschen, oder, wie der damalige Bericht uns meldet, die Präeminenz im Waschen haben solle. Dann beginnen die Könige von anderen Dingen zu reden. „Es ist doch schwer Krieg führen," meint der Schwede; „es wäre zu wünschen, daß der König von England etliche 1000 Pfund dazu gebe." Friedrich erwiederte: er hoffe das ganz gewis von seinem Schwager. Gustav Adolf fiel rasch ein: „Ja etliche tausend zu erhalten, ist nicht genug gegen eine große Armee, reicht auch nicht um für E. L. in dieser Zeit Krieg zu führen; denn wenn man etwas ausrichten will, muß man sich besser angreifen." Hier handelte es sich allerdings nicht mehr um die Präeminenz beim Waschen: etwas Anderes meinte der Schwedenkönig. Wir werden nachher sehen, ob derjenige, den die Frage danach zunächst anging, aus sich selber vermochte die eigentliche Bedeutung dieser Frage zu ermessen.

Unterdessen treten die anderen Fürsten herzu und umringen den Schwedenkönig. Er fährt fort zu reden. „Wenn man auf ehrenhafte Weise zu Friedenstractaten kommen könnte, auf die etwas gewisses zu bauen wäre, die sowohl den bedrängten Unterthanen, als auch E. Liebden zu Heil und Wohlfahrt gereichen möchten, wollte ich wohl eben so lieb wie Kursachsen den Frieden wünschen. Aber ich will nicht einen Frieden eingehen, der die Religion in Gefahr setzt." Er erörterte das weiter, und schloß mit dem wohl berechneten Worte: „Zwar für meine Person könnte ich wohl leicht mit dem Kaiser accordiren und nach Schweden gehen. Wie es aber euch Reichsfürsten und den armen Unterthanen ergehen, welchen Tanz sie euch aufspielen würden, kann man leicht erachten."

Also war es die rechte Weise zu diesen deutschen Fürsten zu reden, die bis auf Georg von Darmstadt sämmtlich die wohlverdiente Strafe für ihre Felonie gegen Kaiser und Reich zu besorgen hatten. Der graue Pfalzgraf von Lautereck drängte sich vor und sagte: „Wir lassen Ew. Majestät so bald nicht wieder heraus." Das entsprach dem Sinne Gustav Adolfs. Er fuhr fort: „Ich wollte

[1] Moser, patriotisches Archiv IV. 466.

herzlich gern dem deutschen Lande den Frieden wünschen, auch meinen Privatnutzen, den ich doch nicht gering schätzen kann, wollte ich für den edlen Frieden gern an die Seite setzen. Aber ich sehe nicht ein, welche Mittel dazu sind. Wir würden sicherlich zwei Jahre mit Tractaten zubringen. Und zuerst muß Kursachsen auf seinen Privatnutzen verzichten, den es durch die Trennung der Union erlangt." Wir sehen, wie geschickt der König seinem Verbündeten den Boden unter den Füßen abgräbt. Er fährt in seiner Rede fort zu Friedrich von der Pfalz gewendet: „Also würde ich viel weniger von Ew. Liebden als meinem Blutsfreunde, dem von Rechtswegen die Kur angeerbt und gegeben worden, im Geringsten nicht weichen, weil ich meinen Theil jetzo an Orten des deutschen Landes, besonders an Magdeburg habe, das mir viel gekostet und das ich mit dem Schwerte gewonnen habe." Der König meinte nicht die Stadt, sondern das Erzstift. Er kündigt hier also den Fürsten seine Absicht an das Erzstift zu behalten, wie es ja freilich von Halle her nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Der alte Pfalzgraf von Lautereck nahm wieder das Wort. — „Es dürften sich wohl Mittel zum Frieden finden," sagte er, „wenn nur die Ligisten den eingewurzelten Grundsatz aufgäben, daß den Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten sei." Der Schwede erwiederte schnell: „Ich weiß wohl ein Mittel dagegen: wir müssen eben dasselbe praktisiren, und allesammt fest und einig halten. Ich für meine Person bin also gesonnen, daß ich sie alle wohl aus der Welt jagen wollte, wenn es möglich wäre. Ich bilde mir zu Stockholm so viel ein, und meine in meinem Reiche so viel zu sein, wie der Kaiser in Wien. Fragt er nichts nach mir, so frage ich nichts nach ihm. Ich will noch in Schweden von meinen Unterthanen mehr erlangen, und sie sollen auch mehr mir gehorchen, als des Kaisers jemals gethan und noch thun." Dabei wurde der König sehr eifrig und heftig. Man vernahm, der Kaiser solle sich geäußert haben: er frage nichts nach dem Schweden. Der Schwede wendete sich zum Landgrafen Georg: „Ew. Liebden können ihm das wohl wieder sagen; denn ich weiß, daß Sie gut kaiserlich gesinnt sind." Der bedrängte Landgraf wich aus; allein der König fuhr fort: „Wer 30,000 Rthlr. zur Belohnung bekommt, kann wohl gut kaiserlich sein." Der Landgraf entfärbte sich. Welche Regung mochte nach solchen Worten des fremden Eroberers den Mann durchdringen? Der Schwede aber fuhr fort: „Wenn ich einem etwas verehren sollte, so muß derselbe es wohl verdient haben; aber die am meisten es genossen und nun zur Erhaltung ihres Staates, zur Vertheidigung der Religion, ihrer Unterthanen etwas an Geld hergeben sollen, die wollen damit sich los machen, daß man über den Frieden unterhandeln solle. Das wäre mir wahrlich leicht, wenn ich nicht die Gefahr derer bedächte, die sich willig zur Wiederbringung der wahren Religion hervor gethan. Gesetzt ich wollte jetzt Frieden eingehen: so müßte mir die Liga die Kriegskosten erstatten. Von wem würden sie dieselben fordern, als von euch? Sie würden euch mit starken Garnisonen drücken. Sie würden dazu leicht Ursache finden euch von Land und Leuten zu jagen, und also die Unterthanen um Leib und Seele zu bringen. Deshalb ist es zu dieser Zeit nimmer

rathsam sich befrieden zu wollen. Denn wenn wir recht zusammen setzen, können wir nächst Gottes Hülfe den Feind wie weit jagen und verfolgen, und künftige Friedensmittel erlangen. Wir haben über 2000 Compagnien wohl gerüstetes Volk. Will ich jede Compagnie nur auf 30 Mann anschlagen, wo sie doch 100 bis 120 stark sind: so können wir dem Feinde auf einen Tag 60,000 Mann ins Feld stellen. Wäre es denn darum nicht besser, daß wir jetzt einhellig unsere Macht zusammen setzen, und dem Glücke, das uns Gott zeigt, gehorsam und freudig nachfolgen?"

Die Seele dieser Worte offenbar ist Krieg, erbarmungsloser Krieg bis aufs äußerste. Aber was war der Zweck des Krieges? Bis dahin trat den Fürsten gegenüber nur noch das Wort der absoluten Direction des Krieges hervor. In Mainz schimmerten auch für diese Herren die Absichten des Königs deutlicher herdurch. Erörtern wir die Hoffnungen und Wünsche einiger unter ihnen.

Was der Schwedenkönig wollte, erfuhr zuerst der Pfalzgraf Friedrich, dem der König noch in Mainz wiederholte, daß er den Krieg führe, um Friedrich die Kur zurückzugeben. Nicht Friedrich selbst, sondern der Gesandte des englischen Königs Karl I. stellte zu Mainz an den Schweden die Forderung, daß er nun die eroberte Pfalz dem rechten Eigenthümer zurückgeben möge. Er berief sich dafür auf die Manifeste des Schweden, auf die oft und vielfach vor der Welt wiederholten Versprechen, daß er alle vertriebenen Fürsten wieder einsetzen wolle. Gustav Adolf erwiederte: „Wenn der König von England mir 12,000 Soldaten schickt, die er bezahlt und die ich anführe: so will ich den Pfalzgrafen wieder einsetzen." Der Engländer ging mit dieser Antwort heim, und kehrte, wie sich von selbst verstand, nicht wieder. Friedrich selbst hielt sich für glücklicher. Er hatte nichts über den Schwedenkönig zu klagen. Gustav war so freundlich, er hegte sicherlich die besten Gesinnungen gegen den heimatlosen Pfälzer. „Allein ich halte auch um gar nichts bei ihm an," sagt Friedrich. „Ich vertraue, daß in Zukunft alles gut gehen wird." Endlich, nachdem Friedrich dem Schwedenkönige acht Monate lang, wie er selber es nennt, aufgewartet hatte, wagte auch er seine Bitte vorzubringen.[1] Da war die Freundlichkeit zu Ende. Der Sinn der Forderungen des Schwedenkönigs für die Rückgabe war, daß fortan die Krone Schweden über die Kräfte des Landes Pfalz unbedingt verfüge, der Pfalzgraf Friedrich den Schweden als seinen Lehnsherrn erkenne. Es blieb wesentlich dem Friedrich nichts als einige Einkünfte und der Name. Also abermals betrogen scheint Friedrich, dessen leichtgläubige Schwäche und blinde Thorheit für die ersten sechs bis sieben Jahre des schauerlichen Krieges ein wesentliches Werkzeug zu Deutschlands Verderben gewesen war, zu einiger Einsicht seiner Lage gekommen zu sein. Das brach ihm das Herz. Er legte sich nieder, um zu sterben im Herbst 1632.

Wir sind, um zur Charakteristik des Schweden dem Schicksale des Pfälzers zu folgen, den Dingen vorangeeilt. Kehren wir zurück nach Mainz und Frankfurt,

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. 179.

wo Gustav Adolf im Januar 1632 als der Herrscher und Gebieter weilte, von Fürsten und Gesandten in ähnlicher Weise umdrängt und umlagert, wie etwa 180 Jahre später Napoleon I. in Erfurt. Wir haben zu fragen, welche Verbindlichkeiten er den Fürsten für seine Geschenke auferlegte.

Schon zuvor hatte der Schwede ähnliche Forderungen an die Herzöge von Mecklenburg erhoben.[1] Obwohl diese gemäß den Schritten der Kurfürsten auf dem Convente zu Regensburg mit Sicherheit hätten erwarten dürfen, daß sie nach Wallensteins Entlassung in Frieden wieder zu ihrem Besitzthume kommen würden: so verdankten sie doch thatsächlich ihre Rückführung den Waffen des Schweden. Immerhin also durfte er Forderungen an sie stellen. Dieß geschah schon im August 1631. Die Herzöge wichen aus. Es sei doch gar zu wichtig, meinten sie, für sie selbst und ihre Nachkommen. Mehrmals ward die Sache angerührt. Es hatte keinen Erfolg. Endlich begab sich Adolf Friedrich zum Könige; denn in einer solchen mündlichen Zusammenkunft, hoffte er, würde die Sache leichter sein. Es ist ein seltsamer Gedanke Tractate abschließen zu wollen in der Höhle des Löwen. Die Mecklenburger Herzöge versprachen dem Könige nicht bloß Entrichtung von Contributionen für sein Heer, sondern Anlage von Zöllen in ihren Häfen, und was das Wichtigste und Entscheidende war, treue Anhänglichkeit an die Krone Schweden, die Erben und Nachkommen des Königs.

In Frankfurt a. M. schenkte Gustav Adolf an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel die Abtei Fulda, das Stift Paderborn, das Stift Corvey eigenthümlich und erblich für den ganzen Mannsstamm von Hessen-Cassel, unter Vorbehalt des Rückfalles an Schweden.[2] Er versprach ihm ferner das Stift Münster. Diese Schenkung wurde am 28. Februar 1632 zu Frankfurt verbrieft. Der Landgraf nahm sie an, wie er ausdrücklich sagte, ohne einigen Respect gegen den Kaiser, als ein nicht unterworfener, sondern freier Fürst und freier Verbündeter der Krone Schweden. Er machte sofort Ernst aus der Sache, schickte Commissarien hin, und forderte von den Deutschen, die das Unglück hatten also von Schweden an ihn verschenkt zu werden, den Eid der Treue.

Wir sehen, Gustav Adolf waltete über deutsche Länder ganz anders, wie ein Kaiser je gethan. Ungeachtet der hochtrabenden Worte des Landgrafen war derselbe dem Schwedenkönige mehr unterthan, als jemals zuvor dem Kaiser. Diesen band die Reichsverfassung, der Standesgeist der deutschen Fürsten, die mächtige Corporation des Kurfürstencollegiums. Wenn im Jahre 1624 und ferner Tilly nicht Feldherr der Liga, sondern lediglich derjenige des Kaisers gewesen wäre: so hätte 1630 bei Gustav Adolfs Einbruch ein Landgraf von Hessen-Cassel an einen Bund mit demselben nicht denken können. Denn Friedrich von der Pfalz war der Felonie gegen Kaiser und Reich kaum schuldiger, als Moritz. Ein lediglich kaiserlicher General würde ohne allen Zweifel andere

[1] Chemnitz 283.
[2] Rommel VIII. 183.

Befehle gegen Hessen-Cassel erhalten haben, als sie der kaiserlich-ligistische erhielt. Moritz und dann Wilhelm waren Landgrafen geblieben, weil der fürstliche Standesgeist Maximilians von Bayern, dazu die Fürbitte des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen sie geschützt.[1] Auf ein ähnliches Verhältnis durfte ferner der Landgraf Wilhelm nicht rechnen. Derjenige, welcher gab und schenkte nach seinem Belieben, konnte auch nehmen nach seinem Belieben. Derjenige, welcher das also Geschenkte annahm, mußte gewärtig sein, daß bei einer anderen Wendung der Dinge das Geschenkte wieder genommen wurde. Gustav Adolf ebnete sich im Voraus die Bahn zu noch fernliegenden Dingen.

Der Landgraf Wilhelm machte, wie es scheint, solche Erwägungen nicht. Er war gar zu froh über die neuen Besitzthümer, mit welchen der Schwede ihn kirrte. Er konnte, unbekümmert um die Mahnungen mürrischer Räthe, von nun an Pferde, Hunde und Falken haben nach Herzenslust. Die Unterthanen anderer Reichsfürsten bezahlten dafür. Vorsichtiger schon waren die Herzöge von Weimar, vielleicht deshalb, weil sie nicht selber, sondern durch Gesandte dem Schwedenkönige in Mainz ihre Bitten vortragen ließen. Die Gegenforderungen des Schweden waren diesen Herzögen doch allzu bedenklich.[2] Wenn man Schenkungen annimmt, meinen sie, so wird man ganz von Schweden abhangen und muß dem Hause Oestreich und allem kaiserlichen Respekte entsagen. Daß der Respekt der Weimarer Herzöge gegen den Kaiser nicht sehr groß war, haben wir gesehen; aber groß war das Bedenken sich recht- und hülflos in die Hand des Schweden zu geben. Diese recht- und hülflose Hingabe aber forderte der König, und wo nicht, so schenkte er nicht. Die Weimarer wollten nicht, mithin wollte auch er nicht. Vielleicht hat kein deutscher Fürst so viele Versprechungen von Gustav Adolf erhalten als Wilhelm von Weimar; aber keine davon ist ihm gehalten worden.[3]

Am deutlichsten traten die Absichten des Schwedenkönigs in Bezug auf die deutschen Fürsten hervor in seinen Unterhandlungen mit den Welfen. Der bereitwilligste derselben sich dem Schwedenkönige anzuschließen war der Herzog Georg, damals nur erst noch mit dem einen Amte Herzberg apanagirt, später Stamm- und Ahnherr der Herrscherfamilien von Hannover und England. Georg hatte bereits 1630 schwedische Bestallung angenommen. Damals geschah noch nichts Nachdrückliches von ihm: im Herbste 1631 begab er sich, wie wir gesehen haben, zu Gustav Adolf nach Würzburg. Dort erhielt er von dem Schwedenkönige große Versprechungen.[4] Es war Georgs Plan für das gesammte Welfenhaus einzutreten, demgemäß auch die Kräfte aller Länder desselben zu benutzen. Dazu rechnete Georg auch das Bisthum Hildesheim. Der König stimmte bei, nur die Städte Hildesheim und Braunschweig nahm er aus. Der König

[1] Carafa, Relatione dello Stato u. s. w. p. 287.
[2] Röse, Bernhard I. 329 C. 76.
[3] Also Röse I. 80.
[4] v. d. Decken, Herzog Georg, Band. II. Beilage 81.

ermächtigte ihn im Namen des Schweden mit den anderen Ständen Bündnisse abzuschließen. Er versprach ihm das Eichsfeld und das Bisthum Minden. [1]

Der König hielt von diesen Versprechungen auch nicht eine. Minden vergab er an den Landgrafen von Cassel, das Eichsfeld diesem und jenem. Georg bemühte sich seinen vorsichtigen Bruder Christian von Celle zum Abschlusse eines Bündnisses zu bewegen. Christian sträubte sich. [2] Seine Räthe und Landstände waren mit ihm einstimmig der Meinung, daß jede Verbindung mit dem Schwedenkönige zu vermeiden sei. Denn es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß überall, wo den mittelbaren Angehörigen des Reiches, den Ritter- und Landschaften eine freie, durch Waffen nicht gehinderte Erklärung verstattet war, diese conservativen Corporationen im Protestantismus sich alle ebenso deutsch und kaiserlich gesinnt erklärten, wie diejenige von Hessen-Darmstadt. So geschah es in Celle, so in Calenberg. Dennoch gab Christian von Celle den Bemühungen seines Bruders, den Aufforderungen des Schwedenkönigs endlich nach. [3] Die ritterschaftlichen Räthe protestirten heftig. Aber Georg holte den schwedischen Minister Salvius aus Hamburg herbei. Der Vertrag ward aufgesetzt. Salvius fand ihn einstimmig mit seiner Instruction. Der Vertrag ward dem Könige eingesendet. Er verschob die Unterzeichnung. Er hat sie nicht vollzogen. [4] Der Grund war, weil darin die Anerkennung der schwedischen Oberlehnsherrlichkeit fehlte.

Noch deutlicher trat diese Forderung hervor in dem Benehmen des Königs gegen den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gustav Adolf hatte den Herzog Georg beauftragt diese besonderen Verträge abzuschließen; dennoch ging er, als Friedrich Ulrich selber seine Boten sandte, gern auf eine besondere Unterhandlung ein. Die Braunschweiger Abgeordneten redeten vor ihm in Mainz sofort in der Tonart, welche der Schwede von den Deutschen wünschte. Sie nannten den König einen Moses, der das betrübte Häuflein aus der Papisterei und der ägyptischen Dienstbarkeit herausreißen wolle. [5] Der Schwede antwortete in derselben Weise. Dann kam die eigentliche Unterhandlung mit dem Dr. Steinberg im Namen des Königs. Man einte sich. Es wird ein Bericht über die Sache gemacht, und von beiden Seiten genehmigt. Es fehlt nur noch die Unterschrift des Königs. Sie bleibt lange aus. Nach langem Treiben und Drängen erfolgt endlich am 1. Januar 1632 eine Abschrift des Actenstückes mit der Unterzeichnung des Königs zurück.

Die Braunschweiger lesen und starren befremdet diese Worte an. Es sind darin schwere Punkte enthalten, über die bei der Berathung auch nicht ein Wort gefallen ist. Es ist vor allen Dingen die Forderung an die Herzöge dem Schwedenkönige und seinen Erben an der Krone Schweden den Eid der Treue

[1] a. a. O. Beilage 119. 120.
[2] a. a. O. S. 29.
[3] a. a. O. S. 25.
[4] a. a. O. S. 21.
[5] a. a. O. S. 294 Beilage 83.

zu schwören. Die Braunschweiger Abgeordneten waren sehr aufgebracht. Sie weigerten nicht bloß die Unterschrift. Sie sprachen dem Dr. Steinberg in sehr unumwundenen Worten ihre Meinung aus, daß eine solche Forderung in schnurgeradem Widerspruche stünde mit den Proclamationen von Erhaltung des deutschen Reiches, von Herstellung der Fürsten und, vor allen Dingen, mit den vereinbarten Punkten. Man mußte von schwedischer Seite etwas thun, um sie zu beruhigen. Man fand das Auskunftsmittel, daß vielleicht der Geheimsecretär Sattler die anstößigen Artikel aus sich in das Actenstück hineingerückt haben möchte. Aber man widerlegte die eigene unglaubliche Lüge sofort dadurch, daß der König das in Wahrheit vereinbarte Actenstück nicht unterschrieb, und daß der angebliche Fälscher Sattler nach wie vor als Geheimsecretär im Dienste des Königes beharrte.

Wir sehen, was dieser Schwedenkönig mit den deutschen Fürsten wollte und wie er dabei verfuhr. Geringere Umstände machte er, wie wir gesehen haben, mit den deutschen Städten. Aber wenn wir geneigt sind gegen so viele damalige Deutsche den Vorwurf des Verrathes auszusprechen: so dient ihnen zu einiger Entschuldigung, daß doch nicht von Anfang an der Schwedenkönig so die Maske abgenommen, daß in wenigen Fällen die Täuschung und der Betrug in einer so plumpen Weise zu Tage trat, wie hier gegen diese Abgeordneten von Braunschweig. Ihnen gegenüber stand der Schwede nicht bloß da als Eroberer, sondern als Fälscher von Documenten. Wenn alle Deutsche damals sogleich ihn in solchem Lichte erkannt hätten: so hätte den Nachkommen viel Jammer und Weh erspart werden mögen.

Bei den Geringeren hatte der Schwedenkönig nicht irgend einen Einspruch von solcher Art zu befürchten. Er wußte sehr wohl, daß auf die Dankbarkeit der Menschen nur da eine Rechnung gebaut werden kann, wo dieselbe sich verbindet mit dem eigenen Interesse derer, die des Dankes pflichtig sind. Dieses Interesse also mußte geködert werden. Gustav Adolf verstand das. Er theilte Schenkungen aus mit freigebiger Hand. Die Mittel dazu besaß er in den ehemals kirchlichen Stiftern und Besitzungen; denn alles dieß auf deutschem Boden betrachtete er als sein Eigenthum.

Wie tritt uns dabei die Verschiedenheit des Urtheiles über das Thun des deutschen Kaisers und des fremden Eroberers entgegen! Die deutschen Fürsten und Stände hatten es ihrem Kaiser verargt, daß er gemäß seiner Ueberzeugung von den Grundgesetzen des Reiches, gemäß der kirchlichen Anschauung ferner, in welcher sein Leben wurzelte, die Güter der katholischen Kirche für dieselbe zurückforderte, selbst dann zurückforderte, als der politische Fehler dieses Rückforderns ihm sehr deutlich nahe trat. Das nahmen die deutschen Fürsten ihrem Kaiser Ferdinand II. sehr übel. Nun war der Schwede gekommen. Er nahm nicht bloß die bis dahin kirchlich-katholischen Länder und Stifter: er nahm, so weit seine Kanonen reichten, sie alle, auch diejenigen mit, welche längst protestantisch waren. Er nannte alles sein. Er theilte davon aus nach seinem Belieben, nach dem Maße der Anhänglichkeit bei den Empfängern nicht bloß an

seine Person, sondern an die Krone Schweden. Nicht jedoch bloß Fürsten und Städte erhielten solche Geschenke, welche sie an den Schweden banden.

Der General Banier erhielt drei Aemter im Erzstifte Magdeburg.[1] Verwundert schaueten es die protestantischen Domherren. Das Verfahren war doch noch ein wenig anders, als dasjenige des Kaisers. Was halfen ihre machtlosen Bitten? Der König hatte Anderes im Sinne. Wir haben die Schenkungen einer Gegend von Deutschland besonders zu beachten.

Nirgends erwies der Schwedenkönig sich so freigebig wie im Frankenlande.[2] Dort erhielten nicht bloß seine Officiere, oder die Kinder derselben hier eine Abtei, dort ein Kloster, ein Amt, sondern auch die Mitglieder der Ritterschaft, oder Städte, welche sich besonders willfährig bewiesen, wurden entsprechend belohnt. Man sieht, wie die Verwirrung aller bisherigen Rechtsbegriffe die unvermeidliche Folge dort war, wie als letzte Quelle alles Rechtes nur übrig blieb das Schwert des Schweden, und seiner Söldnerbanden von Ost und West, von Nord und Süd aus allen Nationen Europas. Was in solcher Weise unmittelbar als Folge hervortrat, war nicht bloß Folge, sondern war zugleich wohlberechnete Absicht. Nur das Schwert des Schweden verbürgte den Besitz, den es verliehen.

Jedoch nicht das allein war die Absicht. Der König Gustav Adolf war im Frankenlande Herr über Katholiken. Sollte er diese mit offener Gewalt zu Protestanten machen? Seinem Feldgeschrei des Religionskrieges auf deutschem Boden hätte das entsprochen, nicht jedoch seinem Bündnisse mit Richelieu. Er fing es anders an. Er verkündete,[3] daß es den Einwohnern frei stehe die evangelische Predigt zu hören. Wie war das mild und gütig in jener Zeit! Er verkündete ferner, daß die Einwohner durch etwaiges Abmahnen und Bedrohen von Seiten der katholischen Geistlichen, die man auf angelangte eigentliche Nachricht, Anderen zum Exempel, ernstlich züchtigen und abstrafen werde, sich davon nicht abhalten lassen möchten. Wir haben zu erwägen, daß dieser Befehl erging in einem katholischen Lande, daß die Abmahnung der Natur der Sache nach nur von katholischen Geistlichen an ihre katholischen Pfarrkinder kommen konnte. Und was war eine Abmahnung? Die Tragweite solcher Befehle richtete sich nach den ausführenden Personen. Directer verfuhren die Besitzer der neu verschenkten Güter und Klöster.[4] Sie griffen rascher durch. Sie wandten jeder an seinem Orte das landesherrliche Reformationsrecht an: cujus regio ejus religio. Also mußte es sein, damit die schwedische Gier nach deutschem Besitze sich verhülle unter das wohlklingende Wort des evangelischen Wesens.

Wir sehen, wie die Corruption aufwachsen muß auf allen Gebieten des Lebens. Der Schwede erschüttert und zerrüttet alle bestehenden Verhältnisse in

[1] Senkenberg XXVI. 431. N. u.

[2] Scharold, Würzburg S. 33.

[3] Das Patent bei Moser, patriotisches Archiv VIII. 544.

[4] Scharold a. a. O.

Staat und Kirche, wohl vorbedacht, wohl überlegt; denn aus den Trümmern des Alten will er seinen Neubau errichten.

Was denn am letzten Ende wollte der Schwedenkönig? Der Tod hat ihn nicht ein Jahr nach seinem Aufenthalte in Frankfurt und Mainz hinweggerafft, und deshalb ist auch nicht einmal zu ahnen, noch zu vermuthen, wo er sich das Ziel gesteckt haben würde. „Für mich ist keine Ruhe als im Grabe," hatte er bei der Mittheilung seines Entschlusses zum Kriege dem schwedischen Reichsrathe gesagt, [1] und in der That, wo auch anders hätte er sie finden können? Gustav Adolf redete viel und oft. Da war es unvermeidlich, daß nicht auch einmal, vielleicht halb wider Willen die Wahrheit ihm entfuhr. Um so eher war dieß möglich, wenn Schmeichler ihm entgegen traten und ihren Weihrauch allzu reichlich darbrachten. Denn so süß auch die Stimme solcher Menschen an das Ohr der Mächtigen dieser Erde schlagen mag: so wird doch in einem energischen Manne immer ein Gefühl des Widerwillens sich regen, und der natürliche Hang zum Widerspruche in ihm wird hervortreten. Wir verdanken mittelbar einem solchen Schmeichler eine werthvolle Selbstschilderung des Königs.

Jemand rühmte nach dem Treffen zu Breitenfeld vor ihm, er sei zum Heile der Menschheit geboren und sein Heldenmuth sei ein Geschenk des Himmels. Der König entgegnete: [2] „Sagt vielmehr, er sei ein Merkmal des himmlischen Zornes. Ist der Krieg, den ich führe, ein Hülfsmittel: so ist er doch viel unerträglicher als euer Uebel. Es ist ein Beweis der Liebe Gottes gegen sein Volk, wenn er dessen Königen gewöhnliche Seelen gibt. Derjenige, welcher nicht einen zu hochfliegenden Geist hat, macht nicht leicht übertriebene Anschläge. Ehr- und Ruhmgier stören nicht seine Ruhe. Wenn er seinen Geschäften obliegt, sind seine Länder desto glücklicher, und wenn er einem seiner Unterthanen einen Theil seiner Sorgen überläßt: so entspringt daraus kein größerer Nachtheil, als daß dieser auf Unkosten des Volkes sein Glück macht, selbst Geld sammelt, seine Freunde emporhebt, von seines Gleichen gehaßt und beneidet wird. Alles dieß ist kein Unheil, und kann nicht mit demjenigen in Vergleich gebracht werden, welches die Ehrsucht eines großen Königs anrichtet. Diese ausschweifende Leidenschaft raubt ihm alle Ruhe und zwingt ihn sie auch seinen Unterthanen zu rauben. Er hält alle diejenigen, die sich ihm nicht unterwerfen wollen, für seine Feinde. Er ist ein Strom, der die Gegenden verwüstet, durch welche er fließt, und da sich seine Waffen ebenso weit ausbreiten, wie seine Hoffnungen: so erfüllt er die Welt mit Schrecken, mit Elend, mit Verwirrung."

Diese Worte bestätigen, was ohnehin in der Natur der Dinge liegt, was die Geschichte aller Zeiten lehrt: die Gier des Eroberers steigt mit seinen

[1] Geijer III. 160.

[2] So Heising, Gustav Adolf S. 178 aus dem Leben Gustav Adolfs nach Archenholtzschen Handschriften. IV. 461.

Erfolgen. Es waltet in ihm fort und fort ein Drang, dem er nicht widerstehen kann, ein Drang, der nur Ruhe findet im Grabe, oder auf einer einsamen Felseninsel im Oceane.

Derartige Reden waren Lichtblicke, die aus dieser dunkel verhüllten Seele hervorbrachen, der Tribut, den der Mensch, weil er Mensch ist mit nur menschlichen Kräften, irgend einmal, und wäre es nur im Drange des Augenblickes, der Wahrheit zollen muß. Wo Gustav Adolf vorbedacht und überlegt handelte, da ist er aus seinen Worten nicht leicht zu erkennen. Es lag ihm wie allen Eroberern daran als der Friedliebende zu erscheinen, der ungern, der nur gezwungen zur Wehr gegriffen. Während seine Seele nur sann auf Krieg, während er im vertraulichen Kreise den Landgrafen von Hessen-Darmstadt als Friedensstifter verhöhnte, flossen seine Schreiben an die armen Deutschen, an die Magistrate der Städte, an die Fürsten über von rührend erbaulichen Reden über den Jammer und das Blutvergießen, das er mit so vielen frommen Christen beseufze. Nicht ihm ja durfte das zur Last fallen.

Allein was denn wollte er?

Während er zu Mainz weilte, hatten die Bemühungen des Darmstädter Landgrafen Georg wenigstens den Erfolg, daß der Kaiser durch den Kurfürsten von Mainz die Bedingungen des Schweden für den Frieden erfragen ließ.[1] Dieselben waren so maßlos, daß der Schwede auf die Verwerfung derselben sich sichere Hoffnung machen durfte. Aber sie waren berechnet auf die Meinung derjenigen, die er an sich geknüpft. Sie handelten fast nur von Religion und Kirchengütern, um die Glaubensheldenschaft des Schweden eindringlich nahe zu legen, und nur ein Punkt bezog sich auf die Person des Schweden selbst. Es war die zehnte Forderung: aus Dankbarkeit für die Rettung des Reiches soll die königliche Majestät von Schweden zum römischen Könige erwählt werden.[2] In Verbindung mit den anderen aufgestellten Forderungen, welche sehr annehmlich klingen mochten für die Ohren derjenigen protestantischen Fürsten und Herren, die von dem Schwedenkönige etwas zu erwarten hatten, hatte dieser zehnte Artikel augenscheinlich den Zweck die Gemüther der Menschen für eine etwaige Wendung der Dinge in diesem Sinne vorzubereiten. Daß es Gustav Adolf mit diesen Forderungen, die er verbreiten ließ, nicht Ernst zum Abschlusse sein konnte, bewies namentlich die eine derselben, daß der Pfalzgraf Friedrich seine verlorenen Länder wieder erhalten sollte. In Wahrheit war der einzige, der damals sie ihm abschlug, der König Gustav Adolf selbst. Die ganze Reihe

[1] Theatrum Europ. II. 592 b.

[2] Geijer III. 249 berichtet nach einem Briefe des Salvius vom 24. October 1631 an den schwedischen Reichsrath: der Kurfürst von Sachsen habe dem Schwedenkönige die römische Krone angeboten. Ein solches Angebot von Johann Georg, der wahrlich nicht einen Herrn an dem Schweden haben wollte, ist höchst unwahrscheinlich. Da die Berichte des Salvius an den schwedischen Reichsrath tendentiös sind, wie z. B. derjenige über Magdeburg, und in wesentlichen Dingen falsch: so mag auch hier die Tendenz vorgewaltet haben.

der Forderungen war nur ein Fühler, eine Vorbereitung des Kommenden. Mit der Anwartschaft auf die Kaiserkrone als römischer König neben Ferdinand II. hätte Gustav Adolf sich nicht begnügt: er wollte sie selbst und zwar erblich für sich, mit einer entsprechenden Hausmacht, zu welcher er zunächst die Länder der geistlichen Fürsten, das schöne Erbe Friedrichs, die Pfalz, die Reichsstädte und Anderes zusammen schmolz.

Diese Absicht liegt zunächst deutlich ausgesprochen in dem ursprünglichen Plane des Königs vor dem Kriege. Allein auch während desselben fehlt es nicht an Kundgebungen, die sehr deutlich zeigen, wenn dieß noch eines Beweises bedürfte, daß die Plane des Schweden durch seine Erfolge in Deutschland sich nicht auf ein geringeres Maß beschränkt haben.

Am klarsten hat sich der Schwede über seine Absichten vor den Patriziern von Nürnberg ausgesprochen.[1] „Was meine Belohnung betrifft," sprach er, „so dürft ihr nicht meinen, daß ich etwa wie ein hergelaufener Soldat etliche Monatssolde begehren oder nehmen wollte. Auch ist es mir nicht um mehr Land und Leute zu thun; denn ich habe deren auch vorher genug in meinem Königreiche gehabt. Aber ich verlange zu wissen, ob ihr es nicht für billig haltet, daß ich diejenigen Orte, welche ich mit Gott von den Papisten erlangt, Würzburg, Mainz und andere in meiner Gewalt behalte. Und dann verlange ich auch zu wissen, ob es nicht billig sei, daß ich an anderen Orten, welche ich meinen Freunden, den evangelischen Fürsten zurückgegeben, als in Pommern und Mecklenburg, diejenigen Rechte der Oberhoheit behalte, die vorhin mein Feind, der Kaiser, gehabt hat. Pommern kann ich schon aus besonderen Absichten nicht lassen, nämlich wegen der See. Ueber Magdeburg, welches Kursachsen für seine Prinzen haben will, werde ich mich eher vergleichen können, als über Pommern mit Kurbrandenburg. Denn dieß ist nimmer zu hoffen."

Gustav Adolf erörterte den Gedanken noch weiter. Er wolle keine neuen Reichsgesetze geben, sagt er; aber es komme darauf an einen evangelischen Kriegskörper zu bilden. Er wandelte den Ausdruck. Dieser Kriegskörper müsse für sich im Reiche ein besonderes Bestehen haben, mit einem besonderen Rathe, dem ein Haupt vorstehen müsse. Er erörterte weiter, daß kein deutscher Fürst geeignet sei zu diesem Haupte. Die Nürnberger begriffen, was nicht miszuverstehen war. Sie betheuerten, daß sie kein besseres und von Gott mehr gesegnetes Subject zum Haupte wüßten, als Se. Majestät selbst.

Aber recht und völlig hatten die Patrizier von Nürnberg den fremden König doch noch nicht begriffen. Sie erwiederten, daß sie mit der Bildung des Kriegskörpers (corpus bellicum) im Reiche einverstanden wären. Die Bevollmächtigten des Königs, nämlich Sattler, derselbe Mann, der in Mainz das Werkzeug zur Fälschung öffentlicher Urkunden für den König hatte sein müssen, und Chemnitz, ebenfalls ein Deutscher in schwedischem Solde, tadelten die vorsichtigen Patrizier, daß sie nur von einem Kriegskörper redeten, und nicht von einem

[1] Breier, Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges. S. 207.

politischen. Auch verwiesen die Schweden es dem Rathe der deutschen Stadt: derselbe habe nicht hinzugesetzt, daß dieser politische Körper auch nach geschlossenem Frieden, einen Tag wie den andern, beständig bleiben solle. Ferner müßten sie erwägen, fügte Sattler hinzu, daß an einem so beschränkten Einflusse im Reiche, wie der Kaiser bisher gehabt, der König sich nicht genügen lassen könne. Wenn mit der Zeit der Schwedenkönig zum Kaiser wolle erwählt werden: so werde er die im Reiche gewöhnliche Capitulation nimmermehr beschwören. Auch wolle der König die Führung des Kriegskörpers nicht von der Krone Schweden trennen lassen.

Das hieß mit anderen Worten: der Schwedenkönig Gustav Adolf will erblicher und zwar unumschränkter Kaiser von Deutschland sein: er will über Deutschland eben so absolut, eben so unbedingt gebieten, wie über Schweden.

Aber einer solchen unbedingten Herrschaft hätten ja auf jeden Fall die deutschen Fürsten entgegen gestanden?

Was mit der Zeit diesen deutschen Fürsten bevorstand, war nicht schwer zu errathen. Von einigen derselben, von den Mecklenburgern hatte der Schwede die Erbhuldigung bereits empfangen. Der Braunschweiger hatte sich noch zeitig aus dem Fallstricke des Betruges gezogen, durch welchen er schwedischer Unterthan werden sollte. Er konnte daraus ersehen, was man vorhatte. Er konnte sich selber sagen, was in Güte oder Gewalt geschehen würde, wenn einmal die Umstände danach lagen. Der Schwede hatte einstweilen nicht einmal alle Länder der Kirchenfürsten, die er erobert, für sich genommen. Er hatte den Landgrafen von Hessen-Cassel mit einigen derselben beschenkt. Allein welche Bürgschaft hatte dieser Hessen-Casseler, daß er das einmal Geschenkte auch behalten werde? Wer gab nach seinem Gefallen, konnte auch nehmen nach seinem Gefallen. Und um einen Grund seines Thuns war ja Gustav Adolf noch niemals in Verlegenheit gewesen. Auch diese Absicht hat der Schwede nicht bloß durch die Reden seiner Secretäre vor den Patriziern von Nürnberg, sondern durch seine eigenen Worte uns angedeutet. Reichlich ein halbes Jahr später beklagte sich der König gegen Oxenstjerna, daß er nichts Anderes wünsche als baldigen Tod, weil er einen Krieg entstehen sehe mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen; aber die Welt würde die rechte Ursache eines solchen Krieges nicht begreifen.[1] Entkleiden wir diesen Gedanken der salbungsvollen Umhüllung, in welche Gustav Adolf seine Absichten einzuwickeln pflegt, so heißt er kurz und bündig: ich nehme alle Geschenke zurück für mein erbliches Reich. Wollen sie nicht gutwillig sie hergeben: so werde ich sie zwingen. Es ist die Sprache des Löwen, der mit drei Genossen auf Beute ausgeht, und dann die Beute so theilt, daß die vier Viertel derselben zurückkehren zu ihm.

Wo hinaus die weiteren Ziele des Schweden gelegen hätten, wer vermag es zu ahnen? Damals war Siegmund von Polen todtkrank. Unter den Bewerbern um die Krone war Gustav Adolf. Er stellte in Aussicht, daß er Ungarn

[1] Geijer III. 296. Anm. 1.

und Böhmen mit Polen vereinigen würde. Statt einer Empfehlung bei den Polen diente diese Aussicht zum Abschrecken. Sie erkannten, daß ein solcher König des Kriegens kein Ende wissen würde, und selbst die bisherigen Führer fielen von ihm ab. Sämmtliche Briefe und Vollmachten des schwedischen Gesandten Russel wurden ihm abgenommen, und im Namen des Reichstages vor der Thüre seines Hauses unter dem Schalle der Pauken und Trompeten verbrannt. [1]

Gustav Adolf hatte nur eine Tochter. Aber er hatte bereits für diese einen Gemahl ersehen, dessen Wahl einen neuen Beleg bringt für den merkwürdigen Scharfblick dieses nordischen Eroberers. Es war Friedrich Wilhelm von Brandenburg, [2] den Deutschland als den großen Kurfürsten kennt, als den unermüdlichen in dem Bestreben die Fehler seines Vaters in der Schwäche gegen den Schweden wieder gut zu machen. Friedrich Wilhelm war damals noch nicht zwölf Jahre alt. Gustav Adolf verlangte die Erziehung des Prinzen in Schweden, und zwar im Lutherthume. Er stellte seinem Schwager in Aussicht, daß dieß das beste Mittel sei, um gütlich über Pommern sich zu vertragen. Zunächst sollte Georg Wilhelm zu Gunsten Schwedens auf Pommern verzichten. Aber Georg Wilhelm traute nicht. Allzu oft war er von seinem bibelfesten Schwager unter frommen Redensarten mishandelt und betrogen; als daß er für eine ferne Aussicht wohlbegründete Ansprüche aufgeben wollte. Nach der üblichen Weise der Zeit trat in den Worten der Ablehnung die Religion in den Vordergrund. Der geheime Rath des Kurfürsten erklärte, daß das Opfer der wahren reformirten Lehre auch um ein Königreich zu theuer sei.

Es ist für den Deutschen ein traurig niederbeugender Gedanke sich diesen Schwedenkönig zu vergegenwärtigen in Mainz, wo er Plane entwirft zu künftigen Reichen, und doch mit kluger Voraussicht und Bedacht sich für dasjenige, welches er hat, sich sichert, was er kann. Auch die Bibliothek von Mainz wanderte nach Schweden, oder sollte dahin wandern. Ein Sturm begrub sie in der Ostsee. Es gehörte ja alles dem Schweden. Er hielt viel auf Festungen und Schanzen. Das Material dazu lieferte die Stadt Mainz selbst. Am Ausflusse des Mainstromes wurde eine Schanze errichtet, und zu diesem Zwecke so viele Häuser von Mainz niedergerissen, bis die Steine reichten. Gustav Adolf war Herr von Mainz. Er war es von dem ganzen Lande. Das neue Reich bedurfte keiner geistlichen Fürstenthümer mehr. Sie zuerst waren sein.

Allein eben diese Grundlage der neuen Hausmacht führte für den Schweden Verwickelungen mit sich von eigener Art. Wir haben den Namen und Zweck des Religionskrieges wieder ins Auge zu fassen.

[1] Theatrum Europ. II. 575.
[2] Geijer III. 248.

## Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Unternehmung des Schweden hatte, wie wir gesehen haben, von Anfang an eine doppelte Seite. Die Schweden selbst und die Deutschen sollten glauben an das nebelhaft zauberische Wort des Religionskrieges. Sie sollten in diesem Worte der Religion eine Berechtigung finden, auf welche gestützt der Schwedenkönig seine Unterthanen gegen die Deutschen, und wiederum die Deutschen unter einander zusammen führte zu Blut und Mord. Die katholischen Franzosen, das verbündete Venedig, im Hintergrunde der Papst und der Sultan sollten glauben, daß der Krieg mit der Religion nichts zu thun habe, sondern lediglich ein politischer Krieg gegen das Haus Oestreich sei. Gustav Adolf stellte sich die schwierige Aufgabe beide Theile zu täuschen. Die Deutschen, die an den Religionskrieg nicht glauben wollten, mußten in diesen Glauben hineingerissen, dazu je nach den Umständen durch die Ueberredungskraft der Kanonen gezwungen werden. Die Anderen, die vielleicht zu diesem Glauben geneigt waren, mußten davon abgelenkt werden durch dieses oder jenes Mittel, mußten dahin gebracht werden diese Reden vom Religionskriege für eine Erfindung des Hauses Oestreich zu halten. Wir sehen Gustav Adolf auf diesem Gebiete sich bewegen mit staunenswerther Meisterschaft. Blicken wir hier zurück.

Zunächst enthielten seine Kriegesmanifeste, die für die Oeffentlichkeit aller Länder bestimmt waren, von der Religion nicht ein Wort. Er versprach in dem Vertrage von Bärwalde an Frankreich, daß er die katholische Religion aller Orten belassen werde, wie er sie finde. Der Cardinal Richelieu konnte immerhin diesen Vertrag allen Prälaten der katholischen Kirche und dem Papste selbst vorlegen. Es war ja daraus klar, daß der Krieg nur um weltliche Zwecke geführt wurde. Auch in etwaigen Verhandlungen mit deutschen katholischen Fürsten, mit den Bischöfen, die der Schwede verjagte, erwähnte er nicht des Evangeliums. Er durfte denselben nicht die Mittel in die Hände liefern, mit welchen sie vor dem Cardinal Richelieu, vor dem Papste den Beweis hätten darlegen können, daß der Schwede einen Religionskrieg führe. Anders stand die Sache mit den Reden, die der König in Schweden und in Deutschland hielt, anders ferner mit den Bündnissen, die der Schwede mit den einzelnen protestantischen Fürsten und Städten in Deutschland schloß. Hier war das erste und das letzte Wort das Evangelium, und die Betheuerung des Königs, daß er nur für Gottes Wort und Gottes Ehre zu den Waffen gegriffen.

Blicken wir auch zurück auf den Plan des Cardinals Richelieu. Derselbe liegt nicht fern. Richelieu wollte den katholischen Bund der Liga von dem Kaiser trennen. Er wollte diesen isoliren, damit das Haus Oestreich allein dem Stoße des Schweden nicht gewachsen wäre. Auch war ja das bislang nicht ohne Erfolg geblieben. Richelieu hatte in den Spalt gegriffen, welcher in Folge der Gewaltherrschaft Wallensteins zwischen dem misleiteten Kaiser und den katholischen Kurfürsten klaffte. Richelieu hatte denselben weiter gerissen. Schon im Mai 1631,

noch vor dem Falle von Magdeburg, hatte der Kurfürst Maximilian von Bayern mit Frankreich ein Bündnis abgeschlossen zur gegenseitigen Hülfe. Aber die Hoffnung Richelieus, daß die Liga sich in Folge dessen von dem Kaiser absondern lasse, schlug völlig fehl. Maximilian hatte nicht diese Absicht.

Richelieu verfolgte dennoch seinen Plan, und wiederum der Schwede den seinigen. Der Eine wollte den Anderen gebrauchen für die eigenen Interessen. Es kam abermals darauf an, wer von beiden praktischer verfuhr. Sehen wir genauer zu, so hatte am Schlusse des Jahres 1631 der Schwede dem Franzosen bereits einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen. Gerade die Güter der Fürsten der Liga, die Richelieu schonen wollte, waren für den Schweden der nächste Preis der Beute. Sie waren nicht minder der Köder, den er den protestantischen deutschen Fürsten vorhielt, damit sie in seinen Kriegesruf vom evangelischen Wesen einstimmten, und durch ihre Consistorien und Theologen eben dasselbe evangelische Wesen ihren armen mishandelten Unterthanen vorpredigen ließen. In Wahrheit auch erkannte die Liga die Gefahr als die gemeinsame, und selbst, wenn sie gewollt hätte, konnte sie sich nicht absondern, konnte sie den Kaiser nicht allein lassen, weil Tilly sowohl der Feldherr des Kaisers war als der ihrige. Und Tillys Spruch besagte nicht bloß: nec a Deo, sondern auch: nec a Caesare. Der gerade ehrliche Sinn dieses Mannes kannte keine Winkelzüge und keine Halbheit. Er schlug in die willensschwache Zweideutigkeit des Kurfürsten von Sachsen mit dem Schwerte. Was half es der Liga, daß sie wünschte: Tilly hätte das lieber nicht gethan? — Es war geschehen. Die Liga verknüpfte auch ferner ihr Geschick mit demjenigen des Kaisers. Es traf alles ein nach dem Wunsche Gustav Adolfs. Nicht auf die kaiserlichen Erblande, wie Richelieu gehofft, warf sich der Schwede, sondern auf die Länder der Fürsten der Liga. Und doch wollte auch er bei seinem Plane beharren. Der Cardinal Richelieu, die Prälaten der römischen Kirche und wer immer sonst durften nicht glauben an einen Religionskrieg des Schweden.

Wir haben zu sehen, wie der Schwede es anfing diesen doppelten Weg zu gleicher Zeit zu gehen.

Der Anfang des Religionskrieges in Deutschland war schwer. Jedermann wußte oder konnte wissen, daß unter Wallensteins Officieren die Religion in der Habgier keinen Unterschied gemacht hatte. Wallenstein selbst war katholisch, Arnim lutherisch. Ob das Geld der gequälten Pommern in den katholischen oder den protestantischen Beutel floß, mochte für die Pommern einerlei sein: sie wurden mishandelt, und die Religion that nichts dazu. Von einem Religionsdrucke der Wallensteiner enthalten die Klagen, welche die gequälten Deutschen dem Kaiser zu Regensburg 1630 vorlegten, nicht eine Spur. Allzu klar und lebendig stand ferner das Benehmen Tillys und seiner Krieger vor Augen. Jedermann wußte oder konnte wissen und erfahren, daß die Lutheraner unter ihnen lutherische Feldprediger hatten. Man wußte ferner, wie man im dänischen Kriege unter dem Vorgeben der Religion mishandelt war. Wir haben gesehen, wie damals die conservativen Corporationen in Norddeutschland den

Religionskrieg verneinten, wie sie mit voller Entschiedenheit denselben zurückwiesen. Wir haben ferner gesehen, wie bei dem Friedensschlusse von Lübeck der Dänenkönig selbst mittelbar seine Lüge widerlegte, indem er sie fallen ließ.

Die Schwierigkeiten des Religionskrieges für den Schweden waren unleugbar sehr groß.

Dieser Ansicht entsprach der Empfang des Schweden auf deutschem Boden. Niemand hatte ihn gerufen, Niemand hieß ihn willkommen. Wir haben in Pommern und ferner gesehen, daß der Schwedenkönig im ersten Jahre seines Verweilens auf deutschem Boden mit seinem Vorgeben vom evangelischen Wesen und dergleichen Dingen geringen oder gar keinen Glauben fand. Man wußte, daß dieß evangelische Wesen nur eine Tünche war für das schwedische Interesse. Niemand nahm freiwillig die Schweden auf. Das Heer bestand, wie der König selbst es heim berichtet, nur durch Raub, Plünderung und Erpressung.

Inzwischen ward nichts versäumt das Wort vom Religionskriege und evangelischen Wesen oft und oft zu wiederholen. Gustav Adolf selbst gebraucht es unablässig. Er kennt ferner die Macht der Presse, die stille Macht der gedruckten Blätter, welche zu tausenden unter die Menschen geworfen in verschiedenen Weisen immer dasselbe sagen. Es macht doch Eindruck. Es haftet doch etwas. Wir sehen Flugschriften auftauchen in großer Zahl. Sie reden von Gideon und dergleichen Helden des alten Testamentes.[1] Wir finden sogar eine derselben mit der blasphemischen Hinweisung, daß Sued rückwärts deus heiße. Man erkannte aber von Seiten der schwedischen Partei sehr wohl das Hindernis, welches die Persönlichkeit Tillys selbst bereitete. Schon früh hatte die Partei oder diejenigen, welche in Deutschland im Interesse derselben arbeiteten, sich bemüht aus der Freundlichkeit und Milde selbst Nahrung für das Mistrauen zu saugen. „Denn ein furios katholischer Officier hat unverholen gesagt: je eifriger päpstlich sie seien, desto weniger müßten sie es noch zur Zeit sich merken lassen, sondern durch gelinde Mittel erst die Gemüther gewinnen und aller Orten sich versichern."[2] Es ist möglich und wahrscheinlich, daß Tilly selbst hier gemeint ist. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß er nach seiner Denkungsweise seinen Soldaten gesagt hat: sie möchten ihre Religion beweisen durch Milde gegen Andersgläubige. Also ja verfuhr er selbst in seiner Sorgfalt für das protestantische Kirchen- und Schulwesen in den Ländern, welche er besetzt hielt.

Tilly und das ligistische Heer machen überhaupt dieser schwedischen Partei manches Hindernis, welches sie denn mit größerem oder geringerem Geschicke je nach den Umständen zum Vortheile des Schweden zu drehen sucht. Eine heftige Flugschrift[3] fordert auf zum allgemeinen Kriege gegen die verteufelten Papisten. Nun haben aber die deutschen Evangelischen, sagt die Schrift, nicht einen Cavalier, der dem Tilly gewachsen wäre. Deshalb kann nur der König von Schweden der

[1] Freudenpost aus Usedom vom 25., 26., 27. Juni 1630.

[2] Hansischer Wecker, Flugschrift von 1629.

[3] Bericht und Beweis des trifftigen Effektes und Ausganges, welchen die Leipziger Schlacht u. s. w. 1631.

Führer sein. Im anderen Falle ist der Sieg den Papisten gewis. „Ja sagst du mir," fährt die Schrift fort, „wenn auch das alles gewis erfolgte: so sind gleichwohl die Ligisten so böse nicht." Und was erwiedert dagegen der schwedisch-evangelische Schreiber? Er hütet sich weislich zunächst auf das Thatsächliche dieses Einwandes einzugehen. Er beruft sich auf die Apocalypse 17, 18. Dort beschreibt der heilige Geist, sagt er, die große Blutdürstigkeit der babylonischen Hure, und diese ist nach aller Theologen Erkenntnis und unserem evangelischen Glauben gemäß der Papst. Dies kann die ganze Welt mit aller Klugheit und Macht so wenig ändern, als die ewigen Rathschlüsse Gottes. — Dennoch schlägt dem Schreiber das Gewissen, daß er doch auf jenen Einwand etwas zur Sache Gehöriges erwiedern müsse. „Und wenn schon," sagt er, „die papistischen Feinde mit Vorbedacht und aus Mitleid den armen Mann verschonen wollten: so können sie dennoch wegen der äußersten Noth des Krieges das nicht thun." Dieß mochte wahr sein; aber wer denn erregte den Krieg? Wer war die Ursache, daß nicht geschont werden konnte? —

Besonders setzen solche-Flugschriften es sich zum Ziel die Geistlichen zu stacheln. Erwägen wir, daß sonntäglich auf allen Kanzeln des deutschen Reiches für den Kaiser als die höchste Obrigkeit gebetet wurde: so ist mit Fug und Grund anzunehmen, daß damals, als der Schwede den deutschen Boden betrat, um, wie er den Deutschen sagte, den Religionskrieg zu bringen, die Mehrheit dieser Geistlichen ihrem Gebete entsprechend jede Auflehnung gegen den Kaiser misbilligt habe. Also hatten sie gethan zur Zeit des böhmischen Aufruhres, und weder Mansfeld, noch Christian von Braunschweig, noch der Dänenkönig hatten später Ursache und Grund gegeben diese Ansicht zu ändern. Die Meinung der Geistlichen des Braunschweiger Landes im Jahre 1625, daß es ihre Aufgabe sei den Religionskrieg gegen Tilly zu predigen, hatte sich durch die Thatsachen bald widerlegt, und das Jahr 1626 war noch nicht zu Ende, als bereits von denselben Kanzeln aus die Meinung des Religionskrieges widerrufen und nun nachdrücklich bekämpft ward. Wir vernehmen von der Partei, die im schwedischen Interesse arbeitete, im Jahre 1631 die Anklage:[1] „Die evangelischen Geistlichen haben den Papisten geholfen. Aus lauter Unwissenheit dessen, was des Kaisers ist oder nicht, haben sie gepredigt, gerufen und in die Welt geschrieen: die Evangelischen dürfen sich mit gutem Gewissen dem Kaiser mit Kriegesmacht nicht widersetzen. Das hat wahrlich Jedermann den Muth ganz niedergeschlagen." Es ist die Aufforderung fortan es anders zu machen.

Erst das Stratagem von Magdeburg mit dem furchtbar widerhallenden Rufe[2] der schwedischen Partei: „Daran mögen sich alle wankelmüthigen Evangelischen spiegeln, wie es ihnen ergeht, sofern sie sich nicht bald entweder kälter oder wärmer erweisen!" — dieß Stratagem mit solchem Rufe in die Welt mag

[1] Postillion an alle und jede evangelische Könige und Potentaten u. s. w. 1631. Gedruckt unter blauem Himmel, nicht weit von Straßburg.

[2] Salvius an den schwedischen Reichsrath bei Geijer III. 185.

einige Aenderung hervorgebracht haben. Durchgreifend war sie sicherlich nicht. Was auch konnte alles Geschrei von Befreiung helfen, wenn täglich der Augenschein lehrte, daß ein Söldner derselbe sei in Raub und Plünderung, mochte der Schwedenkönig selbst vor seinem Einbruche in Deutschland sie zusammen gelesen haben aus allerlei Völkern und Nationen, wie er sagt, mochte der Söldner von Wallenstein und Conti zu Gustav Adolf übergelaufen sein oder zurückkehren zu den Kaiserlichen. Kein ursprünglicher Bericht meldet, daß irgend eine deutsche Stadt in den nächsten Monaten nach dem Falle von Magdeburg den Schweden freiwillig aufgenommen, ihn gar willkommen geheißen habe. Wie seine Söldner vorher von Raub und Erpressung gelebt hatten: so thaten sie auch nachher.

Auf den Fall von Magdeburg folgte die Schlacht von Breitenfeld. Sie mag von vielen Theologen, deren Beruf gar leicht die Neigung erweckt die Schicksale der Menschen einem unmittelbar göttlichen Causalnexus zuzuschreiben und denselben erkennen zu wollen, — von vielen dieser Theologen als eine Art Gottesgericht für die Zerstörung von Magdeburg angesehen sein. Denn den wahren Zusammenhang derselben zu übersehen, waren ja doch so wenige im Stande. Dazu halfen nun zwei deutsche Fürsten mächtig mit. Namentlich erscholl von Kursachsen aus nach dieser Schlacht laut und heftig dieser schauerliche Ruf des Religionskrieges.[2] Der Kurfürst, der wenige Wochen zuvor noch geschwankt hatte, ob er seiner Pflicht gegen den Kaiser treu bleiben, ob er zum Schwedenkönige übertreten solle, bedurfte nun, nachdem er den letzteren Schritt gethan, einer Rechtfertigung desselben vor seinen Unterthanen. Er befahl dem Hofprediger Hoe ein Gebet abzufassen wider die Feinde Gottes und der Kirche. Hoe überbot sich. Er leistete Außerordentliches. Er übertraf selbst den Schwedenkönig. Es ist ein Gebet, wenn das Wort hier gestattet ist, zusammengestückt aus den ingrimmigsten Stellen der Rachepsalmen des alten Testamentes. „Zerstoße unsere Feinde wie den Staub vor dem Winde, räume sie hinweg wie den Koth von der Gasse! Gedenke doch, o Herr, daß der Feind, der Papst und sein Haufen dich den Herrn schmähen. Stürze das antichristliche Papstthum." In solchem Sinne ging es fort und fort. Der Kurfürst befahl, daß das ein Gebet sei. Er befahl ferner ein allgemeines Bet- und Danksagungsfest, und alle Kirchen des sächsischen Landes mußten widerhallen von diesen entsetzlichen Worten. Die kursächsischen Theologen konnten fernerhin nicht anders: auf den Befehl des Herrn, in dessen Hand sie standen, mußten sie den Religionskrieg predigen.

In gleicher Lage waren die Theologen von Hessen-Cassel. Diejenigen von ihnen, welche früher der Ansicht des alten Landgrafen Moritz zugethan gewesen waren, daß es Tillys Endabsicht sei Hessen-Cassel wieder lutherisch zu machen, mochten dabei in einigen Zweifel gerathen, ob die Predigt des Religionskrieges gegen die Katholiken oder die Lutheraner zu richten sei. Ward dadurch

[2] Arlanibaeus, arma S. p. 228 hat darüber die ausführlichste Nachricht.

die Frage erschwert: so war sie in anderer Beziehung leichter. Der von Schulden erdrückte, der in Wahrheit längst bankerotte Landgraf Wilhelm hatte selber durchaus mittellos, Söldner geworben. Sie wollten und mußten bezahlt sein. Im anderen Falle entliefen sie wieder oder wurden meuterisch. Die Stände gaben freiwillig nichts her. Brandschatzungen vom eigenen Lande einzutreiben war nicht thunlich. Deshalb mußte der Landgraf sofort über diejenigen Deutschen herfallen, welche unter katholischen Fürsten lebten. Mithin war der Religionskrieg da.

Eben dasselbe Verfahren beobachtete der Schwedenkönig im Frankenlande. Es war das erste katholische Land, welches er betrat, in welchem er dann verkündete, daß die Leiden der vorigen Jahre über Norddeutschland gekommen seien wegen der Religion, daß es darum ihm zustehe Rache dafür zu nehmen. Hier trat der Religionskrieg praktisch auf.

Der Erfolg entscheidet. Die Zahl der Eiferer in Norddeutschland für den Religionskrieg war im Wachsen. Es stiegen im Lutherthume Flugschriften derselben Art empor, wie zehn Jahre zuvor im Calvinismus. Man muß Gott mehr gehorchen, hieß es,[1] als den Menschen. Gustav Adolf ist hier Josua, Gideon, Matathias und wer immer sonst. Den Papst traf die volle Zornesgluth. Man sprach davon, Gustav Adolf werde nach Rom gehen und Rom zerstören. Man berief sich dafür auf die Apocalypse. Es ging eine Schrift aus: evangelischer Herzklopfer oder lutherischer Gewissenswecker im Anfange 1632. Es war eine Aufforderung an lutherische Soldaten der Liga ihren Eid zu brechen. „Es hilft auch hier Keinem, wenn er bei den Ligisten bleiben und vorwenden wolle: ich habe so lange gedient, und soll ich nun jetzt davonlaufen, mein Gelübde und meinen Eid brechen, meinen Namen an den Galgen schlagen lassen und also zu Schanden werden. Denn hast du lange gedient, so hast du wider dein Gewissen gethan und wider Gott und den christlichen Glauben gedient. Und selig bist du, wenn dich die Leute deshalb schmähen und verfolgen: es soll dir im Himmel wohl belohnet werden."

Der Krieg sollte und mußte nun ein Religionskrieg sein. Und merkwürdig ist dabei, daß man den Beweis doch immer nur hernimmt vom Restitutionsedicte.[2] Die Behauptung des Schweden, daß die Kriegsleiden der verflossenen Jahre wegen des protestantischen Bekenntnisses über Norddeutschland gekommen seien, wagte doch Keiner in die Welt hinein zu schreiben. Allzu klar lag es doch vor Augen, daß die lautesten Klagen gegen Wallensteins Erpressungen und Bedrückungen von katholischer Seite erhoben waren, daß die katholischen Kurfürsten zu Regensburg die Sache aller mishandelten Deutschen geführt hatten. Noch weniger konnte aus den Ländern, denen der Religionsfriede von Augsburg das protestantische Bekenntnis sicherte, eine Anklage auf irgend welchen Glaubensdruck gegen Tilly oder Wallenstein erhoben werden. Es war immer nur das

[1] Collegium Politicum über die Frage rc. 1632.

[2] Memorial ob die protestantischen Stände im Reiche u. s. w. 1632.

Restitutionsedict. Was denn hatte die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, welche der norddeutsche Bürger und Landmann im Herzen tragen sollte, zu thun mit dem Besitze von Bisthümern, Abteien und Klöstern für die Fürsten und Herren? Dennoch nahm dieß Geschrei zu. Man hörte die Predigt, daß sich in Sachen der Religion durchaus nicht lasse neutral sein oder zaudern; denn unser Herr Christus verwerfe ausdrücklich die Neutralität Luc. 8, wo er spricht: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich u. s. w.

Wo schwedische, kursächsische, hessen-casselische Waffen geboten, war fortan eine andere Redeweise der Geistlichen nicht mehr gestattet. Auch Arnim, derselbe Mann, der drei Jahre zuvor unter Wallenstein in Diensten des Kaisers den Bürgern von Stralsund es nachdrücklich verwiesen, daß sie ihren Widerstand zur Sache der Religion machen wollten, zog nun gegen den Kaiser raubend und plündernd durch das böhmische Land, mit dem Rufe: es gelte die Religion. Das meiste Gewicht auf diesen Ruf indessen legte persönlich Gustav Adolf. Wir haben gesehen, wie er auch katholische Geistliche zu Erfurt und Mainz zwang öffentlich für ihn zu beten. Ein Gleiches mußte geschehen in den Ländern der Kleineren, die sich mit ihm verbündeten. Auch dort mußten die Kirchen widerhallen von dem Rufe des Religionskrieges. Denn diese Bethörung der Gewissen, diese Verwirrung der Rechtsbegriffe bei dem armen deutschen Volke war das einzige Mittel einen Krieg gegen den Kaiser, gegen das geheiligte Oberhaupt, gegen den Schlußstein alles Rechtes im Reiche als erlaubt erscheinen zu lassen.

Und doch müssen wir wiederholen, daß das nicht so leicht war. Der Entschluß des Kurfürsten Johann Georg zur Vereinigung mit dem Schweden gegen Kaiser und Reich war darum noch keineswegs ein Entschluß der Sachsen mit ihm. Johann Georg führte seine Söldner dem Schweden zu: nicht darum auch sein Volk, nicht die conservativen Corporationen seines Landes. Wir sehen es aus den Folgen. Der wüste Traum des Religionskrieges dauerte für Sachsen nur vier Jahre, dann kam auch Johann Georg selbst zur Einsicht. Er war schon vorher dazu gekommen. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf schon im Januar 1632 zu Mainz es nöthig hielt die Friedensneigung seiner Bundesgenossen bei den anderen deutschen Fürsten, die ihn umgaben, zu verdächtigen. Johann Georg mochte andere Regungen in seinem Lande spüren. Als der Jahrestag der Schlacht bei Breitenfeld herannahte, fragte es sich um eine Feier desselben in Sachsen.[1] Man wollte lange nicht daran. Es gab in der Umgebung des Kurfürsten Männer genug, welche eine solche Feier ernstlich widerriethen. Hoe und die schwedische Partei setzten sie dennoch durch. Die Schweden erlangten noch mehr. Ungeachtet des Bruches mit dem Kaiser dauerte in allen Kreisen des Sachsenlandes das sonntägliche Gebet für den Kaiser fort als die höchste Obrigkeit. Die Schweden eiferten dagegen. Es gelang ihnen den Oberhofprediger Hoe zu gewinnen. Er ging seinem kirchlichen Befehle mit seinem Beispiele voran. Er bewies in einer Predigt ausführlich die Grausamkeit und

[1] Beilage LXXXI.

die Frage erschwert: so war sie in anderer Beziehung leichter. Der von Schulden erdrückte, der in Wahrheit längst bankerotte Landgraf Wilhelm hatte selber durchaus mittellos, Söldner geworben. Sie wollten und mußten bezahlt sein. Im anderen Falle entliefen sie wieder oder wurden meuterisch. Die Stände gaben freiwillig nichts her. Brandschatzungen vom eigenen Lande einzutreiben war nicht thunlich. Deshalb mußte der Landgraf sofort über diejenigen Deutschen herfallen, welche unter katholischen Fürsten lebten. Mithin war der Religionskrieg da.

Eben dasselbe Verfahren beobachtete der Schwedenkönig im Frankenlande. Es war das erste katholische Land, welches er betrat, in welchem er dann verkündete, daß die Leiden der vorigen Jahre über Norddeutschland gekommen seien wegen der Religion, daß es darum ihm zustehe Rache dafür zu nehmen. Hier trat der Religionskrieg praktisch auf.

Der Erfolg entscheidet. Die Zahl der Eiferer in Norddeutschland für den Religionskrieg war im Wachsen. Es stiegen im Lutherthume Flugschriften derselben Art empor, wie zehn Jahre zuvor im Calvinismus. Man muß Gott mehr gehorchen, hieß es,[1] als den Menschen. Gustav Adolf ist hier Josua, Gideon, Matathias und wer immer sonst. Den Papst traf die volle Zornesgluth. Man sprach davon, Gustav Adolf werde nach Rom gehen und Rom zerstören. Man berief sich dafür auf die Apocalypse. Es ging eine Schrift aus: evangelischer Herzklopfer oder lutherischer Gewissenswecker im Anfange 1632. Es war eine Aufforderung an lutherische Soldaten der Liga ihren Eid zu brechen. „Es hilft auch hier Keinem, wenn er bei den Ligisten bleiben und vorwenden wolle: ich habe so lange gedient, und soll ich nun jetzt davonlaufen, mein Gelübde und meinen Eid brechen, meinen Namen an den Galgen schlagen lassen und also zu Schanden werden. Denn hast du lange gedient, so hast du wider dein Gewissen gethan und wider Gott und den christlichen Glauben gedient. Und selig bist du, wenn dich die Leute deshalb schmähen und verfolgen: es soll dir im Himmel wohl belohnet werden."

Der Krieg sollte und mußte nun ein Religionskrieg sein. Und merkwürdig ist dabei, daß man den Beweis doch immer nur hernimmt vom Restitutionsedicte.[2] Die Behauptung des Schweden, daß die Kriegsleiden der verflossenen Jahre wegen des protestantischen Bekenntnisses über Norddeutschland gekommen seien, wagte doch Keiner in die Welt hinein zu schreiben. Allzu klar lag es doch vor Augen, daß die lautesten Klagen gegen Wallensteins Erpressungen und Bedrückungen von katholischer Seite erhoben waren, daß die katholischen Kurfürsten zu Regensburg die Sache aller mishandelten Deutschen geführt hatten. Noch weniger konnte aus den Ländern, denen der Religionsfriede von Augsburg das protestantische Bekenntnis sicherte, eine Anklage auf irgend welchen Glaubensdruck gegen Tilly oder Wallenstein erhoben werden. Es war immer nur das

[1] Collegium Politicum über die Frage rc. 1632.
[2] Memorial ob die protestantischen Stände im Reiche u. s. w. 1632.

Restitutionsedict. Was denn hatte die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, welche der norddeutsche Bürger und Landmann im Herzen tragen sollte, zu thun mit dem Besitze von Bisthümern, Abteien und Klöstern für die Fürsten und Herren? Dennoch nahm dieß Geschrei zu. Man hörte die Predigt, daß sich in Sachen der Religion durchaus nicht lasse neutral sein oder zaudern; denn unser Herr Christus verwerfe ausdrücklich die Neutralität Luc. 8, wo er spricht: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich u. s. w.

Wo schwedische, kursächsische, hessen-casselische Waffen geboten, war fortan eine andere Redeweise der Geistlichen nicht mehr gestattet. Auch Arnim, derselbe Mann, der drei Jahre zuvor unter Wallenstein in Diensten des Kaisers den Bürgern von Stralsund es nachdrücklich verwiesen, daß sie ihren Widerstand zur Sache der Religion machen wollten, zog nun gegen den Kaiser raubend und plündernd durch das böhmische Land, mit dem Rufe: es gelte die Religion. Das meiste Gewicht auf diesen Ruf indessen legte persönlich Gustav Adolf. Wir haben gesehen, wie er auch katholische Geistliche zu Erfurt und Mainz zwang öffentlich für ihn zu beten. Ein Gleiches mußte geschehen in den Ländern der Kleineren, die sich mit ihm verbündeten. Auch dort mußten die Kirchen widerhallen von dem Rufe des Religionskrieges. Denn diese Bethörung der Gewissen, diese Verwirrung der Rechtsbegriffe bei dem armen deutschen Volke war das einzige Mittel, einen Krieg gegen den Kaiser, gegen das geheiligte Oberhaupt, gegen den Schlußstein alles Rechtes im Reiche als erlaubt erscheinen zu lassen.

Und doch müssen wir wiederholen, daß das nicht so leicht war. Der Entschluß des Kurfürsten Johann Georg zur Vereinigung mit dem Schweden gegen Kaiser und Reich war darum noch keineswegs ein Entschluß der Sachsen mit ihm. Johann Georg führte seine Söldner dem Schweden zu: nicht darum auch sein Volk, nicht die conservativen Corporationen seines Landes. Wir sehen es aus den Folgen. Der wüste Traum des Religionskrieges dauerte für Sachsen nur vier Jahre, dann kam auch Johann Georg selbst zur Einsicht. Er war schon vorher dazu gekommen. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf schon im Januar 1632 zu Mainz es nöthig hielt die Friedensneigung seiner Bundesgenossen bei den anderen deutschen Fürsten, die ihn umgaben, zu verdächtigen. Johann Georg mochte andere Regungen in seinem Lande spüren. Als der Jahrestag der Schlacht bei Breitenfeld herannahte, fragte es sich um eine Feier desselben in Sachsen.[1] Man wollte lange nicht daran. Es gab in der Umgebung des Kurfürsten Männer genug, welche eine solche Feier ernstlich widerriethen. Hoe und die schwedische Partei setzten sie dennoch durch. Die Schweden erlangten noch mehr. Ungeachtet des Bruches mit dem Kaiser dauerte in allen Kreisen des Sachsenlandes das sonntägliche Gebet für den Kaiser fort als die höchste Obrigkeit. Die Schweden eiferten dagegen. Es gelang ihnen den Oberhofprediger Hoe zu gewinnen. Er ging seinem kirchlichen Befehle mit seinem Beispiele voran. Er bewies in einer Predigt ausführlich die Grausamkeit und

[1] Beilage LXXXI.

die blutdürstigen Plane der Gegner, und ließ dann den Namen des Kaisers aus der Gebetsformel weg. Die Zuhörer vernahmen es mit höchster Verwunderung.

Also lautet der Ausdruck des schwedischen Residenten in Dresden, nach welchem wir berichten. Ob nicht ein deutscher Mann einen stärkeren Ausdruck für die Gefühle der Zuhörer gefunden haben dürfte? Indem wir eine solche Frage aufwerfen, fällt uns die Pflicht zu das Recht für die Erhebung derselben zu beweisen. Unser Recht stützt sich auf die Berichte über den Zustand des sächsischen Heeres, und zwar auf die Berichte von dem schwedischen Agenten selbst, der den Hoftheologen Hoe zu solchen Predigten bewogen hat.

Das sächsische Heer, sagt er [1] im März 1632, ist in einem sehr übelen Zustande. Man meint, daß es sich nach Schlesien wenden solle. Geschieht das, so werden sie in Schlesien haushalten, wie in Böhmen. Sie werden alles kahl machen und das Land in die äußerste Verwirrung bringen. In Böhmen sind Adlige und Unadelige ohne Unterschied ihres Vermögens beraubt. Was von Vorrath da gewesen ist von Korn und Wein, das haben die Officiere entweder verzehrt oder ausgeführt und verkauft. Unterdessen sind die gemeinen Soldaten von Hunger und böser Behandlung weggestorben, wie die Fliegen. Die noch Uebrigen sind krank und unzufrieden. Die Städte sind ausgeplündert. Das einst so prächtige Prag ist nunmehr ein Dorf oder ein lediger Steinhaufen geworden. Das Volk von Böhmen hat das Heer des Kurfürsten mit Zuneigung aufgenommen. Diese Zuneigung hat sich in Folge des Benehmens dieses Heeres verwandelt in tödtlichen Haß, in Verachtung und den Wunsch der Rache.

Immerhin ließe sich erwiedern: das war in Feindesland. Es handelt sich um Sachsen selbst, wie dort das Heer des Kurfürsten sich betrug. Auch dieß erfahren wir von dem schwedischen Agenten. [2] Die Soldaten des Kurfürsten, sagt er, plündern die eigenen Häuser desselben. Sie richten Adel und Hausmann zu Grunde. Das Land ist voll Wehklagens. Die Weiber der Soldaten führen die Bauern vom Lande mit zu Markte. Dort suchen die Weiber sich aus, was sie begehren und was zu haben ist, sei es zum Luxus, sei es zum Bedürfnis, bedingen den Preis und lassen die Bauern zahlen. Die Soldatenweiber bekennen selbst, daß sowie es hier geschieht, der Feind noch an keinem Orte gehaust hat. Die Geistlichen vermahnen dagegen; aber Niemand von den Söldnern kümmert sich darum.

So war die Lage der Dinge im Sachsenlande im Sommer 1632. Der Hofprediger Hoe sah das mit eigenen Augen rund um sich her. Und dennoch hatte dieser Mann den ehernen Muth und die eherne Stirn zu predigen vom Religionskriege, und dafür sich zu berufen auf die Grausamkeit der Kaiserlichen! Wir wiederholen die Frage: welche Gefühle mußten bei solcher Predigt, und bei dem Ziele dieser Predigt, der Weglassung des Gebetes für die höchste Obrigkeit, in den Herzen der Hörer sich regen? So viel auf jeden Fall stellt sich dar

[1] Beilage LXXXII.
[2] Beilage LXXXIII.

als unzweifelhaftes Ergebnis, daß in Sachsen nach einem Jahre des Krieges das Wort Religionskrieg gegen den Kaiser noch keineswegs in Blut und Leben des Volkes übergegangen war, daß dem Worte nicht die Kraft ingewohnt hatte die Ehrfurcht vor dem Namen und der Würde des Kaisers, dem Quell des Rechtes im Reiche zu bewältigen.

Und doch ist dieß nur ein geringeres Anzeichen der Stimmung, wenn verglichen mit dem wichtigeren.

Wenn die Deutschen der Zeit in denjenigen Ländern, deren Fürsten den Religionskrieg proclamirten, selbst erkannt hätten, daß der Kaiser, die Jesuiten und wen immer sonst man nennen mochte, die heiligsten menschlichen Güter, die Religion und die Freiheit bedroheten: so hätte sich bei diesen Theilen der deutschen Nation irgend eine Opferwilligkeit für diesen Kampf um diese heiligsten Güter finden müssen. Wir suchen danach. Es ist vergeblich. Eine Opferwilligkeit, ein selbstthätiger Eifer irgend welcher Art ist nicht vorhanden, weder vor der Ankunft des Schwedenkönigs, noch nach derselben. Die Nation läßt den Krieg an sich führen; aber sie führt ihn nicht mit. Sie leidet geduldig, was sie nicht ändern kann. Die Grundzüge der deutschen Nation zu jener Zeit sind leider aller Orten und immer dieselben wie in Magdeburg. Die conservativen Corporationen erkennen die Sachlage so klar, wie wir sie erkennen; aber es fehlt ihnen aller selbständige Muth und alle Kraft. Der große Haufe dagegen weiß nicht was er thut. Er wird bethört, verlockt von einigen Stimmführern, welche die Dinge darstellen nicht wie sie sind, sondern wie es der Vortheil jener erheischt, welche der Sehnsucht des Volkes nach einer Erleichterung von seinen Bedrängnissen diejenigen Rettungsmittel vorspiegeln, die den Jammer und das Elend nur noch steigern. Der Haufe schreit mit in seiner trostlosen Bethörung, und schreit so lange, bis an ihn selbst die Forderung ergeht Opfer zu bringen für seine vermeintliche Rettung. Dann wandeln sich die Dinge. Der Eifer ist erstorben. Nicht von sich selber will man etwas erwarten, sondern alles von Anderen. Von der wahren Begeisterung, die Alles wagt, um Alles zu gewinnen, ist da keine Spur. Man will Religion und Freiheit den Söldnern verdanken, die jeder ruhige und friedliche Bürger mit Furcht und Entsetzen betrachtet. Die Freiheit, welche Söldner bringen, ist sehr wurmstichig.

Treten wir jedoch näher herzu und fragen: wo denn ist der Glaubensretter Gustav Adolf mit Jubel und Entzücken aufgenommen und begrüßt? Weder Erfurt, noch Frankfurt öffnen eher ihm die Thore, als nach dem sehr deutlichen, sehr ausdrücklichen Fingerzeige auf die Kanonen. Hat sich diese Furcht bei seinem Eintritte sofort in Jubel verkehrt? Wenn das ist, wie es allerdings die schwedischen Geschichtschreiber über Frankfurt berichten: so gilt dieser Jubel zu nicht geringem Theile der persönlichen Erscheinung des Schwedenkönigs. Er ragte an geistiger und körperlicher Begabung vor allen Männern hervor. Er, der berühmte Kriegesheld, der den alten, bis dahin unüberwindlichen Tilly geschlagen, nicht bloß ein Kriegesheld, sondern zugleich ein König mit dem vollen Anstande eines Königs, brachte grüßend und lächelnd in den Straßen von

Frankfurt den Hut nicht wieder auf das Haupt. Eine solche Königskunst hat bei dem Volke noch niemals ihren Dienst versagt.

Ob dagegen der Rath und die besonnenen Bürger von Frankfurt, denen nie ein kaiserlicher Feldherr eine Zumuthung irgend einer Art gemacht, welche dagegen den schwedischen Kanonen ihre Thore hatten öffnen müssen, welche demnächst sich zu Eiden der Treue für diesen Schweden und seine Kanonen verpflichten sollten: ob auch denen leicht gewesen sei bei dem Gedanken an den Glaubenshelden, der sie, die bis dahin ruhig am Ufer zuschauend gestanden, mit hineinriß in die wilden Wirbel seines Krieges: das ist eine Frage, die sich auch ohne spezielle Nachricht beantworten läßt aus dem allgemeinen menschlichen Gefühle.

Denn wenn auch immer die conservativen Corporationen im Bereiche schwedischer Waffen schweigen mußten bei dem Rufe des Religionskrieges: so stimmten sie darum doch nicht ein. Und diejenigen, welche noch nicht im Bereiche derselben waren, wagten wenigstens noch so lange zu reden. Wir haben die einstimmige Antwort der Stände von Ostfriesland gehört. Wir haben die einhellige Meinung der Ritter und Landschaft von Hessen-Darmstadt vernommen. Sie waren alle lutherisch. Von einem Religionskriege wußten sie nichts. Sie waren für den Kaiser und gehorchten dann nur der schwedischen Gewalt, der Furcht vor den schwedischen Kanonen. Diese und nur sie sind der Schlüssel des Religionskrieges der Deutschen gegen den Kaiser, gegen sich selbst, gegen ihre Einheit und ihre Freiheit.

So stand der Schwedenkönig zu den deutschen Protestanten.

Daß man von katholischer Seite jeden Gedanken eines Religionskrieges bis gegen Ende des Jahres 1631 zurückwies, liegt nahe. Gustav Adolf hatte in seinen Schriften an den Kaiser, an die Kurfürsten, in seinen Manifesten, aus den bekannten Gründen der Religion nicht gedacht. Er war für den Kaiser und sämmtliche Kurfürsten zu Regensburg im Sommer 1630 der Reichsfeind, der ohne gegebene Ursache, selbst ohne eigentliche Kriegserklärung, die der Schwede unterließ, um nicht der Religion erwähnen zu müssen, auf deutschen Boden einbrach und sofort mit Gewalt gegen den Herzog von Pommern begann. Auch nachher kam bei dem Kaiser und den katholischen Kurfürsten der Gedanke des Religionskrieges noch lange nicht auf. Noch im Sommer 1631 schrieb der Mainzer Kurfürst an denjenigen von Sachsen: er möge verhüten, daß ein Zwiespalt im Reiche entstehe, daß Katholiken und Lutheraner feindlich sich trennten. Die Möglichkeit einer Verbindung des Kursachsen mit Schweden lag damals schon vor; aber sie war unwahrscheinlich, weil der kursächsische Gesandte zu Regensburg Theil genommen hatte an dem Beschlusse, welcher den Schweden für den Reichsfeind erklärte.

Erst der Einbruch des Königes ins Frankenland, seine Besitznahme von Würzburg für die Krone Schweden rief die Besorgnisse des eigentlichen Religionskrieges wach. Indem der lutherische König sich zum Herzoge von Franken erklärte, den Eid der Huldigung erzwang, verband sich mit einem solchen Acte

unmittelbar der Gedanke, daß der Schwedenkönig das Land lutherisch machen würde. Also entsprach es, wenn der König rechtmäßiger Inhaber des Frankenlandes war, oder als solcher anerkannt wurde, dem Rechte des Religionsfriedens von Augsburg: cujus regio, ejus religio. Der König gebot nicht die sofortige Protestantisirung; allein die Maßregeln in Würzburg, in Mainz waren danach getroffen, daß nur dieses das Ergebnis sein konnte. Er ordnete protestantische Consistorien an. Es geschah nicht bloß dort, wo er selbst sich aufhielt. Er schickte aus Frankfurt a. M. den schwedischen Bischof Bedrid von Linköping nach Halberstadt, damit er dort die reine Religion nach der unveränderten Confession von Augsburg herstelle.[1]

Es war nach den Schritten des Königs in den katholischen Gegenden des deutschen Reiches nicht mehr zweifelhaft: der Religionskrieg war da.

Und man wolle doch hier den Unterschied beachten, der statt hatte zwischen dieser Absicht, diesen Planen des Schwedenkönigs, seinem Streben überhaupt und demjenigen des Kaisers und der Liga. Weder der Kaiser, noch die Liga hatten jemals den Protestantismus anders gefährdet, als gemäß dem bestimmten Gesetze des Religionsfriedens von Augsburg. Sie hatten das Restitutionsedict erlassen. Es war ein politischer Fehler, unzweifelhaft, ein arger Misgriff. Allein es war nicht mehr als das. Sie stützten sich dafür auf den Buchstaben des Rechtes. Einen Religionskrieg hatten sie dadurch weder erregt, noch erregen wollen. Sie wiesen eine solche Anklage von sich ab, und subjectiv mit Recht.

Anders der Schwede Gustav Adolf. Er hatte, um in katholischen Ländern des deutschen Reiches den Protestantismus zu verkünden, kein anderes Recht, als dasjenige der Waffen, die Gewalt des Schwertes. Indem er seine Maßregeln so traf, daß die Würzburger, die Mainzer in den Protestantismus hinein gedrangsalt werden sollten, gab er dem Kaiser, der Liga und allen Katholiken das Recht gegen ihn die begründete Anklage des Religionskrieges zu erheben.

Es geschah sofort, sowohl von den Häuptern, als den Einzelnen. Frankreich füllte sich mit flüchtigen Jesuiten aus Deutschland.[2] Sie erhoben dort gegen den Schweden die laute Anklage der Verfolgung. Die Franzosen murrten, daß ihr König einem solchen Bedränger der katholischen Kirche Beistand gäbe. Hier kam es für Gustav Adolf und seine Freunde darauf an der bösen Nachrede entgegen zu wirken.

Zuerst schickte Gustav Adolf von Höchst aus noch im November 1631 einen Gesandten nach Frankreich.[1] Der König von Schweden, also mußte dieser Bote berichten, habe mit den Ligisten gern Frieden zu halten gewünscht; aber die Liga habe nicht gewollt. Das sei der Grund, weshalb der König ins Priesterland habe einbrechen müssen. Der Gesandte soll Acht geben, wie der französische König Ludwig das aufnimmt. Er soll ausführen, wie der Schwedenkönig

[1] Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover; ut sinceram Religionem in Confessione Augustana invariata comprehensam restitueret.

[2] Theatrum Europ. II. 485 *.

[3] Geijer III. 203. 28. Nov. 1631.

anders die Tractaten mit Frankreich nicht habe vollziehen, die unterdrückten Fürsten und Städte nicht herstellen können. Er soll versichern, daß der König der Religion wegen Niemand verfolge. In gleicher Weise hatte der König in Würzburg Reden gehalten an seine Officiere. Die Reden waren nicht bestimmt Geheimnisse zu bleiben.

Indessen war es doch immer eine schwere Aufgabe zugleich die protestantischen Deutschen und die katholischen Franzosen zu täuschen. Gustav Adolf fand Hülfe dabei in den hochmögenden Generalstaaten von Holland.

Sie hatten Mühe gehabt ihr Schmollen gegen den König wegen seiner hohen Zölle zu überwinden. Auch die Meldung des Königs, daß sein Krieg lediglich das Interesse der Holländer im Auge habe, lediglich bezwecke den deutschen Kaiser von der Ostsee abzuhalten, hatte sie noch nicht völlig beruhigt. Allmählig endlich ließen sie sich doch durch die Vorstellung bewegen, daß sein Krieg ihnen sehr nützlich sei, um den deutschen Kaiser von der Ostsee abzuhalten, und daß er dazu der Zölle bedürfe.[1] Die Hochmögenden bewilligten dem Schweden eben so viel wie früher dem Dänen, nämlich 50,000 Gulden monatlich, gaben zuweilen noch eine Zulage und zahlten pünktlich nach ihrer Art. Je weiter der König in Deutschland eindrang, desto mehr freuten sie sich, desto eifriger auch trieben sie ihn an. Im Januar 1632 schickten auch sie nach Mainz zu dem Gewaltigen des Augenblickes einen Gesandten. Die Instruction desselben ist merkwürdig für die Lage der Dinge.

Es ist nun aller Welt kundig, sagen die Hochmögenden, daß Spanien und das Haus Oestreich sich seit langer Zeit geeinigt haben, um zuerst eine absolute Regierung in Deutschland einzuführen und dann anderen Königen und Fürsten von Europa Gesetze vorzuschreiben. Diese Plane von Spanien und Oestreich zur Verwirrung der Christenheit hören niemals auf, und werden seiner Zeit auch gegen Schweden wieder ausbrechen. Deshalb muß die günstige Gelegenheit benutzt werden Spanien und Oestreich so zu dämpfen, daß man die Macht derselben fernerhin nicht mehr zu fürchten nöthig hat. Darum geben die Hochmögenden dem Könige zu bedenken, ob er nicht die Freiheit des betrübten Deutschlands völlig herstellen und die Spanier aus dem Reiche treiben will. Sie wünschen darüber wie über seine Kriegsplane die ferneren Entschließungen des Königs zu vernehmen.

Es sind dieselben Generalstaaten, gegen die Tilly von Anfang bis zu Ende seiner Laufbahn seine Kriegsherren mahnend aufgerufen hat: wo man nicht dort am Heerde das Feuer lösche, so werde es nie gelöscht.

Zu diesem Zwecke haben die Hochmögenden, also berichten sie dem Schweden, auch an den französischen König einen Gesandten geschickt, um denselben mehr und mehr zum gemeinen Besten der Christenheit und zur Fortdauer seiner Unterstützung an den König Gustav Adolf anzufeuern. Zugleich hat der Gesandte den Auftrag die düsteren Gerüchte zu beseitigen, die von einigen ausgestreut

[1] Aitzema III.[b] p. 192. cf. Londorp. IV. 214.

würden, als sei es die Absicht die römisch-katholische Religion in Deutschland zu ändern oder zu unterdrücken, und ferner, als dächten die Hochmögenden selbst an Unterhandlungen mit Spanien zum Frieden.

Und obwohl es ja offenkundig ist, sagen die Generalstaaten,[1] daß die Spanier durchgängig solche Listen und Kunstgriffe zu ihrem Vortheile zu gebrauchen suchen, obwohl es ja genugsam vorliegt, daß der Krieg in Deutschland nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg, und zwar gegen das Haus Oestreich ist, und daß der König zum allgemeinen Besten darin so löblich wie rechtmäßig verfahre: so möge doch der König nach seiner hohen Weisheit erwägen, ob er nicht gut finde derartige Kunstgriffe, die man bei Frankreich übe, abzuschneiden, und den Feinden jegliche Gelegenheit und Vorwand zu benehmen, wodurch dieselben zwischen dem Schwedenkönige und Frankreich Mistrauen auszusäen trachten.

Wie so grell tritt uns auch bei diesen Hochmögenden der Zwiespalt ihrer Worte entgegen, je nachdem an welche Personen sie gerichtet waren! Von dem böhmischen Aufruhre an hatte Niemand in Deutschland für die Protestanten so eifrig den Religionskrieg gepredigt, als die Emissäre und Söldlinge der Hochmögenden. Damals bedurften sie dieses Mittels, um Deutschland in Flammen zu setzen. Nun war ein anderes gefunden: der Schwede, der vor Frankreich seinen Religionskrieg nicht offen aussprechen wollte, um nicht die Franzosen zu erzürnen. Und sofort sehen wir die Hochmögenden bereit das Wort vom Religionskriege, welches sie früher gepredigt, wo es erlogen war, nun wo es zur Wahrheit geworden war, eine spanische und östreichische Erfindung nennen.

Es wäre seltsam, wenn diese Politiker, die Hochmögenden und der Schwedenkönig, selbst einander Glauben bewiesen, nicht sich gegenseitig zu täuschen gesucht hätten. Nicht also standen sie zu einander. Indem die Hochmögenden auf die Spanier die Anklage des falschen Vorgebens von einem Religionskriege brachten, bemerkten sie dem Schweden weiter: Spanien streue auch das Gerücht aus, als stehe es mit den Hochmögenden in Unterhandlung über den Frieden. Der König Gustav Adolf möge das nicht glauben, sagten sie, es sei daran kein wahres Wort. Viel eher sei es ihre Absicht die spanische Macht einmal für immer gänzlich niederzuwerfen, namentlich, wenn der Schwedenkönig seine Siege verfolge.

In derselben Zeit hatte die Infantin zu Brüssel den Hochmögenden Unterhandlungen angeboten.[2] Die Hochmögenden überlegten, ob sie diesen Weg versuchen sollten. Sie waren mit Entwürfen dazu in derselben Zeit beschäftigt, als sie den Schweden baten solche böswillige Gerüchte, welche die Spanier ausstreuten, nicht zu glauben. Daß der kluge Schwedenkönig die Lüge seiner Freunde nicht durchschaut haben sollte, ist sehr unglaublich. Aber man pflegte einander darin etwas zu gute zu halten. Der Schwedenkönig entließ den Holländer mit

[1] Beilage LXXXIV.
[2] Aitzema III.[b] p. 54 ff.

dem Auftrage einer näheren Verbindung zwischen den Generalstaaten und Schweden. Allein die Niederländer befanden sich besser bei der Neutralität, wie sie ihr Benehmen nannten.

An dieser Neutralität haben die Holländer auch fernerhin festgehalten. Den ganzen langen Krieg hindurch, zu dessen Beginn sie am eifrigsten den Zunder herzugetragen, haben sie einen Theil der Beute, welche sie von den Spaniern gewannen, oder von den wehrlosen deutschen Nachbaren als Kontribution erhoben, dazu angewendet, um fortdauernd die Söldner in Deutschland gegen den Kaiser und die Nation zu bezahlen. Sie sind dem Principe treu geblieben den Kriegsbrand zu schüren fort und fort, und niemals dafür ihrerseits durch allzu offenes Hervortreten in die Gefahr eines eigenen Schadens zu kommen. Dieß konnte geschehen, weil die Warnungen und Mahnungen des alten Tilly gegen diese holländischen Verderber bei seinen Kriegsherren ungehört verschollen.

Die Holländer bemühten sich bei Ludwig XIII. von Frankreich darzustellen, daß der Krieg des Schweden in Deutschland ein politischer Krieg gegen das Haus Oestreich sei, der mit der Religion nichts zu thun habe. Gleichzeitig feierte auch Gustav Adolf selber nicht. Er kannte die Macht der Worte, der geredeten, der geschriebenen, der gedruckten zum Guten, wie zum Schlimmen. Er hatte sich ihrer bedient von Anfang an, um die öffentliche Meinung in Deutschland irre zu führen. Er hatte sich Jahre lang vor seinem Einbruche in das Reich als den Josua des Protestantismus ankündigen lassen. Die Dinge lagen nun derartig, daß auch die öffentliche Meinung in den romanischen Ländern, besonders in Frankreich irre zu leiten nothwendig erschien. Wir haben bereits berührt, wie der Schwede zu diesem Zwecke sich den calvinischen Genfer Professor Spanheim erkor. Der Professor führte vor den Franzosen ein sehr nachdrückliches und lautes Wort. Hören wir ihn selber reden.[1]

„Nach der Schlacht bei Breitenfeld schrie man Feuer über Feuer. Und obwohl dieser Krieg lediglich entzündet war durch den maßlosen Ehrgeiz des Hauses Oestreich, welches mit eisernem Scepter über die armen Deutschen herrschen, welches eine bedingte Abhängigkeit in eine maßlose Sclaverei verwandeln wollte, welches zu diesem Zwecke sich befliß den Deutschen alle Mittel des Widerstandes zu entreißen und ihnen nichts übrig zu lassen, als Klagen: so riefen doch die Parteigänger des Hauses Oestreich aller Orten aus, daß es sich handele um die katholische Religion, daß es um sie geschehen sei, daß man schleunig herbeieilen müsse das Feuer zu dämpfen. Die Erfahrung widerlegte sie aller Orten; aber sie kehrten sich nicht daran. Namentlich suchten sie das dem französischen Könige vorzustellen. Es half ihnen nicht. Frankreich war allzu fest vom Gegentheile unterrichtet und überzeugt. Frankreich hätte sich ja niemals zu Gunsten des Schwedenkönigs eingelassen, wenn es nicht in seine Plane und seine Bewegungen eingeweiht gewesen wäre."

Das ist, wir wiederholen es, der Grundgedanke des Soldat suédois, den

[1] Soldat Suédois I. 196.

Gustav Adolf in Genf schreiben ließ. Derselbe kehrt wieder[1] in den verschiedensten Gestaltungen: der Krieg hat mit der Religion nichts zu thun.

Also verbreitete man es in Frankreich und Italien. Auch war das nicht ohne Erfolg, zumal an solchen Orten, wo man wünschte, daß es wahr sein möchte. Zunächst in Italien. Es thut sich uns da ein seltsamer Gegensatz auf. Die schwedisch-protestantischen Flugschriften in Deuschland wiederholen einmüthig: der König Gustav Adolf sei des Papstes und der Cardinäle abgesagter Feind. In demselben Sinne predigt in Dresden Hoe von Hoenegg. Ein neuer Römerzug[2] erfüllt die Köpfe der schwedisch-protestantischen Theologen. Alle Streitigkeiten, die nur je ein Kaiser mit dem Papst gehabt, werden in Luthers Sinne wieder erzählt, um den Fanatismus zu stacheln, um den Wunsch hervorzurufen: der Tag der Rache sei gekommen, es gelte Rom. Katholische Domkirchen hallten wieder von dem Singen schwedischer Söldner: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord" u. s. w.

Wir werden auf das Verhältnis des Schweden Gustav Adolf zu dem Türken nachher zurückkommen, und sehen, ob es freundlich, ob feindlich.

Aber Urban VIII. im Vatican?

Urban VIII. ist französisch gesinnt gegen den Kaiser. Die weltliche Politik streitet in ihm mit der kirchlichen. Die Leidenschaft jener gibt ihr das Uebergewicht. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Vertrag von Bärwalde zwischen Richelieu und Gustav Adolf ihm vorgelegt, von ihm genehmigt ist. Auf diesen Vertrag gestützt, konnte Urban mit Richelieu sagen: der Krieg des Schweden habe mit der Religion nichts zu thun. Dennoch ist Urban VIII. wieder im Schwanken. Als Tilly Magdeburg erobert, sieht Urban VIII. das an als einen Sieg über die Feinde der katholischen Kirche. Er freut sich darüber. Er bringt dem alten Feldherrn seinen Glückwunsch dar, und betrachtet den Brand der Stadt als die Strafe Gottes über sie.[3]

Als die Gefahr näher rückt, schickt der Kaiser Ferdinand einen Gesandten zu ihm. Die spanischen Cardinäle fordern ein allgemeines Bündnis wider den Schweden.[4] Urban läßt sie nicht mehr vor. In ihrem Namen tritt der Cardinal Vidone zu dem Papste. Urban erklärt: er sei zu jedem Bündnisse für die katholische Religion bereit. Das betreffe jedoch nicht den König von Schweden. „Bei ihm," sagt Urban VIII., „handelt es sich nicht um die Religion. Er verfolgt die Katholiken nicht. Und wenn er gegen die östreichischen Katholiken Krieg führt, so führt er ihn nicht deswegen, weil sie katholisch sind, sondern weil sie die Protestanten zuerst beraubt haben. Wenn wir sähen, daß der König aus Haß gegen die katholische Religion die Vernichtung der Katholiken beabsichtigt,

[1] a. a. O. S. 341. 361. 389 und sonst.

[2] Der neu Römerzug das ist Discurs ob d. K. M. zu Schweden u. s. w. 1632. Discursus ob zu vermuthen sei, daß sich der kleine Hauf der Christen u. s. w. 1632.

[3] Beilage LXXXV.

[4] Söltl III. 293. Man vgl. Ranke, Päpste II., ferner auch Chemnitz S. 296. Soldat suédois I. 361.

so würden wir, ohne uns deswegen bitten zu lassen, gehandelt haben nach dem Beispiele unserer Vorfahren. Nicht die Religion ist hier in Gefahr. Was die Spanier wollen, kann ich nicht thun: es wäre unrecht.“

Man brachte dem Papste die authentische Abschrift des Vertrages zwischen Gustav Adolf und Frankreich. Einer der Cardinäle fügt hinzu: „Gustav Adolf hat 200,000 Streiter zu seinem Gebote; es ist nichts was ihm nicht nach Wunsche gehe.“ Darauf der Papst: „Wenn kein Damm da ist, der diesen reißenden Strom aufhält, was können wir thun, als uns dem göttlichen Willen fügen und uns dem neuen Julius Cäsar unterwerfen? Sein Glück ist wunderbar.“ Als Urban im Frühling 1632 hörte, daß Gustav Adolf abermals gegen Tilly ziehe, erwiederte er: „Das ist ein kluger und nothwendiger Entschluß; denn Gustav Adolf kann keine sicheren Fortschritte machen, ohne zuerst den treulosen Herzog von Bayern zu bewältigen.“ Noch einmal wurden Vorstellungen gemacht. Der Papst erwiederte abermals: „Es handelt sich hier nicht um eine Vertheidigung der Religion, sondern es handelt sich um das Interesse des Hauses Oestreich und der Spanier. Diese alle betragen sich gegen uns in einer Weise, daß wir vor Herzeleid sterben möchten.“

Wo hörte die unfreiwillige Täuschung des Papstes auf, wo begann die freiwillige? Wir wissen es nicht zu sagen. Beide Arten liefen in einander.

Der ganze römische Adel sprach dem Papste Dank aus, daß er nicht zu solchen Forderungen seine Zustimmung gebe, nicht das Blut der Stadt denjenigen überliefere, die in Italien einfielen und sich auf den Weg nach Rom machten, um zu plündern und zu rauben. Schon würden die grausamen Oestreicher und die schelmischen Spanier ihren Plan ausgeführt haben, wenn nicht Gott nach seiner Barmherzigkeit vom äußersten Norden her den Schwedenkönig nach Deutschland gerufen, diesen Helden, dem das christliche Rom nicht weniger verdanke, als das heidnische dem Camillus.

Also der Papst Urban VIII. und die Römer.

Ob auch der Cardinal Richelieu so die Sache angesehen habe? Nach dem Plane des Cardinals sollte der Schwede als Söldner für Frankreich der Macht des Kaisers unheilbare Schläge versetzen, das deutsche Reich zertrümmern, aber nicht die katholischen Fürsten desselben antasten. Das hatte der Cardinal gemeint durch den Vertrag von Bärwalde zu bewirken, welcher von Seiten Schwedens der Liga die Neutralität zusicherte, wenn sie auch ihrerseits dieselbe beweise. In diesem Sinne ferner hatte Richelieu mit dem Kurfürsten Maximilian im Mai 1631 einen Bundesvertrag geschlossen, welcher dem Kurfürsten seine Länder verbürgen sollte.[1] Aber der Weg des Schweden nach der Schlacht von Breitenfeld machte einen Querstrich. Nicht gegen den Kaiser wandte sich Gustav Adolf, nicht gegen die unbeschützten kaiserlichen Erblande, die offen vor ihm lagen, sondern gegen die katholischen Bisthümer. Dort begann er zu säcularisiren. Was er mit seiner Waffe berührte, das nannte er sein eigen.

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse 303.

Ein solches Verfahren entsprach nicht dem Wunsche, nicht dem Plane Richelieus. Auf die erste Nachricht von diesem Vorgehen des Schweden wurde sofort wieder Charnacé entsendet, noch nicht drei Wochen nach der Schlacht von Breitenfeld.[1] Er sollte mit Maximilian von Bayern abermals über die Neutralität unterhandeln. Wenn der Kurfürst von Bayern und die katholische Liga die Neutralität annehmen, der Schwede und die protestantischen Fürsten dagegen sie verweigern: so will der französische König Ludwig der Liga eine Hülfe schicken von 15,000 Fußgängern und 2000 Reitern.

Die Ereignisse rollten rasch. Der Schwede zog nach dem Rheine. Er ging hinüber. Er stand nahe an der französischen Grenze. Er machte auch am linken Rheinufer die Länder geistlicher Fürsten zu seinem Eigenthume. Er bedrohte hier nicht bloß mehr die katholische Kirche. Diese Gefahr dehnte sich weiter aus. Sie war unabsehbar.

Im Namen der Liga erschien der Bischof von Würzburg am französischen Hofe und klagte, daß die Fortschritte des Schweden, die Gefahr der katholischen Kirche durch ihn nur möglich sei in Folge des Bundes mit Frankreich. Dieselbe Klage führten Gesandte von Bayern, Köln und Trier. Richelieu erwiederte, daß die Liga unklug gethan sich in einen Krieg einzulassen, der nur den Kaiser betreffe. Es war ein seltsamer Vorwurf, nur von einem Franzosen möglich, daß die Liga, welche die Sache ihres Kaisers nach Pflicht und Recht stets als die eigene erkannt, in der Stunde der Gefahr sich eidbrüchig von dem Kaiser hatte trennen sollen. Ungeachtet seiner Reden konnte dem Cardinal dabei nicht wohl zu Muthe sein. Wenn Gustav Adolf weiter ging, wenn er seine Eroberungen fortsetzte, ein neues Reich gründete: so hatte Frankreich in Zukunft statt des friedliebenden deutschen Kaisers, der nie zu den Waffen griff, als wenn er nicht anders konnte, einen jungen Eroberer, dessen Ziel in weiten Fernen lag.

Die Vorstellungen der ligistischen Abgeordneten waren sehr nachdrücklich.[2] Der Cardinal Richelieu betheuerte in voller Versammlung des königlichen Rathes mit weinenden Augen seine Condolenz. Auch der päpstliche Nuntius stellte sich hier nachdrücklich auf die Seite der Liga. Er forderte mit derselben eine runde Erklärung. Eine solche indessen lag nicht im Sinne Richelieus und seines Gehülfen, des Kapuziners Joseph. Frankreich sei nicht gerüstet, erwiederte dieser. Es habe höchstens 18,000 Mann. Auch würde den Spaniern ein Bruch zwischen Frankreich und Schweden ganz nach Wunsche sein. Nicht das sei im Interesse Frankreichs. Aber man wolle Abgeordnete an den Schwedenkönig schicken, zu erforschen, was er im Sinne habe. Auch dürfe die Liga nicht ablassen zu rüsten. Der päpstliche Nuntius versicherte den Abgeordneten der Liga: es habe die Rädelsführer in Frankreich, welche dem Schweden in den Sattel geholfen, schon mehr als tausendmal gereut.

[1] Die Instruction für Charnacé ist von Ludwig XIII. unterzeichnet am 7. Novbr. in castello Theodorici. Ehemaliges Domkapitelarchiv in Osnabrück.

[2] Beilage LXXXVI.

War es dem Cardinal Richelieu wirklich Ernst? Er beharrt bei seinem Plane den Kaiser zu isoliren, die Liga durch eine Neutralitätsakte sicher zu stellen, den Schweden auf den Kaiser allein zu hetzen. Er beabsichtigt nicht bloß die Neutralität der Liga, sondern sucht auf der anderen Seite auch Kursachsen mit in diese Neutralität hineinzuziehen, Johann Georg zu einem Bündnisse mit Frankreich und mit Bayern zu bewegen. Wenn das gelang, so war allerdings der Schwede nicht sehr gefährlich. Richelieu konnte ihn immerhin noch ferner gebrauchen gegen den Kaiser, und dann, wenn er diesen Dienst gethan, ihn dennoch gehen heißen.

In diesem Sinne schürte er zugleich an vielen Orten. Die Truppen des Kurfürsten von Sachsen fielen nicht bloß in Böhmen ein: ihre Raub- und Plünderzüge gingen auch in die Oberpfalz, die dem Kurfürsten von Bayern gehörte. Der französische Gesandte in München führte darüber schwere Klage bei Johann Georg.[1] Der König, sein Herr, sagte der Franzose, sei darüber sehr unwillig. Ludwig wünsche Freundschaft zwischen den beiden Kurfürsten, weil dieselbe nützlich sei für das allgemeine Wohl. Der Franzose betheuert dem Kurfürsten Johann Georg, daß Tilly im August 1631 gehandelt habe gegen das Wissen und Wollen des Kurfürsten Maximilian. Er ist bereit ihm alles das auseinander zu setzen. Einstweilen indessen möge Johann Georg nichts weiter vornehmen, möge nicht zum Bruche kommen mit Maximilian, der im Bündnisse mit dem Könige von Frankreich stehe und mithin von dem Könige kraft dieses Bündnisses Hülfe fordern könne.

Die Freundlichkeit mit dem Schreckschusse reichte doch nicht hin. Johann Georg verbündete sich nicht mit Bayern und mit Frankreich.

Günstiger dagegen standen die Aussichten der Neutralität für die Liga. Charnacé malte in München die Aussichten möglichst lockend.[2] Eine solche Neutralität, meinte er, ist um so vortheilhafter, da die Liga ihr Heer auf dem Kriegsfuße halten und zuletzt, wenn beide Theile, der Kaiser und der Schwedenkönig erschöpft sind, den Ausschlag geben kann. Im schlimmsten Falle ist französische Unterstützung sicher. Nehme dagegen der Kurfürst Max von Bayern die Neutralität nicht an, sagte der Franzose: so habe er alles zu fürchten; denn auf ihn falle die Erbitterung aller protestantischen Fürsten wegen des Restitutionsedictes.

Der Kurfürst Maximilian war in einer grausamen Verlegenheit.[3] Nahm er an, so beleidigte er den Kaiser. Er verletzte nicht bloß seine Pflicht gegen Ferdinand als das Reichsoberhaupt, sondern brach auch sein Wort, welches er ein Jahr vorher zu Regensburg gegeben. Schlug er aus: so behielt sicherlich Gustav Adolf die bereits eroberten Länder der geistlichen Fürsten, und jagte ferner einen nach dem andern fort. Max kämpfte mit sich selbst. Aber er über-

[1] Beilage LXXXVII.

[2] Richelieu, Mém. VI. 547.

[3] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 298. Das Schreiben des Kurfürsten an seinen Bruder F. von Köln.

legte zugleich auch, daß der kaiserliche Hof völlig rath- und hülflos sei. Allerdings war Wallenstein bereits beschäftigt ein neues Heer zu errichten: aber welche Hülfe hatten sich von Wallenstein der Kurfürst Max und die anderen katholischen Stände zu versprechen, die ja zu Regensburg und früher oft so eifrig gegen diesen Mann gesprochen? Die eigene Bundesarmee war im mißlichen Zustande. Nachdem der Kaiser den Gallas mit 10,000 Mann abberufen, nachdem Tilly am 24. November ungern denselben entlassen, zählte der General unter sich noch 8400 Mann.[1] Neue Werbungen anzustellen war nicht thunlich; denn es fehlten Muster- und Sammelplätze in Norddeutschland, wo am ehesten die Söldner zu liefen. Das Heer des Gustav Adolf wuchs täglich. Holland und England schoben hinterdrein. Der englische König Karl I. entwarf bereits Plane, wie er die Münchener Bildsäulen und Gemälde, die als sein Prisenantheil von dem großen Raube an den Deutschen ihm zufallen würden, daheim bei sich verwenden wolle.[2] Der Kurfürst Max warf sich die Frage auf, ob es nicht der Klugheit angemessen sei auf die eigene Rettung zu denken. Der Gedanke verklärte sich zu der Aussicht, daß durch die Neutralität der Liga der König Gustav Adolf bewogen werden müsse die katholischen Länder zu verlassen, welche zur Zeit ihm die Mittel hergäben gegen Oestreich. Auch selbst der Friede würde dadurch beschleunigt: denn nach dem Berichte des französischen Gesandten war Gustav Adolf bereit über den Frieden zu unterhandeln, sobald die Liga neutral sei.

Es ist möglich, daß sich der Cardinal Richelieu das so gedacht habe. Aber war dem nun auch wirklich so? Hatte der schlaue Cardinal den schlaueren Schweden so am Gängelbande, wie er selber es wohl meinte?

Die Neutralität der Liga paßte nicht in den Plan des Schweden. Die Liga zunächst war es, welche er suchte: die Länder derselben als sein Eigenthum. Er durfte freilich auch die Forderung des Cardinals nicht geradezu abweisen. Deshalb gab er dem französischen Gesuche,[3] wie er sagt, so weit nach, daß er allerdings die Liga neutral sein lassen wollte, aber nicht nach den Bedingungen, die der Cardinal Richelieu vorschlug, sondern nach seinen eigenen. Er faßte diese derartig ab,[4] daß er sicher sein durfte: ein Mann von Ehrgefühl werde sie nicht annehmen. Es waren Bedingungen von ähnlicher Art, wie einst der römische Senat sie denen zu stellen pflegte, die er vernichten wollte. Vor allen Dingen forderte der Schwede die fast völlige Wehrlosigkeit. Die Franzosen versuchten zu mildern. Es war klar, daß die Milderung in Gustav Adolfs Augen zu viel sein würde, in den Augen des Kurfürsten zu wenig.

Indessen willigte doch der König ein vierzehn Tage lang Stillstand zu halten. Eins der Schreiben[5] des Königs darüber ist merkwürdig. Er berichtet

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. S. 210.
[2] Harte, Gustav Adolf I. 583.
[3] Dudik, Waldstein S. 289.
[4] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 318.
[5] Dudik a. a. O.

von Höchst aus am $^{10}/_{20}$ Januar 1632 seinem General Horn im Bisthume Bamberg, daß er auf das Gesuch des französischen Königs dem Kurfürsten von Bayern und der Liga für den Entschluß zur Neutralität vierzehn Tage Zeit gelassen. Während dieser Zeit solle Pappenheim mit seinem Heere aus Westfalen und Niedersachsen abziehen, die Truppen der Liga sollen auch Böhmen räumen. Die Gegenleistung des Königs dafür ist sonderbar. Er will sich für diese vierzehn Tage der Fortschritte gegen die Liga und Bayern enthalten, auch Horn soll nicht rauben, noch plündern, unter der Bedingung, daß die Gegner das alles getreu halten. Dagegen will der König die einmal angefangenen Belagerungen fortsetzen.

Man sieht, die Vortheile des Schwedenkönigs bei diesem Stillstande von vierzehn Tagen sind so maßlos hoch, daß sie Bedenken erwecken, ob die Auffassung und Darstellung derselben nicht eine einseitige des Schweden sei, so einseitig, daß es unglaublich erscheint, daß der Kurfürst Maximilian sich auf eine solche Art von Stillstand solle eingelassen haben. Wir haben die Berichte zu vergleichen.

Das Gerücht von einer Neutralität des Schweden mit der Liga lief bald um. Der Kaiser erfuhr mehr als ein bloßes Gerücht. Zu Breisach erkrankte ein französischer Courier auf dem Wege nach München.[1] Der Commandant nahm ihm die Briefschaften ab und schickte sie nach Wien. Das Geheimnis lag offen.

Der Kaiser erließ in Folge dessen eine Ermahnung an die Mitglieder der Liga.[2] Er sagt, es sei beispiellos in der Geschichte der Deutschen, daß die Nation ihren Kaiser verlasse. Er erinnert daran, daß in Regensburg die sämmtlichen Kurfürsten des Reiches jegliches Recht des Schweden zum Kriege öffentlich verneint haben. Er mahnt daran, daß die katholischen Kurfürsten dort dem Kaiser gegen jeglichen Angriff des Schweden ihren Beistand zugesagt. Er weist darauf hin, daß diese Gegner als Vorwand ihres Krieges gegen den Kaiser das Restitutionsedict gebrauchen. Der Kaiser hat dieß Edict erlassen auf das Andringen der katholischen Reichsstände, auf ihre Forderung nach Gerechtigkeit. Wollen denn nun, fragt der Kaiser, dieselben katholischen Stände in dem Kriege um diese Sache uns verlassen? —

Also in der That schien es. Von Wallenstein erging in denselben Tagen an Aldringer, der sich in Nördlingen bei Tilly befand, der Befehl alles kaiserliche Volk im Reiche an sich zu ziehen, und ohne Verzug nach Böhmen zu führen.[3] Aldringer gehorchte nicht sogleich. Er machte Gegenvorstellungen.[4] „Tilly und Ruepp," sagt er, „wissen nichts von diesem Befehle. Sie haben dennoch, ohne davon etwas zu ahnen, mir gesagt, daß der Kurfürst von Bayern sich auf die Neutralität nicht wirklich eingelassen. Der Kurfürst vielmehr hat

[1] Khevenhiller XI. 2037.
[2] Beilage LXXXVIII.
[3] Dudik, Waldstein S. 293
[4] a. a. O. 10. Februar 1632.

bemerkt, daß von schwedischer Seite alles nur auf Betrug und Gewinn von Zeit abgesehen sei. Auch sie können nicht glauben, daß der König von Schweden es ernstlich meine, namentlich daß er alle geistlichen und katholischen Kurfürsten und Stände herstellen wolle wie zuvor."

In der That, wer auch konnte das glauben? — Aber vergleichen wir diese letzten Worte mit denen des Schweden. Wie klafft zwischen denselben ein so weiter Spalt der Verschiedenheit! Wie ist derselbe zu erklären? — Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Franzosen, deren sich Richelieu bediente, mit oder ohne Auftrag ihres Meisters hier kalt dort warm geblasen je nach den Umständen. Sie haben der Liga geschmeichelt mit der unerfüllbaren Hoffnung der Herstellung, dem Schweden mit der Annahme seiner Bedingungen. Der Erfolg war unabwendbar das Fehlschlagen ihrer Unterhandlung auf beiden Seiten.

Aldringer bat Wallenstein den Befehl zurückzunehmen. Es geschah. Denn an demselben Tage, als Aldringer diese Bitte stellte, wußte Wallenstein auch seinerseits, daß die Neutralität nicht bestehe. Er sprach es vor Aldringer aus, daß die Hülfeleistung an Bayern pünktlich zu leisten sei.[1] Wir werden später sehen, wie er dieß Versprechen hielt.

Der Kurfürst Max entschuldigte sich bei dem Kaiser: er habe diese Unterhandlung nur angeknüpft, um Frankreich von der Ausführung verderblicher Plane abzuhalten.[2] Das war offenbar nicht die Wahrheit; aber der Kaiser erkannte den Werth der Einigkeit in der trüben Bedrängnis, und nahm die Erklärung als genügend an. Gustav Adolf dagegen fing einen Brief auf, in welchem der Kurfürst von Bayern für Pappenheim eine Geldhülfe in Aussicht stellte. Er erhob ein lautes Geschrei: das sei wider den Vertrag. Der Kurfürst wolle keine Neutralität. Allein es fehlt, wie wir wiederholen müssen, an allem Nachweise, daß der Kurfürst von Bayern diesen Stillstand nach der schwedischen Auffassung jemals eingegangen ist.

Auch scheint Richelieu ungeachtet seiner Thränen im vollen königlichen Rathe über die allzuraschen Fortschritte des Schwedenkönigs dennoch sich wieder mit demselben verständigt zu haben. Zunächst scheuchte der Schwede dem Franzosen den Kurfürsten Erzbischof von Trier völlig in die Arme. Philipp Christoph von Sötern war längst mit dem Gedanken des Verrathes umgegangen. Schon seit 1627 stand er in bleibender Correspondenz mit Richelieu. Im Jahre 1630 zu Regensburg fiel sein häufiges Unterhandeln mit dem Capuziner Joseph auf, dem schlauesten Werkzeuge Richelieus. Seit der Zeit bezog Philipp Christoph eine französische Pension von 36,000 Livres. Als der Schwede sich dem Rheine näherte, war sofort auch ein französischer Gesandter in Trier. Der Kurfürst meldete schon am 21. December 1631 dem Könige Ludwig, daß dieser Gesandte, der Graf von Bruslon, ihm gekommen sei wie ein Engel vom Himmel.[3] Er

[1] a. a. O. S. 301.
[2] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 311.
[3] Nach Briefen im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

bietet dem französischen Könige Philippsburg und Ehrenbreitenstein an. Die Ueberlieferung geschah erst am 5. Juli 1632.

Es war das Zeitalter des Verrathes. Nur wolle man den Kurfürsten von Trier nicht härter tadeln, als den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel. Jener verrieth sein Vaterland an den Franzosen, dieser an den Schweden. Die moralische Qualification war in beiden Fällen völlig gleich.

Ja es scheint, daß die Einigung zwischen Richelieu und Gustav Adolf wieder festeren Bestand gewonnen. Es gingen bei den Kaiserlichen Berichte ein, daß die Zusage der Wahl zum römischen Könige dem Schweden gemacht sei. Gustav Adolf habe sich bequemt dem Franzosen das linke Rheinufer zu lassen und sich gänzlich auf die rechte Seite zu begeben. [1]

Irren wir nicht: so ist hier zum erstenmale der Plan der französischen Habgier auf das linke Rheinufer bestimmt ausgesprochen. Um diesen Preis, sehen wir, war Richelieu bereit ein protestantisches Kaiserthum anzuerkennen. Der Gedanke ist nicht unwichtig für die französische Politik gegenüber der deutschen Nation.

Eben das erscheint als der Grund, weshalb die Klagen der geistlichen Fürsten über den Religionskrieg des Schweden in Versailles so geringen Anklang fanden. Der Schwede wiederholte, wie sich von selbst versteht, in Frankreich unablässig sein Wort, daß sein Krieg lediglich ein politischer und nicht ein Religionskrieg sei, daß er die Katholiken nicht verfolge. [2] Demnach paßte es damals und ferner für den Cardinal Richelieu mit den Holländern und mit dem Schwedenkönige zu sagen, daß das Vorgeben des Religionskrieges eine spanisch-östreichische Kriegslist sei. Jedermann weiß, sagt ein französisches Gutachten, [3] daß der Kaiser die protestantischen Fürsten und Stände von Deutschland unter dem Vorwande der Religion hat knechten wollen, um das deutsche Reich erblich zu machen, wie er bereits mit Böhmen und Ungarn gethan.

Jeder Deutsche wußte oder konnte wissen, daß dieses französische Gutachten ein durchaus unwahres war. Allein nicht Gründe entschieden den Streit, sondern die Waffen.

Wallenstein rüstete für den Kaiser. Er hatte das Commando am 20. December 1631 übernommen für drei Monate, also bis zum 20. März 1632. Ein stattliches Heer von 40,000 Mann sollte wohlausgerüstet dastehen. An Mitteln war kein Mangel. Die kaiserlichen Erblande gaben willig her. [4] Das Vertrauen des Kaisers auf Wallenstein war unbedingt. Er unterwarf alles dem Gutachten Wallensteins. Selbst ein Gesuch der Ritterschaft in Schwaben um Hülfe gegen den Schwedenkönig schickt der Kaiser an Wallenstein. [5] Es lag

[1] Bericht des Obersten Ossa vom 2. Febr. 1632 bei Dudik, Waldstein u. s. w. 284.

[2] Theatrum Europ. II. 585.

[3] Beilage LXXXIX.

[4] Khevenhiller XII. S. 19. Gegen Försters Behauptung in Wallensteins Briefe II. S. 193 vgl. man die speziellen Nachweise bei Dudik S. 311, ff.

[5] Dudik S. 309.

nicht entfernt im Plane Wallensteins darauf einzugehen. Er wollte zunächst das Heer sammeln, nicht mehr. Es sollte kräftig, mit Nachdruck auftreten können. Das Hauptmittel war die Regimenter zuerst in die Winterquartiere zu legen. Wallenstein betrieb das sehr nachdrücklich.[1] Gallas, der bis dahin bei Tilly stand, hatte auf den Befehl des Kaisers und Wallensteins von dort abmarschieren müssen. Sollte er gegen die Sachsen unter Arnim dienen, die in Böhmen standen? Dem war nicht so. Bei der Ankunft erhielt Gallas von Wallenstein Befehl seine Regimenter nach Oestreich ob der Enns in die Winterquartiere zu legen.

Die Friedensunterhandlungen des Kaisers durch Wallenstein mit Kursachsen hatten damals schon aufgehört. Dennoch hatten sie für Wallenstein persönlich ein Ergebnis gebracht, das auch ferner blieb. Seine eigenen Güter in Böhmen wurden nach dem besonderen Vertrage zwischen ihm und Arnim geschont.[2] Nur die Exulanten, die mit dem Heere Arnims aus Sachsen nach Böhmen rückkehrten, vereinten sich mit den Unterthanen Wallensteins zu Gewaltthaten gegen sein Besitzthum. Auf Wallensteins Beschwerde schaffte Arnim auch das ab. Wallensteins Güter waren sicher. Mithin hatte er nicht ein persönliches Interesse in Böhmen sogleich mit Nachdruck gegen die Sachsen aufzutreten. Er rechnete auch ferner auf die Unthätigkeit derselben.[3]

Das Heer schwoll an. Wallenstein war rastlos thätig für die Ausrüstung. Zugleich war er es für die Disciplin. Er handhabte dieselbe mit eiserner Strenge. Die Soldaten wurden auch wegen leichter Excesse, die im Frieden oft ungeahnt hingehen, mit dem Tode bestraft.[4] Er wollte ein Musterheer ins Feld stellen.

Vor solchen Anstalten, vor solchem Eifer erstarb jeder Zweifel an der Befähigung dieses Mannes. Das Talent Wallensteins zum Werben und Organisiren zeigte sich im glänzenden Lichte. Aber Wallenstein hatte es nur unternommen das Heer zu Stande zu bringen. Der Ablauf des Termines der drei Monate stand nahe bevor. Wessen hatte dann der Kaiser sich zu versehen? Wallenstein ließ nicht ab laut zu erinnern, daß er nur auf das eine Vierteljahr den Oberbefehl übernommen, nicht länger.

Man hat wohl einmal gesagt, daß Wallenstein ernstlich und aufrichtig die Absicht gehabt habe nach den drei Monaten das von ihm errichtete Heer abzugeben, sich ins Privatleben zurückzuziehen und fortan zuzusehen, was ein Anderer mit diesem Heere beginne. Diese Meinung widerspricht der Analogie der gewöhnlichen Verhältnisse der Menschen. Darum freilich an sich ist sie noch nicht unhaltbar. Ein solcher Verzicht ist wenn auch unwahrscheinlich, doch möglich. Derselbe würde hervorgehen aus einer Art von Edelmuth. Es würde sich dann fragen, ob Wallenstein in seinen bisherigen Thaten eine Gesinnung bewiesen hat, welche diesem Edelmuthe entspräche. Sein Verhalten gegen die Herzöge

[1] a. a. O. S. 271 ff.
[2] Dudik S. 127.
[3] a. a. O. 142.
[4] a. a. O. S. 275.

von Mecklenburg, gegen Pommern, gegen Stralsund, gegen Magdeburg, gegen Tilly und ferner zeugt nicht für eine solche edelmüthige Gesinnung.

Dennoch konnte eine solche da sein. Sie konnte sich äußern durch fortdauernden freiwilligen Verzicht auf den Lohn an Ehren und Gütern. Wenn aber in Folge des freiwilligen Verzichtes das Angebot immer höher steigt, wenn dann dennoch die Forderung dessen, den man edelmüthig nennt, weit hinaus geht über das höchste Angebot, wenn mithin diese Forderung an die Stelle des früheren Verzichtes tritt: so entsteht die wohl begründete Vermuthung, daß der scheinbare Verzicht nur die Absicht hatte den Preis zu steigern. Der Traum des Edelmuthes fällt dahin. Prüfen wir die Thatsachen.

Wallenstein stand noch nicht so unbedingt wieder sicher am Hofe des Kaisers, daß er der Anwesenheit seiner Freunde dort entbehren konnte. Die Nachricht von einer Reise des Fürsten Eggenberg erfüllt ihn mit Besorgnis.[1] Eggenberg beruhigt ihn. Er werde nicht jetzt, da Wallenstein seiner Hülfe bei Hofe so nöthig habe, denselben verlassen. Was für eine Hülfe mochte es sein, die Wallenstein nöthig hatte, er, der laut erklärte, daß er den Oberbefehl in einigen Wochen niederlegen wolle?

Diese Zeit kam näher. Derselbe Fürst Eggenberg wendete sich vier Wochen vorher, am 20. Februar an Wallenstein, um seine Huldigung und seine Bitte darzubringen.[2] Der Vertraute des Kaisers überschüttet den General mit Lob in reicher Fülle. „Was Sie gethan haben," ruft Eggenberg aus, „sieht Jedermann. Die Guten sind gekräftigt, die Gegner stehen verwirrt. Das Alles verdanken wir, nächst Gott, Ihrer Kraft und Ihrer Emsigkeit. Wir verspüren das Wehen des günstigen Windes. Wer aber wird uns in den Hafen des Heiles vollkommen einführen, wenn Sie aus dem Schiffe treten?" Eggenberg bittet und fleht, Wallenstein wolle nicht bei diesem Entschlusse beharren. Das würde ihn kränken bis in den Tod; denn nur diesen und den völligen Untergang habe er alsdann vor Augen. Der erste Rath des Kaisers bittet um die Fortdauer der Liebe, Gnade des Feldherrn gegen ihn.

In ähnlicher Weise hegt der Kaiser das vollste Vertrauen.[3] Er schickt einige Tage später den Geistlichen Quiroga und einen Anderen mit Vollmacht an Wallenstein. Er bittet diesen offen gegen die beiden zu reden; denn nur der Kaiser selbst und der Fürst Eggenberg wissen um diese Sendung. Also am 28. Februar 1632 aus Wien.

Am selben Tage, wo diese Abgeordneten in Znaym ankamen, oder noch vorher, nämlich am 1. März thut Wallenstein seinem Obersthofmeister Paul von Lichtenstein die Absicht kund im Monate April das Hauptquartier in Böhmen zu nehmen.[4] Die Zeit seines Commandos lief ab mit dem 20. März. Mithin werden wir durch diese Thatsache zu der in sich wahrscheinlichen Annahme

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. S. 195. Nr. 344. 28. Januar.
[2] a. a. O. 197. Nr. 345.
[3] a. a. O. 195. Nr. 346.
[4] Dudik, Waldstein S. 349.

gedrängt, daß Wallensteins wahre Absicht war beim Commando zu beharren. Allein je mehr er sich bitten ließ, je fester nach seinen öffentlichen Worten seine Absicht des Verzichtes zu stehen schien: desto höher schwollen seine Ansprüche empor.

Und schon ist es nicht mehr der Kaiser allein, welcher bittet. Maximilian von Bayern hat seinen Kanzler nach Wien geschickt. Dieser hat den Auftrag den Vertrauten Wallensteins auszusprechen, wie dringend der Kurfürst die Aussöhnung mit Wallenstein wünsche. [1] Maximilian ließ sagen: es sei in Regensburg Unrecht geschehen. Der Kurfürst von Mainz habe die Sache betrieben, nicht Maximilian von Bayern. Dieser sei dawider gewesen.

Dahin also war es gekommen! Wie tief mußte ein Mann wie Maximilian seine Bedrängnis fühlen, wenn er sich hergeben mochte zu solchen Reden, solchen Bitten!

Die Unterhandlung mit Wallenstein sollte durch den Fürsten Eggenberg geschehen. Er war der Mann des vollsten Vertrauens zugleich bei dem Kaiser und bei Wallenstein. Aber Eggenberg war krank. Er konnte bei dem besten Willen nicht reisen. Deshalb that er seine Bitte schriftlich. Er versichert dem Wallenstein, daß er ein aufrichtiges und von Herzen getreues Mitleiden mit dem Zustande und den Beschwernissen desselben empfinde. Er sieht ein, sagt er, daß man Wallenstein nicht zumuthen dürfe auf diese Art fortzufahren. Aber dann bittet er um Gottes willen, daß Wallenstein ihm die Gnade nicht abschlage, daß Wallenstein sich nur noch so lange in seiner hohen Stellung gedulde, bis er mit ihm reden könne. [2] Eggenberg verwahrt sich hoch und theuer: es sei das kein Vorwand von ihm, um Wallenstein zurückzuhalten. Er verspricht, daß er reisen wolle, sobald er die Bewegung einer Sänfte ertragen könne. Er verbindet sich im Voraus, daß neben der Wohlfahrt des Kaisers und des gemeinen Wesens ihm nichts höher, nichts angelegener sein werde, als Wallenstein alle mögliche Genugthuung und Willen zu thun. „Denn das," sagt Eggenberg, „erfordert die Schuld und die Liebe, mit welcher ich E. L. kräftig verbunden bin." Also der Fürst Eggenberg acht Tage vor dem Ablaufe des Termines, den Wallenstein für sein Commando bestimmt.

Wie wachsen aus solchem Schreiben eine Reihe von Fragen empor! Wallenstein hat als Hauptgrund gegen die Fortdauer des Commandos seine Kränklichkeit geltend gemacht. Eggenberg bedauert ihn. Eggenberg selbst ist krank, augenscheinlich. Aber dieser selbe kranke Mann muthet einem anderen kranken Manne die Fortführung eines Commandos zu, das alle geistigen und leiblichen Kräfte im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Und zwar stellt Eggenberg dem Wallenstein dafür in Aussicht alle mögliche Genugthuung. Kann man das Hindernis, welches aus einer körperlichen Krankheit erwächst, überwinden durch irgend welche Genugthuung? Es scheint, daß Eggenberg hier nicht mehr fest an die Unabweislichkeit des Hindernisses bei Wallenstein durch die Krankheit

[1] Dudik, Waldstein S. 348. 21. Februar 1632.
[2] Förster II. S. 200. Nr. 347. vom 12. März.

geglaubt habe. Und welches war die Schuld und Liebe, mit welcher Eggenberg persönlich dem Wallenstein so kräftig verbunden war?

Der Kaiser sendete, da der Fürst Eggenberg die Reise zum Abschlusse mit Wallenstein nicht machen konnte, nochmals einen besonderen Gesandten, den Bischof Anton von Wien.[1] Es ist der frühere Abt von Kremsmünster, den wir kennen gelernt haben in den Unterhandlungen des Kaisers mit der Lige. Auch Anton gehörte zur Partei Wallensteins. Nur diese tritt noch handelnd auf. Die andere Partei ist völlig verstummt. Die Macht der Ereignisse schien für Wallenstein zu sprechen, und dieser Macht mußte jene sich beugen, alle ihre Bedenken unterordnen. Wallenstein stand zur Zeit dieser Unterhandlung auf dem Gipfel seiner Ehren und seines Ansehens. Höher als er im Frühlinge 1632 hat auf deutschem Boden ein nicht gekröntes Haupt im Ansehen nie gestanden. Der Kaiser und sein Sohn, der König von Ungarn, hatten dem Bischofe Anton eigenhändige Schreiben mitgegeben zu unterhandeln, als sei er Eggenberg selber. Wallenstein ließ sich erbitten den Oberbefehl einstweilen noch fortzuführen, bis in den April hinein. Das Heer mehrte sich.

Die Rüstungen übertrafen alles was man je gesehen.[2] Niemals hatte Oestreich eine solche Macht aufgebracht. An Geld war kein Mangel, obwohl man hier und dort den unerhörten Preis von 100 Rthlrn. für ein Pferd bezahlte. 3000 Pferde schleppten 100 Stück Geschütz nach Znaym. Jeder Oberst erhielt auf sein Regiment für drei Monate Sold im Voraus. Dafür hatte er es vollständig zu liefern, und selbst mit Rüstung, Wehr und Waffen zu versehen. Jeder Oberst, wie er sein Regiment errichtet, marschirte damit nach Znaym zum Wallenstein, um die Musterung zu passiren. Dann erhielt er eine außerordentliche Verehrung und wurde entsendet zu Tieffenbach in Böhmen, oder zu Gallas. Man sagte, das Heer solle auf 120,000 gebracht werden, davon 30,000 zu Roß. Es war ein reger Wetteifer unter den Obersten, und das Handgeld stieg auf 20 bis 30 Rthlr. Manche Obersten hatten weit über ihre Zahl. Dazu zogen 6000 Kroaten unter Isolani heran, und 20,000 Polen. Denn man müsse gerüstet sein, hieß es, zugleich gegen den Schweden und den Türken. Auch die Ungarn haben sich erboten zu Felde zu ziehen; aber Wallenstein, sagte man, wolle vorzugsweise nur deutsche Truppen, deren er genug haben könne.

Der Name des großen Führers lockte diese Menschen herbei von allen Ecken und Enden. Auf seinen Namen strömten sie herzu, und nur auf seinen Namen. Um denselben legte sich das Heer abstufend an in concentrischen Kreisen. Es bestand nur mit ihm und durch ihn. Nach der letzten Sendung des Bischofs Anton an Wallenstein erschien es nicht mehr zweifelhaft, daß er den Befehl fortführen wolle.[3]

[1] Förster Band II. S. 202. Nr. 348.

[2] Bericht des Agenten des Bischofs F. W. von Osnabrück, im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück vom 17 März.

[3] a. a. O. Bericht vom 31. März 1632.

Unterdessen rang der alte Tilly mit dem Feinde.

Wir haben ihn verlassen, wie er im November 1631 sich nach Nördlingen wandte. Dort schieden von ihm die zügellosen Haufen des Lothringer Herzogs, von dort mußte er die kaiserlichen Truppen unter Gallas entlassen. Die Macht Tillys bestand im Beginne des Jahres 1632 nur noch aus höchstens 8000 Mann. Er weilte mit derselben längere Zeit zu Nördlingen.

Wir treffen in Nördlingen wieder den Obersten Fahrensbach. Es herrschte längst allgemeines Mistrauen gegen ihn. Man nannte sein Betragen sträflich, und wir erfahren, daß nur Tillys Nachsicht ihn noch duldete.[1] Sein Benehmen in Nördlingen ist höchst auffallend. Fahrensbach war katholisch. Das hatte ihn nicht gehindert von den Polen zu dem Schwedenkönige überzulaufen, und wiederum dann von Wallenstein aus denselben Weg zu machen. Bei dem Ueberlauf von dem Schweden zu Tilly betheuerte er, daß er allein der katholischen Religion wegen den Dienst des Schweden verlassen.[2] Wir erinnern an das früher bereits Gesagte, daß das Kriegsgericht nachher ihn des Versuches des Verrathes von Ingolstadt an den Schweden schuldig sprach. Es ist in Rücksicht auf die ganze Laufbahn dieses Menschen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er mit Wissen und Wollen des Schweden in die Dienste der Liga getreten, um den Schweden mittelbare Dienste zu thun.

Wir haben die Thatsache von Nördlingen zu berichten.

Fahrensbach, der zuvor im Auftrage Tillys die Stadt Nördlingen besetzt, klagte bei Tilly den Rath und die Bürgerschaft der protestantischen Stadt Nördlingen an wegen ihrer schlechten Gesinnung gegen den Kaiser.[3] Auf diesen Bericht fragte der General zwei Mitglieder des Deutsch-Ordens in Nördlingen, wie sich der Rath und die Bürgerschaft gegen sie als Katholiken verhalten, und ob der Kaiser auf die Stadt zählen könne. Die beiden Männer erwiederten — und diese Erwiederung ist abermals ein Maßstab für die Gesinnung der deutschen Lutheraner, denen noch nicht die drohenden Mündungen schwedischer Kanonen den Religionskrieg aufgezwungen: — der Rath und die Bürgerschaft von Nördlingen hätten gegen sie stets freundlich sich benommen. Jedermann begegne ihnen mit Achtung, und bezeige sich zu angenehmen Diensten bereit. Was die Gesinnung der Stadt gegen den Kaiser betreffe: so haben die beiden Ordensherren niemals einen Abfall von der schuldigen Treue gegen den Kaiser wahrnehmen können. Man bete fleißig für den Kaiser in Kirchen und Schulen. Offenbar müsse derjenige, welcher die Bürger einer rebellischen Gesinnung beschuldige, ein Feind der Stadt sein.

Demgemäß verfuhr Tilly nach seiner Art. Die strengste Mannszucht verstand sich bei seinem Heere von selbst. Aber zugleich bewies der Feldherr dem Rathe von Nördlingen Vertrauen. Nur zu zweien der Thore ließ er sich die

[1] Dudik S. 305 Nr. 1. 27. Februar. Aldringer an Wallenstein.

[2] Hormayr, Taschenbuch 1852—53 S. 325. Ruepp an den Kurfürst Maximilian 21. Mai 1631.

[3] Weng, die Schlacht bei Nördlingen S. 27 ff.

Schlüssel geben, die übrigen behielt der Magistrat. Die Bürger versahen die Wachen. Das städtische Wesen ging wie in Friedenszeit. Erst als der Feldherr die Stadt verlassen, gegen Ende Februars, erhob sich eine Spannung zwischen ihrem Befehlshaber und den Bürgern.

Blicken wir zurück auf den Fahrensbach. Warum erhob dieser Mann die lügenhafte Anklage gegen die Stadt Nördlingen? Hatte er ein bloß persönliches Interesse vielleicht der Rache wegen irgend eines Vorfalles, oder diente die Anklage einem größeren Plane? Nach dem ganzen Verhalten fühlen wir uns versucht das Letztere anzunehmen. Fahrensbach hatte die Anklage erhoben im Interesse des schwedischen Religionskrieges, um die Deutschen der verschiedenen kirchlichen Bekenntnisse aneinander zu hetzen, dem Schweden den Weg zu bahnen.

Vor der Mitte Februars 1632 hatte Tilly den Entschluß gefaßt von Nördlingen aus dem schwedischen General Horn entgegen zu gehen, der damals Bamberg bedrängte. Indem er dem Kurfürsten Max diese Nothwendigkeit vorstellte, bat er zugleich Wallenstein um Herstellung der Correspondenz, und um Unterstützung.[1] Es ist die erste Bitte um Unterstützung, die in jenen Tagen des Jahres 1632 von Tilly aus an Wallenstein ergeht. Wallenstein schreibt in Folge dessen an Gallas in Pilsen: da die Liga nicht sich in eine Neutralität eingelassen habe: so sei es die Pflicht der kaiserlichen Truppen ihr mit allen Kräften beizuspringen. So selbstverständlich das ist: so haben wir doch Gewicht darauf zu legen, daß Wallenstein selbst ausdrücklich dieß ausgesprochen hat. Wallenstein that eben dieselbe Meinung dem kaiserlichen General Aldringer kund, der sich bei Tilly befand, und Aldringer wiederum berichtete es Tilly, daß Wallenstein diese Pflicht erkenne bis zum letzten Blutstropfen. Der alte Feldherr freute sich sehr darüber, daß er dieser Hülfe sicher sei.[2]

Es ist nur von einer allgemeinen Zusicherung der Hülfe die Rede, und nicht von einer näheren Bestimmung: wann, wie und wo.

Die Macht des Generals Horn im Bambergischen schwoll unterdessen an. Man schätzte ihn auf 16,000 Mann.[3] Maximilian billigte den Entschluß Tillys gegen den Schweden Horn zu ziehen, damit derselbe von der Oberpfalz und von Böhmen abgehalten würde. Zu diesem Zwecke bat Maximilian für Tilly um starken Succurs von Böhmen aus. Er hebt hervor, daß es ja für das kaiserliche Heer viel besser sei dem Feinde außerhalb Böhmens zu begegnen und ihn zurückzutreiben, als innerhalb desselben ihn zu erwarten.[4] Wallenstein berichtet es dem Kaiser. „Weil der Kurfürst von Bayern das Stift Bamberg zu entsetzen vorhat," sagt Wallenstein,[5] „so begehrt er, daß wir dem Feinde in

[1] Dudik, Waldstein 300 f. Briefe vom 13. und 15. Februar.

[2] a. a. O. S. 303. 15. Februar.

[3] a. a. O. S. 323.

[4] a. a. O. S. 325 sintemahlen die ragion di guerra selber an die Hand gibt, daß viel rathsamer und bösser dem Feinde ausser Behaim zu begegnen und Jene (Ihne?) zurückhtreiben zu helfen, als darin zu erwarten.

[5] a. a. O. S. 331 vom 29. Februar 1632.

Böhmen zu schaffen geben, damit derselbe sich nicht gegen die Oberpfalz wende und dort dem kaiserlichen und dem kurfürstlichen Lande Ungelegenheit zufüge. Deshalb habe ich dem Obersten Gallas befohlen mit möglichst vielen Kräften dem Feinde in Böhmen zu thun zu geben, damit er nicht auf die Oberpfalz dringe."

Es scheint, daß diese beiden Actenstücke, die Bitte um Hülfe und die Art und Weise der Gewährung nicht völlig zu vereinen sind. Maximilian hatte um beides gebeten: um die Zusendung von Hülfe, weil dieß die höchste Nothdurft sei, und um nachdrückliche Beschäftigung der Feinde in Böhmen. Wallenstein erwähnt dem Kaiser gegenüber nur das letztere, von dem ersteren schweigt er.

Es wäre möglich, daß Wallenstein die Bitte des Kurfürsten irrig aufgefaßt. Dieß wäre dann möglich, wenn nur die eine Bitte vorläge. Allein der Kurfürst Max hatte deutlicher geredet. Er selbst hatte an Gallas, der in Pilsen stand, die Aufforderung geschickt zu Tilly zu stoßen. Wallenstein wußte dieß bereits am 26. Februar, drei Tage bevor er dem Kaiser jenen Bericht erstattete. Er hatte dem Gallas untersagt dieser Aufforderung des Kurfürsten Max zu gehorchen. Er betheuert dem Gallas, daß er, so lieb wie er das Leben habe, diese Vereinigung desselben mit Tilly gern sehen wolle; aber es sei in Böhmen nicht Volkes genug, um die Posten zu besetzen. Er empfiehlt ihm Behutsamkeit. Tilly und Aldringer seien dem Horn genugsam gewachsen. Ja Wallenstein geht noch einen Schritt weiter. Er könne dem Gallas keine Hülfe schicken, sagt er. Die Werbung sei noch nicht vollendet, erst Pfingsten werde sie es sein. Deshalb soll Gallas sich bemühen das Corps des Obersten Aldringer, der bei Tilly stand, zu sich heranzuziehen. Er soll fleißig deshalb mit Aldringer correspondiren. [1]

Das heißt also: indem Tilly den Schweden Horn im Stifte Bamberg angreifen will, indem er dazu nach dem Vorhergegangenen, nach der Aufforderung des Kurfürsten an Wallenstein und Gallas von Böhmen aus Succurs erwartet, trachtet Wallenstein dahin den Obersten Aldringer nicht durch eigenen Befehl, sondern mittelbar durch Gallas von Tillys Heere abzurufen.

Und wiederum hatte eben derselbe Wallenstein drei Tage vorher dem Obersten Defours gemeldet, [2] daß er von verschiedenen Seiten, von Oestreich, von Mähren, von Schlesien Truppen herbeiziehe, die sich sämmtlich mit Tilly vereinigen sollten. [3] Was denn war die Wahrheit?

Nach dem 21. Februar brach Tilly von Nördlingen auf. Am 27. war er in Neumarkt, am 29. zu Amberg. [4] Dort vereinigten sich mit ihm der bayerische General Cratz und die bambergischen Truppen. Sein Zug war auf Bamberg gerichtet, und zwar in der bestimmten Hoffnung und Erwartung, [5] daß gleichzeitig

[1] Dudik S. 333 ff. besonders des Pk. S. 334 vom 26. Februar.
[2] a. a. O. S. 335 vom 23. Februar.
[3] a. a. O. S. 343 Ein Schreiben an Wallenstein vom 21. Februar aus Nördlingen.
[4] a. a. O. S. 381.
[5] a. a. O. S. 382. 383.

in Böhmen ein Angriff auf das von den Sachsen besetzte Prag oder Eger geschehe, oder daß Gallas ihm zu Hülfe kommen könne. Eine derartige Unterstützung erfolgte nicht.

Am 4. März stand Tilly vor Altdorf, das mit Nürnberg zu dem Schweden abgefallen war. Seine Armee bestand wieder aus etwa 20,000 Mann, darunter 8000 Mann bayerischer Landmiliz.[1] Der Rest des alten wohlversuchten Heeres der Liga stand unter Pappenheim in Niedersachsen.[2] Die Stadt Altorf war nicht fest; es war für sie nicht einmal an eine Unterhandlung zu denken. Der Rath eröffnete die Thore, er und die Universität wagten nur die Bitte um Schonung.[3] Sollte Tilly an ihnen rächen, was die Patricier von Nürnberg verschuldet? Nicht also war es sein Sinn. Beide Corporationen hatten Grund sich ihres Verfahrens zu freuen; denn Tilly gestattete auch nicht die leiseste Unordnung.[4] Es blieben wenige Soldaten im Städtchen, sagt uns ein schwedischer Bericht,[5] welche den Bürgern, viel weniger den Professoren und Studenten keine Ueberlast gethan.

Am Nachmittage des 9. März 1632 stand Tilly vor Bamberg, dessen sich der Schwede Gustav Horn einige Tage zuvor bemächtigt. Das Heer war vom langen Marsche müde, es ward Abend: dennoch begann Tilly sofort den Angriff. Er erwartete nachhaltigen Widerstand: Nicht darum jedoch war es dem Schweden zu thun, sondern nur, um seinen Rückzug zu decken. Die Stadt war bald in den Händen der deutschen Truppen; allein unter dem Schutze der einbrechenden Nacht konnte der fluchtartige Rückzug nicht nach Wunsche gestört werden. An 4000 Schweden und Schwedisch-Deutsche waren gefallen, und in den folgenden Tagen beeiferten sich die Bauern an den etwa Versprengten diese Blutarbeit zu vollenden. Tilly betrachtete das Stift als geräumt, und schickte sich an von dort aus weiter auf Culmbach und Baireuth zu ziehen. Aber indem er dieß an Wallenstein berichtet,[6] spricht er abermals die nachdrückliche Bitte aus: Wallenstein wolle den Gallas verstärken und zu ihm stoßen lassen, damit die gesammte Macht der Beiden sich auf Eger in Böhmen werfe, und Böhmen von den Sachsen gänzlich befreie.

Wallenstein erwiedert auf diese wiederholte Bitte Tillys und des Kurfürsten durchaus willfährig.[7] Er hat dem Gallas so viele Truppen zugeschickt, sagt er, wie nur immer möglich. Gallas soll nicht bloß Eger mit angreifen, sondern auch die Oberpfalz gegen den Feind decken. Maradas hat Befehl, sagt Wallenstein zu Tilly, zunächst 2000 Reiter, denen in kurzem 3000 folgen sollen, zu dem kaiserlichen Kriegsvolke zu schicken, das unter Tilly stehe. Tilly möge nur

[1] Chemnitz S. 298.
[2] Dudik S. 357. Schreiben des Kurfürsten Max.
[3] Soldat suédois I. 442.
[4] a. a. O. das Zeugnis des Spanheim in solchen Dingen für Tilly ist gewichtig.
[5] Arlanibaeus, arma Suec. 276.
[6] Tilly an Wallenstein aus Bamberg 11. März bei Dudik S. 385 ff.
[7] Dudik S. 389.

dem Gallas und dem Maradas den Weg anweisen, wie sie sicher bis zu ihm gelangen können. Also schrieb Wallenstein an Tilly den 12. März.

Es ist die Zeit, in welcher das Einverständnis des Kurfürsten Maximilian mit Wallenstein ganz nach Wunsche zu sein scheint. Mit Verwunderung bemerkten die Agenten der geistlichen Fürsten der Liga, mit Freuden der Kaiser, daß Maximilians Abgeordnete am kaiserlichen Hofe dem Wallenstein den Titel eines Herzogs von Mecklenburg gaben.[3] Fern dagegen vom kaiserlichen Hofe vernahm der Bischof Franz Wilhelm zu Osnabrück unter den Edelleuten seines Stiftes das sonderbare Wort: Wallenstein werde mehr für den König von Schweden thätig sein, als für den Kaiser.[4] Worauf konnte sich das gründen? Der Bischof wies derartige Reden von sich. Er hegte dasselbe Vertrauen, wie sein Vetter Maximilian: Wallenstein trage in sich die Kraft und den Willen den Kaiser und das Reich zu retten.

Maximilian schüttet vor Wallenstein alle seine Sorgen aus.[5] Der Schwede zieht heran gegen Schwaben und gegen die Donau. Nur noch der schwäbische, der bayerische, der östreichische Kreis sind frei von diesem Feinde, und auch dort hat er Verständnisse. Die Stadt Ulm ist in Verbindung mit ihm. Sie hat seine Besatzung eingenommen. Die protestantische Bürgerschaft von Augsburg ist willig für ihn. Es handelt sich darum, wie man sich dieser Stadt durch eine stärkere Besatzung für Kaiser und Reich versichere. Maximilian schildert die Lage Pappenheims in Niedersachsen. Er legt dar, daß derselbe nicht hergerufen, sondern dort mit Geld unterstützt werden müsse. Er selbst hat Geld dahin geschickt. Er bittet Wallenstein dafür Sorge zu tragen, daß mehr geschickt werde, von Wien und von Brüssel. Denn Spanien thue gar zu wenig für die gemeinsame Sache, und der Schwede rühme sich laut und offen, daß er von den Spaniern gar nichts zu befahren habe. Es sei dringend Noth, daß Hülfstruppen geschickt werden, damit man Schwaben sichere.

Eben dasselbe meldet Maximilian dem Kaiser.[1] Er hat durch seinen Kämmerer, den Baron von Kurz, die Bitte um Hülfe stellen lassen, vor allen Dingen um Reiterei. Er wiederholt diese Bitte. Er fügt hinzu, daß diese Reiter ohne Verzug gesendet werden mögen. Also am 10. März.

Wir haben gesehen, wie Wallenstein am 12. März dem General Tilly diese Versicherung gegeben: er wolle 5000 Reiter in Marsch setzen zu Tilly. Auch dem Kurfürsten Maximilian hat der Baron Kurz diese Nachricht durch einen Courier überbringen lassen.[2] Maximilian ist darüber sehr erfreut. Er sagt Wallenstein seinen Dank, daß er die nöthigen Befehle zur Absendung dieser 5000 Reiter alsogleich gegeben. Er rühmt den treumeinenden löblichen Eifer,

[1] Berichte an den Bischof F. W. v. O. im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] a. a. O.

[3] Dudik S. 351. Schreiben des Kurfürsten aus München vom 10. März 1632

[4] Dudik S. 364 ff. 10. März 1632.

[5] Dudik S. 367. 18. März.

mit welchem Wallenstein sich des Kriegswesens annimmt. Er preist die Geneigtheit Wallensteins, den Eifer desselben sowohl mit dem Kurfürsten als mit Tilly die nöthige vertrauliche Correspondenz zu erhalten. Welche Schreiben auch immer von Ferdinand von Köln, von Pappenheim oder sonst woher an ihn gelangen, Maximilian theilt sie alle mit, damit Wallenstein einen klaren Ueberblick der ganzen Lage habe.

Hatte denn früher Maximilian dem Wallenstein Unrecht gethan? Es scheint, daß solche Gedanken bei dem Kurfürsten aufgestiegen sind. Er begnügt sich nicht mehr mit seinen eigenen Schreiben, mit den Betheuerungen seines Dankes, seines Lobes für Wallenstein. Auch mittelbar läßt er demselben diese Gesinnungen kund thun. Wallenstein ist befreundet mit dem Capuziner Pater Valeriano. Mit diesem Valerian steht die Kurfürstin Elisabeth in Briefwechsel. Sie schreibt demselben gerade in jenen Tagen, [1] daß ihr Gemahl immer eine wahre und aufrichtige Neigung zu Wallenstein gehabt, und zwar um so mehr da der Kurfürst nicht wisse jemals von Wallenstein beleidigt zu sein, vielmehr die guten Dienste anerkenne, die von Wallenstein bei dem Kaiser selbst und den vornehmsten Ministern des Kaisers ihm erwiesen seien. Andere, sagt die Kurfürstin, welche behaupten beschwert zu sein, haben sich in Regensburg darüber beklagt. Es hat nicht in der Macht des Kurfürsten gestanden das zu hindern; aber es hat ihm nicht gefallen, daß die Dinge also ergangen sind. Wenn der Herzog von Friedland ferner gute Freundschaft unterhalten will: so ist der Kurfürst immer bereit mit aller Aufrichtigkeit ihm entgegenzukommen. Denn der Herzog kann überzeugt sein von der geneigten Gesinnung und der Willfährigkeit des Kurfürsten für ihn und sein Haus.

Der Brief gelangte an seine Bestimmung. Der Pater Valerian überschickte ihn sofort an Wallenstein. [2] Ob das Schreiben auch den bestimmten Zweck erfüllte, für welchen es augenscheinlich geschrieben ward, mußte Maximilian abwarten.

Unterdessen nahte der Schwedenkönig zur Hülfe für Gustav Horn, den Tilly bis Schweinfurt zurückgeworfen hatte. Gustav Adolf fühlte, daß er des Frankenlandes noch keineswegs sicher sei. Auch die Patricier von Nürnberg fürchteten für sich die Gefahr der gerechten Strafe. Sie baten den Schweden herbei. [3] Gustav Adolf ermahnte sie zum Beharren. Ungeachtet seiner und seiner Freunde Betheuerungen in den katholischen Ländern, daß er nicht einen Religionskrieg, sondern einen politischen Krieg führe, daß die Anschuldigung des Religionskrieges eine absichtliche Lüge von Seiten Oestreichs und Spaniens sei, trat den Patriciern von Nürnberg gegenüber sofort der für die armen protestantischen Deutschen nöthige Gesichtspunkt hervor. Gustav Adolf nannte in seinem Schreiben an Nürnberg den General Tilly den Feind der christlichen Kirche, den

[1] Dudik S. 377 ff. 20. März 1632.
[2] a. a. O. S. 377. Nr. 1.
[3] Dudik S. 392.

der gerechte Gott in die Hände des Schwedenkönigs geben wolle.[1] Am $^5/_{15}$ März brach der König von Höchst auf. Schon am $^{11}/_{21}$ vereinigte er sich in Kitzingen mit Horn. Er zog auf Nürnberg.

Es lag für Tilly die Gefahr nahe bei und um Nürnberg von der Oberpfalz und Böhmen abgeschnitten zu werden.[2] Deshalb zog er sich mit seinem Heere aus dem Stifte Bamberg nach Neumarkt in der Oberpfalz, um zu erwarten, was etwa der Schwedenkönig unternehmen wolle. Dort war er am 30. März. Bis dahin war ihm von den 5000 Reitern, die Wallenstein drei Wochen vorher zu senden versprochen, noch nicht ein Mann zugekommen.[3] Seine Lage war sehr schwer. Er war dem Schwedenkönige nicht gewachsen. Er sah voraus, daß Gustav Adolf sich der Donau bemächtigen würde. Deshalb baten er und der Kurfürst Maximilian flehend und dringend, einer über den anderen: Wallenstein möge die versprochenen 5000 Pferde schicken. Er möge es thun, je zeitiger, desto besser. Er möge auch noch einige Infanterie dazu geben. „Wenn das geschieht," meint Tilly, „wenn E. F. G. zugleich an Ihrem Orte sich rühren und den Angriff unternehmen, dem nichts im Wege steht: so ist nicht daran zu zweifeln, daß unsere Schritte von Erfolg sein müssen."

Wallenstein war zu Znaym in Mähren. Dort erhielt er die dringenden Briefe der beiden Häupter. Er erwiederte[4] dem Kurfürsten am 3. April, daß 4000 Reiter schon auf dem Marsche seien, daß 1000 Kroaten bald folgen sollen. Dieselben sind bereits auf der Heide in Oestreich gemustert. Er gibt den Rath, daß Tilly sich in einem sicheren Posten halte, bis die Truppen von beiden Seiten vereinigt werden können.

Fast täglich kommen diese Schreiben von Maximilian und Tilly nach Znaym. Der Kurfürst schreibt am 23.,[5] am 25.,[6] am 28. März, am 1. April. Tilly schreibt am 27.,[7] am 30. März. Der Inhalt ist derselbe immerdar. Es ist die Bitte, der dringende, mahnende Ruf um die versprochene Hülfe. Sie war ja zugesagt, fest und sicher. An ihr hing ja alles, nicht bloß die Sicherheit der Donau und des bayrischen Landes. Wenn es dem Schweden gelang Tilly zu überwältigen: so ergoß sich der ganze Schwall über die kaiserlichen Erblande selbst. Bayern war die Vormauer derselben. Darum mußte Wallenstein helfen. Also dachte der Kurfürst Maximilian.

Denn Maximilian wußte ja von Wallenstein selbst, daß Wallenstein eine andere unmittelbare Gefahr für die kaiserlichen Erblande außer Böhmen nicht besorgte. Wallenstein hatte ihm gemeldet,[8] daß er am 14. April und in den

[1] Chemnitz S. 301.
[2] Dudik S. 391. Schreiben des Kurfürsten Max an Wallenstein, München 28. März.
[3] a. a. O. 394. Schreiben Tillys vom 30. März.
[4] a. a. O. S. 393. 3. April.
[5] a. a. O. S. 398.
[6] a. a. O. S. 411.
[7] a. a. O. S. 396. Nr. 2.
[8] Dudik S. 373. Schreiben des Kurfürsten Max aus München vom 27. März, an den Kaiser.

nächsten Tagen mit 50,000 Mann gegen das Kurfürstenthum Sachsen aufbrechen werde. Dadurch werde er den Schwedenkönig wieder zur Hülfe für den Kurfürsten Johann Georg nach Sachsen ziehen. Also war es Wallensteins Plan. Und diesem Plane gemäß, also mußte der Kurfürst denken, konnte es dem Wallenstein nur lieb sein, wenn der Schwede zurückgewiesen würde nordwärts der Donau, zurückgewiesen durch Tilly mit Hülfe der versprochenen 5000 Reiter Wallensteins.

Während der Kurfürst Maximilian und Tilly hofften und harrten, während der letztere sehnend ausschaute nach dem Feldzeichen der versprochenen Reiter, zog der Schwedenkönig Gustav Adolf am $^{21}/_{31}$ März in die deutsche Reichsstadt Nürnberg ein. Sein Heer war nicht mit ihm in der Stadt. Es lagerte bei Fürth. Nur das nächste Gefolge umgab den Schwedenkönig, ein Kreis von deutschen Fürsten den fremden Eroberer.

Dort in der vor ihm freien Reichsstadt hielt dieser König des fernen Nordens vor den Patriziern, die aus Furcht und dennoch ohne Noth, ihrem Kaiser und dem Reiche Eid und Pflicht gebrochen, abermals eine jener merkwürdigen Reden, welche auch heute noch viele der Nachkommen zu dem Wahne verblenden in dem Feinde und Verderber unseres deutschen Landes einen Retter und Befreier zu erblicken. Weil [1] der Schwede der Bitte der Patrizier gemäß nicht mit seinem Heere in die Stadt gekommen: so verehrte der Rath ihm zwei silberne Globen, Erd- und Himmelskugel, inwendig vergoldet, als Trinkgeschirre. Sie sollten andeuten, [2] daß Gott in die Hände des Königs die Erde gäbe, und nach der Erwerbung derselben die Freuden des Himmels.

An diese Geschenke selbst knüpft der Schwede seine Worte. Sie seien ihm lieb, sagt er, [3] doch lieber sei ihm Beharrlichkeit beim evangelischen Wesen, die festhalte gegen alle Verheißung und Drohung. „Denn es ist euch bekannt," sagt er, „wie listige und mächtige Feinde wir haben, wie der Kaiser und die Liga sich miteinander verbunden alle Evangelische auszurotten und zu vertilgen. Dahin zielen alle ihre Rathschläge und Handlungen. Dahin wenden sie alle ihre Macht und ihre Stärke. Dahin steht all ihr Thun und Lassen, ihr Dichten und Trachten."

Also sprach der fremde König zu einer Stadt, welche weder der Kaiser noch die Liga je gekränkt. Doch auch dieß Verhältnis berührt der König. „Es hat der allmächtige Gott euren Feinden viel über euch verhängt," fährt er fort. „Und es ist wahr, daß ihr viel gelitten und ausgestanden habt. Gott hat euch seinen Zorn sehen lassen, doch denselben nicht gänzlich über euch ausgeschüttet. Wie ich mich denn nicht genugsam darüber verwundern kann, und dieß für eine augenscheinliche Gnade Gottes erkennen muß, der den Feind so verblendet, daß er sich dieser und anderer Städte im Reiche nicht bemächtigt hat,

[1] Barthold, deutscher Krieg I. 45 aus Caroli Ogerii Ephemerides p. 252.
[2] Soldat suédois I. 461.
[3] Chemnitz S. 305.

die er doch vor zwei oder drei Jahren schon in seiner Gewalt gehabt. Da ist er von der göttlichen Allmacht gleichsam zurück gehalten, daß er nicht hat zugreifen dürfen."

Wie seltsam mußten solche Worte an das Ohr der Patrizier von Nürnberg schlagen! Ein fremder König verkündigt ihnen hier, daß die Achtung des Kaisers vor Recht und Gesetz, vor bürgerlicher Freiheit, die Haltung beschworener Eide eine Verblendung sei von Gott? Ob nicht bei solchen Worten das allzu spät erwachende Gefühl der Scham und des Zornes den Bürgern das Blut in die Wangen trieb über die frevelnde Blasphemie dieses Fremden? Keiner berichtet es uns. Doch zur Ehre des menschlichen Rechtsgefühles, das nie so völlig sich ersticken läßt, wie vielleicht der Schwede es erstickt zu haben wähnte, zur Ehre aller sittlich gesellschaftlichen Ordnung unter den Menschen müssen wir es annehmen. Aber der Schwede kannte seine Zeit und die Menschen, die ihm gegenüber standen. Er wußte aus tausendfacher Erfahrung, daß sein verachtendes Wort über das saeculum ignavum, über die Mattherzigkeit der Zeitgenossen nirgends besser angebracht sei, als auf deutschem Boden, gegenüber den deutschen Fürsten und den Geschlechtern der Patrizier in den Reichsstädten. Wenn auch die Bürger von Nürnberg im Grunde ihrer Seele ergrimmten über diese schnöden Worte, was noch half es ihnen da? Sie waren umstrickt, gefangen in dem Zauberkreise dieser Worte vom evangelischen Wesen. Freiwillig konnten sie sich nicht mehr lösen, und nach beiden Seiten hin hatten sie fortan nur zu fürchten.

Der Schwede fuhr fort in seiner Rede. Ein Bibelspruch, eine salbungsvolle Ermahnung folgte der anderen. Er selbst erkannte, daß er noch niemals so gepredigt habe. „Es wird euch Gott nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken, wie ich bin," sagte er, „der ich nicht allein begehre zu trösten, sondern auch zu helfen." Dann jedoch hielt er es als praktischer Mann für besser nicht bloß auf seine Predigten und die guten Worte der Nürnberger zu vertrauen, sondern auch etwas Schriftliches in Händen zu haben. Auch die Stadt Nürnberg stellte einen Revers aus,[1] daß sie getreulich bei dem Könige stehen und halten wolle, daß sie ihm und der Krone Schweden nun und künftig zur Ausführung seines Krieges nach äußerstem Vermögen beispringen wolle, daß sie ihm und seinem Heere, wann und so oft es die Noth erfordere und er es begehre, sicheren Zug und Rückzug verstatten werde. Dagegen will die Stadt auf keine Weise den Feinden des Königs, also dem eigenen Kaiser, Hülfe noch Vortheil erweisen. Eine förmliche Erbhuldigung an Schweden leistete Nürnberg noch nicht; doch zog ja mit der Zeit der erste Schritt unvermeidlich den zweiten nach sich.

Wir haben bereits früher gesehen, wie der Schwedenkönig vor den Patriziern in Nürnberg offener als irgendwo bisher sich über den Plan eines neuen absoluten Kaiserthums ausgesprochen.[2] Die Nürnberger erwiederten, daß sie

[1] Chemnitz S. 307.

[2] Breier, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 207.

kein besseres Subjectum zum Oberhaupte wüßten, als seine Majestät selbst. Was auch anders hätten sie sagen können und dürfen? —

Dagegen sorgte nun seinerseits auch der Schwedenkönig dafür, daß der Krieg für Nürnberg ein Religionskrieg werde. Es ist dasselbe Verfahren, welches wir ihn beobachten sehen bei jedem deutschen Fürsten, bei jeder deutschen Stadt, welche er bestricken will: er verwirrt die bisherigen Besitzverhältnisse. Er schenkt Eigenthum von katholischen Genossenschaften an protestantische. Aus königlicher Machtvollkommenheit, sagt der Schwede, [1] schenke er der Stadt Nürnberg das in ihr belegene deutsche Haus sammt dessen Zubehör, freilich mit der für ihn in jedem Falle genügenden Clausel: so viel wir nach Kriegesrecht daran zu suchen haben. Ferner schenkte er der Stadt alles, was in ihrem Gebiete zur Dompropstei Bamberg gehörte. Damit die Stadt ferner einen klaren Beweis seiner Gunst gegen sie habe, schenkte der Schwedenkönig ihr alle seine Ansprüche auf die Güter seines Feindes in ihrer Stadt, daß sie dieselben nach ihrem Gefallen gebrauche und der Stadt Bestes dadurch befördere.

Eine solche Schenkung kostete offenbar dem Schwedenkönige weder einen Mann, noch einen Pfennig. Vom rechtlichen Standpunkte aus war sie lächerlich. Und dennoch war sie wirksam und wichtig. Denn sie riß die Stadt Nürnberg unaufhaltsam mit hinein in die wilden Wirbel seines Religionskrieges. Die Stadt konnte nicht ausweichen: sie mußte annehmen; denn das Geschenk ward unterstützt durch den Blick auf die Mündungen der Kanonen, durch das Hören des königlichen Spruches: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich. Indem die Stadt annahm und zu behalten suchte, mußte sie thätig mit wirksam sein für den Religionskrieg des Schweden. Der Rath von Nürnberg nahm an und suchte zu behalten.

Zur selben Zeit brachte auch der schwedische Reichsrath sein Gutachten über einen Frieden ein. [2] In welcher freiwilligen oder unfreiwilligen Täuschung dieser Reichsrath über die deutschen Zustände gehalten wurde, ergibt sich aus solchen Forderungen, unter denen wir lesen: ewige Abschaffung der Inquisition. Was mochten sich die armen bethörten Schweden bei solchen Worten über Deutschland denken? Der Senat fordert ferner: Religionsfreiheit. Derselbe Senat und sein König ließen diejenigen Schweden, welche zur katholischen Kirche übertraten, mit dem Tode dafür büßen. Was denn bedeutete da die Forderung Religionsfreiheit für Deutschland, für ein Land, in dessen Städten bis auf Gustav Adolf Katholiken und Lutheraner in Frieden und Eintracht mit einander lebten, wo wie in Erfurt geschehen, die Lutheraner ihn baten um Schonung der katholischen Geistlichen, die nichts gegen sie und gegen ihn verbrochen hatten?

Auf den Befehl dieses fremden Königs sangen nun die deutschen Bürger zusammen mit seinen Söldnern aus allerlei Nationen in den Kirchen das fanatische Lied: Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und

[1] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 49.
[2] Geijer III. 206.

Türken Mord. Und zur selben Zeit war dieser fremde König, der das fanatische Lied zu singen befahl, mit dem Papste in Frieden und Freundschaft. Zur selben Zeit ferner suchte der fremde König, der dieß Lied zu singen befahl, von Nürnberg aus die Freundschaft des Sultans in Constantinopel und des Chans der Tataren. Türken und Tataren sahen mit großem Wohlgefallen die Fortschritte des Schwedenkönigs und jauchzten ihm zu.[1] Nur sie selber wollten nicht. Es ist eine merkwürdige Fügung in diesem Kriege, daß weder Friedrich von der Pfalz, noch Christian von Dänemark, noch der Schwede Gustav Adolf, noch die Späteren es vermocht haben die Türken zur thätigen Theilnahme an diesem Kriege gegen das deutsche Reich, die Nation und die menschliche Cultur zu bewegen. Nicht an diesen drei Fürsten hat es gelegen, daß nicht Deutschland zu einem Tummelplatze der Türken ward. Sie haben dazu nach Kräften gearbeitet. Aber die Türken wollten nicht, auch selbst später nicht, obwohl Oxenstjerna nicht aufhörte zu reizen und zu stacheln.[2] Der Schwede suchte wenigstens den Fürsten Ragotzi von Siebenbürgen in die Waffen zu bringen. Durch einen Angriff auf das Haus Oestreich, ließ er melden, werde Ragotzi sich einen unsterblichen Namen erwerben. Ragotzi habe nicht zu befürchten, meldete derselbe Schwedenkönig, der in Deutschland an die friedebedürftigen Städte erbauliche Briefe voll von seinen Wünschen nach Frieden schrieb: Ragotzi habe nicht zu befürchten, daß der Krieg sobald aufhöre. Es sei sehr nöthig, sagte er, daß Ragotzi sich wehre. Auch gibt der Schwedenkönig dafür besondere Gründe an. Denn der kaiserliche Hof, sagt Gustav Adolf, habe fest beschlossen den Ragotzi auszurotten, wie den Schwedenkönig. Er lasse daran durch gewisse auserlesene Werkzeuge fleißig arbeiten. Zu einem Beweise für eine solche Anklage hat sich der Schwedenkönig, so weit sich aus der Nachricht des bestellten schwedischen Geschichtschreibers ergibt, nicht verpflichtet gehalten. Eben darum blieben seine Worte an Ragotzi fruchtlos.

Der Schwedenkönig selbst dagegen führt im Großen, wie im Kleinen den Krieg fort nach derselben Weise, wie wir ihn kennen. Seine beständige Taktik ist durch die Leidenschaften entweder der Furcht oder der Habgier zum Bruche der bisherigen Verpflichtungen zu verleiten. Er kommt vor Wilsburg im Lande von Anspach.[3] Der junge Pappenheim befehligt an diesem Orte. Wie Gustav Adolf früher in Polen regelmäßig gethan: so fügt er auch hier der Forderung der Uebergabe die Drohung hinzu: er werde das Haus Pappenheim und alle Schlösser des Grafen dem Erdboden gleich machen. Pappenheim hält fest, und bewahrt seine Ehre und den Platz. Also berichten die Schweden selbst.

Bevor wir den Schwedenkönig das eigentliche Bayerland betreten sehen, haben wir noch einmal zurückzublicken auf die Kriegeszucht seiner Schaaren auf deutschem Boden. Daß Gustav Adolf vor der Schlacht von Breitenfeld keine

[1] Chemnitz S. 451. 423. Adlzreitter, Annales B. G. III. 286.
[2] Beilage XC und XCI.
[3] Soldat suédois I. 466. Arlanibaeus, arma S. 281.

Mannszucht halten konnte, haben wir gesehen, daß er sie nach derselben in Franken nicht hielt, liegt nicht minder vor. Sollte vielleicht von da an es sich gebessert haben?

Weil der Straßenraub und die Vergewaltigung sowohl des Bauersmannes, als der reisenden Handelsleute, also berichtet uns im Beginne des Jahres 1632 der offizielle schwedische Geschichtschreiber,[1] zu merklicher Verhinderung des Feldbaues, als des nützlichen Handels, je länger, je mehr überhand nahm: deshalb erließ der König eine strenge Verordnung. Wenn irgend ein solcher Angriff geschehe, sollte der Ortsobrigkeit erlaubt sein der Frevler sich zu bemächtigen und sie an's Regiment abzuliefern. — Wir haben gesehen, wie in solchem Falle Tilly die Origkeiten ermächtigte selber die Frevler zur Strafe zu ziehen.

Also der Bericht des Schweden. Stellen wir demselben entgegen, wie ein deutscher protestantischer Fürst und Verbündeter Gustav Adolfs, der Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, zur selben Zeit über das Walten der Schweden in seinem Lande an den König berichtet. „Seit 1625," sagt der Herzog,[2] „ist mein gesegnetes Fürstenthum von Freund und Feind bis aufs Gebein ausgesogen und ausgemergelt; aber bei den jüngsten Märschen und jetzigem Stilllager ist ihm das Garaus gemacht. Meine Landleute entfliehen in die Städte oder in Einöden, und bauen dort das Elend. Sie werden von der undisciplinirten Soldateska gleich wilden Thieren gejagt, gemartert und erschossen. Die Weibsbilder werden barbarisch geschändet, die Kirchen beraubt, überall solche Unthaten verübt, daß sich die Sonne davor entsetzen und verdunkeln möchte. Die Soldaten reiten und gehen durch die Getreidefelder, um nachzusehen, ob sich etwa dort verjagte Menschen verborgen, und dann hilft kein Weinen, kein Flehen, kein Klagen. Zwischen Neustadt am Rübenberge, Hameln, Hannover, Braunschweig sind die Dörfer menschenleer."

Und während das dort an dem armen Landvolke in nächster Nähe geschah, verkündete[3] der schwedische Dr. Steinberger im Namen seines Königs der Stadt Hannover, daß sein König herüber gekommen sei lediglich für die allein selig machende evangelische Religion. Der König habe seine Intraden, die sich auf mehrere Millionen beliefen, — also sagte Dr. Steinberger — aus allen seinen Königreichen und Ländern dafür aufgeopfert, begehre auch keinen Fußbreit deutschen Landes, sondern nur was zu seinem Lebensunterhalte und königlichem Staate nöthig sei, und wolle mit seiner königlichen Person alles willig an diesen Krieg wenden. Dann erst kam die Hauptsache. Der König fordert von der Stadt Hannover zu seinem überaus löblichen Zwecke 15,000 Rthlr., und zweifelt gar nicht, daß jeder Bürger, sobald er etwas davon hört, sich eifrig angreifen werde.

Die Stadt bot ein Fünftel, 3000 Rthlr. Das sei zu wenig, hieß es.

[1] Chemnitz 302.
[2] Abschrift dieses Schreibens im Archive der Stadt Hannover 5. Mai 1625.
[3] Archiv der Stadt Hannover.

Man müsse mindestens 10,000 Rthlr. haben. Die Stadt wollte nicht. Der Herzog Friedrich Ulrich schlug vor: 5000. Die Schweden setzten hinzu: aber baar. Also geschah es.

Es ist ein Beispiel, wie man verfuhr in Süd und Nord des deutschen Vaterlandes. Es ist ferner ein Beispiel zur Beantwortung der Frage, ob irgend eine Corporation, die nicht unmittelbar im Bereiche schwedischer Kanonen war, geglaubt haben kann an die Reden des Schwedenkönigs von Freiheit und Evangelium. Die ähnlichen Verhältnisse kehren wieder in jeder deutschen Stadt, nur daß, wie wir gesehen haben, das Patrizier-Regiment der freien Reichsstädte in moralischer Schlaffheit zu allem fähig war.

Ein Heer von solcher Beschaffenheit, von solchen Streitern für das was man Religion nannte, näherte sich dem Bayerlande, wo das Volk unter der fürsorglichen Regierung des Kurfürsten Max bislang vom Kriege wenig berührt, sich eines behaglichen Wohlstandes erfreute. Die Kraft war noch nicht durch Kriegsleiden geknickt, wie anderswo. Dazu war das Land katholisch und fürchtete also aus zwiefachem Grunde die Glaubenskämpfer des Schweden. Wenn es Tilly nicht gelang den Schwedenkönig vom Betreten Bayerns abzuhalten: so stand diesem Lande unnennbares Weh bevor.

---

## Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Am 1. April 1632 brachen Tilly und Aldringer von Neumarkt in der Oberpfalz auf, und zogen auf Berching.[1] Dort erfuhren sie, daß der Schwede zu Nürnberg angekommen, daß er von den Patriziern dieser Stadt begrüßt sei als Retter und Befreier. Es lag nicht klar vor Augen, was er weiter vorhatte: ob er gerades Weges von Nürnberg aus auf die Donau ziehen werde gegen Ingolstadt, Neuburg oder Donauwörth, oder ob er zunächst das Heer unter Tilly angreifen wolle. Denn es schien unzweifelhaft, daß der Schwede ein Treffen suchen werde.[2] Tilly bemühte sich auszuweichen. Deshalb zog er von Berching auf Berngrieß in der Absicht dort eine solche Stellung einzunehmen, daß er ohne zum Schlagen gezwungen zu werden, in Sicherheit das Hülfscorps erwarten konnte, welches Wallenstein ihm zu senden versprochen, welches nach Wallensteins Briefe an Tilly vom 12. März bereits vorher Marschbefehl erhalten hatte.[3]

[1] Aldringers Bericht bei Dudik S. 404, vom 21. April.
[2] Brief des Kurfürsten Maximilian an Wallenstein vom 12. April bei Dudik S. 398.
[3] Wallensteins Schreiben vom 12. März 1632 bei Dudik S. 389 f.

Tilly besorgte ferner, daß die Absicht des Schweden sei sich dort zunächst der Oberpfalz zu bemächtigen, von da aus nach Böhmen zu rücken, oder zunächst sich auf Regensburg zu werfen. Deshalb erschien es ihm dringend nöthig zu Berngrieß im Stifte Eichstedt sich zu verschanzen, oder auf dem Wege zwischen dort und Ingolstadt eine feste Stellung einzunehmen. Er ließ Wallenstein auf das schleunigste durch Aldringer davon in Kenntnis setzen. Er schrieb an Gallas, daß die Aufstellung desselben bei Elenbogen, Brix und Laun ganz zwecklos sei.[1] Er forderte den Gallas auf sofort mit Allem aufzubrechen und zu ihm zu stoßen. Zugleich mußte Aldringer in Tillys Namen bei Wallenstein dringend bitten, daß die Hülfe der 5000 Reiter erfolgen möge so schnell, wie immer möglich. Ferner bat Aldringer in Tillys Namen den Wallenstein: wenn er vermöge sich zeitiger mit dem Heere in Bewegung zu setzen: so werde dadurch dem gemeinen Wesen nach allen Seiten zugleich mehr geholfen werden.

Wallenstein war und blieb zu Znaym in Mähren. Gallas blieb in seiner Stellung bei Elenbogen, die Tilly für zwecklos erklärte.

Der Schwede unterdessen nahte heran.

Er zog von Nürnberg aus nicht ostwärts, sondern südlich auf Donauwörth. Am 3. April noch hatte Tilly ein festes Lager bei Berngrieß oder zwischen dort und Ingolstadt aufschlagen wollen. Die Sonne des 4. April fand ihn im vollen Marsche auf Ingolstadt an der Donau. Dahin auch eilte auf die Kunde von dem Marsche des Schweden der Kurfürst Maximilian aus München.[2] In der Nacht vom 4/5 April traf er ein, und berief sogleich Tilly und Aldringer zum Kriegesrath. Rund um die Stadt auf den Dörfern lagerte das Heer. Es ward Maximilian und den beiden Heerführern klar, daß sie sich durch die Bewegungen des Feindes hatten irre leiten lassen. Nach allen Nachrichten hatte man annehmen müssen, daß der Schwede von Nürnberg aus sich gegen die Oberpfalz und von dort nach Böhmen oder Bayern wenden werde. Nicht das war geschehen. Unversehens hatte Gustav Adolf den Weg südlich auf Donauwörth eingeschlagen. Maximilian kam mit den beiden Anführern überein, daß sie sofort mit dem ganzen Heere nach Neuburg und von dort nach Rain oder Donauwörth die Donau hinauf ziehen sollten, um vielleicht dort noch den Feind aufzuhalten. Der Morgen des 5. April fand Tilly und sein Heer abermals auf dem Marsche, von Ingolstadt aus westwärts.

Das alles berichtete der Kurfürst Maximilian sofort an Wallenstein.[3] „Die höchste Gefahr für mich und mein Land," sagt er, „bricht über uns herein. Sie kommt über mich für meine beständige Treue, meine Ergebenheit, meinen Gehorsam gegen den Kaiser. Es ist nicht nöthig zu erörtern, welche Folgen auch für die kaiserlichen Erblande das nach sich zieht. Darum ersuche ich E. L. ganz beweglich, Sie wollen gemäß Ihrer allzeit mir bewiesenen

[1] Dudik S. 405. Tillys Schreiben vom 3. April.

[2] Schreiben des Kurfürsten Maximilians aus Ingolstadt an Wallenstein, den 12. April bei Dudik S. 407 ff.

[3] a. a. O.

Neigung und Sorgfalt, gemäß der kaiserlichen Vertröstung und gemäß dem geleisteten Versprechen mich in dieser Noth nicht hülflos lassen: Sie wollen mir ohne den geringsten höchst schädlichen Zeitverlust die hülfreiche Hand bieten. Sie wollen mir nicht bloß die versprochenen 5000 Pferde, von denen bis auf diese Stunde auch noch nicht ein Mann bei dem Grafen Tilly angekommen, sondern auch noch mehr Hülfe zu Roß und Fuß, eiligst heranziehen lassen. Sie wollen erwägen, daß dem Schwedenkönige nicht so viel daran liegt dem Kurfürsten von Sachsen zu helfen, als vielmehr seine eigenen Absichten auszuführen, daß es deshalb nöthiger ist zum Schutze der kaiserlichen Erblande dem Schweden hier entgegenzutreten, als einen Angriff auf Sachsen zu thun. Enge und vertrauliche Correspondenz beider Heere ist durchaus nothwendig, und ich meines Theiles bin Willens nicht nur zu meiner Vertheidigung, sondern auch zu derjenigen des Kaisers und der Erblande das Aeußerste aufzusetzen mit Gut und Blut."

Das ist der Inhalt des Schreibens, welches der Kurfürst Maximilian an Wallenstein richtet am 5. April. Der Kurfürst hat den Brief dictirt. Dann, indem er ihn unterschreibt, gibt er mit eigener Hand noch einmal seinem Gefühle einen stärkeren Ausdruck. „Weil ich mich von Ihrer kaiserlichen Majestät nicht habe absondern und trennen lassen, sondern standhaft bei derselben verblieben bin: so muß ich dessen jetzt bei dem Schweden entgelten. Ich hoffe zu Gott, der Kaiser und E. Liebden wollen mich nicht lassen zu Schanden werden. Unterdessen will ich thun, was möglich ist, bis die Hülfe von E. Liebden kommt."

Wann denn sollte diese Hülfe kommen? An dem Tage, an welchem der Kurfürst diese Worte niederschrieb, dem 5. April, waren drei und eine halbe Woche vergangen seit dem Briefe Wallensteins an Tilly vom 12. März,[1] in welchem jener sagt, daß 2000 Reiter schon Marschbefehl erhalten, daß die anderen 3000 in kurzem folgen sollen. Es war bis dahin kein Mann gekommen. Aber vielleicht waren sie auf dem Wege?

Wallenstein nennt in jenem Briefe vom 12. März die Generale, welchen er diesen Befehl hat zukommen lassen. Es sind Don Balthasar Maradas und Gallas. Der letztere stand in Pilsen.

Gallas berichtet am 27. März, also reichlich fünfzehn Tage nach jenem Befehle, daß aus hochwichtigen Ursachen erst dann einige der Truppen, die zur Verstärkung für Tilly bestimmt seien, ihren Weg dahin angetreten haben. Mithin war, obwohl am 5. April noch nichts angekommen war, doch einige Verstärkung auf dem Wege. Aber wie viel? Wallenstein berichtete darauf am 3. April[2] dem Kurfürsten, daß bereits 4000 Pferde auf dem Marsche seien, daß 1000 Kroaten bald folgen sollten.

Hatte das Grund und Wahrheit?

Am selben Tage, an welchem Wallenstein dem Kurfürsten Maximilian dieses

[1] Dudik S. 389. 390.
[2] Dudik S. 393.

meldet, schreibt Maradas an Wallenstein ganz anders. Maradas war Oberbefehlshaber in Böhmen. Ein Befehl zur Aussendung von Truppen von dort aus mußte durch seine Hände gehen. Dieß versteht sich ohne Erörterung. Noch dazu hatte Wallenstein am 12. März ausdrücklich an Tilly gemeldet, daß er an Maradas den Befehl zur Absendung gegeben. Demgemäß wandten sich der Kurfürst Maximilian und Tilly nicht bloß an Wallenstein selbst, sondern auch an Maradas. Auch diesen trieben sie zur Eile.

Das setzte den Maradas sehr in Verwunderung. Er weiß nicht, was er auf eine solche Forderung thun oder sagen soll. Er wendet sich von Tabor am 3. April an seinen Oberfeldherrn. „Ich führe pünktlich alles aus," sagt er,[1] „was E. F. G. mir befehlen; allein der Kurfürst von Bayern und der General Tilly schreiben in ihren Briefen von 5000 Pferden, die hinausgeschickt werden sollen. Ich weiß davon nichts. Ich weiß nur von 30 Compagnien, wie E. F. G. gnädig mir geschrieben."

Hier tritt das Ungeheure, das Entsetzliche uns näher. Wallenstein hat am 12. März die Hülfe verheißen, hat berichtet, daß er seine Befehle dazu gegeben. Tilly hat darauf sich verlassen, hat seine Dispositionen darnach eingerichtet, daß er in der Oberpfalz stehend diese Verstärkung an sich ziehen könne. Am 3. April weiß derjenige Mann, dem Wallenstein am 12. März den Befehl gegeben haben will, nichts von einem solchen Befehle. Er hat ihn nicht empfangen.

Denken wir uns in die Lage des Kurfürsten und Tillys hinein. Es ist ihnen nicht bekannt, daß Maradas den Befehl, den sie hofften, nicht empfangen hat. Sie leben noch in dem gläubigen Vertrauen der Hoffnung. Sie hätten Grund dazu; denn Wallenstein hatte ja ausdrücklich es gemeldet. Das Vertrauen mag erschüttert sein durch das unbegreifliche Zaudern; aber sie haben ja das Wort, das Versprechen. Auch wiederholt Wallenstein dasselbe.

Am 5. April, wo Wallenstein zu Znaym das Schreiben des Maradas aus Tabor vom 3. April bereits empfangen haben mußte, schreibt der Oberfeldherr abermals an den Kurfürsten. Er berichtet, daß er ihm am Tage zuvor Abschriften der Marschbefehle übersandt habe.[2] Er versichert, daß er den Maradas mit 20,000 Mann nahe bei Eger gelegt, damit er auf den Feind achte, und wenn derselbe sich von da — also sagt Wallenstein — gegen Tilly wenden solle, mit diesem vereine. Er gibt den guten Rath, daß Tilly, wenn der Schwede allzu stark auf ihn anziehe, sich in einen sicheren Posten zurückziehen möge, bis mehr Hülfe komme.

Unterdessen kam in Znaym das flehende Schreiben des Kurfürsten von demselben Tage an, wo Maximilian von Ingolstadt aus den Feind sich heranwälzen sah gegen sein eigenes Land. Wir haben seinen Nothschrei dort vernommen, seinen flehenden Ruf um Eile. Wallenstein empfing dieß Schreiben. Er legte

[1] Dudik S. 413.

[2] Dudik S. 411 bemerkt, daß das Schreiben Wallensteins vom 4. April, auf welches Wallenstein hier Bezug nimmt, im Archive nicht vorhanden sei.

es einstweilen hin. Er erwartete den Fürsten Eggenberg, der im Namen des Kaisers mit ihm über die definitive Annahme des Commandos unterhandeln sollte. Eggenberg kam am 13. April zu Wallenstein nach Göllerdorf, und meldete zugleich, daß der Kurfürst Max einen eigenen Gesandten an Wallenstein abgefertigt. Auf diese Meldung, sagt Wallenstein, wolle er seine Antwort nicht länger verschieben. Er, wolle zur Antwort nur das versichern, daß bei der zunehmenden Gefahr der Kurfürst und Tilly nicht hülflos gelassen, sondern mit so vielem Volke als nur immer menschlich und möglich sei, wirklich und förderlich unterstützt werden solle.

Es war der 13. April, mehr als eine Woche nach dem letzten flehenden Gesuch des Kurfürsten um schleunigen, um augenblicklichen Beistand. Der Fall von Donauwörth am 6. April war dem Wallenstein am 13. April längst bekannt; denn wir sehen, daß ein Courier von Ingolstadt nach Znaym höchstens drei Tage bedurfte. Wallenstein wußte, daß Tillys kleines Heer dem schwedischen nicht gewachsen war. Nach aller Wahrscheinlichkeit durfte er annehmen, daß in derselben Stunde, wo er abermals in allgemeinen Ausdrücken sein Versprechen erneuerte den Kurfürsten und Bayern nicht hülflos zu lassen, dem Schweden bereits die Bahn offen lag das Bayerland zu durchschreiten mit Fackel und Schwert. Wallenstein wußte es. Weil er es wußte und abermals doch nichts that: so wollte er es. Sein Versprechen der Hülfe war ein Hohn. Vergeblich hatte Maximilian sich vor ihm gedemüthigt: Wallenstein hatte nichts vergessen.

Gustav Adolf hatte den Vorsprung. Er gelangte vor Tilly an Donauwörth. Ueber die Stadt ragte der Schellenberg hervor, der nicht genügend befestigt war. Der Schwede besetzte den Berg, pflanzte darauf sein Geschütz und beherrschte von da aus die Stadt und die Donaubrücke. Der Herzog Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg, der in Donauwörth commandirte, erhielt um Mitternacht von Tilly den Befehl die Stadt und die Truppen nicht nutzlos zu opfern, sondern sich zurückzuziehen.[1] Es geschah in der Nacht vom $^5/_6$ April, und zwar mit großem Verluste, weil die Donaubrücke im Bereiche der schwedischen Geschütze war.

Bei dem schwedischen Heere war Camerarius, der längst bekannte Werkmeister am Unheile des deutschen Vaterlandes. Er sah am andern Tage die schwedischen Söldner über die Donaubrücke ziehen. „Das Heer ist stark und schön," ruft Camerar[2] triumphirend aus. „Bayerland zittert vor uns." Freilich es zitterte. Es sah mit bangem Entsetzen die heimathlosen Söhne des Verbrechens aller Länder und Völker seine Grenze betreten. Hatte ein deutscher Mann Ursache zu jubeln über den Einbruch der Entsetzlichen in ein unglückliches deutsches Land?[3] —

[1] Schreiben des Kurfürsten Maximilian vom 6. April aus Ingolstadt an den Kaiser. Dudik S. 415, ferner des Generals Aldringer S. 418.

[2] Briefe des Camerar in den handschriftlichen Papieren der Königl. Bibliothek zu Hannover.

[3] Dudik S. 415 ff.

Der Kurfürst Maximilian meldete am 6. April klagend dem Kaiser seine Noth. Er erzählte den Fall von Donauwörth. Er berichtete, wie nun die so lang gefürchtete Gefahr unabwendbar über sein offenes Land hereinbrechen werde. Dennoch verlasse er sich auf die Hülfe des Kaisers.

Das Vertrauen Ferdinands II. zu Wallenstein stand damals auf seinem Gipfel. Dennoch konnte der Kaiser sich nicht völlig aller Bedenken erwehren. Er schickte das Schreiben des Kurfürsten durch Questenberg an Wallenstein, mit der Frage, welche Anstalten Wallenstein getroffen, um dem Kurfürsten zu helfen. In der That gingen damals einige Reiter von Pilsen aus ab mit dem ausdrücklichen Befehle von Wallenstein an Gallas: er möge fleißigst Sorge tragen, daß die Reiter, die zu Tilly abgingen, keinen Schaden vom Feinde nähmen und daß sie sicher durchgeführt werden könnten.[1]

Der Fall von Donauwörth übte moralisch einen nachtheiligen Einfluß auf das bayerische Heer. Es zog sich über die Donau nach Rain, um dort den Uebergang über den Lech zu vertheidigen.[2] Man fürchtete für Augsburg. Die Bürgerschaft dort war kleinmüthig, die vornehmsten Katholiken entflohen. Es fragte sich, ob man nicht die Besatzung herausziehen solle. Das indessen wollte Tilly nicht. Er dachte noch Augsburg zu halten; denn mit dieser Stadt werde der Schwede des ganzen Lechstromes mächtig sein, demgemäß ganz Bayern in seiner Gewalt haben, und zugleich nach seiner Wahl sich gegen Oestreich, Tyrol oder Elsaß wenden. Er marschierte nach Thierhaupten unweit Rain. Dort wollte er den Uebergang wehren, bis Hülfe käme. Denn er und der Kurfürst, der dort zu dem Heere stieß, schauten noch immer hoffend und vertrauend nordostwärts, von woher Wallenstein Hülfe bringen mußte.

Von Rain aus sandte Tilly am 9. April den Obersten Mohr von Waldt nach Wien an den Kaiser. Es handelt sich nicht bloß um das Herzogthum Bayern, sagt er,[3] sondern um das ganze heilige römische Reich. Wenn nicht alsbald und je eher desto besser dem Feinde mit Nachdruck entgegen getreten wird: so geht alles unfehlbar über und über zu Grund und Boden. Darum bittet Tilly dringend abermals und abermals, daß das kaiserliche Heer ohne irgend welchen verderblichen Verzug in Marsch gesetzt werde. Es war umsonst. Kein kaiserliches Feldzeichen ließ sich blicken. Aber darum ja konnte er noch kommen. Der Kurfürst hielt Kriegsrath. Man erkannte an, daß man dem Feinde in offenem Felde nicht gewachsen, daß man aber dennoch sich vertheidigen könne, bis die Hülfe komme.[4]

Der Schwedenkönig rückte an den Lech. Eine Stunde oberhalb des Städtchens Rain gedachte er den Uebergang zu erzwingen. Es war am 15. April 1632. Die Umstände waren ihm nicht ungünstig. Die Nacht vom $^{14}/_{15}$ April war finster. Die Bayern vernahmen in der dunkelen Nacht die Schläge der

[1] Dudik S. 417 Nr. 1. Schreiben des Gallas vom 10. April.
[2] Schreiben Aldringers vom 9. April an Wallenstein, bei Dudik S. 418.
[3] Villermont, Tilly Tom. II. p. 442 vom 9. April.
[4] Schreiben des Kurfürsten Maximilian an Wallenstein bei Dudik 423. 17. April.

Aexte und Hämmer ihrer Gegner zum Bau einer Brücke, ohne sie hindern zu können. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel auf dem Lande.[1] Der Schwede stellte seine Geschütze auf, und ließ zugleich an der Brücke arbeiten. Mehrere Stunden lang dauerte das Schießen hüben und drüben. Der Kurfürst war mit im Felde. Während des Kanonendonners dictirte er abermals einen Bericht an Wallenstein. Er sah, daß der Uebergang nicht verwehrt werden könne. Denn man bemerkte deutlich, wie eine Abtheilung der Schweden sich weiter südwärts hinauf gegen Augsburg wandte. An mehreren Orten zugleich den Uebergang zu wehren, war das bayerische Heer nicht im Stande. Der Kurfürst berichtet das. Er setzt seine Vermuthung hinzu, daß der Schwedenkönig sich bemühen würde das bayerische Heer von den Hülfstruppen Wallensteins abzuschneiden. Er hofft, daß dieß ein Sporn sein werde für Wallenstein zur schleunigen Sendung der Hülfe. So schreibt der Kurfürst,[2] indem er ja nicht zweifelt, daß Wallenstein helfen wolle. Während er noch schreibt, gelangt zu ihm eine schmerzensvolle Trauerkunde.

Der Kurfürst Max hatte seinen Tilly gebeten: er möge sich auf das Amt des Feldherrn beschränken, er möge nicht wieder sich in den Bereich der feindlichen Geschütze begeben. Es war eine alte Warnung, die Max mehr als einmal an Tilly gerichtet. Es war dagegen die Weise des alten Generals soweit wie möglich immer selber zuzusehen. Aus demselben Grunde war er fünf Jahre zuvor bei Pinneberg verwundet. Also ritt er auch dießmal nahe an das Ufer des Lech hinan. Während er hinüber spähte, traf ihn dort eine Falconetkugel am rechten Bein oberhalb des Knies. Eben vorher war der General Aldringer am Kopfe schwer verletzt. Max erhielt beide Nachrichten fast zugleich.[3]

Man trug den schwer getroffenen alten Feldherrn zurück. Der Kurfürst beharrte dessen ungeachtet, daß die Stellung noch festgehalten werden müsse. Die Heerführer riethen ab. Zu der Ueberlegenheit des schwedischen Heeres und den anderen Gründen kam nun noch die Bestürzung der Gemüther durch die Verwundung des alten Feldherrn. Tilly selbst rieth den Rückzug an auf das feste Ingolstadt. Es ging gegen Abend. Die Dämmerung würde den Abmarsch erleichtern. Also geschah es. Das ganze Heer gelangte unversehrt[4] in guter Ordnung nach Ingolstadt. Nur etwa dreißig Bayern überhaupt waren gefallen.[5] Dennoch war der Zug ein Trauerzug. Mehr als einmal ward der schwer verwundete Greis in seiner Sänfte ohnmächtig. Man fürchtete unterwegs seinen Tod. Indessen es gelang ihn lebend nach Ingolstadt zu bringen.

Am 6/16 April überschritt der Schwedenkönig den Lech.[6] Seine Schaaren

[1] a. a. O. S. 425.

[2] Dudik S. 421.

[3] Adlzreitter, A. B. G. lib. XVII. p. 274. cf. das Schreiben des Kurfürsten bei Dudik S. 425.

[4] Dudik S. 425.

[5] Adlzreitter a. a. O.

[6] Chemnitz 313.

ergoßen sich über das Bayerland. Die Einwohner flüchteten. Gustav Adolf am rechten Ufer des Stromes zog fort auf Augsburg zu. Die Stadt, wo der Kaiser in den beiden letzten Jahren sehr zur ungelegenen Stunde das Restitutions-Edict mit Gewalt durchgesetzt, hatte eine nicht zahlreiche Besatzung. Der König ließ der Stadt seine Verwunderung melden, daß sie ohne Ursache seine offenbaren Feinde aufgenommen. Er sei dafür befugt ihnen nach ihrem Verdienst zu vergelten; doch wolle er sie nach seiner angeborenen Milde verschonen, wenn sie sofort die Garnison ausschaffe. Der Rath verantwortete sich. Er vernehme schmerzlich, daß er den König mit der Einnahme einer Garnison beleidigt haben solle. Aus Pflicht und Schuldigkeit gegen den Kaiser habe er also handeln müssen. Wenn der König eher gekommen wäre, so würde man ihm eben so wenig einigen Widerstand geleistet haben. Die Besatzung stehe nicht unter dem Befehle des Rathes. Darum bat der Rath: der König wolle derselben einen ehrenhaften Abzug gewähren. Der Rath war katholisch, die Mehrheit der Bürgerschaft protestantisch. Sie richtete an den König dieselbe Bitte.

Es war dem Könige allzu viel daran gelegen in dieser Stadt als Befreier ohne Gewalt zu erscheinen. Die Besatzung zog unter ehrenhaften Bedingungen am $^{10}/_{20}$ April nach Ingolstadt. Der König setzte den alten katholischen Rath ab, einen neuen protestantischen ein, und überwies demselben das ganze Kirchenwesen. Dann erst hielt er seinen Einzug, und ritt sofort, ohne anzuhalten, nach der St. Annenkirche. Mit ihm sein Gefolge. Dort bestieg sein Hofprediger Fabricius die Kanzel und hielt eine Predigt, wie sie an solcher Stelle dem Worte des Religionskrieges entsprach.[1] Sie war gerichtet gegen die jesuitischen Mordhummeln und Blutigel. Fabricius nannte namentlich den kaiserlichen Beichtvater Becanus. Er citirte einige Sätze desselben, und legte daraus dar: es sei die Ansicht des Becanus, daß alle Ketzer nur um der Ketzerei willen an Hab und Gut und Leben zu strafen seien. Der Hofprediger setzte, wie es scheint, an die Stelle des Wortes Ketzer nicht ausdrücklich die Lutheraner und Evangelischen. Dem großen Haufen der Zuhörer dagegen lag es nahe nur diese Anwendung zu machen. Der schwedische Hofprediger hob dann hervor, wie viel besser die Evangelischen seien, die so etwas nicht lehren. Da Niemand widersprach: so war es bewiesen. Die Zuhörer wurden durch die Predigt so gerührt, daß ihnen nach dem Berichte der Schweden die Thränen über die Backen liefen.

So glänzend wie in Augsburg war der Schwedenkönig noch in keiner deutschen Stadt als Befreier aufgetreten. Noch nirgends hatte er bereits vor dem Betreten der Stadt solche Herrscherrechte ausgeübt, wie hier und wie sie überhaupt niemals ein Kaiser einer freien Reichsstadt gegenüber in Anspruch genommen. Die Stadt war durch Gustav Adolf wieder ganz protestantisch geworden, viele Katholiken flohen hinaus. Deshalb war hier die Aussicht, daß alle Gefühle für das Vaterland und die wahre Freiheit untergehen würden in dem Religionskriege, den der Schwede brachte. Und auch wenn es etwa nicht

[1] Geijer III. 210. Chemnitz 315. cf. Beilage XCII.

völlig geschah: so waren in der Hand des Schweden die Mittel zur Nachhülfe. Er ging dabei mit gewohnter Umsicht zu Werke. Er ließ zuerst der Bürgerschaft den Eid der Huldigung vorlegen, mit dem Bedeuten: wer solchen Eid zu leisten Bedenken trüge, der solle sich melden. Es meldete sich Keiner. Mithin war nach seiner Weise der Schwedenkönig überzeugt, daß sie alle willig seien. Er wohnte im Fuggerschen Hause. Auf dem großen Platze vor demselben standen einige Regimenter Fußvolk aufmarschirt. Dann erschienen der neue Rath und die Bürgerschaft. Der König stand am Fenster, entblößten Hauptes und redete zu ihnen.[1] Alsdann verlas sein Geheimsekretär Sattler, zufällig wieder derselbe Mann, der in Mainz vor den braunschweigischen Gesandten die Schuld der Fälschung des Vertrages auf sich hatte nehmen müssen, dem Rathe und der Bürgerschaft von Augsburg den Huldigungseid an den König und die Krone von Schweden. Rath und Bürger von Augsburg schworen alles zu thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu thun schuldig sind, so wahr ihnen Gott helfe an Seele und Leib. So unbeschränkt, so unbedingt hatte noch keine deutsche Stadt geschworen. Man wandelte den Namen Augusta in Gustava.

Es sind über Augsburg in Folge der Verbindung mit dem Schwedenkönige schwere Leiden und unsägliche Trübsal gekommen. Darf man sagen, daß diese Trübsal eine unverdiente war?

Die schwedischen Waffen waren siegreich. Die freien Reichsstädte von Schwaben schlossen eine nach der anderen ihr Bündnis mit dem Schweden, als Vorstufe zu dem, was ferner kommen würde.

Unterdessen war der todeswunde Tilly und ein Theil des bayerischen Heeres in Ingolstadt, mit dem anderen stand der Kurfürst neben der Stadt im Lager. Ein eigentliches Treffen hatte bei Rain nicht stattgefunden: das Heer war noch eben so stark wie zuvor, nur daß ihm der Führer fehlte. Der alte Feldherr lag schwer wund auf seinem Krankenlager; aber der Geist war noch nicht gebrochen. Am 15. April hatte die Kugel ihn getroffen, am 20. April meldete Wallenstein von Znaym in Mähren aus seine Condolenz, daß ihn dieß Unglück in der Seele betrübe.[2] Am selben Tage unterzeichnete der kranke Tilly an Wallenstein die Bitte,[3] daß Wallenstein in dieser höchsten Noth bei Tag und bei Nacht die Hülfe beschleunige, damit der Feind durch eine Schlacht zurückgeworfen werden könne. Das Vertrauen zu dieser Führung setzt Tilly auf Gallas.

Der 20. April ist noch nicht zu Ende, als Tilly durch Aldringer eine andere Nachricht von Wallenstein erhält. Wallenstein meldet, daß er in Person mit der lang ersehnten Hülfe sich dahin wenden wolle. Tilly ist erfreut über den hochlobwürdigen Eifer. Er zweifelt nicht, sagt er,[4] Wallenstein werde zur

[1] Theatrum Europ. II. 633.
[2] Dudik S. 422. Nr. 1.
[3] Villermont, Tilly II. 443. Nr. II.
[4] a. a. O. S. 444. Nr. III.

Vermehrung seines unsterblichen Namens das Aeußerste anwenden und keine Zeit versäumen. Er dankt für die Erinnerung, die Wallenstein ihm schenke. Er ist des sehnlichen Verlangens Wallenstein seine Ergebenheit auszusprechen.

War es denn wirklich dem Wallenstein auch damals Ernst mit solcher Eile? Er gab am Donnerstage, dem 15. April von Znaym aus an den Maradas Bericht,[1] daß er am Anfange der folgenden Woche von Znaym aufbrechen und zu Ende des Monates in Tabor anlangen werde. Er gebot dem Maradas Sorge zu tragen, daß nicht allein er selbst, sondern auch sein Hofstaat zu Tabor logirt werden könne. Auch das wird noch verschoben. Am 20. April meldet[2] Wallenstein dem Kaiser, daß er am künftigen Freitage, dem 23. April, von Znaym aufbrechen werde, um zum Heere in Böhmen zu gehen. Von einer Absicht mit diesem Heere nach der Donau zu marschiren, dem Kurfürsten Maximilian und Tilly zu Hülfe zu kommen, sagt Wallenstein nichts, weder zum Kaiser, noch zu irgend einem Anderen.

Ob Tilly abermals das gefürchtet hat? Er schreibt wieder am 23. April von seinem Krankenlager aus an Wallenstein.[3] Er meldet ihm die Einnahme von Augsburg durch den Schweden. Er betheuert, daß die Gefahr alltäglich überhand nehme, daß sie nicht höher und heftiger sein könne, daß das römische Reich dem Untergange nahe sei, wenn nicht eilfertige Hülfe erfolge. Er bittet und fleht Wallenstein hochfleißig und inständig: Wallenstein wolle eilen so bald wie möglich, wolle daran sich nicht hindern noch abhalten lassen.

Es ist das vorletzte Schreiben Tillys, von dem wir Kunde haben. Es war vergeblich, wie alle anderen. Wallenstein brach am selben Tage mit seinem Hofstaate von Znaym nach Tabor auf, um dort einstweilen zu residiren.

Ueberblicken wir noch einmal die ganze Lage der Dinge: so stellt sich uns das Ergebnis dar, daß es niemals die Absicht und der Gedanke Wallensteins gewesen dem Kurfürsten von Bayern Hülfe zu leisten, noch Tilly in den Stand zu setzen dem Schweden eine ordentliche Feldschlacht zu liefern. Auch entsprach dieses Versagen der ganzen Partei der Wallensteiner am kaiserlichen Hofe. Der Bischof Anton von Wien faßt diesen Gedanken in die Worte, die er an Wallenstein richtet:[4] „Bei dem jetzigen Zug der Schweden nach Donauwörth läßt es sich ansehen, als wollte uns Gott noch etliche Wochen zu desto bequemerer Fortsetzung unserer Rüstungen schenken, damit wir nachher dem Feinde mit größerer Kraft begegnen." Also dachte die Partei, eigennützig, unpatriotisch, undeutsch. Tilly würde es gewagt haben mit einer Verstärkung durch den achten Theil der neuen Wallensteiner den Schweden in offenem Felde entgegen zu treten. Nicht also sollte es sein. Damit es nicht so sein könne, opferte die Partei des Wallenstein lieber das bayerische Land und das bayerische Heer, so viel an ihnen war, dem Schweden. Das ist die Schuld der Partei der Wallensteiner. Sie ist

[1] Dudik S. 451. Wallensteins Schreiben an Maradas.
[2] a. a. O. S. 452.
[3] Villermont II. 445. Nr. IV. dasselbe bei Dudik p. 430.
[4] Schreiben des Bischofs Anton an Wallenstein vom 10. April bei Dudik S. 462 f.

schwer und groß; aber sie ist erklärlich aus dem Egoismus der Menschen. Auf Wallenstein persönlich lastet eine andere Schuld, unendlich schwerer, als auf seiner Partei. Er versprach jene Hülfe und hielt sie nicht. Indem er sie versprach, hatte er nicht die Absicht sein Versprechen zu halten. Er wollte es nicht halten. Er wußte, daß der Kurfürst, daß Tilly auf sein Versprechen baueten. Indem er dasselbe gab mit der Absicht es nicht zu halten, indem er wußte, daß jene beiden ihm vertraueten, that er, so viel an ihm war, alles was er konnte, um den Kurfürsten und Tilly ins Unglück zu führen. Indem er sie preisgab, verrieth er sie.

Unsere Anklage ist nicht neu. Sie ist bald nachher erhoben von dem Kaiserhofe selbst.[1] Aber die wunderbar seltsame Verkennung der Geschichte unserer Nation, die Tendenz, welche den edelen Mann herabzuwürdigen, den Verräther zu erheben trachtete, bedeckte die Anklage mit Vergessenheit, bis sie in unseren Tagen aus den Beweisstücken selbst mit siegender Gewalt wieder emporsteigt. Fassen wir sie noch einmal zusammen: Wallenstein hat den Kurfürsten Maximilian, den General Tilly und das bayerische Land nach seinem Versprechen der Hülfe dennoch absichtlich hülflos gelassen, und also verrathen.

Wie war doch diesem Manne alles bis dahin so wunderbar gelungen! Werfen wir einen Blick zurück auf sein Verhältnis zu dem Kaiser. Ferdinand II. hatte weder in Regensburg, noch später dem Vertrauen auf diesen Mann entsagt. Er hatte ihn entlassen, weil er gedrängt, nicht anders konnte. Wallenstein hatte dadurch an Ansehen bei ihm nicht verloren. Indessen Tilly ward kaiserlicher Oberfeldherr. Die Liga wollte nicht dem Kaiser den Greis völlig überlassen, und in Folge dessen stieg in dem Kaiser wieder der Wunsch nach einem eigenen Feldherrn empor. Der Wunsch war bei dem Oberhaupte des Reiches ein berechtigter. Die Unfälle Tillys dienten zur Reife dieses Wunsches. Das Auge des Kaisers fiel der Natur der Sache nach, und durch das Zuthun der Freunde Wallensteins, durch Eggenberg und die Anderen, Questenberg, Werdenberg, die sämmtlich ihre Verpflichtungen gegen Wallenstein betheuern, auf diesen Mann. Die Briefe des Kaisers machen einen schmerzlich traurigen Eindruck. Der Kaiser schildert seinem Unterthan seine große Noth, seine Verlegenheit. Er bittet ihn. Er fleht ihn an zu seiner und seines ganzen Hauses Erhaltung. Wallenstein steht von ferne. Die Art und Weise, wie man ihm die Sache antrug, legte von Anfang an klar zu Tage, daß man keinen anderen hatte. Um so spröder konnte er thun. Um so höher konnte er seine Bedingungen hinauf schrauben. Wenn es ihm Ernst war mit seinen Vorwänden und Ausflüchten von Gicht und Krankheit, wenn er durchaus nicht gewollt hätte: so hatte er nur einmal so zu antworten, daß man ihm nicht wieder kam. Er hatte nur einmal ein entschiedenes Nein zu sprechen. Er hütete sich davor. Er schloß die

[1] Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesenen Friedtländischen und seiner Adhaerenten abscheulichen Prodition, in Murrs Beiträgen zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 214.

Thüre nicht. Er lehnte sie an. Täglich stieg sein Preis. Endlich bewilligte er ein Heer zu werben. Nach drei Monaten möge der Kaiser darüber einen General setzen, er heiße gleich wie er wolle. Wie war das alles so richtig berechnet! Nur auf den Namen Wallensteins liefen Officiere und Söldner zu. In seinem Namen hatten sie zwei Jahre zuvor dem deutschen Bürger und Landmanne den Fuß auf den Nacken gesetzt, ihn zertreten und mishandelt. Nur auf Wallensteins Namen eilten sie auch dießmal heran, um dasselbe lustige Leben neu zu beginnen. Nur durch Wallenstein bestand dieses Heer, und der Wegfall seines Namens hätte sofort wieder diese Söldnerschaaren zerstreut. Wollte der Kaiser gegen den Schweden ein Heer ausrücken lassen, das Wallenstein auf seinen Namen geworben: so konnte das nur geschehen, indem Wallenstein selbst der Führer war. Das wußte Wallenstein selbst am allerbesten, und sein erster Schritt, sein Anerbieten dem Kaiser ein Heer zu werben, war das Mittel, durch welches er den zweiten, die wirkliche Uebernahme des Befehles, noch um so theurer aufzubringen vermochte. Nachdem der erste Schritt gethan war, stand der zweite nicht mehr in der Macht des Kaisers.

Um so empörender ist das Sichbittenlassen, dieß Markten und Fordern des Unterthans für das was nur seine Pflicht war. Es war seine Pflicht dem Rufe des Kaisers zu folgen gegen den gemeinsamen Feind, der nicht bloß den Kaiser selbst bedrohte, sondern auch jeden der Unterthanen derselben, insbesondere die reichsten. Wenn nicht etwa Wallenstein hoffen durfte, daß der Schwedenkönig seine Besitzungen ebenso schonen würde, wie der andere Feind des Kaisers, wie der sächsische General Arnim nach besonderem Vertrage [1] zwischen ihm und Wallenstein dieselben schonte, zur selben Zeit schonte, wo die Räuberei und das Plündern seiner Soldaten die anfangs willfährigen Böhmen zur Verzweiflung und zur Rache trieb. [2]

Endlich kam Eggenberg im Namen des Kaisers, und Wallenstein schlug seinen Preis vor. [3] Derselbe war maßlos, unerhört, wie niemals in menschlichen Verhältnissen ein Unterthan seinem Fürsten für das gemeinsame Interesse beider seine Forderungen gestellt. Das gemeinsame Interesse, sagen wir; denn daß das Interesse des Kaisers und des Feldherrn dennoch vielleicht weit aus einander laufen konnten: das zu erörtern, liegt hier außerhalb unseres Gesichtskreises. Wallenstein verlangte unumschränkten Oberbefehl. Der Kaiser soll weder persönlich bei der Armee erscheinen dürfen, noch viel weniger dabei zu befehlen haben. Der Kaiser soll, sobald Böhmen wieder erobert ist, sich nach Prag begeben, und unter dem Schutze von 12000 Mann Wallensteiner unter Maradas verweilen bis zum allgemeinen Frieden. Wallenstein verlangt ein kaiserliches Erbland, bei einem Frieden Wahrung seiner Rechte auf Mecklenburg und

[1] Dudik S. 459.

[2] Vgl. Beilagen LXXXII und LXXXIII.

[3] Förster II. 205. Förster geht von dem Gesichtspunkte aus, daß Wallenstein Souverän war. Es genügt diesen Irrthum zu erwähnen.

anderer Ansprüche. Er verlangt das Recht der Confiscationen im Reiche unbeschränkt mit Ausschluß des Kaisers und des Kammergerichtes. Er verlangt freie Verfügung über Pardon. Er verlangt, daß auch ein Pardon des Kaisers ohne seine Genehmigung keine Kraft habe.

Der Kaiser genehmigte alles. Sein Vertrauen war unerschöpflich. Er erhielt den um Hülfe flehenden Bericht des Kurfürsten von Bayern nach der Kanonade von Rain, nach dem Rückzuge des Kurfürsten mit Tilly nach Ingolstadt. Der Kaiser überschickt das Schreiben an Wallenstein, damit der General der Lage der Dinge nach verfüge, was die Wohlfahrt des gemeinen Wesens erheische. „Denn mein ganzes Vertrauen ist nach Gott und seiner gebenedeieten Mutter in Euer Liebden gestellt."

Also der Kaiser Ferdinand II. mit eigener Hand.[1] Es ist der Gipfelpunkt des Vertrauens. Wenn einem solchen Vertrauen nicht entsprochen wird durch Thaten: so beginnt unvermeidlich der Zweifel, und wächst heran.

Unterdessen wendete der Schwede von Augsburg aus seinen Schritt. Am $^{18}/_{28}$ April erblickte man von den Wällen von Ingolstadt die schwedischen Fahnen. In der folgenden Nacht geschah ein heftiger Sturm.[2] Er ward abgeschlagen mit beträchtlichem Verluste für die Schweden. War es der Sinn des sterbenden Mannes, der noch einmal hier seine Getreuen kräftigte, damit ihr Vater in den letzten Stunden verschont bleibe von den Griffen des Schweden?

Und doch war auch in diesen letzten Stunden der Verrath geschäftig in seiner Nähe. Der Verdacht stieg sofort empor. Es erschien auffallend, daß der Schwedenkönig so bald nach seiner Ankunft in der Nacht einen Sturm hatte unternehmen können.[3] Das Auffallende ward gesteigert durch die Berichte der Soldaten, daß die Schweden herangekommen seien mit großer Zuversicht, daß sie den Vertheidigern zugerufen: also sei es die Uebereinkunft. Der aufsteigende Verdacht haftete auf Fahrensbach. Es lag vor, daß dieser Oberst am Tage zuvor seinen Diener in auffallender Weise hinausgeschickt, wo er den Feinden in die Hände fallen mußte. Es lag ferner vor, daß Fahrensbach freiwillig mit einem gewissen Ungestüm für sich die Vertheidigung eines ausgesetzten Punktes gefordert. Man erinnerte sich an den raschen Fall von Frankfurt a. d. Oder, von wo ein Schatten auf Fahrensbach haftete, den man doch nicht beweisen konnte. Man wußte nur, daß an seinem Posten dort der rasche Ueberfall geschehen war. Man erinnerte sich ferner an sein wiederholtes Ueberlaufen in den schwedischen Dienst und zurück. Der Kurfürst Max ließ ihn verhaften. Das Kriegsgericht sprach ihn schuldig; doch erst im folgenden Jahre ward er zu Regensburg hingerichtet.

Wenn es, wie nach dem Spruche des Kriegsgerichtes fast mit Sicherheit anzunehmen, die Absicht des Fahrensbach gewesen ist das feste Ingolstadt und

[1] d. 21. April 1632 bei Dudik 471. Nr. 2.
[2] Adlzreitter, A. B. G. p. 278.
[3] Man sehe Adlzreitter II. 280.

mit demselben den sterbenden Feldherrn an den Schwedenkönig zu verrathen: so war diese Absicht verfehlt. Es war dem alten Manne vergönnt dort in Sicherheit seine Tage zu enden.

In dem Hause des Rechtsgelehrten Arnold Rathe zu Ingolstadt war das Krankenlager des Feldherrn.[1] In den ersten Tagen[2] war noch Hoffnung der Genesung. Sie verschwand; doch nur die leibliche Kraft war gebrochen. Noch am 25. April protestirte Tilly in einem Schreiben an den Schweden Gustav Horn nachdrücklich gegen eine schwedische Verletzung des Völkerrechtes.[3] Es ist das letzte Schreiben von seiner Hand, von dem wir Kunde haben. Doch noch immer forderte der Feldherr Bericht von allem, auch von den kleinsten Dingen, namentlich in der Nacht, als der Schwede stürmen ließ. Kein Wort, kein Zeichen verrieth den Schmerz, den er nach dem Zeugnisse der Kundigen leiden mußte, und die letzten Tage des alten Helden spiegelten seine ganze Laufbahn wieder. Er konnte zurückblicken in Frieden und Ruhe. Kein verdienter Fluch, keine Thräne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Noth der Zeit vermochte, das hatte er geleistet. Die lange Laufbahn seiner Siege war abgebrochen durch das größere Glück des Schwedenkönigs, durch alle die Umstände, welche für diesen förderlich, für Tilly hinderlich waren; allein der Umschwung dieser Dinge hatte den Greis nicht unvorbereitet getroffen. Er war nie übermüthig gewesen nach einem Siege: er hatte das Vertrauen nicht verloren in Unglück. Wenn sein Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener noch einmal zu begrüßen, das letzte Wort des Trostes zuzusprechen: so erwiederte ihm Tilly: Regensburg, vor allen Dingen Regensburg. Max folgte der dringenden Mahnung, und Regensburg ward mit Ingolstadt der andere Fels, welchen die hochwogende Fluth der schwedischen Macht nicht fortzuschwemmen vermochte.

Ueber seine Besitzthümer hatte der alte Held schon im Jahre 1625 verfügt.[4] Seine Erben waren die Kinder seines älteren Bruders Jakob, namentlich Graf Werner von Tilly. Das Neue, das später hinzugekommen war, bestand in den Ansprüchen auf einige Aemter von Calenberg in Folge der kaiserlichen Schenkung von 400,000 Rthlr. Wir werden sehen, wie dieselbe später sich erledigte. Das andere Besitzthum Tillys war gering. Er hatte ja danach nie getrachtet. Die Infantin Isabella hatte ihm einst eine kostbare Halskette reich mit Diamanten verziert übersendet. Beim ersten Anblick weihte Tilly sie der Jungfrau Maria zu Altenötting. Die Stadt Hamburg hatte ihm einst unerwartet tausend Rosenobel zugestellt. Tilly bestimmte sie zu einer täglichen Messe in Altenötting. Andere Geschenke hatte er nie genommen. Doch wird erzählt, daß Tilly sonst noch 60,000 Rthlr. besessen, daß er sterbend diese

[1] Adlzreitter p. 279, auch für das Folgende.
[2] Der Kurfürst Maximilian an Wallenstein 17. April bei Dudik S. 422. N. 1.
[3] Villermont II. p. 446. Nr. V.
[4] Man sehe das Testament bei Villermont, Tilly Tom. II. p. 447.

Summe an die noch übrigen Soldaten der Regimenter vermacht, welche in der Schlacht bei Breitenfeld zuletzt ihn gedeckt hatten mit ihren eigenen Leibern. [1]

Und dann war die Zeit gekommen. In der Abenddämmerung des 30. April 1632 fühlte der alte Feldherr seine Todesstunde nahen. Der Greis gebot seinem Beichtvater im letzten Kampfe ihm die Worte zuzurufen, mit welchen er oft sich aufgerichtet: Domine in te speravi, non confundar in aeternum, Herr auf dich habe ich gehofft, nicht werde ich zu Schanden werden ewiglich. Er berief seinen Neffen Werner Tilly an sein Bett, reichte ihm die Rechte dar, und legte segnend sie ihm aufs Haupt. Herzu traten dann auch Tillys Vetter Witzleben, und der Baron Ruepp, der seit langen Jahren als Commissär des Heeres bis an die Nordsee und wieder an den Fuß der Alpen mit ihm umhergezogen war. Tilly empfahl ihm seine Dienerschaft. Die Schatten des Todes traten näher. Es faßte den Greis wie mit kalter Hand, seine Augen wendeten sich seitwärts. Der Beichtvater erkannte es. Er hob das Kreuz empor und rief: Domine in te speravi, non confundar in aeternum. Noch einmal schlug bei diesen Worten der Sterbende die Augen auf, seine Blicke suchten das Kreuz, ein Lächeln überflog seine Züge, und seine Seele war entflohen.

Draußen stürmte der Schwede, und seine Kugeln umheulten die Stätte des Friedens.

Der Edle war dahin. Seine Krieger feierten sein Gedächtnis in dem Heldenklang oder Klagelied, gesungen dem weitberühmten Helden Herrn Johann Tillyo: [2]

Hört zu, ihr Helden alle,
Das Lied ist euch gemacht,
Daß breit und weit erschalle:
Darum hab ichs gemacht.
Graf Tilly der kühne Helde
Und aller Ehren werth,
Zieht nimmer in das Felde,
Hat eingesteckt sein Schwert.

Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahren her,
Hab auch von keinem g'lesen,
Der Tillyo gleiche wär,
An Herz, an Glück, an Siegen —
Ihr Römer, schweiget still,
Ihr müßt da unten liegen,
Wenn mans vergleichen will.

[1] Den Ursprung dieser nicht unwahrscheinlichen Erzählung vermag ich nicht anzugeben. Adlzreitter sagt nichts davon.

[2] Das Lied vollständig in Hormayrs Taschenbuch für 1848 S. 49, und in Gödekes eilf Büchern deutscher Dichtung. I. S. 264 f.

Aber die Krieger aus Tillys Schule feiern nicht bloß seine Thaten, sondern den ganzen Mann.

> Vielmehr sein Gmüth zu loben,
> Dieß that er mit der Hand,
> Er sah auf das, was oben,
> Der Welt ist es bekannt,
> Daß Tillyus verachtet
> Reichthum und große Ehr:
> Hätt er nach diesen trachtet:
> Wer hätt derselben mehr?

Sie loben seine Keuschheit, seine Mäßigkeit, seine Frömmigkeit, seinen Gehorsam, seine Großmuth. Sie nennen ihn ihren Vater.

> Derhalben er gestorben
> So gottselig und wohl,
> All Sakrament erworben,
> Wie's ein Christ haben soll.
> Sein Feind hat ihn bereuet,
> Freund gingen ihm nicht ab.
> Der solches Leben führet,
> Den drückt nicht schwer das Grab.

Wir haben den edlen Mann begleitet auf seinen Heereszügen von der Iller den Donaustrom hinunter nach Oestreich, sind mit ihm gezogen von da nach Böhmen und nach Prag. Wir haben ihn den Main hinab sein Banner tragen sehen an den Rhein, wo Sieg auf Sieg an ihn sich bindet. Wir sind weiter ihm gefolgt nach dem Hessenlande, nach Westfalen, in den niedersächsischen Kreis. Wir haben ihn dort siegreich zugleich und mild jahrelang verweilen sehen. Wir sind mit ihm gegangen nach Regensburg, haben gehört, wie der friedensbedürftige Greis gedrängt wurde den Oberbefehl, den Schutz des deutschen Vaterlandes zu übernehmen gegen den Schweden. Wir haben ihn abermals dort gesehen, thätig, emsig, und doch mit aller Thatkraft, aller Umsicht nicht mehr fähig fremde Fehler wieder gut zu machen, und das treulos dem Jüngeren zugewandte Glück wieder an seine Fahnen zu binden. Wir haben vor allen Dingen ihn kennen gelernt in dem brennenden Magdeburg, haben gesehen, wie selbst er das höllenartige Stratagem seines Gegners nicht durchschaute, noch weniger ahnte, wie weit dasselbe auch für ihn persönlich sich erstrecke. Wir haben ihn begleitet in die Schlacht von Breitenfeld, die verderblichste, die unheilvollste, die je in Deutschland ist geschlagen worden. Wir haben ihn begleitet auf seiner Flucht, zum erstenmale im dreiundsiebenzigsten Jahre seines siegerfüllten Lebens. Wir haben gesehen, wie er mannhaft diesen Schlag erträgt, wie er dann noch wieder die letzte Kraft zusammenrafft. Es ist vergeblich. Unglück und Verrath umlauern ihn von allen Seiten. Wir haben gesehen, wie auch das ihn nicht bricht, wie trotz alledem der Greis mild und gütig bleibt wie

zuvor. Wir haben gesehen, wie er den letzten Kampf wagt gegen den fremden König zum Schutze seiner zweiten Heimath, wie endlich ihn die Todeskugel trifft, wie mit ihm die Säule des alten Reiches deutscher Nation zusammenbricht. Wir haben niemals diesen Mann abweichen sehen von der Bahn des Rechtes und der Ehre, der Milde und der Menschlichkeit.

Und diesen selben Mann, einen der edelsten, die der deutsche Boden je getragen, hat dieselbe deutsche Nation, deren Vorkämpfer, deren Schützer, deren Schwert er war, beladen mit ihrem Hasse. Derselbe Mann, der mahnend und warnend stets seine Zeitgenossen hinweist auf den Werth eines ehrlichen Namens vor der Nachwelt; derselbe Mann steht in der traditionellen Ueberlieferung, welche ein großer Theil der deutschen Nation Geschichte nennt, da wie ein Wütherich, ein Bösewicht, ein Ungeheuer, das mit frevler Lust seine Augen weidet am Morde. Derselbe Greis, der in dem brennenden, einstürzenden Magdeburg schützend seine Hand ausbreitet über Kinder und Frauen, rettend, helfend, überall selber ordnend und wachend, wo noch etwas zu erhalten, zu bewahren ist — derselbe Mann wird in der traditionellen Ueberlieferung der deutschen Nation der muthwillige Verderber dieser Stadt genannt, einer Stadt, die zu retten Niemand mehr beflissen war als er!

Und warum das? Mit unabweisbarer Gewalt drängt sich uns die Frage auf: wer ist der Urheber dieser unseligen Tradition?

Indem wir dieselbe zu beantworten versuchen, haben wir zuerst noch den Schritten des Schwedenkönigs in Bayern zu folgen, und Acht zu geben auf seine Reden. Er vermochte Ingolstadt nicht zu gewinnen, hob die Belagerung auf und zog gegen Landshut.[1] Voran ging ihm der Oberst Hebron mit seinem Regimente, der nach dem Berichte der Schweden sehr eifrig katholisch gewesen ist.[2] Verfuhr er vielleicht darum schonender als die Anderen gegen das unglückliche Bayerland? Diese Anderen kannten keine Schonung. Wir vernehmen die klagende Stimme des Kurfürsten:[3] „Der Schwede haust in meinem Lande ärger als der Türk mit Brennen und Niederhauen sowohl der Weiber als auch der Kinder von 5 und 6 Jahren. Das hat er bislang in anderen Ländern nicht gethan. Es ist daraus zu spüren, wie er gegen mich gesinnt ist."[4] Hebron dagegen hielt in Landshut, das jedem Heere offen war, gute Mannszucht. Der Gottesdienst ward nicht gehindert. Am 10. Mai Mittags um 1 Uhr traf der Schwedenkönig vor dieser Stadt ein. Es war der Jahrestag von Magdeburgs Zerstörung. Vor dem Thore erschienen der Rath, die Geistlichen, der Adel der Stadt und baten fußfällig: der König wolle der Stadt schonen, die keine Gegenwehr gethan.[5] Nach allem Kriegs- und Völkerrechte hätte es einer solchen Bitte

[1] Theatrum Europ. II. 644.

[2] Chemnitz S. 322.

[3] Schreiben an Wallenstein vom 22. April bei Dudik S. 428.

[4] Adlzreitter p. 282 und Theatrum Europ. a. a. O.

[5] Vgl. auch den Brief des Kurfürsten an die Infantin zu Brüssel, vom 5. Juni 1632, in Beilage XCIII.

nicht bedurft. Der König saß zu Rosse, würdigte die Flehenden keines Blickes, sondern sprach kurz: „Steht auf, betet Gott an, das ist besser." Sie erhoben sich. Der König gebot dem Bürgermeister Spielberger neben seinem Pferde herzugehen. Zu diesem Manne redete er zornig über die Mißhandlungen, nicht, welche die Schweden in Bayern verübten, sondern welche sie von dem Landvolke erlitten. „Wie soll ich denn euch," fragte er, „Barmherzigkeit erweisen?" Flehend bat der Bürgermeister: was auch geschehen sei, so trage doch Landshut keine Schuld. „Daß ihr es nicht gethan," entgegnete der Schwede, „ist nicht euer Verdienst, sondern dasjenige der Umstände. Den Willen dazu hättet ihr gehabt." Und weiter fuhr er fort: „Euer Kurfürst hat durch Tilly meinen General Horn in Bamberg angreifen lassen, er selbst hat geweigert Friedensvermittler zwischen mir und dem Kaiser zu sein. Schreibt ihm sofort, daß er mich nicht mehr hindere." Die Bürger baten dringend: nicht sie hätten ihrem Fürsten vorzuschreiben, sondern zu gehorchen: der König wolle das nicht fordern. „Wenn euer Kurfürst nicht abläßt vom Kriege gegen mich," rief er, „so will ich eure Stadt und München vor seinen Augen verbrennen. Welche Ursache habe ich euch zu verschonen? Was habe ich bei Gott zu verdienen, wenn ich das thue? Ihr habt es verdient mit Feuer und Schwert vertilgt zu werden." Er wendete sich ab und stieg bei der fürstlichen Burg vom Pferde. Noch einmal flehten die Bürger: er möge nur ein Zeichen seiner Gnade von sich geben. Er wandte sich ab und schritt die Stiege hinan. Mit Entsetzen schauten die Bürger dem schwedischen Eroberer nach, und schlichen heim in banger Sorge, was kommen werde.

Oben stand der König, mit ihm der Pfalzgraf. Sie blickten zum Fenster hinaus, und der Schwede machte den Deutschen aufmerksam auf die Schönheit der Stadt. Das benutzten nicht dieser deutsche Fürst, sondern einige des schwedischen Gefolges und meinten, es sei doch Schade eine so schöne Stadt zu verbrennen. Der König gab keine Antwort. Als er wieder durch die Zimmer schritt, wandelte ihn eine Schwäche an.[1] Er legte sich auf eine Bank. Es dauerte nicht lange. Er erhob sich und stieg zu Pferde. Dem kummervoll fragenden Blicke der Bürger ward abermals keine Antwort. Der König und seine Begleiter ritten hinab. Unterdessen bedeckte sich rasch der Himmel, schwarze Wolken zogen auf. Als der König das Judenthor passirte, durch welches er auch hereingekommen war, erkracht ein entsetzlicher Donnerschlag. Es war nur einer, aber er genügte, für dießmal das Gewissen des königlichen Sünders zu wecken. Sofort erhielt Horn den Befehl mit Landshut zu unterhandeln. Für eine Brandschatzung von 100,000 Rthlr. erhielt die Stadt Landshut Verschonung.

Die Schweden näherten sich München. Der französische Gesandte im schwedischen Lager fürchtete das Aeußerste für diese Stadt.[2] Denn man vernahm außer den Zornesausbrüchen des Königs die Reden der deutschen Fürsten in

[1] Theatrum Europ. II. 644 b.
[2] Adlzreitter, p. 282.

seinem Gefolge: hier könne man Vergeltung üben für Magdeburg, Vergeltung ferner für alles, was Maximilian in München erwogen und beschlossen. Der Franzose that es der Stadt kund und rieth zur Bitte. Also geschah es. Die Münchener Deputirten erschienen zu Freising vor dem Könige und baten um Verschonung. Der Schrecken von Landshut scheint noch nachgewirkt zu haben. Für 300,000 Rthlr. — fast die Hälfte der Summe, welche jährlich [1] das ganze Königreich Schweden aufbrachte, — verschonte Gustav Adolf die deutsche Stadt München mit Brand und Plünderung. Abermals erbat [2] sich als eine besondere Gnade der katholische Oberst Hebron das Commando in München. „Er hat der Bürgerschaft trefflichen Schutz gehalten und wider diejenigen, welche einiger Gewalt sich schuldig machten, mit scharfer unnachlässiger Strafe verfahren."

Der König zog in München ein. Dort ward alles eingepackt, [3] was kostbar war als Werk der Kunst oder durch den Werth des Metalles und der Steine. Gustav Adolf verfuhr in München, wie er gethan in Würzburg und Mainz und aller Orten. Gediegene goldene Kreuze, Bischofsstäbe, Altargeräthe, priesterliche Gewänder, Gemälde, Edelsteine, Handschriften und seltene Bücher: alles gehörte ihm und wurde nach Schweden geschickt, um fortan in diesem armen Lande Staunen und Bewunderung zu erregen. Dabei zeigte sich der König herablassend und freundlich gegen den großen Haufen. Derselbe Firnis der Leutseligkeit, den er mit so vieler Geschicklichkeit aller Orten da aufzulegen wußte, wo es nicht seinem Zwecke entsprach die Wahrheit seines Wesens hervortreten zu lassen, dieselbe äußere Glätte ward auch in München angewandt. Der König war belesen, sprachkundig, und nach Maßgabe der theologischen Richtung, die ihm diente, waren ihm Controversen nicht fremd. In München ging er zu den Jesuiten und disputirte. Dann wandte er die Rede auf ein anderes Feld. „Nun," sagte der Schwedenkönig, [4] „habt ihr denn auch für den Tilly ein Seelenamt gehalten? Wo glaubt ihr, daß der Tilly jetzt sei?" — Der Pater Rector äußerte: er müsse hoffen, im Himmel. Der Schwedenkönig stampfte mit dem Fuße und rief heftig aus: „Er war ein Barbar, ein Tyrann."

Ein solches Wort über Tilly gebrauchte bis dahin einzig und allein der Schwedenkönig Gustav Adolf.

Wir haben schon berührt, daß auch nicht eine der Flugschriften über die Zerstörung Magdeburgs von den Augenzeugen oder Nahestehenden 1631 ein Wort des Vorwurfs gegen Tilly persönlich enthält. Ebenso war es noch 1632. Nachdem Magdeburg 1632 in schwedische Hände gekommen war, druckte man dort eine Schrift, [5] in welcher blasphemische Vergötterung des Schwedenkönigs und mordschnaubender Fanatismus sich die Hand reichen. Sie predigt Rache,

[1] Geijer III. 52.

[2] Chemnitz S. 322.

[3] Barthold, Geschichte des deutschen Krieges I. 45, aus Caroli Ogerii Ephemerides.

[4] Hormayr Taschenbuch 1839, S. 177.

[5] Des mitternächtigen Postreiters adliges und untadliges dreifaches Paßport. Gedruckt in dem erlös'ten Magdeburg 1632.

Vergeltung. „Du Tochter Babels, wohl dem, der dir vergelte, wie du an uns gethan! Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!" Die katholische Kirche überhaupt ist gemeint, von einer Anklage gegen Tilly persönlich ist in den Flüchen und Brandrufen auch nicht ein Wort. Allzu deutlich, allzu klar stand noch das Bild des Mannes vor Augen, der errettet hatte und erhalten, was überhaupt noch dort gerettet und erhalten war.

Nur der Schwede Gustav Adolf redete in diesem Sinne über Tilly, nur er nannte den kaum Hingeschiedenen öffentlich einen Barbaren, einen Tyrannen. Also hatte er gethan in Würzburg, in München und wer weiß wo noch sonst. Und überall war es Magdeburg, dessen Namen, dessen Untergang er verband mit demjenigen Tillys. Er begnügte sich nicht mit dem Reden in diesem Sinne. Er ließ also auch schreiben und drucken.

Wir haben schon berührt, wie Gustav Adolf den calvinischen Professor Spanheim in Genf auffordern ließ ein Buch über seinen Krieg in Deutschland zu verfassen.[1] Bereits 1633 erschien diese Schrift unter dem Namen des soldat suédois. Sie ward viel gelesen. Ihre hauptsächliche Tendenz war für die romanischen Länder der Beweis, daß der Krieg des Schwedenkönigs in Deutschland nicht ein Religionskrieg, sondern lediglich ein Staatenkrieg gegen das Haus Oestreich sei. Daneben verfolgte das Buch von Spanheim noch andere Absichten. Wir haben ihn zu vernehmen über die Einnahme von Magdeburg nach dem ihm zugestellten schwedischen Materiale.

„Man hat bemerkt," sagt Spanheim,[2] „daß Tilly nach den Grausamkeiten zu Magdeburg in seinen Unternehmungen wenig glücklich gewesen ist. Und gewiß, wenn dasjenige was man von ihm beharrlich berichtet, sich als wahrhaft erfindet: so darf man sich nicht wundern, daß von jenem Tage an die göttliche Rache ihn verfolgt hat. Denn obwohl er sonst sich als einen Mann von großen Fähigkeiten bewies, obwohl er manchen Ruhm sich erworben: so muß man doch gestehen, daß er bei der Zerstörung von Magdeburg auftrat wie ein Mensch mit dem Herzen eines Tigers. Dort näherten sich ihm einige seiner Officiere und thaten Meldung von den ganz außerordentlichen Grausamkeiten. Sie berichteten, daß man nichts sähe als Mord und Schändung, Verstümmelung schwangerer Frauen, zerschmetterte, zerstückelte Kinder, erwürgte Greise, daß das Blut in breiten Lachen durch die Stadt rinne. Sie baten, der Feldherr möge Einhalt thun. Er entgegnete kalt: Man lasse ihnen immerhin noch eine Stunde. Dann kann man wieder mit mir davon reden. — Die Stunde verrann. Die Officiere kamen wieder und erneuten ihre Vorstellungen. Sie berichteten, das Blutbad sei ein solches, wie es auch unter den wildesten Völkern nie erhört sei. — Tilly war wie taub. Er suchte diesen Aufschub, er suchte jenen, bis er endlich zum Aufhören blasen ließ."

Also, wir wiederholen es, hat der Genfer Professor Spanheim geschrieben,

[1] Bayle, dict. hist. et phil. sub voce Spanheim.
[2] Soldat suédois I. 238 à Geneve 1633.

der sein Buch verfaßte im Auftrage des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Spanheim hat nicht also geschrieben aus sich selbst, etwa in einer bösen Absicht. Er schreibt nieder was ihm berichtet ist; allein er selbst will nicht verantwortlich dafür sein. Er weist diese Verantwortlichkeit von sich. Er schreibt nieder; aber indem er schreibt, zweifelt er, und gibt seinem Zweifel Worte. Er selber fügt hinzu: wenn es wahr ist, was man berichtet. Er drückt sich schärfer aus: was man beharrlich [1] berichtet.

Wir haben diese Worte zu erwägen. Der Genfer Professor Spanheim gibt seine Quelle über Magdeburg nicht näher an: er bezeichnet dieselbe mit dem unbestimmten Worte: man. Wer ist das? Wir wiederholen mit Nachdruck, daß kein unmittelbarer Bericht von Augenzeugen oder sonst Nahestehenden vorhanden ist, der auch nur in der entferntesten Weise den leisesten Anhaltspunkt für eine solche Erzählung böte. Wir wiederholen es, daß diejenige Schrift von Magdeburg, welche den Höhepunkt des Fanatismus darstellt, uns sagt: [2] Das Verfahren in Magdeburg habe dem General Tilly nicht gefallen. Mithin kann mit dem unbestimmten Worte man nur das Material gemeint sein, welches von dem Auftraggeber selbst gekommen ist. Und weiter verwahrt sich Spanheim durch das Wort beharrlich. Nicht einmal ist es ihm berichtet, sondern wiederholt, mehrmals. Auch nicht von verschiedenen Seiten ist ihm die Nachricht zugekommen, sondern von derselben Stelle. Das liegt in dem Worte: beharrlich. Dasselbe zwingt uns zu der Annahme, daß Spanheim dem Urheber seiner Nachricht seinen Zweifel an derselben ausgesprochen, daß diese Nachricht ihm darauf von Seiten dieses Urhebers wiederholt ist. In Folge dieser Wiederholung, dieser Beharrlichkeit hat Spanheim sich veranlaßt gesehen den Bericht aufzunehmen, jedoch so, daß er denselben trotz alledem mit seinem Zweifel begleitet.

Der Bericht des Spanheim, um es mit einem Worte zu sagen, ist das Meisterstück der Tücke des Schwedenkönigs: es ist die Vollendung seines Werkes von Magdeburg. Denn sehen wir genauer zu: wie ist das alles so planmäßig und kunstreich ausgedacht! Es ist da nicht ein Verdacht, der aufgeworfen, nicht eine Vermuthung, die ausgesprochen wird: fertig und vollendet tritt uns ein abgerundetes Bild entgegen, fertig und vollendet selbst in den Einzelheiten der Ausmalung. Was half es dem Spanheim, daß sein Gefühl sich empörte gegen das Bild, welches man ihm zu fixiren gebot, daß er das Grausige niederschrieb mit innerem Widerstreben! Er hat es fixirt, einmal für immer, oder wenigstens für so lange Zeit, als diese Lüge gegolten hat. Sie hatte Erfolg. Der Erfolg war größer, als selbst Gustav Adolf in seinen kühnsten Erwartungen hoffen durfte. Wir werden diesen Erfolg näher betrachten. Richten wir zuvor unsere Aufmerksamkeit auf die Absicht des Schwedenkönigs, auf die anderen Mittel, welche er zu diesem Zwecke anwandte.

[1] a. a. O. constamment. Die Stelle lautet französisch: Et certes si ce qu'on rapporte constamment de luy se trouue veritable u. s. w.

[2] Fax Magdb. bei Calvisius 61.

Die Tendenz des Gustav Adolf liegt nahe. Je schwärzer Tilly erschien, je leichter man sich geneigt fühlen würde der vermeinten Tigerwuth dieses Mannes den vernichtenden Brand von Magdeburg beizumessen: desto mehr war das Stratagem des Falkenberg und des Königs gegen Entdeckung gesichert. Aus demselben Grunde mußte man um so eifriger reden von Verrath. Daß die Art und Weise der Erstürmung von Magdeburg ohne Verrath nicht denkbar sei, war auch einem Kinde begreiflich zu machen. Deshalb beeilte sich der König Gustav Adolf in seiner Schrift zur Entschuldigung, warum er der bedrängten Stadt nicht Hülfe geleistet, selber zuerst diese Anklage auszusprechen. Er fügte nicht einen Beweis hinzu. Er nannte nicht eine Person, die er beschuldigte. Dennoch war der Vortheil sein. Die Menge nahm bereitwillig die Anklage hin, welcher der Ort, von dem aus sie stammte, einen gewichtigen Nachdruck verlieh. Auch die Schriften der Augenzeugen erheben die Anklage des Verrathes; aber sie wissen nicht, wen sie anklagen sollen. Wer auch sollte es sein? Es liegt keine Andeutung vor, daß außer dem Könige und Falkenberg irgend Jemand im Besitze des vollen Geheimnisses gewesen sei. Falkenberg war nicht mehr da. Der König selber schrie zuerst und am eifrigsten über Verrath. Spanheim und alle die Anderen wiederholten es. Indem sie diese Anklage erhoben, handelten sie unzweifelhaft in gutem Glauben.

Daß Verrath an der Stadt begangen sei, war wahrscheinlich für alle Theile. Der siegende Pappenheim hatte ja selber zuerst gleich nach dem Sturme es ausgesprochen. Aber auf die Dauer konnte man sich mit der unbestimmten Anklage nicht begnügen: es mußte auch ein Verräther gefunden werden. Im Jahre 1632 nennen vier schwedische und schwedisch-gesinnte Flugschriften geradezu den ehemaligen Rathsherrn Alemann als Verräther der Stadt an Tilly. Alemann war längst vor der Belagerung aus der Stadt gewichen, und hatte auf seinem Landgute gelebt. Wie konnte er von da aus Magdeburg verrathen? So ungereimt dieß war: so hatte man für die Anklage, die man in die Welt ausstreute, doch den Vortheil, daß dieselbe fortan auf einer Person haften bleiben konnte. Da Alemann während der Belagerung an seinen Schwager, den Bürgermeister Kühlewein einen Brief geschrieben, in welchem er sich zum Vermittler anbot: so erhob sich auch gegen Kühlewein das böse Gerücht.[1]

Alemann war fortan derjenige, welchen die Schweden und demgemäß auch diejenigen Deutschen, welche den Schweden gefällig sein mußten, überall verfolgten. Die Frau und die Kinder des unglücklichen Mannes lebten nach ihrer Rettung aus Magdeburg in Goslar. Als die Stadt noch im Jahre 1631 in die Hände der Schweden fiel, warf der Rath den neuen Herren zu Gefallen die Frau mit ihren Kindern in's Gefängnis. Alemann suchte die Verwendung des Herzogs Georg von Lüneburg nach. Sein Name war dort so verhaßt, daß

[1] Hoffmann III. 153. — Ueber das Ganze hier die Schrift von Alemann: Vortrab vorhabender Ausführung u. s. w. 1638. Hoffmann scheint diese wichtige Schrift nicht zu kennen.

Georg ihn nicht hören wollte. Er rief und klagte die neuen Vertheidiger der deutschen Freiheit an, ob es recht sei die jedenfalls unschuldigen Angehörigen, die Frau und die Kinder eines ungehört Verurtheilten zu mishandeln. Er suchte bei dem schwedischen Statthalter in Magdeburg, bei Ludwig von Anhalt, um Verwendung nach. Bei diesem Fürsten hatte damals Stalmann, der Verführer des blinden Haufens der Magdeburger, zum Lohne für seine Thaten die Würde eines Kanzlers für das Erzstift Magdeburg.[1] Durfte Alemann dort auf eine Erhörung seiner Bitte hoffen? Er wandte sich an den General Banier. Er bat bei dem Commandanten in Goslar um Paß und Rückpaß, damit er sich verantworten könne. Man gab ihm einen Empfangschein seines Gesuches.

Alemann wendete sich am 3. Februar 1632 an den Rath von Magdeburg. Er erhob den Vorwurf, daß man die Verleumdung gegen ihn wohl hätte hindern können, wenn der Rath Gott dem Allmächtigen zu Ehren, der Wahrheit zur Steuer, dem eigenen Gewissen zur Rettung einen klaren und wahrheitsgetreuen Bericht erstattet, wie die Stadt Magdeburg zu dieser Belagerung gekommen, und wie es damit ergangen sei.

Der Rath von Magdeburg hätte das auch damals noch thun können; aber dann hätte er es thun müssen gegen die Gewalt, die über ihm stand, und gegen den Strom der durch diese Gewalt herrschenden Meinung. Die Fortschritte des Schwedenkönigs verhinderten, daß die Wahrheit an's Licht trat. Dieß ist sehr wichtig. Das wahre Verhältnis konnte von Magdeburg aus nicht mehr an den Tag kommen, weil die Enthüllung desselben eine Anklage gegen die siegreichen, gewaltherrschenden Schweden gewesen wäre. Der Rath von Magdeburg mochte immerhin auch da noch das ganze Bubenstück, dem die Stadt zum Opfer gefallen war, nicht durchschauen; aber daß eine Untersuchung sehr viele unangenehme Dinge zu Tage fördern müsse, lag gar zu nahe. Wie waren die unbedingten Versicherungen des Königs zum Entsatze mit seiner Entschuldigung nachher in Einklang zu bringen? Wie reimte sich der Vertrag, den er im August 1630 mit der Stadt abgeschlossen, daß er ihr helfen wolle auf seine Kosten, ohne ihr Zuthun, daß sie nichts beitragen solle, mit seiner nachherigen Anklage, daß die Stadt nichts für ihn habe thun wollen? Wie konnte man öffentlich die Erörterung von Fragen beginnen, die so viele andere und zwar sehr verwickelte nach sich zogen? Alemann läßt darum freilich den Rath nicht los. Er wiederholt seine Forderung. „Ich berufe mich kecklich mit gutem Gewissen auf den Rath, und fordere unbedenklich ihn auf nach seinem guten und besseren Wissen die Wahrheit zu bekennen, mein Zeuge und mein Richter zu sein." Was sollte dieser Rath von Magdeburg? Für Alemann auftreten durfte er nicht, wider ihn konnte er nicht. Er schwieg.

Ein ähnliches Verhältnis wie mit dieser Anklage des Verrathes gegen Alemann waltet ob mit der Anklage gegen Tilly. Einestheils verhinderte die allgemeine Noth und Trübsal der unmittelbaren Gegenwart jede Prüfung und

[1] Harte, Gustav Adolf I. 689.

Würdigung dessen, was schon der Vergangenheit angehörte andererseits gab das Vorherrschen, der Druck der schwedischen Eroberer in Norddeutschland den Gesichtspunkt für die Beurtheilung aller Dinge an. Wer durfte es wagen anderer Meinung zu sein als die Gebieter? Die gequälten mishandelten Deutschen, die von dem Auswurfe des Gesindels aller Nationen zertreten wurden, mußten einstimmen in den schwedischen Ruf, daß sie erlöst seien von Glaubenszwang und anderen dergleichen Dingen, von schrecklicher Grausamkeit der Ligisten. Die bösen Gerüchte, welche die Schweden in Betreff Magdeburgs ausstreueten, waren schon 1631 am kaiserlichen Hofe nicht unbekannt. Man ließ zur Widerlegung derselben die Schreiben des Kaisers an Magdeburg, die Berichte der Generale über die Eroberung drucken. [1] Die Ereignisse waren mächtiger als die Wahrheit. Sie wehten die kaiserlichen Schriften wie spurlos hinweg. In dem allgemeinen Jammer der Zeit, unter dem Geklirre schwedischer Waffen wuchs die schwedische Lüge empor. Wir finden im Jahre 1633 auf deutschem Boden die erste Schrift, welche Tilly direkt beschuldigt, welche ihn den Wütherich nennt, der Magdeburg absichtlich verbrannt habe. [2]

Also brachte es der Gang der Dinge unvermeidlich mit sich. Im selben Verhältnisse wie die Schweden die Vorstellung eines Religionskrieges bei den protestantischen Deutschen mit Gewalt erzwangen, wandelte sich im protestantischen Deutschland die Ansicht über Tilly. Denn Magdeburg war ja nach der lauten Predigt der Schweden und schwedisch Gesinnten gefallen für die Religion. Darum mußte auch derjenige, durch den Magdeburg gefallen war, der eifrige, der unablässige Verfolger der protestantischen Religion sein. Dieses letzte Wort ward namentlich erhoben in dem großen Werke des Theatrum Europäum. Die Stadt Frankfurt a. M., wo man dieses Werk herausgab, war in schwedischen Händen. Danach bestimmte sich die Anschauung, welche dieses Werk vorträgt. Der erste Theil desselben erschien 1635. Es waren damals erst fünf Jahre verflossen, seit der Zeit, wo Tilly es in protestantischen Gegenden seine Sorge sein ließ, daß das protestantische Kirchen- und Schulwesen in keinerlei Weise gestört werde. Und doch verkündet schon 1635 das Theatrum Europäum den Gedanken, den Gustav Adolf durchzusetzen kaum hatte hoffen dürfen, daß kaiserliche Einquartierung auch päpstlichen Glaubenszwang mit sich gebracht habe. Der erste Band geht nur bis 1629. Von Magdeburg ist darin noch keine Rede, und doch wirft der schwarze Flecken auf dem Namen des Helden schon von da aus seinen Schatten rückwärts. Die Gelehrten des Theatri Europäi behandeln ihn in dieser Weise freilich sehr plump. In der Regel setzt das Theatrum Europäum allerlei Berichte compilirend zusammen, häufig ohne alle eigene Beimischung. Nur wo es sich um den Namen Tilly handelt, da tritt eine solche ein. Das Theatrum Europäum nimmt diesen oder jenen Bericht selbst aus

[1] Copia Kaiserl. Mayestät an etliche Reichsstädte abgangenen Schreibens, wie auch andrer Schreiben die Stadt Magdeburg betreffend 1631. — Vier Schreiben von der lobwürdigen, herrlichen auch siegreichen Victoria und Eroberung u. s. w. 1631.

[2] Relatio historica oder kurze deutsche Kriegs-Chronik S. 5.

dem Lager Tillys fast wörtlich auf, doch so, daß es hier ein wenig wegläßt, dort ein wenig zusetzt, immer zum Nachtheile der Persönlichkeit Tillys. Es nennt ihn den Bluthund.[1] Also gefiel es den Herren, den Schweden.

Die Lage der Dinge in Deutschland aus welcher dieß Theatrum Europäum hervorging, hatte einige Aehnlichkeit mit der Zeit des Rheinbundes. Eben so wenig wie die Bücher in dem halb französischen Deutschland jener Tage uns ein ungetrübtes Bild der Thatsachen und Meinungen der Menschen geben, eben so wenig auch die Bücher aus dem schwedischen Deutschland. Nur war leider der Unterschied in den Erfolgen des corsischen und des schwedischen Eroberers so groß. Weil der Wechsel des Geschickes es so fügte, daß jener hinabgeschleudert wurde von seiner Höhe, und zwar hinabgeschleudert hauptsächlich durch die Deutschen: so hat Napoleon mittelbar und negativ der deutschen Nation große Dienste erwiesen. Des Schweden dagegen wurden die Deutschen nicht wieder los. Sein eherner Fußtritt, seine gleißende, heuchlerische Predigt erstickte das deutsche Nationalgefühl. Der schwedische Eroberer ist unendlich schädlicher und gefährlicher gewesen, nicht bloß wegen der Stücke, die er für ein Jahrhundert bleibend von Deutschland abriß, sondern mehr noch wegen des falschen Scheines, den der Erfolg um ihn breitete.

Dennoch muß anerkannt werden, daß sogar dieses Theatrum Europäum, welches den Schweden und ihrem Religionskriege zu Liebe den Schatten des Fanatismus über Tilly zu breiten sucht, dennoch die Lüge, welche Gustav Adolf durch den Genfer Professor Spanheim über Magdeburg hat in die Welt bringen lassen, noch verschmäht. Das Theatrum Europäum hat seinen Bericht abgefaßt nach Magdeburger Flugschriften. Es hat sich bemüht hier und da auch auf Tilly ein Streiflicht fallen zu lassen, von welchem die Quellen nichts wissen: Weiter indessen geht es in der Sache von Magdeburg nicht. Wenn der Frankfurter Gelehrte Abelin den Bericht Spanheims gekannt hat: so hat er nicht gewagt, denselben sich zu eigen zu machen, vielleicht auch, weil ihn die zweifelnden Worte Spanheims selbst zur Vorsicht mahnten.

Denn obwohl die Saat, die Gustav Adolf ausgesäet, sofort aufgeht: so ist es doch wieder bemerkenswerth, daß in der ersten Zeit bei den Schriftstellern der hauptsächlich von Magdeburg her dem Bilde Tillys angeworfene Fleck noch äußerlich ist. Er hat sich mit dem Bilde noch nicht verbunden, ist nicht damit zusammengewachsen, ist noch leicht davon ablösbar. Es ist das namentlich nicht schwer im Theatrum Europäum. Wir wiederholen es, daß die Verquickung, durch welche dasselbe den Schweden genehm gemacht werden sollte, besteht im Hinzufügen von tadelnden und verunglimpfenden Worten und Bezeichnungen zu dem Namen Tillys.

Wir haben schon gesehen, daß von den beiden ersten schwedischen Berichten über den Krieg auf deutschem Boden der eine[2] nichts weiß von einer Grausamkeit

[1] Ich habe dieß dargethan an einem besondern Beispiele in den Forschungen auf dem Gebiete deutscher Geschichte. Band I. Heft 1. S. 128. Jeglicher andere Vergleich solcher Art wird dasselbe Ergebnis bringen.

[2] Arlanibaeus, arma S. 1632. p. 140 und 173.

Tillys weder in Neubrandenburg noch in Magdeburg. Der andere [2] berichtet über die erstere Stadt nach der Weise und dem Sinne des Königs. Allein ihre eigene Erzählung scheint ihr fremdartig. Sie fügt zur Erklärung hinzu, daß Tilly in Neubrandenburg den Ruf seiner früheren Milde hintangesetzt habe. Mithin erschien das was der König Gustav Adolf über Tillys Verfahren in Neubrandenburg berichten ließ, den unterrichteten Schweden selbst als eine Abweichung von Tillys Systeme.

Selbst 1633 noch stößt die Lüge des Schwedenkönigs unter den eigenen Bewunderern desselben auf Widerspruch. Ein Gustav=Adolfslied von 1633 gedenkt des alten Feldherrn mit Lob und Ehre, und zwar deuten die Worte des Dichters einen Widerspruch an gegen die Stimmung seiner Umgebung. Tilly verdient Lob, sagt er; denn Verdienst und Tugend muß man auch am Feinde ehren. Uns scheint, ein solcher Gedanke verstehe sich so von selbst, daß das Aussprechen desselben eine gewisse Absicht des Dichters, eine Art Vertheidigung für sich verrathe, warum er Lob spende für Tilly.

Wichtiger jedoch sind die officiellen Historiker des Schwedenthums: der Genfer Professor Spanheim und der Deutschschwede Chemnitz. An sie hauptsächlich haben wir uns zu wenden.

Spanheim, dessen Buch die erste und einzige Quelle für ein grausames Verfahren des Generals Tilly ist, schildert uns denselben nach dem Tode in Ingolstadt in folgender Weise. [4] „Er wurde von seiner Partei sehr bedauert und wäre es noch mehr gewesen, wenn nicht das Unglück von Leipzig auf seine Siege gefolgt wäre. Bei seinem Tode erinnerten sich Einige der Worte des Administrators, welche dieser nach dem Blutbade von Magdeburg sprach, daß das Blut nur abgewaschen werden könne durch Blut, und daß das Morden früh oder spät dem Heere verderblich sein würde. In Wahrheit war außer einigen solchen Flecken der Ruf Tillys makellos. Sein Muth, seine Tüchtigkeit, seine Erfahrung, das Vertrauen, dessen er sich unter den Kriegsleuten erfreute, sein Lebenswandel, die ausgezeichneten Dienste, die er seiner Partei erwiesen, konnten für ihn mit gutem Rechte den Namen eines der größten Heerführer seines Jahrhunderts in Anspruch nehmen."

Jene Worte, welche der Markgraf Christian Wilhelm gesprochen haben soll,

[1] De bello tam protectorio quam vindicatorio G. A. v. S. manimi u. s. w. Stettin 1631.

[2] Ein Gustav=Adolfslied von 1633 u. s. w. von W. v. Maltzan. Berlin 1846. Die Worte lauten:

> Tilly der alte Soldat
> Für d'Liga er angewendt hat
> So viel er Kreften hat:
> Am Feind ist auch zu loben
> Die Tugend und Mannheit,
> So durch manch gfährlich Proben
> Er zeiget dir allzeit.

[3] Soldat suédois I. 482.

hat nur Spanheim und sonst Niemand. Auch diese Worte mithin sind ihm zugekommen aus derselben Quelle, wie alles andere. Sie lösen sich leicht ab, und es bleibt dann die Zeichnung Tillys von Spanheim übrig als unvereinbar mit dem Bilde, das er von dem Zerstörer Magdeburgs uns hingestellt hat.

Hören wir den Deutschschweden Chemnitz. Dieser Mann erhielt 1642 von dem schwedischen Reichskanzler Oxenstjerna den Auftrag eine Geschichte des deutschen Krieges aus den Relationen und Reden abzufassen, und dieselben zu berichtigen nach des Reichskanzlers Warnungen.[1] Der ganze Senat fand das gar gut und nützlich. Dieß Werk, welches Chemnitz im schwedischen Interesse, nach den Warnungen des Reichskanzlers verfaßte, wurde die Grundlage der Anschauung über das Eingreifen des Schwedenkönigs in den deutschen Krieg. In Chemnitz wurzeln alle die unzähligen deutschen Bücher, in denen deutsches Recht dem Schweden gegenüber kaum zur Erwähnung kommt. Chemnitz zuerst hat uns in dem Schwedenkönige das Bild eines alttestamentlichen Helden oder richtiger eines kriegenden lutherischen Geistlichen gezeichnet, wie es seitdem traditionell geworden ist. Es ist ein wenig abgeblaßt; aber die Grundzüge sind dieselben. Abgeblaßt ist es insofern, als Chemnitz sogar so weit geht den Schwedenkönig zu einer Art von Wunderthäter zu machen. Auf Gustav Adolfs Gebiet legen sich Wind und Wellen, so daß Gottes gnädiger Beistand augenscheinlich verspürt wird.[2] Wir bezweifeln, daß die Idololatrie gegen Gustav Adolf auch heute noch so weit sich erstreckt. Hören wir diesen Chemnitz über Tillys Tod in Ingolstadt.

„Dieß ist das Ende des alten hochberühmten Generals Johann Tserklaes Grafen von Tilly.[3] Von Jugend auf dem Kriegswesen ergeben, hat er nicht durch einen schleunigen Sprung, sondern allgemach von Staffel zu Staffel ansteigend den höchsten Grad im Dienste und das Generalkommando erlangt, auch von Anfang an in allen seinen Chargen, die er bedient, gegen seinen Herrn sich getreu und aufrichtig, gegen seine Feinde sich unverdrossen und unerschrocken erzeigt. Er mag wegen seiner guten Resolution und Tapferkeit, wegen seiner langwierigen Experienz und Erfahrung, seines scharfsinnigen Verstandes, seiner vorsichtigen Führung und gewaltig verrichteten Thaten wohl unter die vornehmsten Kriegshäupter unserer Zeit gerechnet werden. Nur haben zuletzt unlängst vor der Leipziger Schlacht die unbarmherzigen Prozeduren zu Magdeburg und der Rauch, von dieser eingeäscherten Stadt entstanden, solches Lob in etwas zu verdunkeln angefangen. Worauf sein Glück zum Falle sich geneigt, so bald hernach bei Leipzig erfolget."

Man sieht hier unverkennbar das Bestreben die Niederlage von Breitenfeld als eine Strafe Gottes für Magdeburg darzustellen.

Chemnitz setzt dann das Lob Tillys fort mit den bekannten Worten über die Mäßigkeit desselben, daß er zeitlebens alles übrigen Trunkes, aller ungebührlichen Unzucht sich enthalten, und bis zu dem Treffen von Breitenfeld während

[1] Geijer III. 193 Nr. 1 ff.
[2] Chemnitz S. 60.
[3] a. a. O. S. 311.

seines Generalcommandos in keinem Haupttreffen jemals den Kürzeren gezogen habe.

Die anderen gleichzeitigen Schriftsteller fremder Nationen wissen noch nichts von einem grausamen Tilly. Wir heben die Holländer hervor, die sonst so wohl unterrichtet sind. Meteren[1] und Aitzema[2] haben die übliche lobende Charakteristik des Feldherrn. In Deutschland finden wir auch 1633 noch in einer eifrig protestantischen Flugschrift,[3] daß Tilly einem Grafen von Werthheim in seinem Heere, der im Vorbeiziehen bei der Stadt Werthheim um ein Corps der Rache gegen dieselbe gebeten, diesen Wunsch mit Vorwürfen über seine grausame Absicht abgeschlagen. Die Lobeserhebungen über die Disciplin der Tillyschen Truppen in Oldenburg und Ostfriesland, deren wir früher gedacht haben, sind lange nach dem westfälischen Frieden niedergeschrieben.

Dessenungeachtet nahm da, wo unmittelbar die schwedischen Waffen herrschten, der böse Name Tillys zu. Das Wachsthum desselben ward befördert durch einen Umstand von besonderer Art. Werfen wir darauf unseren Blick.

Wir haben gesehen, wie Tilly in der Nacht nach dem Unglückstage von Breitenfeld nach Halle an der Saale floh. Dort ließ er seine Verletzungen untersuchen und verbinden. Hören wir darüber den Schwedenkönig. „Tilly," meldet er,[4] „hat drei Schüsse gehabt, von denen keiner durchgebissen. Sie haben schwarzblaue Beulen verursacht, die der Balbierer geöffnet und verbunden haben soll. Davon ist das Gerücht gekommen, daß er schußfrei und fest sei." Also schreibt der König Gustav Adolf am dritten Tage nach dem Treffen. Alle schwedische und schwedisch gefärbte Berichte erzählen dasselbe.

Diese Worte, die an sich nicht sehr verfänglich erscheinen, sind zu beurtheilen im Sinne ihrer Zeit. In denselben Tagen, als der Schwedenkönig in Deutschland einbrach, stand der schauerliche Wahn des Hexenprocesses in der Fülle seiner Kraft und Blüthe. Damals brachten unsere deutschen Obrigkeiten, ob katholisch, ob protestantisch, ob fürstlich, ob städtisch, Jahr auf Jahr dem neuen Moloch die Götzenopfer, deren Zahl in einigen Städten im Laufe weniger Jahre in die Hunderte schwoll. Damals brach der edle Spee, dem im jugendlichen Mannesalter ob des unsäglichen Jammers die Haare erbleichten, in die salomonische Klage aus: „Ich wandte mich und sah Unrecht leiden unter der Sonne. Ich sah die Thränen derer, die keinen Tröster hatten, und die Uebermacht derer, welche Unrecht thaten. Da pries ich die Todten mehr als die Lebenden, und hielt den noch nicht Geborenen für glücklicher als jene beiden, weil er des Bösen nicht inne wird, das unter der Sonne geschieht." In denselben Tagen, als Gustav Adolf bei Breitenfeld den unglückseligen Sieg davon trug, ward zu Rinteln

[1] Meteren (deutsche Uebersetzung), S. 480.

[2] Aitzema III[b]. p. 185.

[3] Der vereinigten Churf. und Stände des Reiches, auch derofelben getr. Räthe u. s. w. Gedenkring 1633. S. 33.

[4] Geijer III. 193. Eben so Soldat suédois I. 170. Theatrum Europ. II. 343[a]. Chemnitz 213[a] u. s. w.

an der Weser das Buch des herrlichen Mannes Spee gedruckt, welches dem Ungeheuer der Lüge und der Tücke die Todeswunde schlug. Damals noch stand es in voller Kraft, schwelgend in Blut und Mord, und machte mit Hülfe der Folter auch das Undenkbare möglich.

Der Hexenwahn war allgemein. Er war vor Anderen stark in dem Schwedenkönige Gustav Adolf.

In dem ersten Abschnitte des schwedischen Kriegesrechtes,[1] welches Gustav Adolf selber ausarbeitete und erließ, ist der erste Artikel gerichtet gegen die Zauberer. „Mit Abgöttern, Zauberern und Waffenbeschwörern, und wer mit Zauberei umgeht, soll nach göttlichem und schwedischem Rechte verfahren werden."

Als der hauptsächlichste Nutzen, welchen ein Soldat durch ein Bündnis mit dem Teufel erlange, ward das Fest- oder Gefrorensein angesehen. In diesem Falle ging eine gewöhnliche Kugel nicht durch. Sie machte höchstens etwa Quetschungen. Darum gebrauchte man, wo ein solcher Verdacht des Gefrorenseins der Feinde sich erhob, andere rechtswidrige Geschosse. Als Pappenheim im Jahre 1629 die Stadt Magdeburg belagerte, schickte er einen Trompeter hinein mit dem Begehren, daß die Belagerten ferner nicht mehr mit so ungebührlichen Kugeln schießen sollten, in denen man Stahl, Weizen, Glas, Stücke von Donnerkeilen und dergleichen eingegossen finde. Die Antwort lautete: die Magdeburger hätten das von den Kaiserlichen gelernt, und müßten, weil diese fest und gefroren, und sonst nicht zu verwunden seien, dieser Kugeln sich auch ferner bedienen.[2] Die gewöhnliche Meinung dagegen war, daß die Gefrorenen nur mit Keulen zu erlegen seien.

Es ist aus der Geschichte der Hexenprocesse eine bekannte Thatsache, wie so oft zum Erheben dieser furchtbarsten aller Anklagen, die unrettbar die äußerste Schande, den entsetzlichsten Schmerz des Körpers und der Seele, den schimpflichsten Tod nach sich führte, der leichteste aller Verdachtsgründe, die ausgesprochene Vermuthung irgend einer beliebigen Person hinreichte. Nun war aber die Aussage eines Baders oder Wundarztes in einem solchen Falle als diejenige eines Sachkundigen ein Zeugnis von schwerem Gewichte. Wäre Tilly ein gewöhnlicher Mann, etwa ein Söldner unter der Gerichtsbarkeit eines der damaligen Stadträthe gewesen: so war die unvermeidliche Folge einer solchen Aeußerung des Stadtbaders die Folter und zuletzt der Scheiterhaufen. Dieß war bei Tilly nicht thunlich; aber war darum die Erklärung des Stadtbaders von Halle nicht von Gewicht, nicht von Einfluß auf die Menschen?

Die Berichte über die Ereignisse jener Tage gedenken fast sämmtlich dieser Erklärung des Stadtbaders in Halle. Wenige ferner Stehende[3] nannten sofort

[1] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief u. s. w. Nürnberg 1632.

[2] Die andere Belagerung der Stadt Magdeburg oder warhafftige Beschreibung u. s. w. 1630.

[3] Aitzema III *. p. 563 fügt der Erzählung hinzu: Dese Inventie die men de passausche kunst noemde, hebben geduyrich beyde partyen elck ander opgedicht: synde niet als een fantasie.

die Sache beim rechten Namen: eine böswillige Erdichtung, welche je nach Umständen von beiden Theilen geübt würde. Die Schweden und schwedisch Gesinnten stellen die Anklage hin, die katholischen und deutschen Schriftsteller vertheidigen Tilly in einer dem Geiste der Zeit angemessenen Weise. Sie halten das ganze tugendhafte Leben des wackeren Mannes als inneren Grund wider die Anklage entgegen. Sie suchen ferner zu beweisen, daß dennoch Tilly sowohl am Haupte als in der Seite blutende Wunden gehabt, und daß damit die Anklage des Gefrorenseins als unvereinbar hinwegfalle. [1]

Sie fiel darum nicht, am wenigsten bei den Schweden. Es ist, abgesehen hiervon, einem der eifrigsten Schwärmer für den Schwedenkönig aufgefallen, wie derselbe durch die Benennungen Tillys seinen persönlichen Haß gegen diesen Feind dargelegt habe. Bis zum Treffen von Breitenfeld pflegte der König seinen Gegner den alten Corporal, das alte Gerippe, den Wallonen zu nennen, ihn einem Croaten zu vergleichen. [2] Von da an braucht der Schwede andere Worte. Wenige Wochen später gibt der Schwedenkönig in einem Briefe an Friedrich von der Pfalz dem feindlichen Feldherrn und den Officieren desselben die Bezeichnung: [3] „der alte Teufel mit allen seinen Jüngern." Freilich, auf dieses Wort kam es an.

Denn dieß Wort und die ganze Sage sind von dem gewichtigsten Nachdrucke. Wir schlagen dasjenige deutsche Geschichtswerk auf, welches auf der Anschauung des siebzehnten Jahrhunderts ruhend, dennoch schon das Wehen einer neuen Zeit, eines wärmeren Lebens verkündet, ein Werk, welches innerhalb des Protestantismus auch bis auf neuere Zeiten herab noch immer von Bedeutung geblieben ist, welches im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts in den Händen aller wissenschaftlichen Theologen war. Es ist die Kirchen- und Ketzerhistorie von Gottfried Arnold. Der Mann gibt uns an: er schildere die Bosheit Tillys. [4] Worin denn besteht dieselbe? „Die berühmtesten Generalspersonen," sagt Arnold, „waren rechte Sklaven des Satans, und versichert man von dem in diesem Kriege berühmten General Tilly, daß er sich fest gemacht, und dahero in der Schlacht von Leipzig kein Schuß oder Stich an ihm durchgegangen: daher hat auch der Balbier gesagt: er müsse fest oder gefroren sein." Die anderen Berichte sind dem Arnold nicht unbekannt. Er setzt voll Verwunderung hinzu: „Und gleichwohl rühmen die Papisten von ihm, er sei wegen seiner Religion und katholischen Gottseligkeit vortrefflich berühmt gewesen."

Arnold erhebt nur diesen einen Vorwurf gegen Tilly als den Grund zu der Anklage auf Bosheit. Der Grund ist in der Meinung der Menschen längst hinweggefallen: die Wirkung ist geblieben.

Denn so wirksam auch immer dieser besondere Vorwurf des Bundes mit dem Teufel auf die Meinung der Menschen über Tilly sein mochte: so war er

[1] Brachelii hist. nostri temp. p. 266. Adlzreitter, A. B. G. III. 256.

[2] Harte, Gustav Adolf I. 500. 618. 660.

[3] Geijer III. 202. Nr. 2.

[4] So im Inhaltsverzeichnis der Kirchen- und Ketzer-Historie des Werkes (Ausgabe von 1700) Tom. I. S. 414 [b].

doch nur eine Aeußerung, nur ein Mittel des Systemes, welches den Schweden von ihrem Könige hinterlassen war, welches von den Schweden aus auf die Deutschen wirkte. Auch lagen ja die Umstände dafür günstig. Werfen wir einen Blick auf die weitere Entwickelung des Krieges.

Wir haben gesehen, wie Tilly menschlich und mild alles anwandte, was er vermochte, um die unsäglichen Kriegesleiden von den Menschen abzuwehren. Sein strategischer Grundsatz ist das Ziel des Schlagens: den Krieg rasch und schnell zu enden durch ein Treffen. Also sehen wir ihn verfahren gegen den böhmischen Aufruhr, gegen Mansfeld, gegen Christian von Halberstadt, gegen den Dänenkönig, gegen den Schweden, wenn nur dieser gewollt hätte. Sein anderer Grundsatz, wo er nicht zum Schlagen kommen konnte, ist derjenige der möglichsten Erleichterung des besetzten Landes. Wir haben gesehen, wie er seine Kriegesherren drängte und mahnte um richtige Zahlung des Soldes, damit Soldat, Bürger und Bauer neben einander bestünden. Die Liga hatte eine Kriegeskasse, die sich füllte durch regelmäßige Steuern, die darum wieder regelmäßig sich leeren konnte. Nach Tilly wurden seine Grundsätze von keinem mehr folgerecht angewendet, und konnten nicht mehr folgerecht angewandt werden, weil alle Länder gleichmäßig verödeten. Das Wallensteinische System der Kriegführung ohne das Wagnis eines entscheidenden Treffens, der Unterhaltung des Heeres allein durch die Contribution der besetzten Länder, mit allen Greueln der Willkür desselben gelangte zur vollen Herrschaft. Mehr oder minder handelten alle gleich, nur daß dennoch die Schweden und die, welche unter dem Namen derselben fochten, die anderen übertrafen. Also lehrt es die Auffassung im Munde des deutschen Volkes selbst. Eine der schwersten unmenschlichsten Qualen zur Erpressung, welche erweislich bereits vor der Ankunft der Schweden geübt worden ist, wurde nach den Schweden benannt: der Schwedentrank. Das Landvolk nicht bloß in Bayern, sondern auch im lutherischen Sachsen hat noch bis auf unsere Zeiten der Schweden nicht vergessen. Im Sturme und Drange des Jahres 1813 erinnerten sich die Sachsen bei dem Durchzuge schwedischer Truppen an den Jammer und das Leid ihrer Väter. Sie gaben ihre Furcht so unverholen zu erkennen, daß man von den Schweden die merkwürdigen Worte vernahm:[1] „Fürchtet euch nicht. Wir sind nicht die Schweden des dreißigjährigen Krieges."

Weder in Sachsen noch in anderen deutschen protestantischen Ländern hat man bis auf den heutigen Tag des einen kurzen Wortes vergessen, das in sich kurz die Lage der Dinge schildert. Versetzen wir uns hinein in jene Zeit. Man hört Trompeten in der Ferne. Der Hausvater ruft die Seinen zusammen und spricht mit schreckensbleichem Angesichte, von Angst und Seelenqual zerrissen die Worte: „Betet Kinder, die Schweden kommen."

Der Krieg war grausam, schauerlich, nicht wegen der Thaten der Heere gegen einander, sondern wegen ihres Nichtsthuns, ihres Abwartens, ihres

[1] Man sehe die Schrift: Die Einnahme und Einäscherung der Stadt Sonnewalde durch die Schweden, von Superintendent Ziehme. Leipzig 1841.

Ablauerns, oder daß wir es kurz sagen, wegen der Feigheit der Söldner zum Schlagen. Es war ein häufig angewandtes Stratagem einander durch Hunger zu bezwingen. Aber nicht die Heere allein machten diesen Proceß durch, sondern die unglücklichen Bewohner des Landes mit ihnen, und mehr als sie. Was da geschehen mußte, bis es dahin kam: wer vermag es zu sagen, wer sich auszudenken?

Und dennoch schimmerte durch alle diese langsamen Leiden des Ausdörrens und Verschmachtens, durch allen Graus und Jammer, das brennende Magdeburg glühend herdurch als der Höhepunkt des Krieges. Und weil Magdeburg als der Höhepunkt des Gräßlichen galt: so wurde der Mann, dem man diese That zur Last legte, auch selber wieder der Kernpunkt des Gräßlichen. Der edelste, mildeste Mann des ganzen Krieges wandelte sich in den Augen der Menschen zu dem fleischgewordenen Princip der Grausamkeit und des Fanatismus.

Die schwedische Sage von der Tilly'schen Grausamkeit tritt uns bereits sechzehn Jahre nach seinem Tode vollendet entgegen. Es handelt sich auf dem Friedenscongresse zu Münster und Osnabrück um die Forderung der 400,000 Rthlr. auf Calenberg, welche Tilly seinen Erben hinterlassen. Sie wird abgewiesen auf Betrieb der schwedischen Gesandten, welche das Brennen und Morden Tillys in diesen Ländern betonten. Die Sage war vollendet.[1]

Es war nicht bloß das. Der Plan des Schweden gelang über Erwarten. Er hatte den Professor Spanheim gedrungen die Lüge von Magdeburg niederzuschreiben. Einen Religionsfanatismus mißt Spanheim an jener Stelle dem deutschen Feldherrn nicht bei, sondern lediglich Grausamkeit. Auch hatte ja Gustav Adolf dieses Buch, den Soldat suédois, nicht bestimmt für Deutschland, wo man Tilly besser kannte, sondern für die romanischen Länder, wo Gustav Adolf den Religionskrieg verneinte. Aber der Soldat suédois gewann überall Eingang. Er kam ebenso wie der Schwedenkönig selbst den Wünschen der verschiedenen Nationen entgegen. Sie alle hatten, eine jede auf ihre Weise, ein besonderes Interesse für den Schwedenkönig und gegen den deutschen Kaiser Ferdinand II. Wenn das möglich gewesen wäre, was die umwohnenden Völker fürchteten, wenn es dem deutschen Kaiser gelang das deutsche Reich einig und erblich unter sich zu bringen: so war der deutsche Kaiser mit seiner Nation politisch die erste Macht der Erde, so schrieb der deutsche Kaiser den anderen Nationen Europas die Gesetze des Friedens vor. Wir haben gesehen, wie die Entwürfe des deutschen Kaisers Ferdinand nie so hochfliegend waren, wie es lediglich sein Bestreben war festzuhalten an dem bestehenden Rechtszustande. Dennoch fürchteten die anderen Nationen solche Entwürfe. Sie fürchteten, daß die deutsche Libertät: das ist die Vollmacht der einzelnen deutschen Territorialfürsten zur Rebellion gegen Kaiser, Reich und Nation zu Grunde gehe. Darum schürten sie den deutschen Krieg, damit der Kaiser und seine Nation von Grund aus zerrüttet würden. Darum lag der Einbruch des Schwedenkönigs in Deutsch-

[1] Artikel XIII. §. 11 des Friedens-Instrumentes.

land im allgemeinen Interesse der Engländer, der Franzosen, der Holländer. Darum haben die Schriftsteller dieser Nationen insgesammt gewetteifert im Lobe und Preise des Schwedenkönigs. Darum haben diese Fremden den Schweden verklärt zu einer Lichtgestalt, und das Bild seiner Gegner verdunkelt zu Kindern der Finsternis. Der hauptsächlichste, wesentlichste Gegner des Schweden aber war der alte Tilly. Darum mußte das Bild Tillys bei den fremden Völkern in demselben Maße düster werden, wie dasjenige des Schweden Gustav Adolf ihnen licht und hell erschien.

Was auch immer die Nachbarvölker der Deutschen über unsere Geschichte der drei letzten Jahrhunderte gedacht und geschrieben: sie sahen dabei hinweg über den vielgegliederten, rechtlichen Organismus des einstigen deutschen Reiches. Sie sahen den Zustand, wie er erst in Folge des Friedens von Münster und Osnabrück sich bildete, als denjenigen an, der auch früher schon bestanden oder wenigstens hätte bestehen sollen. Die Schriftsteller anderer Nationen Europas sahen in dem deutschen Reiche ein Conglomerat von Staaten, die Oberhäupter derselben gleich berechtigt, den Kaiser ausgestattet mit dem Principat der Ehren und nicht mit mehr. Auch deutsche Fürsten und demgemäß ihre Historiographen machten sich diese Anschauung zu eigen, lange bevor das Band des alten deutschen Reiches zu einem bloßen Namen wurde. Nach solchen Vorstellungen wurden die Anschauungen über den dreißigjährigen Krieg und die in demselben wirkenden Männer gestaltet, und den Deutschen dargeboten. Wie die deutsche Nation in dem unseligen Kriege, der an ihr und auf ihre Kosten gegen ihre Interessen geführt wurde, sich ihre Schicksale hatte auferlegen lassen von Fremden und Abenteurern aller Art: so ließen auch die Nachkommen sich die Leiden ihrer Vorfahren darstellen von Fremden, die dabei entweder die eigenen Absichten ihrer Nation und Regierung verfolgten, wie der Deutschschwede Chemnitz, oder das eigene Halbwissen mit phantastischen Einbildungen der Vergötterung des Schweden ausschmückten. So der Engländer Harte.

Wir nennen den Einen statt Vieler, weil seine Einwirkung auf die Gestaltung der Tillytradition bedeutsam war. Harte fand den Soldat suédois des Genfer Professors Spanheim. Harte nahm aus diesem Buche die pikante Schilderung der Grausamkeit Tillys in Magdeburg, welche Chemnitz, der nicht mehr im unmittelbaren Auftrage des Schwedenkönigs schrieb, welche später Puffendorf verschmäht hatten. Der Genfer Professor hatte sein Mistrauen, seinen Zweifel gegen die ihm anbefohlene Nachricht sehr deutlich ausgedrückt. Der englische Geistliche ließ diesen abschwächenden Zusatz, welcher der Erzählung die Spitze abbrach, im Eifer seines hochkirchlichen Protestantismus völlig weg, und schmückte statt dessen weiter aus im Geiste und Sinne Gustav Adolfs. Der Schwedenkönig hatte dem Professor Spanheim die Verschwärzung Tillys befohlen für die Länder, in welchen er für sich den Religionskrieg ableugnete: der englische Hochkirchenmann brachte diese Verschwärzung von dort zurück in die protestantischen Länder, für welche er gleichwie Chemnitz den Schweden darzustellen sich bemühte wie einen Geistlichen betend und predigend im Harnische, in Wehr und Waffen.

Eine solche Anschauung eignete sich überhaupt für die kritiklose, seichte Geschichtsschreiberei des achtzehnten Jahrhunderts, nicht weniger des hohlen Philosophenthumes, als der Geistlichen der Hochkirche von England. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten von Brandenburg verspottete die maßlose Uebertreibung der Greuel, welche in Magdeburg vorgegangen sein soll, um dann sofort in denselben Fehler zu verfallen und eine Schilderung zu machen nach Art des Professors Spanheim. Er häuft Widersprüche der gröbsten Art. Der Schwede Gustav Adolf unternimmt nach der Meinung des Preußenkönigs den Krieg aus sehr frivolen Vorwänden. [1] Und dennoch würgen sich in den Augen des Preußenkönigs die Deutschen dreißig Jahre lang um ihr kirchliches Bekenntnis. Der dreißigjährige Krieg ist ihm ein Religionskrieg. Also wiederholen es Friedrich II, Voltaire und die ganze Schaar derer, die im achtzehnten Jahrhunderte für sich die Philosophie in Anspruch nahmen.

Diese Ansicht nämlich galt deshalb für philosophisch, weil sie dem Interesse der Eitelkeit dieser Philosophen diente. Auf der Verdüsterung früherer Zeiten hob sich um so glänzender und strahlender das Licht der neuen Zeit ab, das Zeitalter der Toleranz, wo man, wie diese Art von Philosophie es gern und laut von sich verkündete, Niemanden um seines Bekenntnisses willen verfolge. Um so schwärzer erschienen die Gestalten derer, welchen man nach halber Kenntnis einen solchen Fanatismus zueignete. Indem man die Geschichte anschaute und schrieb nach dem Vorbilde Voltaires, hielt man sich einer gründlichen Prüfung und unmittelbaren Forschung gern überhoben. Tilly war einmal schwarz. Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts dachten nicht an die Möglichkeit, daß diese Tünche nur von außen aufgelegt sein könne. Sie halfen mit zu tünchen.

Zu dem Allen kam noch die Poesie. Der englische Geistliche Harte hatte das Buch gefunden, welches der Schwedenkönig für die romanischen Nationen über einen deutschen Mann hatte schreiben lassen. Der Engländer Harte benutzte das Buch für seinen hochkirchlich-protestantischen Eifer. Der deutsche Dichter Schiller wiederum fand das Buch des englischen Geistlichen, und benutzte es für seine Rhetorik. Schiller verzichtete auf die erste und heiligste Pflicht des Geschichtschreibers nach bestem Wissen und Wollen die Wahrheit zu sagen. Sein Standpunkt war ein anderer. Die geschichtlichen Personen, sagte er, müssen sich gefallen lassen, was sie unter meiner Hand werden. Man dürfte das dem Dichter nicht verargen, wenn er dabei einerseits bleibt innerhalb der ethischen Grenzlinien, die auch für die Kunst gelten, wenn er dabei andererseits bleibt in der Sphäre auch der poetischen Form. Schiller hat weder das Eine gethan, noch das Andere. Der Tilly, den er uns in Magdeburg zeichnet, ist nicht mehr ein Mensch mit menschlichen Zügen: er ist ein Teufel. Und ferner hat Schiller diese Arbeit geschrieben in der Form und mit dem Namen eines Geschichtswerkes. Die doppelte Anklage müssen wir auf den deutschen Dichter bringen.

[1] Oeuvres de Frédéric le G. Oeuvres historiques Tom. I. p. 35.

Das bunte Gewand dieser Schiller'schen Rhetorik errang den Sieg über den allzu schüchternen Protest.[1] Der große Haufe, den das Pikante lockt, folgte nur seiner Spur. Wir meinen nicht bloß die Ungelehrten. Die Frage, ob Schiller im eigentlichen Sinne als Geschichtsschreiber anzusehen sei, wird unbedenklich von Vielen verneint, die in ihrer eigenen Auffassung der Geschichte sowohl des Abfalles der Niederlande von Spanien als des dreißigjährigen Krieges, wesentlich von den Phantasien Schillers abhängig sind. Das Wort, welches der Schiller'sche Tilly im Anblicke des brennenden Magdeburg spricht, ist fast wie ein Gemeingut der sogenannten Bildung vieler Deutschen geworden. Man glaubt daran. Man spricht, man schreibt, man druckt es nach. Man verkündet es von Lehrstuhl und Katheder. So viele auch seit zwanzig Jahren aufgetreten sind für das Recht und die Wahrheit: ihre Beweisführung ist von Wenigen halb widerwillig vernommen: die Mehrzahl hat davon nichts gehört.

Also ist es die Frucht der langen Verblendung. Der fremde König, der ungereizt und ungekränkt, nur aus Lust zu kriegen und zu erobern, unserer Nation das unendliche Wehe anthat, der unsere Städte plünderte, unsere Cultur vernichtete, uns politisch zerriß und zersplitterte, uns zum Spielball der Fremden machte, der uns zurückschleuderte um Jahrhunderte, der, um alles dieß zu thun, sich umgab mit dem Heiligenscheine der Heuchelei und der Lüge bis in seine Seele hinein — dieser Barbar des Nordens, der zugleich sein Volk zertrat wie das unsrige, dieser kaltblütige, fast übermenschlich treulose Mörder und Vernichter von Magdeburg — ist in den Augen vieler Deutschen wie ein Heiland und Erretter. Der fromme alte Held, der sprach wie er dachte, und dachte wie er handelte, der treue, ehrliche Mann, der fest und unwandelbar in seinem eigenen Glauben jede fremde Gottesverehrung schützte, wie Niemand sonst in seiner Zeit, der Mann, dem seine Mitwelt ein Zeugnis zuerkannte, wie es niemals einem Feldherrn zuerkannt ist, zugleich der Vater zu sein der wilden Krieger, die in ihm das Vorbild und das Muster ihrer Pflicht verehrten, und zugleich die Zuflucht der Schwachen und Hülflosen: dieser Mann, eine der edelsten Zierden unserer Nation, die letzte Säule des einstigen alten deutschen Reiches voll Kraft und Herrlichkeit, ist in den Augen eines großen Theiles der deutschen Nation, für die er handelte und litt bis zum letzten Athemzuge, ein Verlorener, ein Scheusal.

Gustav Adolf und Tilly stehen in einem unversöhnlichen Widerspruche, wie die Lüge und die Wahrheit. Der Eine kann nicht bestehen neben dem Anderen. Indem der Scharfblick, den wir mit Grauen und Entsetzen an dem Schweden bewundern, dieß richtig erkannte, war es ihm nicht genug durch die Gunst mannigfacher Umstände in dem wechselnden Geschicke der Schlachten dem Greise den Vorrang abgewonnen zu haben: er sorgte auch für die Nachwelt, indem er durch Rede, Schrift und Druck die Ehre und den guten Namen seines Gegners zu vernichten strebte. Durch die abermalige Gunst der Umstände ist für eine

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. 234.

lange Zeit ihm auch das gelungen, nicht freilich für immer. Die Zerstörung Magdeburgs, an welcher die Verleumdung des Schweden gegen Tilly ihren Höhepunkt erreichte, ist der Prüfstein für dieselbe. Die alte schwedische Ueberlieferung, daß der erobernde General im Zornesgrimme die eroberte Stadt der absichtlichen, planmäßigen Vernichtung preis gibt, hatte für die oberflächliche Betrachtung Sinn und Schein. Die neueren vermittelnden Ansichten, welche die Sache geschehen lassen wie ein Unglück, ohne eine absichtliche Mitwirkung, entbehren des festen Haltes. Sie sind wie die Kugel auf einer schiefen Ebene. Denn die Absicht, der Plan der Zerstörung blickt unverkennbar aus jedem Pechkranze der da glüht, jedem Lauffeuer das dort flackert, jeder Mine die dort empor wirbelt. Es bleibt da keine Wahl: der Eine hat es gethan, oder der Andere. Und von diesem einen Punkte aus muß das Ganze klar werden, von diesem einen Punkte aus muß man sich entscheiden: entweder für Tilly, oder für Gustav Adolf. Ein Drittes in dieser Frage gibt es nicht.

Von diesem Standpunkte aus ergeht an alle Deutsche, die von Tilly und von Gustav Adolf wissen, die Forderung, daß sie alle Gerechtigkeit üben gegen den einen Mann, der selber nach Maßgabe menschlichen Vermögens nie ungerecht war, daß sie seinem Gedächtnisse wieder geben, was fremder Frevel, fremde Tücke ihm genommen, was er selber bis an sein Ende hoch und heilig hielt und selber benannt: seine Ehre und Reputation vor der werthen Nachwelt. Nicht Mitleid, nicht Nachsicht fordert von uns der zürnende Schatten. Man könnte es ihm verweigern. Er fordert sein Recht. Es muß ihm werden.

Zwar es gibt Gegenden, die das Gedächtnis des Mannes ehren, wie er es verdient. Zu Altenötting, in der ihm lieben und reich beschenkten Kirche, ist seine Ruhestätte. Dort weiß noch das Landvolk von dem alten Helden, der bis zum letzten Athemzuge dachte und sann, wie er seine zweite Heimat schütze vor dem Grimme des nordischen Barbaren. Dort ehrt das Landvolk die Ruhestätte dieses für das Bayerland unvergeßlichen Mannes.

Nicht also ist es im übrigen Deutschland. Man hat Bilder errichtet von Stein und Erz für Würdige und wohl auch für Unwürdige. Der Gedanke eines Monumentes für Tilly außer in Bayern ist kaum je in die Seele eines Deutschen gekommen. Und doch hat Tilly selber sich ein Monument wenn nicht errichtet, doch erhalten. In Magdeburg ragt bis auf den heutigen Tag der herrliche Dom; den einst vor vielen hundert Jahren die Väter gebaut. Auch diesen Dom hätte der Zerstörungsplan des Schweden mit hineingezogen in das rundum wogende Flammenmeer, wenn nicht der Greis mit übermenschlicher Anstrengung seine schützende Hand darüber gebreitet. Den Dom von Magdeburg hat Tilly geschützt und errettet vor dem Schweden: der Dom von Magdeburg verkündet Tillys Namen und Tillys Ehre. Das ist sein Denkmal von Stein auf deutscher Erde.

# Beilagen.

## Nro. LII.

Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J.

Der Kurfürst Maximilian am 20. Juni 1628 an die Infantin.

— — E. L. werden ohne Zweiffel albereith anderweittig vernommen haben, das der Kayser ettliche in der Vnterpfaltz gelegene Embter vndt darunter auch die haubtstatt Heydelberg sambt der einverleibten Vniuersitet vnß eigenthümblich einreumen laßen. Nuhn erfordert die höheste vnumgengkliche nohtturfft, sonderlich zur forttpflantzung der cath. Religion, das erstgemelte Vniuersitet, welche durch die langjährigen schwehren Krigsleuffte merklich in abgang gerahten, widerumb aufgeholffen, die studia daselbst in vorigen schwung vnd flor gebracht, vndt also vermittelst derselben sowoll zur seelsorge, alß zu den Embtern taugende leutte gezogen werden. u. s. w. (Die Renten kommen aus Aemtern, welche die Truppen der Infantin besetzt haben. Deshalb bittet der Kurfürst die Infantin ihre Truppen dort wegzuziehen. Er erneuert diese Bitte dringender am 15. August 1628.)

Eben so verwendet sich Max bei der Infantin für die Erleichterung der Stadt Gelnhausen, theils aus Mitleid mit den gedrückten Bürgern, „vndt damit wir auch mit der in Krafft vnß von Churpfaltz wegen alda zustehender Pfandt — schutz vnd schirmes gerechtigkeitt daselbsten vorhabenden introduction der cath. Religion desto fueglicher verfahren vnd vorkhomen khönnen. Regenspurg den 28. August 1630.“

---

## Nro. LIII.

Archiv des ehemal. Domcapitels zu Osnabrück.

Tilly an den Bischof Franz Wilhelm am 30. März 1620, aus Buxtehude. Der Brief halb in Ziffern.

Hochwirdiger, Hochgeborner, genediger F. v. H., Ewr. F. Gnaden soll ich hiemit gehorsamblich vnuermelt nicht laßen, welcher gestallt ich bewustes negotium wegen administration vnd coadjutoria deß Ertzstifftes Bremen durch eine vertrawte catholische geistliche Persohn, so bey dem Hern Ertzbischouen zu Bremen sonderlich wolgelitten, S. F. G. ohnlengst gebührlich eröffnen vnd vortragen laßen. Nun hinterpringet vnd referiret mir vorgedachter mein abgeordneter, das S. Hochw. der Ertzbischof F. G. sothane seine werbung nit allein in eigener Persohn angehört vnd vernommen, sondern auch sich darueber in gnaden erclehret, das ob sie zwar nicht abgenaigt weren

die jenige persohn, so ich vorschlagen thete, ihres theyls für andere zu acceptiren; So were es iedoch an keme, das für wenig tagen der Kays. Rhat vnd in diesen Niders. Crayß abgeordnete Commisarius Her Reinhard von Walmerodt sich bey Ihrer Fürstl. Gn. angeben, vnd eben dergleichen ansuechen namens der Röm. Kays. May. zu behueff derofelben Hern Sohnes getahn vnd benebens angedeitet habe, das ohne Ihro May. Allergn. vorwißen vnd beliebung der Herr Ertzbischoff sich wegen deß Ertzstifftes Bremen andtworttlich nicht einlaßen solte. Da nuhn solche praetension bey mehr Allerhöchstgedachter Kays. May. abgeschafft werden khönde, were J. F. G. wie gesagt nicht abgenaigt, sondern vilmer inclinirt meinem beschehenen Begehren zu deferiren.

Damit nun dieß werckh durch itz angezogenes obstaculum nicht möge verhindert werden, So hab Ewr. F. G. diese beschaffenheit gehorsamblich notificiren wollen, damit sie daß alsobalt vnd in continenti, quia summum in mora periculum, so woll vor sich selbsten, alß durch die beede Ch. D. D. Cöllen vnd Bayern, vnd auch andere ihre gueten fauoriten am Kays. Hofe eylfertig, vnd ehe die sache zu weitherem gerathe, vnderbawen vnd vorangedeittes impedimentum zeitlich auß dem wege reumen laßen, welches wan geschehen, will ich negst Gott vertrawen, besagtes negotium solle zu einem glückhlichen vnd gewünschten effect außschlagen, deßwegen ich allermöglichst gern cooperiren vnd an meinem ohrt khein vleiß oder mühe sparen wolle.

Ewr. Fürstl. Gnaden hab ichs auß vnderteniger vnd wolgeneigter affection in höchstem vertrawen nachrichtlich nicht verhalten mögen, dieselben der obhut Gottes threwlichst wol beuehlendt. Datum Buxdehude den 30. Martii Ao. 1629.

E. F. G.

vndertheniger
Johann Graue von Tilly.

## Nro. LIV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Der Bischof Franz Wilhelm an den Kurfürsten Ferdinand von Köln 4. Juni 1628.

— — E. Ch. D. schreiben vom 29. Maii ist mir woll zu handen kommen, vnd thue mich der cōication des Bremischen negotii halber geh. bedancken; es ist woll ein grosse consideration, daß das hauß Bayrn so gar in dießer occasion zurugk gesetzt wirdt; Ich verstehe gleichwoll, daß die cāplares alda mir woll gewogen sein solten vnd besser alß filio Imperatoris, Ich höre, daß dieße Stiffter potentiam Austriacorum vnd coniunctionem cum Hispanis seer apprehendiren, vnd möglichst fliehen wöllen, man saget, daß zue Minden auch etwas vor sein solte, Ich hab auff kundtschafft außgeleget will baldt antwort haben. Es hat ein seltzames ansehen, daß man dieße Stiffter alle haben will: Tilly ist selbst damit übell zufriden, vermaint, das beste zu sein, wan J. Ch. D. auß Bayern nacher Rom schribe daß Papa ad Imperatorem schribe, daß dießen Stifftern alia capita ehist praeficirt würden, doch daß solche weren, welche durch Ihre praesentiam intentum finem erhalten vnd sua sanctitas confirmiren konte. Dieß hat erst vor zween Tagen Tilly Beichtvatter ex mandato alhero geschrieben vnd zu urgiren begert, wan E. Ch. D. solches auch vor dienlich erachten, wolte ich woll diemüttigst vmb fernere gnedigste beforderung der sachen angesuecht haben.

## Nro. LV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Kaiser Ferdinand II. an den Bischof Franz Wilhelm zu Osnabrück.

— — D. A. hat sich zu erinnern vnd auß vorigen vnseren schreiben verstandten, waß gestallt wir bey der vermöge Vnseres publicirten Kays. Edictes vnd derentwegen angeordneten Executions-Commission erfolgenden restitution der Geistl. Stiffter, Clöster vnd guetter zu mehrer fortpflantzung Vnseres vralten allein Selig machenden catholischen Religion vndt befürderung deß wahren cath. Gottesdienstes gnedigst für guett angesehen, daß in des heyl. Reiches Craißen für die Patres Societatis Jesu, alß welche mit haltung der Schuelen, embsiger Vnterweisung der Jugend, auch fleißiger Exercirung anderer christlich cath. Officien nicht wenig frucht schaffen können, gewisse Örtter vnd plätze zu erbawung von Collegien vnd Seminarien außgesehen werden möchten, darueber wir vnß auf einkommenden Bericht, waß hierin weitter vorzunehmmen ferner in gnaden resoluiren wollen.

Demnach wir vnß den dieses Werckh auß dem zu propagirung deß cath. Wesens tragendem eyffer sonders angelegen seyn laßen, auch gnedigst gern sehen möchten, wie vnter anderen auch in vnserm vnd des heyl. Reiches Ober- vnd Niedersächsischen Crayßen, beuorab aber in den Stetten Bremen, Braunschweig, Hamburg vnd dergleichen ortten, die Patres Societatis Jesu introducirt, Collegia oder auch Seminaria auffgerichtet, vnd dazu gewisse Einkhommen auß der vermöge Vnseres publicirten Kays. Edictes zu restituirenden geystl. Guettern applicirt werden mögte — u. s. w. Der Kaiser erwartet darüber Bericht.

## Nro. LVI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Kf. Maximilian von B. an Johann G. von Kursachsen, 2. Mai 1629.

— — Dieweill aber E. L. Vnder solchen interessirten Partheyen nit sein, noch wegen Ihrer so lang eingehabter stiffter mit beclagt, sondern mit Ihren aigenen sonderbahren juribus gehört worden sein. Vnd wehre der Vnuorgreifflichen meinung, Ihre K. M. werde diesen articul, waß gestallt er so gar dem buchstabben nach nicht zu verstehen, vnd zwar auf solche Weise bald erleutern, das E. L. zu sehen, das I. K. M. daßienige nit suechen, deßwegen E. L. dieß Werckh sich zu gemüethe geführt.

## Nro. LVII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Bischof Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln, 4. Mai 1628.

— — — Der von Tilly ist gewaltig öbell zufriden, daß Rauenßperg also öberzogen, hat dem Obristen Leutenant beuelch geben solches mit gewalt wider zu recuperiren, weiln dieß sein quartier sein, wie dan zu solchem endt verschienen montag albereit auß der Statt (nämlich Osnabrück) fünffhundert man genommen, Aber denselben Tag abend ist von Tilly ein anderes kommen daß dieße impresa eingestellt werden solle nachfolgender Zeitung halber. Interim trawen ietz die auff Rauenßperg nit sondern haben sich mit 60 mann gesterkt vnd prouiandirt welches den Stifftern noch öbell wirdt bekommen, dan es ein rechtes raubhauß sein wirdt.

## Nro. LVIII.

Das Verhältnis der Dinge ergibt sich am klarsten aus dem folgenden Berichte. Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Bischof Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln, 4. Mai 1628.

— — Der Kay. Cōssarius zu Minden procedirt noch starck vnd streng, hat dem Graffen von der Lippe 5 Embter darunder auch Lipperad sein sollte eingenommen: man redet seltzam von seinen proceduren wegen Lipperade, werden E. Chf. D. den Ertzstifft interesse gnedigst in obacht nemmen lassen. Graff Philips von der Lippe ist dießer tag bey mir gewesen, sich hoch beclagt, auch contestirt, daß er nur biß in die 4 wochen certo modo bey hertzog Christian gewesen, hat mich so einstendig vmb recommandation alß mein Lehenmann gebetten, welche Ich Ihnen auch erthailt (wie sub copia zu ersehen) vnd vmb desto mehr, weill sein brueder Graff Otto, wiewoln mehrer schuldig bey J. Kay. May. perdon vnd Ablaß vollkommen erlangt, massen ich die decreta sub 4. Maii selbst gesehen. Der Cōssarius will solchen nicht defferiren Vneracht ein beuelch gar ahn Ihne ist dießen Grauen nit zu molestiren, sondern sagt, er muesse es selbst nach Prag gelangen: Man sagt für gewiß, daß dießer cōssarius in das Stifft Paderborn, Oßnabrugk, vnd Münster kommen werde, welle auch nicht darauff achten, wan einer schon von seinem Fürsten gestrafft sey, wan es mit von J. Kay. M. geschehen sey, welches wol ein schwerer Puncten ist, vnd nit außer obacht zu laßen. Es scheint, daß Cäsar nit also procediren konde, weiln es wider die verliehene Regalia vnd weiln es alle Reichs-Chur vnd Fürsten concerniren thuet, bin Ich in die gedancken gerhaten, ob nicht bei nechster der Catholischen Churfürsten conuentu möchte proponirt vnd auf ein remedium gedacht werden, welches E. Ch. D. gnedigst ohne maßgebung werden disponiren lassen. Tillius hat mir solches selbst im vertrawen geschrieben, daß der cōssarius also gedacht sein solle in specie mit Caspar von Ohr.

Die guetter, so confiscirt werden sollen, ist Je billich, daß vnder die Jenige welche es so ritterlich gewunnen vnd erhalten, außgethailt werden: sonsten da es andere bekommen, ist es nit anders alß wie E. Ch. D. gnedigst andeiten, vnd ein mittell der Vnion arma per indirectum zu schwachen vnd herunder zu bringen: wird den officieren das couragi auch gewaltig genommen werden: Ich will E. Ch. D. gnedigste interposition dem von Tilly zu wissen machen, vermainte auch es würde auff beuorstehenden conuentu woll nützlich auch nöttig zu reden sein. —

Es ist woll zu erbarmen, daß Pragae alles also hergehet vnd erhalten wirt parua reputatione sola pecunia.

## Nro. LIX.

Rathhaus-Archiv der Stadt Emden.

Schreiben des Königs Gustav Adolf an den Rath der Stadt Emden, 16. Januar 1629.

Gustauus Adolphus etc.

Gratiam et beneuolentiam nostram singularem. Spectabiles et Prudentes, grate nobis dilecti, Latere vos nolumus praesentium latorem Praetorii nostri praefectum, Nobilem et Generosum nobis sincere fidelem Dū Dietricum a Falkenberg Haereditarium in Blankenaw, Königsberg et Tyenhoff equitem auratum missum a nobis esse in Galliam et Belgium, ut nouas in nostri

nsum copias hinc inde colligat. Inter caetera vero loca venit nobis in mentem Vrbs vestra tam colligendis quam recipiendis militibus alibi collectis commoda. Visum itaque est literis hisce nostris praefatum Praetorii nostri praefectum et negocium sibi commissum vobis benigne commendare, postulantes gratiose, si forte nostro nomine ab eo compellandi sitis, velitis in gratiam nostri non modo collectionem militis in urbe vestra permittere, sed et alibi auctoratorum militum concursum in eandem concedere, tum cives etiam vestros inducere, ut naues suas ad collectas copias transferendas, iusto pretio et sine recusatione subministrent. Haec si a vobis, prout speramus, obtinuerimus, et commodis nostris optime consultum ieritis, et nos vicissim ad Vrbis Vrae utilitatem prosequendam, Vosque singules et vniuersos quouis regio fauore complectendos, mirifice allicietis. Quod superest Deo Opt. Max. vos clementer commendamus. Dabantur in regia nostra arce Stocholmensi die 16 Meñ. Januarii Anno MDCXXIX.

Gustauus Adolphus. mpp.

---

## Nro. LX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

A. Ferdinand von Köln an Franz Wilhelm von Osnabrück, 1. October 1629.

Er berichtet über die Rundreisen des Marcheville bei den deutschen Kurfürsten. Dann folgt in Ziffern:

Über diese general proposition aber hat ermelter Marcheuille gegen mich sich noch mehres in specie außgelaßen, vnd vnterschiedtliche sachen so schrifft- alß mündtlich angebracht, welche vnsicherheit halben zu überschreiben fast bedencklich. Es ist aber der effectus gewesen, daß der König in Frankreich zwar nicht gesint das Hauß Östreich zu vnterdrücken, er könne aber nicht zusehen, daß selbiges solche macht ergreiffen solle, daß sich andere dadurch zu befahren haben musten, daß das Römische Reich durch ermeltes Hauß Östreich so gar subjugirt, dessen libertät herunter gebracht, den Churfürsten des Reiches die Freiheit der wahl benommen vnd dieselben gleichsamb ein neues Hauß zu designiren angezwungen werden sollen, vnd weill der König sein Königreich nunmehr zu ruhe vnd völligem gehorsamb gebracht, daß er willig die Churfürsten mit aller macht zu assistiren, damit Sie bey ihrer vhralten, frey- vnd gerechtigkait verpleiben vnd das heil. Reich bei seiner libertät erhalten werden möge. Dabey er auch soweit gegangen, daß mann bey künfftiger wahl vom hause Österreich niemahl abzusehen vnd auß einem anderen hause einen Röm. König zu erwehlen, welchen falß Er auf meines Herrn Bruders Lbd. außdrücklich genugsamb anzeige getahn, dabey er auch so viel zu verstehen gegeben, daß sein König zu dem nechsten conuentu im Reiche woll eine ansehentliche Abordnung zu thuen nicht vnterlassen würde; dessen allen aber hat er bey Chur Maintz Lbd. außer der generalität nicht gedacht, weilln dieselbe Ihme nit separatim, sondern im beiwesen ihrer Rhete (vor welchen er sich des Secreti halber so weit bloß zu geben bedencknis gehabt) audientz gegeben. Deß Churfürsten zu Trier Lbd. hat mir noch zur Zeit nicht communicirt, waß bey deroselben Ermelter Marcheuille geworben haben mögte, darab ich doch durch den von Metternich etwaß zu vernemmen vermein. Eß ist aber der Marcheuille nachdem er sich mit dem Churbrandenburgischen Rhat Grauen von Schwartzenburg zu Cölln abbochirt, nacher Frankfurt geraist, in mainung von dann

den weg nach Churſachſen zu nemmen. Nun hab Ich mich zwar auff dergleichen anpringen in specie vnd verbindtlich nit zu resoluiren gewuſt, allein daß die Churfürſten des Reiches ſich gegen Ihren willen zu keiner election mitt gewaltt nit würden anzwingen laßen, wie Ich auch nit vermuhten konte, daß Ihre Kayſ. May. denſelben dergleichen angeſinnen ſolten, es wehre aber von dem subiecto zu reden noch vorzeittig, ſunder wenn man zu der wahl kommen, vnd ſich in freyheit befinden würde, würden die Churfürſten des Reiches nutz vnd beſtes vermuege Ihrer ſchuldigen trewe vnd pflicht ſich woll angelegen ſein laßen. Es ſtünde dem König aber frey, ob vnd wen er zu dem beuorſtehenden conuentu abordnen wolle, es ſeint vnterdeſſen auch woll andere discursus vorgelauffen, welche der feder nit woll zu trawen.

---

B. Aus der Antwort Ferdinands an Marcheville, 1. October 1629. Faſt ganz in Ziffern.

— — Est itaque ut eam ob rem Imperium Romanum, eius Status et membra, inter eos Electores et praesertim Sermus Elector Bauariae gratias condignas et demeritas agant, acceptam gratamque habeant hanc Regiae Maiestatis dicto Marcheuille copiosius explicatam declarationem mentem et oblationem qua Rex Christianissimus sibi eosdem Electores et Status Imperii valde deuincit, memoresque beneficii reddit, qua iidem Electores in omnem casum necessitatis occurrentis vtentur pro defendenda libertate legibus authoritate et dignitate, si vis maior quam ipsi sustinere possunt, inferatur, Regia Maiestas quoque firmissime sibi persuadeat si in Conuentu vel dieta aliqua electio Regis Romani vel aliud quidquam in preiudicium vel diminutionem Legum et jurium Imperii et Electorum proponeretur, libera vota constringerentur vel juri Electiuo a tot saeculis ad modernos Electores laudabiliter deriuato derogaretur, Electores ipsos pro dictu eorum libertate dignitate et autheritate extreme laboraturos neo umquam passuros, vt sub ipsis et cum eorum perpetua ignominia res ad tales terminos deueniat. Quodsi vis maior cui ipsi pares non forent, ingruat, ii omnino adsistentiam Regis Christianissimi adeo peramanter oblatam pro defensione sua necessaria implorabunt, quam semper in tempore affuturam felix Regni Galliae Status et tam ad bellum quam pacem promptae prouisiones suadent et promittunt etc.

---

## Nro. LXI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Ferdinand von Köln an den Dombechanten von der Reck zu Paderborn 1629.

— — Wir wißen vnß ſonnſt woll zu berichten, daß in den Reichsabſchieden außdrücklich verſehen, daß der Caluiniſchen Secte zugewandte im Religion frieden nit begriffen, deſſen denn auch im Kayſ. Edicto außdrückliche meldung beſchieht. Wir vermaynen aber, daß Ihrer Kayſ. May. bey dero vnß aufgetragenen Commission intention in ietziger zeit dahin nit gerichtet die Caluiniſche Religion zu exstirpiren, ſondern vielmehr dahin gezihlet zu ſein, damitt Jedes orths die entzogene geiſtlichen guetter vermöge deß Religions Fridens vnd Paſſawiſchen Vertrages den Catholiſchen widerumb restituirt werden mögten.

---

## Nro. LXII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Bericht aus Wien an den Erzbischof Ferdinand von Köln vom 19. Januar 1630. Ganz in Ziffern.

— Es beklagen sich viele guetherzige Rhäte, daß fast alle guete consilie ietzo alhie verkehrt vnd die Kays. ministri theils von den Spaniern, theils von dem von Friedlandt mit geldt corrumpirt werden. Es ist albereits hier in consilio geschloßen gewesen, daß man alle conditiones so die Bundtsstende vorschlagen würden, eingehen wolte, damit man dieselben zur assistenz wider die Hollender bringen möchte. In specie ist auff des von Wallenstein amotion geschloßen, vnd demselben albereits angedeuttet worden, daß er sich seiner Charge abtuhen wolte. So ist auch bewilligt, daß man die Spanische vnd alle andere außlendische Soldatesca auß dem Reiche außführen solte. Item von abschaffung der vnordnung bey der Kays. arma. Immittelst aber ist ein schreiben von dem Abte zu Crembsmünster einkommen, mit auiso, daß die Bundtsstende sich albereits zu der assistenz wider Hollandt erklehrt. Auff solchen eingelangten bericht werden von den Spanischen vnd Friedtländischen fauoriten allerhandt listige vorschlege vnd consilie suggerirt, wie man die Bundtsstende auff vorstehende zusammenkunfft mit gueten wortten, versprechung Kays. genaden vnd dergleichen begegnen möchte, damit die Bundtsstende ohne eigene condition die handt mit anschlagen. So hat auch ein gueter Mann berichtt: Er weiß gewis, daß Caesar vornemblich obgemelte conditiones würde eingehen, wenn nur allein die Bundts-Stende auff Ihrer mainung beharren vnd auff conditiones bringen würden. Endtlich hat selbiger gesagt, der von Friedlandt habe Caesari vnd anderen geheimen Rhäten geschriben, es wehre eines Kaysers im Römischen Reiche genueg. Man solte zusehen, daß man nicht noch einen Kayser zu München machte.

## Nro. LXIII.

Geijer III. 159 n 2. enthält die Erwieberung des Johann Skytte an den König: Esset contra Deum et conscientiam tentare subversionem monarchiae. Diese drei letzten Worte erklärt der schwedische Professor, Herr Geijer: „Der König setze seine Monarchie aufs Spiel." Die Auffassung erscheint uns irrig. Tentare subversionem ist nicht aufs Spiel setzen, es enthält die Absicht. Eine solche Absicht in Bezug auf Schweden ist für den König undenkbar, und Skytte hätte auf keinen Fall sie ihm vorhalten dürfen. Die Monarchie ist Oestreich, ist das Kaiserthum. Nur bei dieser Auffassung ist Sinn in der folgenden Antwort des Königs: omnes monarchias transivisse de una familia in aliam — non consistit in personis, sed in legibus monarchia.

## Nro. LXIV.

Aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Ludwig XIII. an den Schwedenkönig.

— — Aussi que nous avons telle confiance en vôstre jugement et prudence que nous croyons que vous sçaures bien dans les interests particuliers peser et considérer ceux de toute la Germanie, et quelles peuvent estre les fins de ceux qui vous recherchent de traicter d'accord etc.

Dort auch die übrigen Schreiben.

## Nro. LXV.

Rathhaus-Archiv zu Emden.

Aus einer Vorstellung des ostfriesischen gräflichen Gesandten Dr. Amama im Haag, November 1630.

Wat quotisatie daer gemaeckt mach zyn, is voor zyne Genade Regieringe geschiet, enz. Eyntelyk heeft zyn Genade met syn klagten te wege gebracht, dat van wegen syne Keyserlycke Majesteit ofte die van de ligue goet is gevonden alle Maenden tot onderhoudinge van't voorsz Crychsvolck vyf duysent Ryckxdaelders tot Staden uit te keeren, welcke zyne Genade ter handen werden gestelt die dan alle weecken van zyne Genade over Rentmeester aen die gene, die daromme werden gesonden, werden uitgetelt, niet dat zyne Genade daer van eenich voordeel treckt, maer om de Officieren so sy haer voorschriften te buyten gaen, in bride te honden.

## Nro. LXVI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Der Kurfürst Maximilian von Bayern an den Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz, 16. April 1630.

Besonder lieber freundt,

E. L. ist vorhin gnugsam bewust vnd bekandt, waß von vnserm general Leutenant, dem Grauen von Tilly, wegen der großen noth, mangel vnd armuth, so das Bundts Volck in den danidigen quartieren leidt, vndt dahero besorgenden gentzlichen dissolution vnd vndergangs des Bundts Arma, vnd alßdan darauß volgenden vnwiederbringlichen gefahren vnd schaden für vielfeltige bewegliche Clagen vnd erinnerungen, so wol vor alß auch bei dem negst gehaltenen Bundtstage zu Mergentheim, durch schreiben vnd abordtnungen den Bundt Stenden vorgebracht, vndt dieselbige auch dardurch vnd in ansehung der abermalß empor gehenden gefehrlichen practicken vnd Kriegsbereitschafften so weit bewegt worden seindt, das die zwantzig tausent Man auß der Cassa zu erhalten, vndt die darzu gehörige Contributiones einzuliffern zu Mergentheim durch einhelligen schluß bewilliget vnd verglichen worden.

Nun haben Wir gentzlich vermaint vnd verhofft, es werden die löbliche Bundts Stende, auß obangezogener erinnerung vndt berichten, die elende vnd übele beschaffenheit der danidigen Quartier vnd Soldatesca, wie auch die auff den Fall, da man mit dem nothwendigen Vnderhaltt auß der Cassa nit beispringen solte, eruolgende inconuenientia dermaßen zu gemueth vnd hertzen gefaßt haben, daß es einigen weitern vermahnens nit bedörffen, sondern ein ieder sich selbst zur gebühr weisen, vnd daßienig waß zu Mergentheim geschloßen vndt verabschiedt, zu bestimbter Zeit vnd mahlstatt, also richtig einschicken werden, daß deme nothleidenden Bundtsvolck geholffen werden könde, Nachdem wir aber so wol von der Veldt Cassa auß, alß von Franckfurtt, durch den alda bestelten Einnehmer so viel bericht sein, daß solches von etflichen vndt sonderlich in dem Rheinischen directorio bißhero nit geschehen, vnd doch der Graff von Tilly ohne vnderlaß bei vns vmb verschaffung der nothwendigen Vnderhaltungsmittel beweglich sollicitiren vnd anhalten thuet, wie E. L. auß der vorhin communicirten, vnd dißen itzigen beiliegenden extracten seiner schreiben mit mehreren vernehmen mögen, derohalben vnd damit vnß ins künfftig da auß dem saumsal dermahlen daß ienig, waß man schon lengst besorgt vnd erinnert, eruolgen sollte, keine

schuldt, alß ob wir an Vnßerm ermahnen vnd sollicitiren waß hetten erwinden lassen, zugemeßen werden könde, müssen wir E. L. auch wider Vnßern willen mit dißen sachen abermalß molestiren vnd ersuchen, daß sie nit allein vor sich selbsten, ihres Ertzstifftes angebührnus an den zu Mergentheim von den Rheinischen Stenden auff die zween termini, Inuocauit vnd Ostern, welche beide numehr verstrichen, bewilligten Contributionen ohne lengeren auffzug zur gewöhnlichen legstatt hinschicken, sonder auch andere ihrem directorio zugewandte Stende, zu einem gleichmeßigen zu ermahnen vnd zu ersuchen, ohnbeschwerth sein wollen u. s. w.

Das Schreiben ist sehr lang und ausführlich, die Grundgedanken desselben jedoch in dem Vorstehenden bereits enthalten. Es ist nur noch der eine Gedanke des Kurfürsten hervorzuheben, daß einer der Bundesstände auf den anderen sieht, und Jeder vor seinem Nachbar zu viel zu thun glaubt.

Die Antwort des Kurfürsten von Mainz vom 22. April ist berührt Seite 103. Sie beginnt mit dem Vorwurfe über den immer klagenden Tilly. Anselm Casimir meint, er habe seine Pflicht gethan und thue sie noch.

---

## Nro. LXVII.

Aus den handschriftlichen Papieren der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Daß der Cardinal Richelieu und sein König sich durch den Vertrag von Bärwalde ausdrücklich gegen jeden Religionskrieg verwahren wollten, lehrt nicht bloß der Vertrag an sich, sondern der französische Gesandte La Grange aux Ormes hielt dieß den Mitgliedern des Heilbronner Bündnisses $\frac{\text{30. August}}{\text{9. September}}$ 1633 nachdrücklich vor.

Vostre oppression a toujours touché fort sensiblement le coeur de S. M. laquelle a travaillé la première à vous relever par l'Alliance qu'elle contracta pour cest effect a Beruuald auec le feu Ser. Roy de Suede d'heureuse memoire et par plusieurs autres effects de La Puissance Royale. Mais comme Elle a de bonne foy stipulé èt receu promesse, que sa Religion et les ministres d'icelle vous seroient recommandéz et exempts de toutes persécutions, Jugez, Messieurs, par vos propres sentiments, à quels debvoirs vous provoquez S. M. et tous les autres Potentats adhérents à sa personne et à sa Couronne par le traictement contraire que vous leur faites etc.

Die Worte des Franzosen gegen die Verfolgung, welche die Schweden und die mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten an den Katholiken übten, sind sehr scharf.

Vous ne pouvez effacer ce bruit par des seules apologies et Justifications de vostre proceder. Il y faut absolument un restablissement, qui tesmoigne hautement aux scauants et aux ignorants, qu'en effect vous n'auez aucun desseing, qui aille à l'offence ou dommage de la Religion Romaine. Ce point est de telle jalousie, qu'il faut éviter d'en estre suspect: autrement au lieu de sortir d'un peril vous vous precipiterez en plusieurs autres et donnerez ombrage à vos plus loyaux amis, finalement entre vous mesmes le parti Lutherien comme plus puissant sera en terreur au Calviniste, si vostre modération pour la protection des trois Religions ne previent toutes ces craintes. L'Espaignol a son dernier refuge à ce prétexte de Religion etc.

---

## Nro. LXVIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Extract auß einem an die Churfürstl. Durchlaucht in Bayern von dero general Leutenandt H. Grauen von Tilly abgangenen schreyben de dato Altenbrandenburg den 28. Februar 1631.

— Vndt werden E. Ch. D. Mein seithero Weitteres abgangene Vnderthenigste verschiedene berichtschreyben zuekommen sein, worauß dieselbe gnedigst vernehmen werden, waß ich auß schwebendem zustand vnd beschaffenheit des feindts vndt zwar über voriges alles erst vor wenig tagen, den 21. h. von hierauß vndt dann Vorhero neben dißem vndt andern beede der Kayserl. vndt Catholischen Bundts Armaden obhandenen hoher bedürfftigkeit, noth vnd gefahr halber vmbstendtlich berichtet, erinnert vndt gebetten habe, Inmittelß aber bleibt es bey den beeden armaden noch allezeit in seinem alten bekümmerlichen Stand der für augen schwebenden so großen bedürfftigkeit noth, armuth vndt gefahr; also daß es täglich vndt von stund vndt augenblickh wachsen, öberhaubt nehmen vndt werden thuen, sonsten habe ich vndthenigst gehrn vndt mit sonderbahrem großem Wohlgefallen vernommen, daß E. Churf. Durchlaucht mit solchem angelegenem vndt beweglichem eyfer Ihrer Churf. Durchlaucht zu Maintz wie auch den Oberlendischen Herren Bundts Verwanten vmb richtige beyschaffung derer zu vnderhaltung der so viell noth vndt mangell leydenden Bundts soldatesca erheißenden geltmittel zuegeschrieben vnd vnter augen gegangen, dahero ich vermeint die HH. Stendt solten sich billigermaßen bewegen laßen sich in der realitet vndt mit ernst dapffer vndt rechtschaffen anzugreiffen, also daß sie auch öberdiß Keiner weitteren erinderung von nöthen hetten. Ich halte auch zumahl nit anders dafür, dann es seyen solche demonstrationes geschehen, daß sie es apprehendiren müßen. Allein gehet mir auch noch dieses dabey zu gemüeth vnd ist zu sorgen, daß solche apprehensiones bey ihnen nit lengere Statt vnd blatz behalten möchten, alß Sie etwa die schreyben für augenn haben, also daß bey solcher beschaffenheit der mangell vnd saumbsal nach wie vor bleyben, vndt dem werckh nit remedirt vnd geholffen sein würdt. Nun ist E. Ch. Durchlaucht ohne weitleuffige erinnerung vorhin zur genüege bekhandt waß es mit der cassa für ein mangelbahren zuestandt hett, vnd waß in der Zeit man zu Regenspurg geweßen, dieselbe vermögt vndt bißhero ausgegeben worden, Auch waß E. Ch. D. vndt die Oberleudische herrn Ständt seithero vndt erst neulich dazu eingeschickht haben, Veber dieses seindt die zwey Monat December vndt Januarius nunmehr verflossen, vndt wurdt der Februarius in wenig tagen gleichfalß zu endt seyn, So haben die Rheinlendische herrn Bundtsstendt biß dato noch gar nichts gethan, oder erlegt; die von E. Ch. D. vndt den Oberlendt. Herrn Ständten iüngst eingeschickhte gelter aber seindt bereits angegriefen worden, vndt ist daran, daß es mit dem Rest in kurtzem ebenmeßig gehen, vndt zum end sein würdt, hingegen findt nunmehr für lengsten 6000 Mann im Veldt, welchen der vnderhalt auß ihren Quartieren wegen deren so merckhlichen ersteigerung vndt abgangs nit mehr gevolgt werden kann, solche nun auß der Cassa zu nehmen vermag sie auch nicht. Wenn nün veberdieß die in den Grafschafften Ostfrießlandt vndt Oldenburg liegende zwey Regimenter, daß Wahl- vnd Lobronische, wie auch daß Blankhartsche in den Graffschafften Marck vnd Ravenßperg herzukommen werden, so geruhen E. Ch. D. gnedigst zu erwegen, vnd öberschlagen zu laßen, Obs auch möglich sein kondte, mit denen zu Regenspurg inß gesambt verwilligten gelttern, wann sie gleich richtig bezalt vnd zur Cassa eingeschickht werdten, so doch noch zur zeit nit beschehen, ja da

schon die 60 tausend Thaler, so gleichwol noch nit erfolgt, darzu einkommen vnd bezalt werden, zue vnterhaltung einer solchen anzall Volckhes zuezuelangen oder außzuekommen.

Waß auch die Kays. Armada belangt, da ist Ewr. Ch. D. vnuerborgen, welcher gestalt dießelbige der bundts Armada bey weittem veberlegen also daß Sie ahn manschafft noch einmahl so starckh sei als diese ist. Dagegen aber ist die Bundts Armee der Kayserlichen mit den Quartieren veberlegen, indeme der Quartiere halber das Bundtsvolckh vor dem Kays. respective loquendo (vnerachtet es auch wohl besser damit sein Köndte vndt solte) in weitterem begrieff vndt besserem standt ist, vndt willigerige contributionen vnder sich hat, vnd also herwieder die Kays. ahn denen Ortten vndt Quartier begrieffen, wo ipsa sedes belli, vndt also zue grundt ruinirt vndt eröset, vndt allenthalben mit mahlcontentis vndt desperation Leutten, von denen nichts mehr zu erlangen, zu thun haben. Damit nun also die Kays. soldatesca dem total ruin nit vnderworffen, besondern Ihro entweder mit den contributionibus oder waß sonnsten beschehen Kündte, etwaß geholffen werden möchte, So hätte ich hiemit aber eineß vnderthenigst zu bitten, auf daß den Kays. die obige Quartiere weil ich ohne daß selbige cauallerie ietz teglich im Veldt wider den Feindt zu gebrauchen habe, nunmehr ohne weitteren verzug gereumbt vndt nit lenger vorendthalten vndt also hierdurch auch alle schedtliche weitterunge vndt vngelegenheiten zwischen beeden Armaden wie zuegleich bey den contribuirenden protestirenden Stendten vndt Quartierherren verhüettet werden, zumahl E. Ch. D. auß meinen fieder ahn Sie einkommenen berichtenn mit anderem gnedigst werden vernohmen haben, waß dieß fallß albereit für vngelegenheit herfür brechen wollen, indeme von dem Obersten Ossa dem Commissario Massoni die Wetteraw Westerwaldt vndt hessen Casselische Quartiere zu occupirn beuelcht worden, welches allein die vermuetliche vrsache ist, daß ihnen, den Kayserl. die obige Quartier bißhero vorendthalten worden, vndt haben die H.H. Bundtsstendt dabey fürnemblich zu consideriren, daß eine Armada ohne die andere nit besteht, vndt dahero die bundts Armada ohne die Kays. nit seyn kan, also daß beede mit einander nothwendig in der That helfflich zusammen halten müßen.

Solte nun gleichwohl gegen alles bessere verhoffen mit dißer so hochnothwendigen vndt continuirlichen vnderhaltshülf hinderhalten oder lang verzogen werden: so müsse es außer allem zweifell mit dem volckh so biß dato mit ahnsehnlich großer Costspildung vnterhalden werden müßen, zue der gesambten Catholischen H.H. Chur-Fürsten vnd Stende Landen höchstem prejudiz, Schaden vnd Verderb zue gründlichem ruin gerathen.

Nun hett es zwahr ahn seitten E. Ch. D. (gestalt es zum Überfluß am Tag notorium ist mit waß für angelegenem eifer Sie daß Ihrige bis dahero beharlich gethan vndt beigesetzet haben) niehmalß im geringsten abgangen, vndt ermanglet, hingegen ist es auch von mir gahrnit dahin angesehen, daß Sie etwa die obhandenen defecten auß dem ihrigen ersetzen möchten, sondern es ist allein darumb zu thun, wanß etwa mit der Catholischen partey ein bößen ausgang (welches der Allmechtige vätterlich verhueten wolle) gewinnen solte, daß einer mit dem anderen leiden müste.

Vndt geruhen Sich sonsten E. Ch. D. gnedigst zu versichern, daß ich hohe scheu trage vndt mich vorhero wohl bedenckhen wolte die noth vnd gefhar so hoch exaggeriren vndt so groß zu machen, wanß mit deroselben nit also in warheit vnd der that beschaffen vndt allein nit noch größer vnd hefftiger wehre, alß Sie ahn sich selbsten größer ist, dan ichs dictire vndt fürbringe. So wollen imgleichen E. Ch. D. darfür halten, daß mit den geltern so genau vndt sparsamb, vndt nützlich es immer mensch-

vndt möglich vndt zwar Keine ander gestalt, Alß es gegen E. Ch. D. sambtliche H.H. Stände vndt zunörderst gegen Gott zu verandtwordten, vmbgangen wirdt. Wan nun öber dieß alles die verhoffte vndt gebettene richtige beyordnung nit eruolgen vndt also die geltter nit ordentlich zuer monatzeitt oder lengstens zue sechs Wochen zuer Cassa eingehen solten, so wird mir auch verhoffens, Wanß anders als wol ablaufen solte kein schuldt beygemeßen werdten können, samb hette ich nit zeitlich vndt zur genuege die notturft hierunder vorgebracht, gewarnt, erindert vndt gebetten. —

## Nro. LXIX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Pappenheim an den Kurfürsten von Bayern, den 27. Februar 1631, aus Burg vor Magdeburg.

— — — Sonsten kan E. Ch. D. Ich nit genugsamb beschreiben, wie Ihre Kays. May. in Pommern so öberauß öbel bedient sein gewesen. Der eine hett die Armee, der andere alle guete posten vndt daß Landt gar Vnnöthiger, schlimmer vnd verzagter weise verlohren, vndt hette der Obriste Kratz des dritten Ordinantz vndt seinem würcklichen Exempel gefolgt, vndt Landsberg auch also verlaßen, so were der König auß Schweden schon in Böhmen. Dennoch seindt Ihre Excellenz so fromb vnd guet, daß Ich sie nit hab bewegen können Ihrer Kays. May. den rechten grundt zu schreiben, welches ich sehr nöttig erachtet habe, wo es nit wehre, selbige anderen zum Exempel zu straffen, auffs wenigste Ihre Kays. May. vor solchen leutten zu warnen, welche ietzo dennoch wohl die gröste recompensen praetendiren dörffen. Ich halte, E. Ch. D. werde es auch vom Herrn G. Commissarius Ruepp mit mehrem berichtet sein. u. s. w.

## Nro. LXX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Tilly an den Kurfürsten von Bayern aus Halberstadt am 2. Januar 1631.

— — — Denn solche geltter auß den ietzo inhabenden Quartieren zu erpressen ist vnmöglich vndt vergebens, so gahr auch daß ich von ietz belegten auff den eußeristen gradt außgesogenen vnd erschöpffeten protestantischen Ständten Über ietzige anlage nicht daß geringste weitteres zu erheben wüste u. s. w.

## Nro. LXXI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Tilly an Pappenheim aus Marchse (sic), den 3. März 1631.

Monsieur, je viens de receuoir aduis que le Ducq Sauelli a rendu Demyn au Roi mardi passé, apres auoir tenu seulement deux iours, on craingt le mesme de Grypswald, et dict on que le Roy seroit vers Wismar, il auroist iournellement de (nouvelles?) forces ayant non seulement faict venir la pluspart des gens qu'il auoit laissé de là l'Odre et tirant en Campagne ses guarnisons, mais aussy le Mareschalk Kniphausen s'est aussy ioinct à luy auec nombre de gens de Stralsont, et a prins poste à Nieuenbrandebourg, de

façon que tout est icy en tres mauvais estat, et qu'il fauldra peut-estre faire des resolutions que l'on n'attend point, si les cheuaux de l'artillerie qui vienne Deusau (sic) ne seroient encore arriué, donnez ordre que se hastent et faictes aussy venir le reste de nos cheuaux d'Artillerie, je veux dire de la ligue, iusques au Pays de Brunschwick et faictes tenir tout en ordre et perceu (sic) pour l'occasion d'un besoing, ie demeure etc.

## Nro. LXXII.

Es ist hier nöthig einige Worte über das Verhältnis der Chronik von Gerike zu sagen. So wichtig dieselbe ist, so erfordert sie doch hier die größte Vorsicht. Gerike wurde Mitglied des neuen Rathes, der aus der Umwälzung hervorging. Gerike geht nicht darauf aus die Schritte des neuen Rathes zu rechtfertigen; aber er hat das natürliche Interesse den illegalen Ursprung der Behörde, deren Mitglied er war, zu verdecken und zu verhehlen. Um die wahre Sachlage zu enthüllen, hat man seinen Bericht zu vergleichen mit demjenigen der ausführlichen und wahrhafften Relation, bei Calvisius S. 81. Der inneren Wahrscheinlichkeit nach ist der Verfasser derselbe, der sich nicht nennt, ein Mitglied des alten Rathes, den man beseitigte. Gericke verschweigt nicht bloß das wahre Verhältnis des alten Rathes zu der Umwälzung, durch welche die ochlokratische Partei emporkommt, er bringt eine entschiedene Unwahrheit vor. Er sagt S. 7 daß die Veränderung geschehen sei mit Bewilligung des regierenden Rathes. Dieser Behauptung stehen die Protestationen des alten Rathes schnurstracks entgegen. Auch Hoffmann III, S. 74, Nr. 2 hat darauf hingewiesen; aber seine Darstellung im Texte vorher (S. 73 unten) könnte zu der Annahme verleiten, als sei der alte Rath doch einigermaßen auf die Sache eingegangen. Die Relation bei Calvisius S. 82 sagt ausdrücklich, daß die Deputirten der Hanse ihrer Instruktion zuwider den alten Rath mit seiner Nothdurft nicht gehört, sondern auf der Plenipotenzer bloßes Angeben connivendo verhängt, daß nicht allein eine innovatio, sondern totius reipublicae inversio vorgenommen und zu Werke gerichtet würde u. s. w. — Mithin waren die hansischen Deputirten nicht, wie Hoffmann S. 73 sagt, „zum Theil vom Rathe selbst und anderen Bürgern hinsichtlich der Mishelligkeiten gehörig unterrichtet." Dieß ist sehr wichtig.

Abgesehen davon stehen die Ansichten Gerikes und des Verfassers der ausführlichen und wahrhafften Relation einander nicht sehr fern.

## Nro. LXXIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Pappenheim an den Kurfürsten M. v. B. 27. Febr. 1631.

— — Daß die Magdeburger mir ein Quartier vffgeschlagen haben solten, seindt E. Chf. G. (Gott sei gedanckt) viel zu milt berichtet. Ohn ist es zwar nicht, daß selbige zu Vnterschiedlichen mahlen zimblich starckh außgefallen, aber gleichwol noch alle zeit mit verlust 20 vndt 10 Mann, so gefangen vndt nidergehawet, vndt ich der mühe nit werdt achte E. Chf. D. damit zu beschweren, wiederumb biß in die Statt zurückh gejagt worden, Vndt kan E. Chf. D. Ich deß gewiß versichern, daß seit die plocquirung gewehrt, Ich nit einen Mann in redlicher occasion verlohren, sondern haben dieselben nur eine Salue Guard vndt ein anderen, so Sreiben (sic) an mich

gehabt, Vnredtlicher weiß an der Elbe ermordet. Wir seindt Gott lob, wie sandigt der Grundt auch ist, vmb Vnsere Quartiere dermaßen vergraben Vndt mit gueten reduiten verwahrt, das Wir Vns vor des feindts anfall gnugsamb versichern, Vndt zu beschützen wißen. Wolte Gott, daß die menge des Volckhes so wohl vorhanden, alß der valor vndt guete derselben ist. Gelebe der tröstlichen hofnung zu Gott, E. Ch. D. baldt guete vndt vnuersehene Zeitung vnderthenigst zuzuschreiben.

## Nro. LXXIV.

Diese Angelegenheit ist oft unrichtig aufgefaßt, namentlich weil man die abschlägige Antwort Tillys vom $^{8}/_{18}$ Mai irrig auslegte. Man wolle die beiden Schreiben Tillys vom $^{2}/_{12}$ Mai, und vom $^{8}/_{18}$ Mai vergleichen. Die abschlägige Antwort des Generals vom $^{8}/_{18}$ Mai bezieht sich nicht auf die Päſſe, welche der Rath von Magdeburg in seinem Schreiben vom $\frac{30.\ \text{April}}{10.\ \text{Mai}}$ erbeten hatte; denn diese damals gewünschten Päſſe hat Tilly zugleich mit seinem Schreiben vom $^{2}/_{12}$ Mai überschickt, nach seinen Worten: „thun auch des Endes die bedeutete Päß und Repäß euch hiemit wolmeyntlich übersenden," vilmehr bezieht sich die abschlägige Antwort Tillys vom $^{8}/_{18}$ Mai auf neue, abermalige Päſſe; denn er sagt: „Ob wir zwar nicht ungeneigt gewesen, die begehrten Päſſe auf die benannten Personen abermals zu übersenden" u. s. w. Dadurch erledigt sich der bei Hoffmann III, 120 ausgesprochene Vorwurf, daß Tilly sein gegebenes Wort zurückgezogen. Tilly hat dieß nicht gethan. Er hat die zuerst verlangten Päſſe am $^{2}/_{12}$ Mai geschickt, die zweiten hat er am $^{8}/_{18}$ Mai abgeschlagen. Von dem Abschlagen der Trompeter ist überhaupt gar keine Rede. Tilly hat dieselben am $^{2}/_{12}$ Mai angeboten. Das ist das einzige Wort, welches in der Correspondenz des Generals mit dem Rathe von Magdeburg über Trompeter vorkommt.

Man wolle damit vergleichen, wie bereits das Theatrum Europäum II, 364b die einfach klare Sache verdreht hat.

## Nro. LXXV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Oberst Reinach aus Stade am 5. Juni 1631 an den Fürstbischof Franz Wilhelm von Osnabrück.

Tit.

Waß von Herrn Residenten Dr. Menselio in Hamburg mir bey gewondtlicher ordinantz in aduisen zugefertigt, haben E. F. G. beygefügt in Abschrifft zu uernemmen. Da nun newere Particularia mir einkommen solten, Berichte dieselbe Ich gehorsamlichen, vnd thue damit E. F. G. u. s. w.

Hanns Heinrich Reinach Obst mp.

Beilage.

Hamburg den 4ten Juni 1631.

Demnach die eroberung Magdeburgs große bestürtzung bei diesen iez werenden conuentu in Hamburg verursacht, vnd durch allerhandt mittel bearbeitet wirdt, Erstlich daß Schweden, Chur Saxen, Chur Brandenburg mit dem König zu Dennemarckh, denn jene mit den General-Staaben von Hollandt, vnd Ansee Stätten in diesem

Puncte ganz einig, vor allen Dingen dahin zu trachten, wie man die beede Seporten, Rostockh vnd Wißmar, wegen Befreyung der Ostsee möge von der kays. Soldatesca entledigen, vnd alßdann Dennemarckh mit anderer zugleich begerten versicherung biß zur endigung der vorsteenden motuum in handen stellen.

Zum 2ten, weyl nit rathsamb befunden, daß Schweden mit Sr. Hochgr. Excellenz in ein Feltschlacht sich einlassen solte, viel weniger man die wirckliche coniunction Chursaxen mit Schweden dieser zeit thuenlich erachtet (da nach deß Oxensterns angezogenen moti) hiedurch der ganze Sedes belli in Chursaxen Landt transplantirt werden würde, alß solte das new geworbene volckh auß Weimar, Altenburg vnd dero vmbligenden Landen durch Düring vff Cassel gefüreth, alsda ein volliges corpus zusammen zu bringen, auch durch solche vermitlung den weserstromb wiederumb in seine vorige freyheit zu stellen, zu welchem vorhaben der Landtgraff in Hessen vnd Herzog von Braunschweig gantz gehaimb mit Graff Ernst von Nassaw communicirung thun.

3) Solte Chursaxen wegen iüngsten Kays. anbringens noch dissimuliren, vnd zu einer innasion kein anlaß geben, sondern dieselbe mit schönen complimenten so lang vffhalten, biß an allen ortten die Fürsten vnd Stände ihre Verfassung in ein ordnung gesetzt vnd beysammen gebracht. Sonsten were nit ohne, daß Cursaxen erste verfassung von 11000 Mann fast mehrtheyls beisammen, vnd noch anders 4000 volgen sollen, verhofft ohne deß Schweden Armee, vnd des Volckhs in Hessen vnd Schwaben mit hülff des chstl. Haußes Brandenburg in wenig tagen ein corpus von 28000 M. zusammen zu bringen. Darburch sie hoffen, den lang gesuchten Religionsfrieden zu extorquiren.

4) Hette sich Oxenstern in iüngster session vernemmen laßen, „weylen sein „König Magdeburg ohne veltschlacht nit endtsetzen könde, vnd solcher orth der Schlüssel „zum ober- und niedersächsischen Crayß, hette sein König gern gesehen, daß Falckhen„berg die Statt in Brandt gesteckht, damit solche die Kayserl. zu Irem gesuechten „intent nit gebrauchen möchten.“ Damit aber sein König zum intent gelange, hette er beschlossen, ehendist nach der Dessawer Brückh ab voranzugehen, vnd darburch Chur-Saxen von der feindtlichen Inuasion zu befreyen, vnd Sedem belli über den weserstromb zue füehren.

5) Berichtet bewußte Persohn, daß deß Königs zue Engellandt abgesandter Ambsterreuther genanth vor seiner abreyse von Kays. hoff deß niedersf. Crayßes anwesende Gesandte versichert, daß die angestelten tractaten wegen Pfaltz ihren actionibus nit praejudicirlich sein noch sollen; sondern daß Marquis de Hamelton corpus vnderm praetexte Schweden an dem Elbstrombe werde anlanden, vnd dann nach dem weserstromb vorwenden. Hiedurch die Kays. macht in diuersion zu ziehen, Sintemahlen sie verspürten, daß die gesuchte occasion schließlich eröffnen thete, nicht allein die restitution der Lande pro Palatino, sondern auch wiederumb die Chur vff seine Posteritet zu erzwingen, vnd wenn Chur-Bayern mit einwilligen wolte, hette man ietzo genuegsamb mittel vi armorum solches zu extorquiren.

Endt- vnd letzlich aduertire er, daß der angesezte conuentus zue Hamburg noch weret, vermeine solchen innerhalb 6 tag zue concludiren. Sonsten gibt man eußerlich vor, alß wenn pr aemulationem Dennemarckh nit mehr so groß vertrawen zu Schweden alß zuvor, welches zue wünschen; doch ist es nicht darauff zue verlassen. Denn alles waß anietzo beschicht, beschicht pro forma, vnd suochen darburch Securitäten. Die werbung in Hamburg vnd Lübeckh gehet starck fort. Deß Niedersäxischen

Crayßes conuentus betr. verhoffe durch meine in handt habende Instrumenta so weit gebracht zu haben, daß Hamburg nunmehr von Iren actionibus per directa sich absondern solle.

---

Der Verfasser erlaubt sich zu diesem Aktenstücke noch folgende Bemerkungen zu machen:

Wenn das Stratagem des Schwedenkönigs mit Magdeburg nur durch den Beweis solcher Aktenstücke glaubhaft dargethan werden könnte, so würde dieses eine nicht hinreichen. Ich unterschätze dasselbe nicht. Der Bericht ist das Referat eines kaiserlichen Agenten aus Hamburg an einen kaiserlichen Obersten über das was er gehört, ohne subjective Beimischung eigner Ansicht. Es ist nicht anzunehmen, daß dieß Referat erfunden sein könne. Oxenstjerna muß sich in Hamburg in dieser Weise geäußert haben, in dem Glauben vielleicht, daß dieses Stratagem doch nicht verborgen bleiben würde. Die Umstände sind günstiger, die Kunst des Schweden größer gewesen, als Oxenstjerna glauben mochte: das Stratagem ist dennoch verborgen geblieben, obwohl das Bustum virginis M. deutlich es aussprach.

Dessen ungeachtet wird man gegen dieses Referat einwenden, daß es nicht aus erster Hand, sondern aus zweiter kommt, und da nun nicht das Gewicht haben dürfe, als wenn ein Schreiben von Oxenstjerna selbst vorläge. Ich gebe das zu. Aber das Aktenstück erhält seinen hohen, seinen durchschlagenden Werth durch die Verbindung mit den inneren Gründen. Ich hoffe, daß es die nämliche Wirkung auf die Leser üben wird, die es auf mich geübt hat. Denn nachdem meine im Texte dargelegte Ansicht längst feststand, nachdem ich dieselbe so entwickelt, wie es im Texte geschehen ist, erst da habe ich in dem betr. Archive zu Osnabrück dieß Aktenstück gefunden. Es war mir die Bestätigung dessen, was sich aus der ganzen Sachlage mit innerer, zwingender Nothwendigkeit ergibt.

Auch zweifele ich nicht, daß die Forschung in den Archiven, wie sie in unserer Zeit gestattet ist, früher oder später, vielleicht an Orten, wo man dergleichen nicht leicht erwarten dürfte, neue Aktenstücke zur Bestätigung in gleicher Weise ans Licht fördern werde.

Damit man jedoch erkenne, daß auch andere Protestanten damals den im Texte entwickelten Ansichten über Gustav Adolf nicht fern gestanden, theile ich nach einem Flugblatte aus meiner Sammlung eine Stelle aus einem Gutachten eines damaligen Juristen mit. Derselbe war von dem Rathe einer deutschen Reichsstadt, die in dem Abdrucke leider nur mit N. N. bezeichnet ist, zu einem Gutachten aufgefordert, wie sich die Stadt auf die Mandata monitoria, avocatoria und requisitoria zu verhalten. — — Vnd damit ich in vertrawen die Warheit frey bekenne, Wie wollen und werden unsere Euangelische Glaubens-Genossen, Fürsten, Herren, Reichs-Stätt, unnd E. F. W. selbst an dem grossen Tag deß HERRN (dann in Sachen die Seligkeit belangend, niemand Fuchsschwänzen solle) auch aller Posterität dieses verantworten, daß sie sich in Religion- und Prophansachen, das gantze H. Röm. Reich betreffend, facto voluntario, perfecto et absoluto cum assensu, animo, consilio, mente et arbitrio, an einen anderen Außländischen, noch zur Zeit von den seinigen selbst nicht approbierten, sondern eyngetrungenen König, und frembder Länder und Völcker begierigen Potentaten, so gar über das Meer hierüber kommen, gehänckt, denselben wider ihr eygene angeborne, vnd von Gott selbst vorgesetzte Obrigkeit erfordert, bey

ihme ihr Seel, Leib, Leben, Haab, Ehr, Gut und Blut auffzusetzen, Endlich et apposito sigillo manibusque et dolo malo, ratihabitione, approbatione et confirmatione ex post facto sequuto verbunden, welcher sich auch contra jus diuinum, humanum, commune gentium et civile, Item constitutiones Imperii frembter Vnterthanen und Ihne nicht angehenden oder gehörigen Sachen unterwunden, vnd deß H. Röm. Reiches und Käys. Mayt. eyntzig unnd allein angehörigen angenommen, Sie aller Rettung, Beysprungs, Hülff und Erlösung wider Ihr Käys. May. vertröst, und ihre Hertzen also erhärtet, daß deren auff einmal über die 30,000 und besorglich mit Seel und Leib, Haab, Ehr, Gut und Blut, Weib und Kind, in Flammen, Rauch unnd Verzweyffelung zu Grund unnd Boden gangen. Soll nun dieses dem H. Euangelio, unnd unserer Augspurgischen Confession auch einem Kön. Heroischen facto gemäß, oder auch bellum justum et legitimum, quod 1) Imperatoris Authoritate fieri debet, 2) cum justa belli causa, 3) cum obscruatione Juris fecialis, seyn, lasse ich hierüber die gantze weite Welt, unnd was ein Tröpfflein Vernunfft unnd Verstandt hat, judicirn, unnd am jüngsten Tag verantworten. Ja wenn ich nicht, wie angezogen, von Jugend auff Euangelisch, würde mich diß VnEuangelisch, mehr dann Türckisch unnd Barbarisch Werck unnd Gründlichkeit (sic!) zu einem anderen bewegen. Ich bleibe aber bey meinem alten Glauben, unnd greife doch mit Leiblichen Händen, daß die Röm. Käys. May. zu denen mir überschickten Mandaten, Schrifften und Befelch nit allein höchlich verursacht u. s. w. u. s. w. (Der Schluß ist der Rath des Rechts-Consulenten: die Stadt möge sich von dem Leipziger Schlusse lossagen und treu zum Kaiser stehen.)

Wir bemerken, daß dieß Gutachten den Untergang von Magdeburg, „diß VnEuangelisch, mehr denn Türckisch und Barbarisch Werck" lediglich dem Schwedenkönige zuschreibt, und zwar nicht als etwas Neues, als eine Ansicht, die der Verfasser zu beweisen habe, sondern als eine solche, die er als dem Rathe der Reichsstadt ganz bekannte voraussetzt. Durfte er das, wenn die Schuld Gustav Adolfs lediglich in der Unterlassung der Hülfe bestand? — Die Anklage des mehr als türkischen und barbarischen Werkes erscheint uns für ein Vergehen der Unterlassung zu schwer. Sie hat nur dann Sinn, wenn nach der Meinung des Gutachters auch ein positiver Vorwurf auf Gustav Adolf fällt. Indem wir von der einen Seite bedauern, daß derselbe seine Anklage nicht näher motivirt hat, spricht das Unterlassen dieser Motivirung, das Voraussetzen derselben als etwas allgemein Bekanntes dafür, daß man von protestantischer Seite, ohne die Dinge im Einzelnen zu kennen, doch sich gedrungen fühlte zu einer positiven Anklage gegen Gustav Adolf.

---

## Nro. LXXVI. (zu Seite 278.)

Einer der neuesten Geschichtschreiber für Magdeburg, F. W. Hoffmann, hat neuerdings (1856) vielen Fleiß aufgeboten, um für Magdeburg die schwedische Tradition zu retten, daß es durch das kaiserliche Heer unter Tilly verbrannt worden. Sein Ergebnis, die größere Glaubwürdigkeit der Anzündung durch die Kaiserlichen, resultirt aus einem sonderbaren Verfahren. Er addirt zusammen (S. 103); daß eilf protestantische und neun katholische Zeugnisse einander gegenüberstehen. Also der numerus soll entscheiden, wie er leider auch im Februar 1630 in Magdeburg entschied und die Stadt den Demagogen in die Hände lieferte? Zuerst nun müssen wir darauf

entgegnen, daß über Kriegsereignisse die Originalberichte von Generalen an ihre Kriegsherren Quellen ersten Ranges sind. Dieß hat Hoffmann nicht gewürdigt. Diese Berichte in ihrer Vollständigkeit, wie sie 1858 von Rudhart in der Fortsetzung des Taschenbuches von Hormayr veröffentlicht sind, scheint Hoffmann nicht einmal gekannt zu haben. Wenn er sie gekannt hätte, so würde er über das Pamphlet von Kutscheit wohl nicht mehr ein Wort verloren haben. Auch selbst die copia Manifesti von Tilly zählt Hoffmann nicht mit, weil ja nicht Tilly darin die Magdeburger ausdrücklich beschuldige.

Aber wie kommt es, daß Hoffmann bei alledem nur neun katholische Zeugnisse hat? Er könnte ihrer mehr haben. Von großem Gewichte ist z. B. das von Hoffmann nicht erwähnte Tepler Manuskript in den historisch-politischen Blättern Band XIV, S. 306. Es ist von besonderem Gewichte wegen der genauen Umstände. „Das Feuer bricht nach Falkenbergs Anordnung am alten Ringe in einem Hause dicht neben der Apotheke aus, wo eine große Menge Pulver aufbewahrt war. Es greift, durch zerstreutes Pulver genährt, rasch um sich." Dieß ist offenbar nicht eine Meinung, eine Ansicht, eine Vermuthung nach Umständen, nach Neigungen und Abneigungen, sondern die Wahrnehmung eines Augenzeugen, die allein hinreicht, um ein halbes Dutzend Behauptungen aufzuwiegen.

Aber sind es denn wirklich auch eilf? Wir fürchten, daß es mit den eilf doch auch nicht so ganz sicher steht. Hoffmann hätte besser gethan eine dritte Rubrik anzulegen, nämlich für diejenigen Berichte von Magdeburgern selbst, welche sich über die Sache kein Urtheil erlauben. Unter diese Rubrik fallen die dritte und die vierte der Schriften, welche Hoffmann gegen die Kaiserlichen anführt S. 160. Der Patrizier, der zugegen gewesen und erst 1638 schreibt, zu einer Zeit, wo der schwedische Einfluß übermächtig war, sagt kurz: „davon unterschiedliche Mainungen sein." Er führt dann die eine dieser Meinungen, daß nämlich die Kaiserlichen es gethan, weiter aus, aber lediglich referirend, die anderen Meinungen nicht verneinend. Die vierte Schrift bei Hoffmann: exitii et excidii u. s. w. sagt: „Niemand weiß obs von den Kaiserlichen oder von denen in der Stadt ihren eigenen Soldaten" u. s. w. Diese beiden erlauben sich mithin kein Urtheil. Zu ihnen gehört auch die bei Hoffmann unter dem Texte S. 160 Nr. 1 angeführte Schrift: Warhafter Bericht, welcher Gestalt u. s. w. — Wegen des Datums nach dem alten Calender sind alle drei Schriften protestantischen Ursprunges.

Ja, wir möchten Hoffmann noch eine Schrift entziehen und sie den Neutralisten hinzufügen. Er führt die truculenta expugnatio an: „Die Stadt aber ist also bald mit Fewr wol an 50 oder 60 Orten von dem Feind angesteckt" u. s. w. Das spricht für Hoffmann. Aber diese Schrift ist auch in einer anderen Ausgabe da mit deutschem Titel: „Kurtzer jedoch warhafftiger und eigentlicher Bericht." Auch diese Ausgabe ist Hoffmann bekannt, vgl. S. 161 Nr. 1. Dabei aber ist ihm nicht aufgefallen, daß jene Worte: „von dem Feind" in dieser anderen Ausgabe fehlen. Dieses Fehlen erscheint uns doch höchst merkwürdig. Warum sollte der Verfasser in der zweiten Ausgabe sie wohl weggelassen haben?

Ferner wollen wir noch einen Neutralisten, ebenfalls Protestanten, hinzufügen, den Hoffmann übersehen zu haben scheint. Es ist: „Ein warhafftiger Bericht wegen der Belager- und Eroberung der Stadt Magdeburg. 4 Bl. in 4. Er sagt: „Indessen ist an unterschiedlichen Orten Feuer aufgegangen, welches so geschwind überhand genommen, daß die Soldaten an ihrer Plünderung verhindert worden" u. s. w.

Das Theatrum Europaeum hat diesen Bericht neben der Fax Magd. mit schwedischer Verquickung benutzt. Und gehört denn auch etwa die Fax. Magd., so fanatisch wie sie ist, nur auf die Seite derjenigen, welche den Kaiserlichen die Brandstiftung zuschieben? — Sie sagt bei Calvisius S. 62: „Die Bürgerschaft ist beschuldigt worden, als sollte sie in allen ihren Häusern Pulver gehalten und die Stadt selbst angezündet haben, welches, wenn es wahr und sie solches Willens gewesen, sie vielleicht nach dem Exempel der Numantiner gethan hätten" u. s. w., d. h. die Fax M. verneint es nicht so völlig, trotzdem daß sie dann ihre Anklage gegen Pappenheim wiederholt.

Wenn wir nun das Hoffmannische Additions-Exempel nachmachen wollten, so möchten sich die Zahlen sehr zu Ungunsten der Magdeburger Tradition herausstellen. Nicht das kann unsere Absicht sein. Wir haben lediglich zeigen wollen, daß der letzte Vertheidiger der schwedisch-magdeburgischen Tradition nicht ein Verfahren eingeschlagen, das zum Ziele führt. Hoffmann hat die so wesentlichen inneren Gründe möglichst bei Seite geschoben. Er sagt z. B. S. 159: „mit dem Einwande, es sei aller Vernunft zuwider und durchaus unglaublich, daß die kaiserlichen und ligistischen Soldaten durch Feuer und Brand sich selbst der Beute, welche bereits sicher in ihren Händen, hätten berauben wollen, steht es um nichts besser." Mit einer solchen Redensart: „steht es um nichts besser," ohne weitere Begründung warum nicht, möchte doch wohl dieser entscheidende innere Grund nicht abgethan werden. Eben die inneren Gründe sind durchschlagend.

Ich verkenne nicht den schweren Stand, den Hoffmann hatte. Er möchte so gern den alten Ruhm von Magdeburg, daß es um seines Glaubens willen von Tilly zerstört sei, so lange halten wie es geht. Diese Tradition ist ja einmal jedem Magdeburger anerzogen, es ist ein Stück seines geschichtlichen Daseins. Und doch kann auch Hoffmann nicht anders: er muß das Wesen der Sache fallen lassen: die böse Absicht Tillys S. 164. Er nennt Tilly den Zerstörer nur „aus eben dem Grunde, aus welchem man ihm den Ruhm der Eroberung beilegte — er war Oberbefehlshaber und leitende Hauptperson aller Unternehmungen des Belagerungsheeres." Wir müssen anerkennen, daß das Festhalten auch nur dieser Position nach der Schrift von Heising eine feste Zähigkeit erfordert.

Um diese Position halten zu können, darf Hoffmann einen gewissen Punkt nicht berühren. Ungeachtet aller Andeutungen, die H. über Falkenberg bringt, wagt er nicht diese Persönlichkeit näher ins Auge zu fassen. Da eben steckt der Knoten. Nicht die Bürger von Magdeburg als Bürger sind anzuklagen — sie hatten von den alten Numantinern auch nicht eine Ader —, sondern Falkenberg und seine grausige Rotte: Stalmann, Pöpping, Herkel, Cummius, die sämmtlich, wie er, in Magdeburg nichts zu verlieren hatten. Diese Scheusale waren die Werkzeuge der Gustav-Adolfinischen Plane. Seite 130 unten kann bei der Erzählung über Falkenbergs Verhalten am Morgen des 20. Mai Hoffmann sich des Prädikats „unverzeihlich" für F. nicht erwehren. Hier drängte die tiefere Untersuchung sich auf. Allein Hoffmann geht ihr dann dennoch aus dem Wege.

---

## Nro. LXXVI. (zu Seite 315.)

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

**Resolutio der Löbl. Ertzstifft Bremischen (Stände) vff die In Namen Herrn Obristen von Reinach Ihnen beschehene proposition den 8. Julj ao 1631 zu Bastall geben.**

Ob woln Ihr Fstl. Gn. Herrn Erzbischouen zu Bremen denn Sambtlichen Ständten verbotten auf Angesetzten Thag nit zu erscheinen, so seindt doch Sr. hochgr. Excellenz zu Vnderdhenigen vnd dem Herrn Obristen zu dienstlichen Ehren die Sambtliche herrn Prälaten ohne daß Thumb Capitul zu Bremen, der meiste thayl der Ridderschafft, vnd die Städte Stade auch Buxdehude Erschinen vnd folgendts vnanimiter Resoluiert, daß sie von einiger Correspondenz zwischen dem Khönig in Schweden vnd des herrn Erzbischouen zu Bremen Fstl. Gn. kheine wissenschafft heten, wehre Ihnen leith, daß sie solches erfahren müßen, da waß es für einen Außgang gewinnen würde, Ihnen nicht Vnwißendt wehre. So haben sie auch mit Bestürzung wahrnehmen müßen, daß Ihr Fstl. Gn. In eine Khriegsverfaßung zu Roß vnd Fueß begriffen wehre, Vnd wie wohl es sich gebüreth habe, auch der Capitulation gemeß wehre, da einige werbung Inn dem Erzstiffte oder demselbigen zum besten vorgenohmen werden solde, Solches mit den Gemeinen Ständten zu consulieren, vnd ohne Ihr vorbewust nicht anzustellen, so wehre jedoch Ihnen dise vorweßende werbung nit khundt gethan worden, derowegen Sie In hoc passu verhoffen Entschuldigt zu sein; wolten gebetten haben, wofern der Herr Oberst einen oder mehr derselbigen werber antreffen khöndte, solche In verhefft zu nehmen vnd zu bestraffen, worzue die löbl. Stände gehren hülff thuen wolten. Anlangt waß Ihr hochgeb. Excellenz sich zu löblichen Ständen Im fahl dieses Erzstifft von Engelendern oder sonsten anderen völckhern der Röm. Kay. Mayt. vnd des heyl. Röm. Reiches Feinden Inuadiret werden solde, zu versehen heten, erklährten die Anwesende Löbl. Stände sich, daß gleich wie sie Jederzeith In der Röm. Khays. Mayt. aller vnderthenigsten threuschuldwilligsten deuotion geweßen, also wolden Sie auch hinfüro also verbleiben vnd nicht zugeben, daß von Ihnen ein widriges gearchwohnet werden solle, wie sie dan auch bereith vnd willig wehren, dhoferne dieße Guetes Erzstifft von der Röm. Khays. May. vheinden Es sey auch waß vor Nation es wolle Innadiert werden solle, wolden sie Jederzeith bey der Röm. Kays. May. Inn diesem Erzstifft befündlichen Armee halten, Inen auch mit rath vnd dhat beyspringen. Jedoch wolden sie gebetten haben, demnach durch die lang bezahlte Contributiones die vom Adl sowohl alß haußleuthe ahn Ihren Güetern merckhlich geschwert, Es wollen Ihre hochgräfl. Exc. sie mit Aufbringung der sonst in dißem Erzstifft gewohnlichen Roß vnd Manßdhiensten verschonen, worgegen sie sich Obligierth haben wolden die Contributiones so lang herzuschießen, Alß es Ihre Güeter Ihnen vermögen, zweiffeln hingegen nicht, wolden auch gebetten haben, vndt sich vndertheniger Hoffnung getrösten, wann es sich Ihnen schickhen würde, Ihre Hochgräfl. Exc. wolden vnd würden Ihnen wirckliche subleuation widerfahren laßen. Hieneben ist von dhails der vornehmisten vnd sonst erlichen adlichen an den waßer khanden erwidert worden, daß sie zwar das beste thuen vnd den vheinden verwehren wolden, so wehre es jedoch an dehme daß sie nit Bastandt befünden, sonderlich weilln das volckh auß dem Marschlanden weckh genohmen vnd in die Städte verlegt würde, hätten derowegen vf mitl zu gedenckhen, wie Ihnen vf dem Nothfahl khönde succurieret vndt Sie vor vheindtliche Inuasion gesichert werden. Alßdan wolden sie gueth vnd blueth darbey Auffsetzen. Dan da sie, wan der vheindt Ihnen bereits Aufm halse, Ehest nach Staade schreiben, vnd dannen des succurses gewerdig sein solten, khönde Inmitls alle das Ihrige in Rauch auffgehen. Haben sie sich auch über das alles mit mehrerem verlauthen laßen, daß nicht ohne vnderschiedliche practicen vnd machinationen im hiesigen Erzstifft spargiret worden sein, worüber sie auch dheilß zu vielmahlen gewarnet worden Ihre mehrste vnd beste

sachen Vberseiths vnd Andere öhrter zu transperiren (sic), welches sie dan nicht wehniger mehrstens gefolgt, weillen eine Große Summa volckhes vom Feinde dieser Orthen einkhommen solden, vnd sie dahero feindlicher Gewaldthätigkeiten In etwaß befürchtet, wehre aber kheineßweges darauff angesehen worden, Als ob man wider sie In böße gedanckhen gerathen möchte, vnd verargwohnen, daß die Ebenwohl mit solchen Conspirationibus vmbgingen, Sondern Seye ihre sambtliche Resolution In Ihr Röm. Khays. Mayt. Allerunterthenigster Deuotion Jedensmahlen gethreylich zu verharren.

---

## Nro. LXXVII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Devotions-Erklärung für den Kaiser von den Vertretern des Landes Wursten. $^{13}/_{23}$ Juli 1631.

Wir Vögte, Gauobmechtigte vnd Gemeine Eingeseßene deß Landes Wursten thun hiemit khundt vnd Oeffentlichen bekhennen, alß wir nuhnmehr für Vndenckhlichen Jahren dem heyl. Röm. Reich incorporiert geweßen, vnd also dero Röm. Khay. May. Vnserem Aller Genedigsten herrn aller Vnderthenigsten Gehorsamb vnd Threue zu bezeugen vnß obliegen thuet etz.

Demnach verpflichten wir vnß nochmahlten bestendighlichen vnd auß wolbedachtem gemüethe, daß wir in solcher vnß obligendem Alldervnderthenigisten deuotion Je vnd allewegen allergetreulicheſt verbleiben, vnd nichts daß der Röm. Khays. Mayt. allerhöchstgedacht, vnd dem ganzen Röm. Reiche vnd Ihr Kays. Mayt. im Erzstiffte Armee In einiger weiß zu schaden oder nachteill gereichen möchte, nichtes Attentieren oder vornehmen, sondern vilmehr alle vnheill vnd abbruch vnserem geringen vermögen vnd khräfften nach, mit Abwenden vnd wehren wollen, deß zu wahrend vhrkunbt haben wir vögt nebens etzlichen Gauobmechtigten vnd eingesessenen dißes mit eigener handt unterschriben. So geschehen in Dorumb dem $^{13}/_{23}$ Julii 1631 Jahres.

(Folgen 17 Unterschriften.)

---

## Nro. LXXIX.

Archiv zu Brüssel.

Mémoire de ce qui s'est passé dans l'armée du Roy de Suède depuis son arrivée au Palatinat.

Rapport d'un envoyé du comte d'Emden.

— — — Le Roy a passé le Rhin entre Oppenheim et Worms à une heure d'Oppenheim, environ les quatre heures du matin avecq des pontons etc. justement à l'endroit où estoit une sentinelle de nos gens, mais comme il passoit à grandes trouppes, nostre cavaillerie qui estoit de garde ne sceut sitost arriver qu'il ne furent passé 2000 hommes d'infanterie. Nostre cavaillerie les chargea qui pouvoit bien estre 500 chevaux si bien qu'ils rompirent par deux fois leurs mousquéteries et vindrent jusqu'aux piques, lesquelles jamais ils ne scurent rompre. Nos gens ont esté constraincts de quitter et leur abandonner le passage. Le Roy y estoit en propre personne et a passé sur la première barque.

Der weitere Bericht betrifft die Vorgänge in Oppenheim und Mainz. Der König weigert sich einen der Gefangenen von Oppenheim herauszugeben. Da der Bericht offiziell ist, so mußte man wohl glauben ein Recht zu dieser Forderung zu haben. Die Capitulation von Mainz ist auch sonst bekannt. Der Bericht hier stimmt mit Moser: patr. Archiv VIII, 540. Dann fährt derselbe fort:

Le Roy tient bon ordre et belle police. Il a esté tenu seulement l'Eglise des Augustins pour faire le presche. Il a faict faire un bon à tous officiers de — condition, et à tous soldats de se contenter, les coronels à chaque repas 12 platz et 12 potz de vin, les lieutenant-coronels de 8, et les capitaines de 6, et que si le bourgeois ne se pouvoit accommoder, il payeroit en argent à chaque coronel douze patacons, et à l'avenant aux autres officiers, pour les soldats un pot de vin par jour, deux livres de pain, et une livre de chaire sans autre chose.

Der Bericht beschreibt ausführlich das Heer. Es sind 6000 Fußgänger und 3000 Reiter. Die Infanterie ist gut und alt. Die meisten sind Engländer und Schotten. Die Infanterie besteht aus 5 Brigaden, jede zu 3 Regimentern. Ein Theil der Reiter ist gut, der andere nicht viel werth, schlecht beritten und ohne Waffen. Der König läßt den Soldaten Brot und Wein geben.

Pour de l'argent, il n'en donne point. Tous les officiers de son armée sont bien mal contents, il ne traite le coronel que de schelm et à coup de baston et de pied. Pour la personne du Roy c'est un très brave Prince quy parle trois ou quatre sortes de langues, fort courtois, dans son armée il commande tout et est nuit et jour à cheval etc.

---

## Nro. LXXX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Schreiben des Kaisers vom 16. November 1631 an Kurmainz, und mut. mut. an Kurköln, an Georg von Hessen ꝛc.

Wir wollen vns einigen zweiuel nit machen, eß werden E. L. auff vorige Ihre vnd wohlgedachtes Landtgraffen Lbd. vnß eingeschickhte vnterschiedliche schreiben Vnsere genehme Kayſ. resolutiones nunmehr bereits richtig zukommen vnd überantworttet worden seyn, vnd darauff waß zu mögeligster beförderung vnd einem schleunigen wirckhlichen anfang solcher friedenshandlung immer dienstlich sein könne, bißhero zu thun nit vnterlassen haben u. s. w.

Vnd ersuchen E. L. hierauf noch mahl gantz gnädig vnd freundlich Sie allen mensch- vnd möglichen fleiß hierunter anwenden vnd ihre Mitchurfürsten zugleich beweglich ermahnen wollen, nunmehr zur sache mit einmütigem ernst zu thuen, vnd keine stunde mehr vergeblich hingehen zu laßen oder zu verlieren. Daß erheischt einmahl die hohe notturft, vnd wir wollen hierauff Ewr. vnd deroselben Mitkurfürsten L. L. L. L. förderlichste antwort mit dem allernehisten gewertig sein vnd verbleiben.

Ferdinandt.

## Nro. LXXXI.

Aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover.

Schreiben des schwedischen Residenten Laurenz Nicolai in Dresden an den Sekretär des Schwedenkönigs, Philipp Sadler, 31. August 1632.

Ihre Churf. Durchlaucht haben durch öffentl. außgeschickte Patente über das gantze Land supplicationes decretirt, wegen des vor einem Jahre von Gott dem Allmächtigen verliehenen Sieges und victoriae vor Leipzig, welche den 6ten und 7ten septembris nächstkünftig sollen gehalten werden: auf maß und weiß, wie es in beyliegender instruction vnd formale begriffen, man hat lange nicht daran gewollt, ist woll zu verwundern, daß alhie Leute gefunden, die sich hiewieder gesetzet vnd den Churfürsten haben hiervon abhalten wollen. Vor 3 wochen bin ich an sicherem ort zu gast geladen bey ansehnlicher gesellschaft allda auch Dr. Hoe scitus und praecipuus conviva gewesen. Es fielen allerley tischgespräch für, von der Catholicorum, insonderheit den Kayser- vnd Spanischen consiliis, wohin sie von anfange gezielet, waß für effecta darauß hin und wieder resultieret, wie statlich man von diesen seiten dazu geholffen hat, und wie man sich entlich abusirt befunden. Dr. Hoe mußte es contractis scapulis bekennen, gestalt erß auch durch einen außführlichen vernünfftigen discours beklagte. Zugefragt warumb man denn noch in allen Kirchen über das ganze Churfürstenthumb für den Kaiser so vleißig bittet? Antwortete er, eß seye bißher certo respectu so verordnet vnd gehalten worden; da aber seine Stim im Capitel gelten möge, solle es hinfüro eingestelt werden vnd nicht mehr geschehen. Er wolle die abrogation vnd abschaffung bey dem Churfürsten zu wege bringen oder seine dimission begehren. Wenige Tage darnach ist im Ober-Consistorio quaestionirt worden, orandumne sit porro, rebus sic stantibus, pro Caesare. Darüber consultiret, vnd negative concludiret. Den Sontag folgende hat der Oberhoffprediger eine herliche predigt gehalten, beweglich die grausambkeit und sanguinolenta adversae partis consilia amplificirt, vnd nach der predigt den Kayser auß der gewöhnlichen gebets formula außgelaßen. Solcheß ist ebenmeßig in den anderen Kirchen auch geschehen, cum summa auditorum admiratione, deren insonderheit, welchen die vrsach dieser schleunigen Verenderung vnbewust.

---

## Nro. LXXXII.

Eben daher.

Bericht des schwedischen Residenten Laurenz Nicolai in Dresden an den Sekretär des Königs, Philipp Sadler, den 13. März 1632.

Es gehet alles so woll in Politicis alß militaribus Schlefrig vnd langsamb zu. Der Feindt rühret sich nicht allein an allen örtern, sondern gehet albereit ins felt. Die Chursächsische trouppen liggen noch so dissipirt, daß sie nicht können so baldt zusamen stoßen. Scheint auch, daß der v. Arnheimb nicht große lust hat in Böhmen zu gehen, oder mit der armee lang darin zu bleiben, dörffte sich woll, wan er Vertig wirdt, mit dem volck nach Schlesien wenden vnd die Oerter, da etwas zu holen ist. Geschieht daß, so werden sie alles kahl machen vnd eben so in Schlesien haushalten, wie Sie gethan haben in Böhmen, wo alles in eine solche confusion gerathen, daß es nicht genugsamb zu verwundern. Die Inwohner, Adel vnd Unadel seind Ihres Vermögens priviret, waß vorrath da gewesen von Korn, Wein vnd

andere Victualien, von den Officieren vnnützlich verzehrt, daß übrige zum lande hinaußgeführt, vnd vmb halb gelt verkaufft, vnd die gemeine Soldaten vnterdeßen vom Hunger vnd bösen tractamenten wie die fliegen weggestorben, waß noch restirt, krank vndt malcontent, die Städte außgeplündert, insonderheit daß vor diesem prechtige Prag, welche schöne Stadt nunmehr ein dorff ist, oder nur zum ledigen Steinhauffen worden.

Torgau, den 13. Martii 1632.

---

Gleichlautend ist ein anderer Bericht aus Dresden. Eben dort, von einem Franzosen in hoher Stellung, jedoch ist die mir vorliegende Abschrift nicht unterzeichnet: Monsieur Steinacker aura, je m'asseure, communiqué avec vous en quel estat il a laissée les affaires de Boheme, et entre autres choses représenté les mauvais mesnages faicts par les soldats de l'Electeur. Ils les continuent encores tellement qu'ils ont changé la premiere affection du peuple en une haine immortelle, accompagnée du mépris et du desir d'en prendre sa revenge, s'il peut.

Nicolai berichtet am 6. Januar 1632, daß am Dresdener Hofe viele seien, welche lieber nach Osten und Süden blickten, als nach Norden, welche lieber dem Adler folgten, als die Sache du genereux et magnanime lion billigten.

---

## Nro. LXXXIII.

Eben dort, von Laurenz Nicolai aus Dresden, den 27. Juli 1632.

Monsieur et tres particulier ami,

Seidt mein Jüngstes ist allhie weinig schrifftwürdiges passirt. Ihre Durchl. der Churfürst seind die gantze vorige woche draußen im Lager gewesen, bleiben auch daselbst biß dato. Die Soldaten halten överauß übell haus, spolieren vnd plündern deß Churfürsten eigene heuser, werden baldt so woll mitt den Edelleuten alß mitt den haußleuten fertig. Überall ist eine große Weheklage. Die Soldaten weiber bringen die Bauren anhero mitt zumarckte, welche waß sie begehren vnd zu bekommen ist, tam ad luxum quem ad necessitatem bedingen vnd laßens darnach von den Bauren bezahlen. Sie, die Soldatenweiber, bekennen selbsten, daß der feind an keinem ortt so gehausett hatt, alß man hier siehet. Die praedicanten thuen mitt eyferigen Vermahnungen daß Ihrige, Mais on a beau prescher a ceux qui n'ont cure de bien faire u. s. w.

---

## Nro. LXXXIV.

Obwohl die nachfolgende Beilage gedruckt ist: so dürfte es doch wegen der Wichtigkeit einer solchen Kundgebung, und wegen der Seltenheit des holländischen Werkes von Aitzema nicht unangemessen sein die Hauptstellen der holländ. Botschaft an den Schweden hierherzusetzen.

Aitzema III$^{b}$, p. 193.

Ende hoewel het notoyr was, dat de Spaensche doorgaens soodanige meneen ende artificien tot haere avantagie sochten te gebruycken, ende

genoechsaem kennelyck, dat het Oorloge in Duytslandt geen Oorloge van Religie, maer van Staet, ende tegen het Huys van Oostenryck aengenomen was, ende Syne Coninckl. Majesteyt hem daerin soo loffelick ende rechtmatich, ende allein voor het publycke beste was quytende, dat nochtans Syne Maj. na syn hoochste wysheyt soude gelieven te overwegen, of deselve sodanige practycken by Vranckryck niet soude goet vinden te doen stuyten enz.

## Nro. LXXXV.

Archiv zu Brüssel.

Corresp. du duc de Bavière avec A. et J.

Papst Urban VIII. nach dem Falle von Magdeburg am 18. Juni 1631 an Tilly.

Madeburgensis Civitas experta tandem est ultoris Numinis furorem coruscantem in dextra Nobilitatis tuae etc. Contorqueri voluit Omnipotens per manus Cath. exercituum fulmine coelestis indignationis, quae incolas et tecta civitatis Ecclesiam aspernantis devoravit sicut stipulam etc.

Vive ac triumpha feliciter, nobilis vir, tu laus Israel, tu honorificentia populi nostri etc. Nulla plane natio in hoc urbis theatro de tuis laudibus contiscet. Diceris enim munivisse semper sanctimonia fortitudinem, nec minus foeliciter cupiditates in corpore quam hostes in variis provinciis edomuisse. Auch fernerhin spricht in diesem Schreiben der Papst: catholica castra u. dgl.

## Nro. LXXXVI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Bericht des H. C. v. Griesheimb, trierischen Gesandten in Frankreich, vom 20. Januar 1632 (in Ziffern).

Alß von dem hochwürdigsten F. v. H. H. Philipps Christoph Ertzbischoff vnd Churfürst zu Trier ich endts benanter ad regem christ. Galliae zu dem endt vnd zweckh abgeschickht worden J. K. M. vor die ahnerpottene assistenz contra Suecum dienstlich Danck zu sagen, sodann vmb fernere continuation dieser königl. favor anzuhalten, auch in ipso negotio dero real acceptation mich mit dem Chur Cölnischen abgesandten Herrn von Teuff zu vergleichen, gedachter von Teuff aber dann meistentheils darum eilig weggezogen, damit J. F. Gn. von Würzburg reise möchte vnuerzüglich fortgesetzt werden,

So habe ich keine gewisse Instruction auff solchen Fall gehabt, auch weiter nicht alß auff curialia interpositioni conformiter mit dem Chfstl. höchstgeehrten Collegio vel majori parte vnd generalia mich beziehen können, wie auch mit solchen generalibus — — — — —, mit der beschlossenen legation des Herrn Marggraven nach Brüssel (sic), vnd darauf fernerer künfftigen speranzen mit wircklicher assistenz, sofern Schweden die königl. französische autoritet nicht comiter conseruiren, vnd die occupirten örtter restituiren, die übrigen catholischen Churfürsten vnd Stäbe aber vnbeleidigt verbleiben laßen würde, etliche tage vffgehalten worden. Weill eß aber zum treffen kommen vnd mir nachgeschrieben worden, ob solte die Festung Ehrenbreitstein, darauff Ihre Chfstl. Gn. in der presse sich befinden thäten, realiter blocquirt sein: so habe ich ex necessitate etwas steber auff wirckliche assistenz

getrungen, mit vermelden, daß nunmehr nicht de numero militum sondern de uniuerso exercitu zu sagen seye; denn wo Ihre Mayt. dieße Vestung vnd die Statt Cöllen negligiren, vnd des Schweden furien einreumen werden, so sei alsdan die rechte Lagerstatt formiert, das nicht weniger die Crone Frankreich alß die übrigen cath. Stendt in Teutschlandt ruinirt werden können. Wie wohl nun diese vnd dergleichen motiuen den Herrn Bouthillier, Patrem Josephum vnd andere Königl. Räth dergestalt mouirt haben, daß auch der Cardinal Richelieu in pleno consilio mitt weinenden augen seine condolenz bezeugt hatt: so habe ich doch keine endtliche resolution erlangen können, biß endtlich der nuntius Herr Alexander B — Carpentoracensis, welcher wahrhafftig die deutsche wohlfahrt vnd conseruation der katholischen religion mit ernst meinen thuet, neben mir getretten vnd eine runde resolution auch fast mit importunität begehrt hat. Hierauff hat man zwar wieder tergiuersiren wollen, doch endtlich durch den Patrem Josephum rundt gestehen müessen, ihre Macht sei noch nicht dergestalt beschaffen, daß sie uns ohne ihre höchste eigene gefahr allein helffen. Wie auch noch zur zeit ihr Lager mehr nicht alß 18000 Mann starck, würde Spanien ein gewünschter Handel sein, wenn sie es wagen vnd sich von Schweden schlagen ließen, damit hernach des Königs Bruder desto besser zu seiner intention könne befördert werden. Sie wöllen aber vor dißmahl mit officiis vnd vorangezeigter ansehnlicher schickungh Regis Sueciae animum tentiren, vnd da nichts zu erhalten, als dann die Guarnisonen von den italienischen greutzen herbeyfordern vnd die Katholischen Chur- vnd Fürsten keineswegs verlaßen. Vnterdessen könte man in Frankreich wol leiden, solle auch die Königl. Majestät gar nicht offendiren, daß man alles kayserliche vnd spanische volckh vnd hülffe, so zu erdenckhen wehre, zusammen brechte, vnd sich so gut man khönte, defendiren thäte. Ja es solle Ihrer Majstt vnangesehen anderer simultäten, soferu Schweden Lützburch attaquiren würde, gar den Spanischen succuriren, den bösen Nachbar abtreiben, vnd wer ihnen die mitternechtige Kalte ex abrupto wachsende schwedische Macht nunmehr suspecter, alß die spanische warme cunctirend zunehmende Monarchie. Vber deß theten sie den deutschen Chur vnd Fürsten trewlich rathen, deß vngeachtet die neutralitet vorgehen solle, nichts vor minder die werbung vortgesetzt vnd so viel volck immer möglich vff die bein gebracht werden möchte, zwar Ihrem vorgeben nach desto ein reputirlichen frieden zu erhalten, aber allen vmbstenden nach auch den friedländer in moderation zu halten.

Gallica consilia seindt ietzo nicht gut schwedisch, vnd hat hochgedachter nuntius apostolicus kräfftig betheuert: es habe die vornehmbsten Reblinführer, so dem Schweden in den Sattel haben helffen, mehr als tausendmal gerewet. Wenn es nur Bestand hette. Sunst hat man sich allein vff Frankrich vor dießmahl nichts gewisses zu verlassen, aber wenn der Herr Graff von Papenheimb ein internum corpus formirt hette: so erpieten sie sich zur conjunction, vnd ist das gewis, wo der Herr von Teuff vnd ich nit weren dahin geschickht worden, so logirten ietzo die französischen armeen im Elsaß. Nunmehr aber ist es geendert vnd wehre sehr gut, daß die Serenissima Infanta zur beförderung des cathol. corpus itzo mit Frankreich etwas correspondiren vnd alle particular simultät saltem ad tempus verbergen khöndte: so wird negst Gott wieder ein bestendiges fundamentum auf Kathol. Seite zu setzen sein.

Signatum: Cöllen am 20. Januar.

## Nro. LXXXVII.

Handschr. Papiere der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Schreiben des französischen Gesandten St. Etienne aus München an den Kurfürsten von Sachsen, 30 Decbr. 1631.

Etienne macht dem Kurfürsten Vorstellungen, daß er Feindseligkeiten begehe contre un Prince aussi plein d'affection et de bienveillance pour V. A. que de déplaisir de ce qui s'est passé avant la bataille de Leipsig sans son sceu et contre son consentement. Je supplie tres humblement V. A. de commander, que cela n'arrive plus, d'autant que le Roy mon maistre auroit un extrême déplaisir, qu'il se passast quelquechose, qui peut altérer l'amitié, la bonne intelligence et union, que S. M. desire procurer entre Vos Altesses comme chose très utile, tant au bien général de l'Alemaigne et au repos publicq, qu'au particulier de vos Maisons et de vos amis. Cependant afin qu'il ne reste rien sur le coeur de V. A. de ce qui a été commis par le général Tilly sur ces estats contre le sceu, l'intention et le consentement de Monseigneur le duc de Bavière, qui en a eu un extresme desplaisir, comme il vous a desia tesmoigné etc.: so will Etienne zu diesem Zwecke einen besonderen Gesandten schicken.

Dann fügt Etienne in einem PS. bei: Mais j'oublie a vous dire le principal subject du voyage de ce gentilhomme qui est que Msgr. le duc de Bavière desirant donner d'esclaircissement a Monseigneur l'Electeur de Saxe de tout ce qui s'est passé tant devant la bataille de Leipzig jusqu'a present que de ces intentions pour l'advenir, en attendant qu'il puisse conferer luy mesme avec Msgr. l'Electeur de Saxe etc. Einstweilen ergeht die Bitte: que Msgr. de Saxe n'altere rien et ne vienne à rupture avec Msgr. l'E. de Bavière, lequel a alliance avec S. Maj. T. Chr., laquelle est obligee à la défense de ses Estats.

## Nro. LXXXVIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Rundschreiben des Kaisers an die Fürsten der Liga, vom 28. Jannar 1632. Der Kaiser warnt die zc. Fürsten, daß eine solche Neutralität unklug sei, ferner auch unmoralisch. Er fährt fort:

Wir befünden in Deutschen Historien kein solch Exempel, daß die auffrichtige edle deutsche Nation durch eußerliche Feindts gewalt sich jemahls von ihrem Oberhaubte, dem Römischen Kayser abzusagen, vnd denselben in gefhar zu stellen bewegen laßen, dessen Wir Vnß vmb so viel weiniger billich zu versehen, weil nicht allein die unbilligkeit dieses schwedischen Krieges, vnd daß derselbe einige rechtmeßige vrsache nicht gehabt daß Römische Reich dergestalt feindtlich zu öberfallen von dem gesambten Churfürstl. Collegium zu Regenspurg öffentlich declarirt, sondern auch die catholischen Curfürsten darneben sich erklehrt, das da sich der König von Schweden gelüsten lassen sollte den fuß auff des Reiches Boden zu setzen, vnd dasselbe fheindtlich anzufallen, auff solchen fahl vns sie, die gehorsamen Chur-, Fürsten vnd Stände alle schuldige hülff vnd beistandt leisten, auch für Vns, die catholische Religion vnd gemeines wesen alles auffsetzen wollen. Dieses ist vmb so mehr billiger, weillen die Gegner

als die vornehmbste Vrsache des Krieges das kays. Edict vom 6ten Märtz 1629 angeben. Wir haben aber dasselbe erlassen, vmb den catholischen Ständen gerechtigkeit zu erweisen. Will man vns darumb stecken lassen? u. s. w.

## Nro. LXXXIX.

Handschr. Papiere der Königl. Bibliothek zu Hannover. Es findet sich dort ein französisches Gutachten von 1632. Dasselbe beginnt:

Dans l'Estat present des Affaires d'Allemaigné les difficultez qui pressent le plus, se reduisent a la resolution de la paix ou de la guerre. Quant à la paix, elle est sans difficulté preferable comme estant et debuant estre le but et la vraie fin de la guerre. Comme les causes de la guerre sont la tyrannie, par laquelle on a voulu opprimer la liberté des Princes et Estats de l'Empire du costé des ennemis et la juste deffence de la d[te] liberté du costé des Confederez, aussi la paix, à la quelle on doict tendre, doit apporter des asseurances contre la d[te] tyrannie, et pour conservation de la d[te] liberté. Ces conditions presupposent preallablement la disposition de volonté en l'Empereur et Roy d'Espaigne de consentir et donner une telle paix. Mais puisqu'ils n'en ont encore faict aucune déclaration, ni verbale ni par escript, et qu'on n'en peut juger que par les conjectures, celles qui sont notoires a tout le monde doibuent estre le plus considérées. Chacun scait que soubs pretexte de Religion ils ont voulu s'assubjectir les Princes et Estats protestans, pour se rendre l'Empire hereditaire, comme ils ont desia faict les Royaumes de Hongrie et de Boheme.

## Nro. XC.

Unter den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover befindet sich ein Schreiben der Königin Christine von Schweden 1647 an den Großvezier. Sie bittet um Hülfe. Es findet sich in dem Schreiben folgende Stelle: Vestra igitur Excellentia Certissime confidat, quemadmodum superioribus annis Serenissima Reg. Majestas Sueciae, gl. mem. Rex Gustavus Adolphus par Legatum Dominum Paulum Strasburgum ejus temporis Imperatorem Turcicum quoad suam intentionem et mutuam correspondentiam assecuravit, ita quoque modernam Serenissimam Sueciae Reginam praesenti Regnorum Turcicorum Imperatori Serenissimo et potentissimo facta assecuratione luculenter testaturam esse suum affectum, ita ut velint utrimque et conjunctim unanimiter omnibus viribus existere etc.

## Nro. XCI.

Der Patriarch Cyrill in Konstantinopel begünstigte dort die schwedischen Umtriebe. Er schreibt im Juli 1632 an Oxenstierna.

Aus einer Sammlung Manuscripte auf der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Illustrissime et excell. D. Cancellarie, D. colendissime!

Cum redeat hinc prudentissimus Orator sacrae Reg. Maj. Paulus Strassberger, gaudeo quod mihi sit data occasio ad Excell. vest. illustr. scribendi,

atque eam amice salutandi. Satis nunc ex voce multorum constat nobis et christianissima et sapientissima vestra persona, quod sit digna ut ab omnibus colatur et revereatur, nec non ut lumen mundi admiretur (sic!). Et quia nos ex iis sumus, qui amant et obsequuntur fideles amicos Christi, et veritatis Evangelicae promotores, non potuimus quin eodem affectu Excellentiam vestram Illust. in sinceritate compelleremus per breves istas syllabas significantes quod sacrae regiae Majestati Sueciae misi librum manuscriptum, qui continet praeter alia expositionem in Jobum, quae cum non sit impressa, admodum in Oriente desideratur. Et esset bonum, si sua Sacra Regia Majestas mandasset suis Theologis, ut librum viderent, et si dignum et utilem ecclesiae judicarent, dare operam, ut imprimatur. Rem gratam sentiet Oriens noster in litteris ad sacram Regiam Majestatem, nec saltem de libro mentionem facio, nisi quod Illustriss. D. Paulum Stransburgk allocutus sim, sed Excell. vestrae Illmae explico, ut sua prudentia dignetur, quod ei videtur expediens terminare, in gloriam Domini nostri J. Christi et memoriam sempiternam celeberrimi et gloriosi Nominis serenissimi et christianissimi magni Regis Gustavi. Ista breviter habuimus. Et proinde a Dom. Jesu Chr. precamur Excellentissimae Excellentiae vestrae Illustrissimae longos annos omnemque felicitatem.

Dab. Constantinopoli, 3. Julii 1632.

Excell. etc.

servus in Domino
Cyrillus Patriarcha Constantinopolit.

Cyrill schreibt im folgenden Jahre an Oxenstjerna noch einen anderen Brief, in welchem er ausführlich erzählt, daß auch die Griechen bei der ottomannischen Pforte viele Streitigkeiten cum Papistis hätten, betreffend namentlich die heiligen Stätten in Palästina. Er vindicirt Gustav Adolf die Märtyrerkrone.

---

## Nro. XCII.

Die Ostentation, mit welcher der neueste schwedische Geschichtschreiber, Geijer III, 210 Nt. 1 der deutschen Uebersetzung, über diese Predigt berichtet, auf der anderen Seite die Unwahrscheinlichkeit der Behauptungen des Hofpredigers Fabricius, zwingt uns den Becan zur Hand zu nehmen, und jene Stelle nachzusehen. Sie findet sich in der Mainzer Ausgabe: Becani opera omnia I, 467. Es fragt sich vor allen Dingen, was Becanus mit dem Worte haereticus bezeichnet. Er sagt so: Christiani possunt non quidem ex feritate et barbarie, sed ex zelo Christi et studio conservandae veritatis fidei, coercere et si opus sit interficere haereticos, quando pacis et veritatis turbatores sunt. Zu diesen haeretici indessen rechnet Becanus die Lutheraner nicht. Becanus erörtert nämlich die Sache weiter und sagt, daß in der Erklärung des Unkrautes unter dem Weizen er mit den Lutheranern nicht einig sey. Instant Lutherani per zizaniam solos haereticos et non alios malefactores intelligendos esse. Er gibt ihre Gründe an, sucht sie zu widerlegen und schließt: Quod non potest intelligi de solis haereticis, sed de omnibus peccatoribus. Becanus erörtert S. 465, was ein Ketzer sei. Zu den Kennzeichen gehört vor allen Dingen die pertinacia. Er bezieht sich ausdrücklich auf

die Worte Augustins, daß diejenigen, welche die irrigen Lehren a sectiris atque in errorem lapsis parentibus acceperunt — nequaquam sunt inter haereticos deputandi.

## Nro. XCIII.

Archiv zu Brüssel.

Correspondance du duc de Bavière avec A. et I.

Maximilian schreibt 5. Mai 1632 an die Infantin. Der König von Schweden hat sich des Passes über beide Wasserströmb, die Donau und den Lech, bemechtiget. unnd fürther in unnseren lannden mit mordt, raub undt brandt so unerhört undt barbarisch, dergleichen noch in khainem landt beschehen, verfahren, daß nunmehr der größte undt böste theil unserer landte zwischen erstgedachtem Lech unndt dem Ihnstromb allerdings erbärmlicher weiß verwüstet unnd öde, auch vil hundert fleckhen, Stätt, märkht, Schlösser unndt Dorfschafften in der aschen ligen thun, undt noch darüber unsere beiden Hauptstätte München undt Landshut von dem feindt eingenohmen, beede um $\frac{M}{400}$ Rthlr. brandtgeschatzt, unsere in diesen beiden Stätten gehabte residentzen undt anderes so man gefunden, spoliiert undt hinwekh gefürth, und also von dem feindt desto bössere mittel in die Hand gebracht worden den Krig undt seine feindseligen intentiones wider höchstgemelte I. K. M. undt dero löbliches Hauß vortzusetzen.

## Nro. XCIV.

(Durch gütige Vermittelung des Herrn Ruland, Landtagsabgeordneten für Würzburg, in München.)

Aus dem Codex Mollianus 108 der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München.

Die „historia templi" des Ingolstadter Collegiums der Jesuiten meldet vom Jahr 1632:

Asservavimus hoc anno venerabiles exuvias Magni Joannis de Tilly in stanneo cippo sub ara ejusdem conditorii, noctu cum cereis lucentibus adductas; quemadmodum et Illustrissimi Domini Henrici de Harrencourt in conflictu Norimbergenci laesi et defuncti 29. Septb. Funus ad St. Hieronymi excepimus, cum luminibus sat multi comitantes usque ad conditorium. Sequenti die pro defuncto tres sacerdotes fecerunt; ipsum autem depositum hoc suo tempore in Galliam, prout amici statuerunt, transportabitur, duraturum contra aevi ubique, quemadmodum et prius, balsamo optimisque odoribus repletum. Viventi glorioso Duci Tillio patuit pharmacopolia nostra universa, defuncto, atque in funebri thoro composito per triduum de die in singulas horas submissi aliqui ex nostris pie parentarunt.

Ill. comes Wernerus Tilly, Praefectus urbi, discedens hinc Lincium capellam nobis argenteam, eamque deauratam omnis generis supellectili sacra instructam et artificiosam donavit, facile 1760 florenis aestimatam, eamque in memoriam Magni Tillii, gratique animi erga nos significationem obvenisse merito nobis gratulamur. Continebat autem haec statuam B. Virginis, S. Joannis, Christi de cruce pendentis, candelabra sex cum emunctorio, calicem cum patena et pixide hostiarum, vollubrum cum urcedis et duabus lagunulis,

ciborium cum scypho pro communicantibus et pixide sacri Chrysmatis, thuribulum et naviculam, duo vascula lustralia pro aqua benedicta, omnia ex argento. His ille heros in castris utebatur; quibus adjectae sunt sex tapetes coccineae ex panno subtilissimo ac pretioso: octo item coriaceae variis coloribus et figuris pictae. Ill. ipse Wernerus sub finem Augusti humanissime R. P. Rectori valedixit, commendans Patrui sui funus, ac obtenta ab Electore licentia Viennam contendit.

Am 10. Januar 1642 schrieb Werner G. v. T. dem Rektor des Collegs zu Ingolstadt, welcher Brief im Original vorhanden.

Admodum Reverende in Christo Pater!

Quamvis semper mihi in animo fuerit ex pecuniis Charissimo Domino Patruo meo Comiti Tillyo ill. mem. a Ser^mo^ Bavariae Electore et caeteris Cath. Ligae statibus optimo jure debitis, quae adhuc summam $\frac{M}{100}$ tallerorum excedunt, condignam illi sepulturam in vestro templo exstruere, et sicut admodum R^dus^ P. Generalis vester jam pridem concesserat annuum sacrum ab uno et e vestris pro anima ejus celebrandum fundare; cogor tamen, quia inde nihil aut parum sperandum, Bona denique mea et hypothecae, tam in superiore Palatinatu, quam in Ducatu Brunsvicensi, non solum bellis devastata, sed etiam periculo restitutionis obnoxia sint, sententiam mutare, et quibus adhuc possum mediis, antequam ipse moriar, optimi Patrui mei ossa sepelire, quapropter funus illius, quod usque nunc apud vos asservatur, quam primum per Danubium descensus patebit, ad locum sepulturae transvehi cuperem: cuius rei interea V. R^am^ hisce volui reddere certiorem: valeat ad multos novos annos, meque suis ac suorum precibus commendatum habeat.

Dabam in arce Weissenburg 10. Jan. 1642.

Reverentiae V^rae^

Addict. semper
Wernerus Comes T.

Dem Wohlehrwirdigen u. s. w. Herrn Johann Bllhch Pr. und Rector des Collegii zu Ingolstadt.

Die obige historia meldet endlich weiter:

1652.

Hoc tandem anno ossa Johannis Tserclais Comitis de Tilly, quae in tumba stannea ab anno 1632 ad haec usque tempora in nostro conditorio deposita fuere, Oetingam Veterem deportata sunt, digniore ibi Mausoleo decoranda.

# Namen- und Sachregister.

## A.



## B.

## C.

D.

## G.

## H.

## M.

N.

## Q.



## R.



## S.

T.

## U.



## V.



## W.







